

Die Ortenau

Zeitschrift
des Historischen Vereins für Mittelbaden

88. Jahresband 2008



OFFENBURG/BADEN
VERLAG DES HISTORISCHEN VEREINS FÜR MITTELBADEN

Die Ortenau

88. Jahresband 2008

Die Ortenau

Zeitschrift
des Historischen Vereins für Mittelbaden

88. Jahresband 2008



Redaktion
Dr. Martin Ruch

OFFENBURG/BADEN
VERLAG DES HISTORISCHEN VEREINS FÜR MITTELBADEN

www.historischer-verein-mittelbaden.de

ISSN 0342-1503

Für den Druck dieses Jahrbuches haben das Regierungspräsidium Freiburg und der Ortenaukreis Zuschüsse gewährt.

Gedruckt auf chlorfrei gebleichtem, umweltfreundlichem Papier.

Redaktionsschluss 1. April

Verlag Historischer Verein für Mittelbaden e.V.

Gesamtherstellung: VVA/Konkordia GmbH, 76534 Baden-Baden
Das Medienunternehmen

Nachdruck und photomechanische Wiedergabe nur mit Genehmigung
des Vereins und der Verfasser

Inhaltsverzeichnis

Jahresversammlung 2008	2
Grußwort zur Hauptversammlung des Historischen Vereins für Mittelbaden	9
Alte Bräuche, junge Bräuche	
Editorial	10
Klaus G. Kaufmann Die heiligen drei König mit ihrigem Stern ... Dreikönigssingen im Wandel der Zeit	11
Alois Krafczyk Das Dreikönigssingen in Haslach im Kinzigtal, sein überliefertes Liedgut und dessen Verbreitung	27
Dieter Kauß Wallfahrten im Ortenaukreis	43
Dieter Kauß Osterbräuche aus dem christlichen Glauben, aus Volks- und Aberglaube	71
Heinz G. Huber Franz von Papen als Wendelinusreiter Zur zeitgeschichtlichen Dimension der Nußbacher Wendelinus- wallfahrt in den 1950er-Jahren	83
Martin Ruch „Trenderle“ und „Holegrasch“: Spuren jüdischen Brauchtums in der Ortenau	101
Uwe Schellinger Religionsgeschichte als Familiengeschichte: Die <i>Chewra Kadischa</i> in Kippenheim	133

Ekkehard Klem Die Tradition des Scheibenschlagens in der Friesenheimer Ortschaft Heiligenzell	147
Gerhard Finkbeiner Die Tracht, festlicher Ausdruck bäuerlicher Kultur Erinnerungen an das „einstige“ Bauerndorf Schuttertal	157
Ingrid Hahn Bräuche, Sitten und Traditionen aus dem einstigen Flecken Willstätt	169
Bernhard Uttenweiler Ein vergessener Brauch: Schülerpostkarten vom Gymnasium Ettenheim 50 Jahre Abiturienten- und 30 Jahre Einjährigenkarten	197
Freie Beiträge	
Suso Gartner Wolf von Windeck und seine Hinterlassenschaft	223
Karl Maier Der Zimmerer Waldbrief von 1389	243
Constanze Albecker-Gänsler Hunger nach Bildern und Bildung Beispiele früher Druckerzeugnisse in der Offenburger Historischen Bibliothek	257
Manfred Merker Im Namen der Hyazinthe Ein Barockgedicht auf dem Grabstein des Offenburger Franziskanerpaters Hyacinthus Pfister, OFMCon (1659–1736) im Kloster Unserer Lieben Frau in Offenburg	273
Dr. Franz Hahn und Walter Schneider Die Glashütte der Herrschaft Hohengeroldseck am Grassert und die Bedeutung des Waldes für ihren Betrieb	301
Lina-Mareike Dedert Waren für die Weills Eine Untersuchung der Lieferantenstruktur der Eisenwarenhandlung Weill aus Kippenheim anhand des „Höfer-Fundes“	315

Ernst Gutmann Krankenversorgung im Mittelalter Beispiel Stollhofen	333
Heinz Nienhaus Altes Kinzigtäler Haus identifiziert	347
Ulrich Coenen Die katholische Pfarrkirche Herz-Jesu im Baden-Badener Stadtteil Varnhalt – Ein Spätwerk von Albert Boßlet	355
Hans Harter Schiltacher Schiffer machen die Gutach floßbar	365
Johannes Werner Zur Bedeutung von Wilhelm Hausenstein Eine Rede, gehalten in Paris	377
Christel Seidensticker Ein armes Schwein kommt in den Himmel. Wilhelm Busch und Moritz Schauenburg	387
Johannes Werner „Die entsetzlichen Rheinschnaken“ Worüber Goethe klagte, und woran Schiller litt	415
Wolfgang Kleiber Zur Galloromania im Mittleren Schwarzwald und in der nördlichen Ortenau	423
Friedel Scheer-Nahor Jüdischdeutsch zwischen Kippenheim und Jebenhausen Ein Gespräch mit der aus Kippenheim stammenden Dr. h. c. Inge Auerbacher	449
Wolfgang Stengele Dramatische Veränderungen in der Natur in der 2. Hälfte des 20. Jahrhunderts	463
Marlon Poggio Felix Wankel – ein Wegbereiter des Nationalsozialismus in Baden? Zu seiner Rolle in der Wehrjugenderziehung in Heidelberg und in der Lahrer Notgemeinschaft	481

Landrat Klaus Brodbeck Der Ortenaukreis – Rückblick 2007	499
Junge Autoren	
Christine Fix Hausschlachtung und Säcklestrecken im Harmersbachtal	511
Forum	523
Ruch: Die Mikwe in Besalú	
Neue Literatur	529
Jenisch / Gutmann: Archäologischer Stadtkataster Offenburg (Ruch); Caroli, Walter und Heinrich: lieb vndt leid theilen. Die Carolis in fünf Jahrhunderten (Ruch); Coenen: Baden-Baden (Seiler); Herbst: Zeugen der Vergangenheit (Kreutz); Kapff / Wolf: Kulturgeschichte am Wegesrand (Kreutz); Archiv der Freiherren Roeder von Diersburg / Archiv der Freiherren von Schauenburg Oberkirch. Urkundenregesten (Gorka); Freistetters Wörter und Redensarten (Hall); Klausmann: Atlas der Familiennamen von Baden-Württemberg (Hall); Schriften der Baar, 51 (Hall); Schiener: Amalie von Baden (Ruch); Oster: Die Großherzöge von Baden (Ruch); Woltersdorff: Nordelsaß für Leser (Ruch); Striebig: Wanderungen durch die Vogesen (Ruch); Herden: Straßburg-Belagerung 1870 (Thomann); Breitkopf: Eine Zierde unserer Stadt. 100 Jahre Fürst Stirum – Klinik Bruchsal (Ruch); Krämer: 200 Jahre Papierfabrik Köhler (Ruch); Kreutz: Rathaus Zell-Weierbach (Ruch); Benz/Distel: Der Ort des Terrors (Ruch); Heid, Hans: Die Rastatter Residenz im Spiegel von Beständen der Historischen Bibliothek der Stadt Rastatt (Kauß); Kaufmann: Kleine Geschichte der Juden in Baden (Ruch); Kreutz/Wiegand: Kleine Geschichte der Stadt Mannheim (Ruch); Kicherer: Kleine Geschichte der Stadt Baden-Baden (Ruch); Kruse (Hg.): Kehler Familiengeschichten (Ruch); Werner: Brechts „unwürdige Greisin“ in Achern (Ruch); Böhme: Orte der Erinnerung (Ruch); Simpliciana XXIX, 2007 (Ruch); Geroldsecker Land 50, 2008 (Ruch); Lederer: Äbte und Mönche der Abtei Gengenbach (Ruch); Harter: Die Herzöge von Urslingen in Schiltach (Ruch); Freiburger Diözesan-Archiv 127, 2007 (Ruch); Max Dugrillon: Das Badische Anzeige-Blatt (Maier); Kaufmann, Denise und Jules: Glück, ganz besonderes Glück (Ruch)	
Historischer Verein für Mittelbaden: Nachrichten	547
Jahresversammlung des Historischen Vereins für Mittelbaden in Hausach (Gorka); Walter Ernst Schäfer zum 80. Geburtstag (Kühlmann); Hans Mild zum 80. Geburtstag (Ruch)	
Berichte der Mitgliedergruppen	551
Berichte der Fachgruppen	587
Inhaltsverzeichnis der «Revue d'Alsace 2008»	615
Der Historische Verein für Mittelbaden e.V.	616
Redaktionsrichtlinien	622



Grußwort

zur Jahreshauptversammlung des Historischen Vereins für Mittelbaden e.V. am 5. Oktober 2008 in Steinbach:

Steinbach im Baden-Badener Rebland heißt Sie zur Jahreshauptversammlung des Historischen Vereins für Mittelbaden e.V. am 5. Oktober 2008 herzlich willkommen!

Ich freue mich sehr, dass diese Tagung im großen Jubiläumsjahr „750 Jahre Stadtrecht Steinbach“ bei uns stattfindet und danke der katholischen Pfarrgemeinde St. Jakobus für die Gastfreundschaft, die wir im Marienhaus genießen dürfen.

1957 wurde die Mitgliedergruppe Yburg im Hinblick auf das 700-jährige Stadtrechtsjubiläum Steinbachs gegründet. Bereits ein Jahr später fand die Jahreshauptversammlung des Historischen Vereins für Mittelbaden hier statt. 2008 ist es nun folgerichtig wieder soweit. Ich danke den Verantwortlichen für die Vergabe nach Steinbach, mit der sich ein Kreis schließt und mit der unser Jubiläumsjahr zusätzlich aufgewertet wird.

In den vergangenen fünf Jahrzehnten hat die Mitgliedergruppe Yburg eine gute Entwicklung genommen und viel Geschichte aufgearbeitet. Der Verein führt historisch interessierte Menschen aus Neuweier, Varnhalt, Steinbach sowie den angrenzenden Orten zusammen, vermittelt Kenntnisse an die jüngere Generation und hat mit dem Reblandmuseum im früheren Amtshaus eine bleibende Einrichtung geschaffen, auf die wir sehr stolz sind.

Gerade im Jubiläumsjahr 2008 bringt sich der Historische Verein Yburg in besonderer Weise ein und weckt auf vielerlei Art das öffentliche Interesse an der Geschichte Steinbachs und der Region. Genannt sei beispielhaft die Sonderausstellung „Stadtgründung und Stadtgründer“, die Willi Daferner in jahrelanger ehrenamtlicher Arbeit zusammengestellt hat. Die Stadt Baden-Baden und die Rebland-Orte fühlen sich mit dem Verein und seinem verdienstvollen Wirken in Dankbarkeit eng verbunden

Ich wünsche allen Mitgliedern und Freunden des Historischen Vereins eine harmonische Jahrestagung in Steinbach.

Ulrich Hildner
Ortsvorsteher Baden-Badener Rebland

Alte Bräuche, neue Bräuche

In den Ortenauer Städten kennt man es nicht, das „Zieren“. Doch drüben im Hanauerland, in Hesselhurst etwa, vergeht kein Jahr, in dem nicht an einem Haus über Nacht bunte Fähnchen angebracht oder Luftballons angebunden werden und vor allem ein mehr oder weniger großes Schild, das darauf hinweist, dass hier gerade ein Mensch entweder zur Welt gekommen ist oder einen runden Geburtstag, den 50. etwa, erreicht hat. Auch bei Hochzeiten „zieren“ die Nachbarn und Freunde solcherart das Haus der Frischvermählten. Gerade bei der Eheschließung sind weitere Bräuche zu verzeichnen, das Autohupkonzert etwa oder das „Sperren“ (Freilassung des Brautpaares nur durch Geldspende) durch Jugendliche. Kein Abiturientenjahrgang verabschiedet sich von der Schule ohne rituelle Handlungen, kein Winter vergeht ohne „Waldspeck“, der Vereine, Freundschaften oder Familien einträchtig um ein Lagerfeuer versammelt, an dem bestimmte Speisen gebraten werden. Manche Bräuche sind jüngeren Datums, andere, wie die Ortenauer Fasnacht, schon betagt. Doch auch hier gibt es gelegentlich neue Varianten zu beobachten, etwa das Eiersammeln der Närrinnen am Rosenmontag. Alte Bräuche wandeln sich plötzlich, manche längst vergessenen wie der Blument Teppich an Fronleichnam in Marlen werden wieder populär. Bräuche zu sammeln und zu beobachten bedeutet das Leben von Gemeinschaften zu dokumentieren.

Mit einigen Beispielen zeigt der vorliegende Schwerpunktband „Bräuche“ der Ortenau Ausschnitte aus der lebendigen Vielfalt in Mittelbaden.



Hesselhurst, „geziertes“ Haus (2008).

Foto: Ruch

Die heiligen drei König mit ihrigem Stern ... Dreikönigssingen im Wandel der Zeit

Klaus G. Kaufmann

Die heiligen drei König mit ihrigem Stern,
die kommen gegangen, ihr Frauen und Herrn.
Der Stern gab ihnen den Schein.
Ein neues Reich geht uns herein.¹

Sterndreherlied Aus Oberbayern



1. Die heil'gen drei König mit ih-ri-germ Stern, die kommen ge-gangen, ihr Frauen und
Herrn. Der Stern gab ihnen den Schein. Ein neues Reich geht uns her-ein.

2. Die heil'gen drei König mit ihrigem Stern, sie bringen dem Kindlein das Opfer so gern. Sie reisen in schneier Eis, in dreizehn Tag vierhundert Meil.

3. Die heil'gen drei König mit ihrigem Stern hien- rüber und ebern das Kindlein, den Herrn. Ein seli- ge, frohliche Zeit verleihe uns Gott im Himmelsreich!

Quelle: In mehreren Varianten aus Oberbayern, jenseits der Zeit vom 16. bis zum 18. Jahrhundert in der Verbreitung der Dreikönigslieder, ist ein Strophe, dem Stern der Stern und Stern, welche die Welt der Welt werden. Sie haben einen großen Stern, der kein Stern gehen will. Damit wird auch die erste Strophe „die Sternlieder“ genannt.

Sterndreherlied aus Oberbayern

(Repro: K.G. Kaufmann)

Mit diesem oder einem ähnlich lautenden Lied zogen und ziehen Sternsinger oder Dreikönigsänger, früher ausschließlich in katholischen Gegenden, in der Zeit zwischen Neujahr und Dreikönigstag von Haus zu Haus, um „milde Gaben“ einzusammeln. Schon die Abwandlung des vorigen Sterndreherliedes in folgenden Text bemerkt etwas süffisant, aber sicher realistisch, warum sie im 16. und 17. Jahrhundert auch „aktenkundig“ geworden sind:



Sternsinger
(Repro: K.G. Kaufmann)

*„Die heiligen Drei König mit ihrigem Stern,
die essen und trinken und zahlen nicht gern!“*

Bereits 1566 wurden die Verse gedruckt und Rüdesheimer Kinder haben den Text 1601 gesungen.² Doch zunächst zu den Anfängen:

Historische Quellen

Da im Jahre 1164 unter Erzbischof Reinald von Dassel die Gebeine der Heiligen Drei Könige von Mailand nach Köln überführt wurden und dort seither ununterbrochen verehrt werden, müssen wir unseren Blick in die Vergangenheit zunächst in diese Richtung wenden. Als sich 1364 das Überführungsfest zum 200. Mal jährte, nahm dies Florentius von Wevelkoven, Bischof von Münster, zum Anlass, den Prior des Karmeliterklosters in Hessen-Kassel, Johannes von Hildesheim mit der Abfassung der Geschichte der heiligen Drei Könige zu betrauen. Dieser hatte als Schriftsteller und ehemaliger Professor in Avignon und Paris einen Namen³. Seine Ausführungen beginnen:

„Dem ehrwürdigen Vater in Christo Herrn Florentinus von Wevelkoven, durch göttliche Gnade Hochwürdigem Bischof von Münster. Die ganze Welt vom Morgenland bis zum Abendland lobt und ehrt die heiligen drei Könige. Hellen Sonnenstrahlen gleich leuchtet ihr Ruhm im Morgenland. Dort, im Lande des Sonnenaufgangs haben sie leiblich gelebt, dort haben sie den wahren Gott und Menschen gesucht und angebetet und ihm ihre Gaben dargebracht, die solch bedeutsamen Sinn hatten. ...“



*Die Heiligen Drei Könige aus
einer Heiligenlegende von 1866
(Repro: K.G. Kaufmann)*

Diese Geschichte wurde 1477 in Köln das erste Mal gedruckt und bis zur Reformationszeit mehrfach neu aufgelegt. Im Jahre 1818 entdeckte Johann Wolfgang von Goethe eine lateinische Handschrift „Historia trium regum“ und veranlasste eine Übersetzung. Die neue Ausgabe der Legende erschien im Jahre 1822 bei Cotta im Druck⁴. Die älteste zuverlässige Nachricht über den Sternsingerbrauch stammt aus dem Benediktinerstift St. Peter zu Salzburg, wo 1541 die „Singer mit dem Stern“ am Fest „Trium Regum“ eine Geldsumme erhalten. Nach Auffassung von Dietz-Rüdiger Moser kam der Sternsingerbrauch erst in nachmittelalterlicher Zeit auf, wo er im Umkreis von Bischofsitzen und Stiften, zunächst von Kloster- und Chorschülern geübt wurde. Mit den mittelalterlichen Dreikönigspielen ... habe das Sternsingen nur die stoffliche Basis gemeinsam. Es sei als Antwort entstanden auf die Kritik der Reformatoren an der Feier des Epiphaniastages. Da Luther die Verehrung der Heiligen Drei Könige strikt ablehnte, wurde der Brauch konsequenterweise nur in katholischen Regionen gepflegt. Über knapp 400 Jahre sind keine Quellen bekannt, die uns mehr über die Tradierung dieses Brauches informieren. Daher soll dies so auch stehen bleiben.

Bemerkt werden muss allerdings, dass es vielfältige politisch, kulturell und religiös motivierte Unterbrechungen, Verbote und auch sonstige Änderungen in Darstellung und Inhalt gab. Hinweisen möchte ich auf die Reformationszeit, den Bauernkrieg, den dreißigjährigen Krieg, die Josephinischen Reformen, die Aufklärung, die staatlichen Umwälzungen als Folge der napoleonischen Kriege, die Säkularisation, bis hin zum herrschaftlichen oder polizeilichen Verbot. Sie alle haben ihre Schleifspuren hinterlassen.

Das „Konradsblatt“, Wochenzeitung der Erzdiözese Freiburg schreibt über die Entstehung des Sternsingens⁵: „Am sechsten Januar wird die Erscheinung des Herrn gefeiert, auch Epiphanie genannt. Der Göttlichkeit Jesu begegnen nach dem Matthäusevangelium (Mt 2) je nach Übersetzung Weise, Magier oder Sterndeuter aus dem Osten. Aufgrund der Geschenke Gold, Weihrauch und Myrrhe geht man von drei Besuchern aus, die seit dem sechsten Jahrhundert als Könige bezeichnet wurden. Seit dem neunten Jahrhundert tragen sie die Namen Caspar, Melchior und Balthasar. Im zwölften Jahrhundert wurden ihre angeblichen Gebeine nach Köln gebracht, wo sie heute in einem Goldschrein aufbewahrt werden. Der Brauch des Dreikönigsfestes entstand im 13. Jahrhundert und erlangte solche Bedeutung, dass der sechste Januar fast nur noch als Fest der Heiligen Drei Könige gefeiert wird. Im 16. Jahrhundert breitete sich der Brauch des Sternsingens aus. Kloster und Chorschüler an den Bischofsitzen und Stiften sollen den Brauch eingeführt haben. Andere Quellen sprechen von erwerbslosen Handwerksburschen, Soldaten und später auch armen Kindern. Mit einem Stern zogen sie von Haus zu Haus, erzählten in ihren Liedern von den Weisen aus dem Morgenland und erbaten Gaben. Bis zur Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts sammelten die Sternsinger für sich selbst. Seit 1959 werden die Heiligen Drei Könige offiziell von katholischen Gemeinden ausgesandt, um Spenden für Kinder und Jugendliche auf der ganzen Welt zu erbitten.“

Dreikönigssänger erscheinen in den Ratsprotokollen und Rechnungsbüchern der Städte und Klosterherrschaften, wenn sie sich auffällig verhalten (sprich: dass sie gerauft und gesoffen haben! Anmerkung des Verfassers), oder wenn sie Almosen erhalten haben. So erscheint im Lohnherrenbuch (1575–1584) der ehemals freien Reichsstadt Gengenbach⁶ unter „Ausgab in minoribus“ „Sambstags nach Trium Regum 79“ also für das Jahr 1579 „Item ii sl d dem Thurn bloßer von Lare verehrt, Item i sl iii d armen Leuten umb Gotteswillen“. Drei Jahre später, also im Jahre 1582, schreibt der Stadtrechner in sein Rechnungsbuch unter „Sambstags nach trium Regum 82“ in den Rechnungszeilen 11 bis 16: „Item iii sl dem bläser von Offenburg“, „Item ii sl dem bläser von lahr“, „Item ii sl dem bläser von Haßlach“, „Item i sl einem armen Schulmeister“, „Item einem Priester iii sl verehrt“, Item ii sl den guten Leuten zum guten Jar“. Jedenfalls ein Hinweis auf eine (be)lohnenswerte Aktivität. Einzelheiten verrät das ehrwürdige Lohnherrenbuch leider nicht.

Sambstag nach trium
 Regum 82
 Item ij den viertzen
 Item j^{te} den viertzen und Ruch
 Item iij den viertzen für sambot und ist
 jaltzer Calpung
 Item iij den viertzen für ij tag
 Item j^{te} den viertzen für xij hantling alle
 Item j den viertzen und b luffstörk
 Item ij^{te} den viertzen für ij Contze und luff
 und luffen von dem luffstörk
 Item iij den viertzen lufften gaffent
 Item iij den viertzen von dffnung
 Item ij den viertzen von luff
 Item ij den viertzen von gaffent
 Item ij den viertzen lufften gaffent
 Item iij den viertzen lufften gaffent
 Item ij den viertzen lufften gaffent
 Item iij den viertzen lufften gaffent
 Item ij den viertzen lufften gaffent
 Item iij den viertzen lufften gaffent

Aus dem Lohnherrenbuch der Freien Reichsstadt Gengenbach (1582)

„Sambstag nach trium Regum 82“

(Foto: K.G. Kaufmann)



Dreikönige in Bühl ca. 1957

(Foto: G. Kaufmann)

Nun zurück zu unserem eingangs zitierten Spottvers! Dieser „Spottvers“ weist darauf hin, dass das Dreikönigsingen in den meisten deutschsprachigen Gegenden vormals ein Heischebrauch war, mit dem sich Chorknaben, Schüler, auch verarmte Handwerker und Soldaten zusätzlichen Unterhalt verdienten. (Siehe Auszug aus dem „Konradsblatt“) Erst mit der Einführung der Sternsingeraktion der deutschen Diözesen im Jahre 1959 wurde in Deutschland generell für einen sozialen Zweck gesammelt. Teilweise wurde nur gesungen, teils wurden Rollenspiele mit Gesang dargeboten.

Beispiele aus der Gegenwart und nahen Vergangenheit in der Region

Aus dem Jahre 1954 ist für die Pfarrei St. Peter und Paul in der Stadt Bühl das folgende Rollenspiel bekannt, das damals in den aufgesuchten Wohnungen, im Krankenhaus und im Altenheim zur Aufführung kam⁷:

Die Könige: „Dürfen die Heiligen Drei Könige eintreten?“
 Lied: „Nun sehet den Stern, den wir bringen:
 ein Licht aus der himmlischen Pracht!
 Nun höret das Lied, das wir singen:
 Ein Lied von der heiligen Nacht!
 Wir kamen von weit her gegangen,
 durch Meere und Wüsten der Welt,
 wo alles noch dunkel verhangen,
 weil niemand die Erde erhellt.“⁸

Darauf die Könige:

„Wir suchen den neugeborenen König, sein Stern führte uns hierher.“

Kaspar: „Wo ist König Herodes?“

Herodes: „Ich bin König Herodes, Vierfürst von ganz Galiläa und weiß nicht, was es bedeuten soll, dass ein Knäblein geboren ist, das den Namen Jesus trägt.“

Kaspar: „König Kaspar werde ich genannt. Ich komme aus dem Morgenland und bin gekommen, das Jesuskindlein aufzusuchen, ihm Geschenke zu bringen und es anzubeten.“

Melchior: „Mein Name ist König Melchior, kam von weiten Bergen vor. Auch ich suche das Kindlein und möchte ihm singen und auch sogar Geschenke bringen.“

Balthasar: „Ich bin König Balthasar, vom fernen Lande der Phäaken komm' ich gar, suche das Kindlein und möchte ihm singen und auch sogar Geschenke bringen.“

Kaspar: „Wo ist der neugeborene König? Wir sahen seinen Stern und sind gekommen, ihn aufzusuchen und ihn anzubeten.“

Herodes: „Ein neugeborener König? Ich weiß es nicht! Da muss ich zuerst meinen Schriftgelehrten fragen. Schriftgelehrter?“

Schriftgelehrter: „Zu Befehl, König Herodes, was steht zu Diensten?“

Herodes: „Schlage auf und suche nach, wo das Knäblein geboren sein soll, das den Namen Jesus trägt!“

Schriftgelehrter: „Das werden wir gleich haben! Da! Da ist es!“ „Du Bethlehem im Lande Juda bist keineswegs die geringste unter den Fürstenstädten Judas, denn aus dir wird hervorgehen der Fürst, der mein Volk Israel regieren wird!“

Alle: „Dieser Stern aus dem Morgenland macht uns die Geburt bekannt!“

Lied: „Die Heiligen Drei König ...“

Herodes: „Nun bitten wir um eine milde Gabe.“

Lied: „Der Heiland ist geboren ...“

Alle: „Wir danken und wünschen eine gute Nacht!“⁹

In Bühlertal, so wird im Heimatbuch der Schwarzwaldgemeinde¹⁰ beschrieben, wurde dieser Dreikönigsbrauch vor 1954 in ganz ähnlicher Form dargeboten, wie zuvor aus Bühl berichtet. Man sang auch dort ein Lied, das zum Bühler Repertoire gehörte und zwar:



Sternsinger in Bühlertal

(Bild: Gemeindeverwaltung Bühlertal)

*„Ein Stern ging auf im Osten. Drei König' sahen ihn.
Sie hatten treu erspähet, bis endlich er erschien.
Sie sahen so hell noch keinen
und mussten freudig weinen.“*

Noch bevor der Schriftgelehrte seinen Vortrag aus der Schrift beginnt, singt man:

*„Es steigen alle drei das Bergelein hinauf!
Wir kamen zu Herodes, wir klopfen an sein Haus.
Herodes erschrak von falscher Bedacht.
Du bist Herodes wir trauen dir nicht.“*

Auch hier wurde ein Rollenspiel dargeboten, das vom Textinhalt und der Art der Aufführung der aus Bühl bekannten Version gleicht.

Zum Textvergleich soll ein Auszug aus „Mein Heimatland“¹¹ aus dem Jahre 1928 von Josef Zimmermann „Die Zeit der zwölf Nächte im Hegau und Linzgau“ dienen, weil er Textelemente enthält, die sich an anderen

Orten in Teilen wiederholen. Dieser Autor bezieht sich zwar auf eine germanische Herkunft des Brauches, aber Historiker und Brauchtumsforscher sind sich sicher, dass diese Auffassung heute nicht mehr haltbar ist. Dazu fehlt auch nachweisbare Kontinuität. Interessant ist aber der darauf folgende Text: „... so sehen wir in der christlichen Zeit bis heute noch, wenn auch nur in wenigen Orten noch, bei uns in der Seegegend den Brauch der umherziehenden ‚heiligen Drei Könige mit ihrem Stern‘. Noch vor wenigen Jahren war es hierzulande üblich, dass am Dreikönigstagabend drei Knaben oder manchmal auch erwachsene Burschen die drei Könige darstellten und den Umzug im Dorf von Haus zu Haus trugen. Sie trugen meist schwarze Hosen, darüber weiße Hemden und als Kopfschmuck eine mit Goldpapier verbräunte Krone aus Pappe; eine goldgewirkte Schnur umgürtete das Hemd. Melchior, der König des Mohrenlandes (sonst wird immer Kaspar als der schwarze König angesehen! Anmerkung des Verfassers), die Seele des Unternehmens, zeigte seine überragende Stellung neben dem geschwärtzten Gesicht und den großen goldenen Ohrringen vor allem durch einen in der Hand getragenen Stab mit oben angebrachtem goldenen Sternkasten, der mehrere farbige Gläser und innen eine brennende Kerze enthielt; und dieser Sternkasten konnte durch eine Haspel, wie ein Rad gedreht werden. Der Weise zur Linken trug eine Sparbüchse, der zur Rechten ein Ränzlein, die beide zur Entgegennahme milder Gaben bestimmt waren. So zogen sie meist abends von Haus zu Haus. In der Stube stellten sie sich nebeneinander auf und sangen gemeinsam dieses Lied; während des Vortrags wurde der Stern immer gedreht“:

„Wir kommen daher in aller Gefahr und wünschen Euch allen ein gutes Neujahr, ein gutes Neujahr, eine friedliche Zeit, die uns Gott Vater vom Himmel rab geit (gibt). Gott Vater, Gott Sohn, Gott Heiliger Geist!“

Die heiligen drei Könige mit ihrem Stern, sie suchen den Herrn und fänden ihn gern. Da gingen alle drei das Bergelein hinauf, Herodes schaute zum Fenster heraus. Herodes sprach mit falschem Bedacht: Wie ist der hinterste König so schwarz. Er ist nicht schwarz, er ist nicht weiß, er sieht dem König vom Mohrenland gleich. Bist du der König vom Mohrenland, so biete mir die rechte Hand! Die rechte Hand, die biet' ich nicht, du bist Herodes, dir trau ich nicht! Es fliegt ein Vöglein übers Feld, wir nehmen nichts als Fleisch und Geld; es fliegt ein Vöglein über den Boschen, wir nehmen nichts als Sechser und Groschen. Wenn ihr uns gern habt, so gebt uns bald, wir müssen heut Nacht noch durch den finstern Wald, durch den finstern Wald, durch den tiefen Schnee, wie tuts den heiligen drei Königen so weh, o jeh!“

Ein Artikel „Um die Weihnachtszeit im badischen Mittelland“ in „Mein Heimatland“¹² (1928) befasst sich mit dem Dreikönigsbrauch in der Stadt Bühl: „Von Neujahr ab – manchmal sogar gleich nach den Weihnachtsfeiertagen – kommen die ‚Heiligen drei Könige‘. Die in der Bühler Gegend stammen meist aus dem Gebirge, gehen aber weit ins Land (z. B. bis Hildmannsfeld). Sie spielen ihr Spiel, singen ihre Lieder und bekommen Geld und Gaben. Da es ein einträgliches Geschäft ist, kommt es allmählich wieder stärker in Schwung, artet allerdings oft zum bloßen Bettel aus. Bühler-
tal, Sasbach, wo es meist Schüler der achten Klasse sind, und Lauf, stellen gewöhnlich die ‚Heiligen drei Könige‘. Während es meist drei Personen sind, treten z. B. in Steinach i. K. und in Kappelwindeck vier Spieler auf. Die Bühler-
tälern kommen sogar zu fünft und führen folgendes Spiel auf.“ Es folgt nun das eingangs beschriebene Spiel mit den drei Königen, Herodes und dem Schriftgelehrten. Selbst das Lied „Ein Stern ging auf im Osten ...“ wird dort schon erwähnt.

Das katholische Pfarramt „Liebfrauen“ in Bühler-
tal hat folgenden Dreikönigsspieltext aus heutiger Zeit zur Verfügung gestellt¹³:

Sternträger: „Wir grüßen ganz herzlich dies freundliche Haus und sprechen die besten Wünsche für das Jahr 2008 aus. Ein neues Jahr hat begonnen, der Herrgott sei Euch wohlgesonnen.“

Lied: „Ein Lied lasst uns jetzt singen, von freudenreichem Klang, vom heil’gen Christuskinde, von himmlischem Gesang, von Fürsten, Gold und Würden, vom flöten armer Hirten.“

Als 2. Strophe folgt dann „Ein Stern ging auf im Osten ...“

Melchior: „Melchior bin ich genannt.“
Caspar: „Caspar bin ich genannt.“
Balthasar: „Balthasar bin ich genannt.“
Könige singen: „Wir steigen alle drei das Bergelein hinauf, das Bergelein hinauf, und kommen zu Herodes und klopfen an sein Haus, und klopfen an sein Haus.“

Könige zu Herodes: „Wo soll der neugeborene König der Juden zu finden sein?“

Herodes: „Das weiß ich auch nicht. Da müssen wir den Schriftgelehrten hereintreten lassen.“

Schriftgelehrter: „Was befiehlt Herodes?“
Herodes: „Wo soll der neugeborene König der Juden zu finden sein?“

Schriftgelehrter: „Das werden wir gleich haben. So also steht geschrieben beim Propheten Jesaia:“ „Du Bethlehem

- aus dem Stamme Juda bist keineswegs die geringste unter den Fürstenstädten Judäas, denn aus dir wird hervorgehen der Fürst, der mein Volk Israel regieren soll.“
- Drei Könige singen: „Herodes erschrak aus falscher Bedacht, aus falscher Bedacht.“
- Herodes: „Bist du der schwarze König vom Morgen – Morgenland, vom Morgen – Morgenland. So biete du mir die rechte Hand, die rechte Hand.“
- Caspar: „Die rechte Hand, die biete ich dir nicht, die biete ich dir nicht.“
- Drei Könige: „Du bist der falsche König wir trauens dir nicht, wir trauens dir nicht. Dieser Stern aus dem Morgenland gab uns die Geburt bekannt.“
- Sprecher: „Nun sprechen wir den Segen aus, Gott behüte dieses Haus. Mit geweihter Kreide schreiben wir über die Tür, damit alle sehen die Sternsinger waren hier.“
- Sprecher: „Damit auch arme Kinder etwas haben, bitten wir um Ihre Gaben.“

Die Sternsinger der Pfarrei St. Peter und Paul aus der Stadt Bühl verwenden heutzutage folgenden Text¹⁴:

- Lied: „Seht ihr unsern Stern dort stehen ...“
- Sternträger: „Wir grüßen ganz herzlich dieses Haus. Ein neues Jahr hat begonnen. Wir sprechen die besten Wünsche aus: Gott sei euch wohlgesonnen!“
- Balthasar: „Es ist bei uns ein schöner Brauch, den Stern in die Häuser zu bringen. Wir tun das in diesem Jahre auch und wollen reden und singen.“
- Melchior: „Wir sprechen heute von Jesus Christ, der unser Bruder geworden ist. Er lehrt uns die Liebe durch seinen Geist, der uns die rechten Wege weist. Er lehrt uns helfen, wo Menschen in Not, wo fehlt ihnen das tägliche Brot.“
- Kaspar: „Besonders an arme Kinder wollen wir denken und sind unterwegs, um ihnen zu schenken. Für diese Kinder sammeln wir Geld, damit ihnen das Leben leichter fällt. Drum öffnet willig eure Hände und gebt uns eine gute Spende.“
- Kaspar/Alle: „Die Gabe vergelte der gütige Gott, Ihr habt sie uns gern gegeben. Sie hilft den Kindern in großer Not, gibt Hoffnung für ein besseres Leben.“



Dreikönigspiel in der Pfarrkirche zu Steinach

(Foto: A. Krafczyk)

- Sternträger: „Nun schreiben wir den Segen an eine Tür, für alle die kommen und gehen. Wir hoffen, dass jeder im Hause hier, uns im nächsten Jahr wieder will sehen. Christus mansionem benedicat, das heißt: Christus segne dieses Haus.“
- Alle: „Es wünschen Kaspar, Melchior und Balthasar Euch allen ein frohes, gesegnetes Jahr.“

In Steinach im Kinzigtal heißen die Drei Könige, die drei Weisen. Ihr Vortrag, der auf das Jahr 1900 zurückgeführt wird, lautet wie folgt¹⁵. Zu Beginn das bereits zitierte Lied: „Ein Stern ging auf im Osten ...“

- Alle: „Wir kamen vor Herodes Haus, Herodes schaut zum Fenster raus, Herodes sprach mit falschem Sinn:“
- Herodes: „Ihr lieben Weisen, wo wollt ihr hin?“
- Alle: „Nach Bethlehem, der Davidstadt, wo unser Herr geboren ward.“
- Herodes: „Heut’ bleibt bei mir, ich will euch geben, Wein und Bier!“
- Alle: „Oh nein, oh nein, wir müssen fort, wir haben ein kleines Kindlein dort. Ein kleines Kindlein, großer Gott, der Himmel und Erde erschaffen hat.“



Sternsinger in Welschensteinach

(Foto: A. Krafczyk)

- Caspar: „Oh, Jesuskind, das Gott erbarm, wie liegst Du da, so elend und arm. Wie ist mein Geschenk so gering, das ich Dir hier zum Opfer bring. Doch nimm es hin, wenn's ist auch klein, es ist ja die Myrrhe zum Leiden Dein.“
- Melchior: „Kindlein nicht veracht, die Gabe, die ich Dir gebracht. Meine Gabe ist Weihrauch, arm und klein, ich bitte Dich, Du mögest zufrieden sein. Sonst hab ich nichts, als ein gutes Herz, das schenk ich Dir, leit es himmelwärts.“
- Balthasar: „Kind des Frieden, Gott der Liebe, neige hold Dich unseren Grüßen. Gaben schlicht wie unsere Herzen, legen wir Dir hier zu Füßen. Sieh, wir geben, was wir haben, Gold vom fernen Meeresstrand, Dich zu lieben, König über alle Land.“
- Alle: „Oh, göttliches Kind, Du liegst in der Krippe erbärmlich und bloß, Du bist unendlich erhaben und groß. Du Wonne des Vaters, oh göttlicher Sohn, Du Retter, von Sünden uns gnädig verschon. Oh selige Nacht, oh heilige Nacht, die uns dies göttliche Kindlein gebracht. Kommt lasst uns das Kindlein mit einem Lied erfreuen.“

Lied/Alle: „Schlaf wohl, Du Himmelsknabe Du, schlaf wohl, Du süßes Kind. Dich fächeln Englein in Ruh, mit sanftem Himmelswind: Die armen Hirten singen Dir, ein herzlich Wiegenliedchen für: Schlafe, schlafe, Himmelssöhnchen schlafe!“

Aus der Mitte der Sechzigerjahre des vorigen Jahrhunderts ist aus Welschensteinach, in einem Seitental der Kinzig gelegen, folgendes Dreikönigsspiel überliefert¹⁶:

Sternträger: „Es bitten die heiligen Drei Könige um Einlass, sie kommen aus fernem Land und bringen Kunde von wunderbarem Geschehen. Hört ihre Worte!“

Kaspar: „Ich bin König Kaspar, hochgeehrt in meiner fernen Heimat. Liebe zur Weisheit und zum einen wahren Gott (waren) meine Freuden von Jugend auf, und meine Jugend wurde nicht enttäuscht. Gottes wunderbarer Stern führte mich und diese beiden Gefährten dem göttlichen Kinde zu.“

Melchior: „Ich nenne mich Melchior. Meine Heimat ist das ferne Indien, wo meine Ahnen seit Jahrhunderten als Fürsten lebten. Auch ich folge auf Geheiß einer überirdischen Stimme dem hellen Stern, um mit zwei anderen von den Grenzen der Erde den verheißenen Erlöser zu schauen.“

Balthasar: „Mich ruft man Balthasar. Auch ich bin aus fernem fürstlichem und priesterlichem Geschlechte. Der gleiche wunderbare Stern, der meine Brüder herbeiführte, leitete auch mich, auf dass ich den Erlöser schaue und Zeugnis ablege für ihn.“

Lied: „Ein Lied lasst und jetzt singen von freudenreichem Klang. Vom heiligen Christuskinde, vom himmlischen Gesang. Von Fürsten, Gold und Myrthen und Flöten armer Hirten.“

„Ein Stern ging auf im Osten ...“ (Lied, wie in Bühlertal und Bühl!)

Sternträger: „Oh ja, nun ist das Licht in die Welt gekommen, das Licht zur Erleuchtung der Heiden, und hier stehen die von Gott auserwählten, die als erste aus dem Heidenland dem göttlichen Kinde opfern durften.“

Melchior: „Es möge die ganze Welt an unseren Gaben sehen, dass wir des Sternes Botschaft wohl verstehen. Ich brachte edles Gold, das sei der Treue Sold. Das

- Gold tief aus der Erde Schoß gebühr dem Weltenkönig groß, dem armen Kind in Stalles Nacht, das hold uns Weisen zugelacht. Ihm brachten wir des Goldes Pracht als Sinnbild seiner Königsmacht.“
- Balthasar: „Meine Hand bot Weihrauch dem göttlichen Sohne, auf dass es himmlisch dufte an seiner Krippe. In meiner Heimat heißen Erde, da ließ des Schöpfers Macht erstehen viel Bäume, Früchte schwer und schön. Dass Mensch und Tier gelabet werde, doch eines Baumes Gab gilt mehr, sie dient allein des Allerhöchsten Ehr, drum schenkte Weihrauch ich als Gabe und vereinte mit des Herzens süßem Duft des Herzens Flehen um Gottes Gnade, dass sie erhelle aller Menschen Pfade.“
- Kaspar: „Auch meine Heimat wollte dem Gotteskind sich nahen und schenkte durch mich die unscheinbare Gabe. Bitter ist der Myrrhen Saft, doch heilsam die darin verborgne Kraft. Bitter war die Armut in dem kalten Stalle, bitterer noch die rasche Flucht ins ferne Land, doch zum Segen für uns alle und all unseres Glückes Unterpfand trägt das Gotteskind alle Bitternis der Erde, dass sein Leiden uns zum Heile werde.“
- Lied: „Schlaf wohl, du Himmelsknabe, du! Schlaf wohl. Oh süßes Kind! Dich fächeln Engelein in Ruh mit sanftem Himmelwind. Wir arme Hirten singen dir ein herziges Wiegenliedlein. Schlafe, Himmelssöhnchen, schlafe.“

Der Zeitgeist zeichnet verantwortlich für den Verlust manch alten Brauches. Verwurzelung in der Bevölkerung der Region oder Kommune trägt zum Fortbestehen der alten Bräuche bei. Die Brauchtumsträger, seien es nun Einzelpersonen oder Vereinigungen religiöser oder gesellschaftlicher Art, sind heute die Garanten für die Tradierung des Brauchtums. Bräuche und Brauchtumspflege hängen ab von der Akzeptanz in der Gesellschaft. Geht diese verloren, bleibt jeder alte Brauch nur schöne Erinnerung!

20 - C + M + B - 08

Christus **M**ansionem **B**enedicat bedeutet „Gott segne diese Haus!
Volkstümlich übersetzt: Caspar, Melchior, Balthasar

Anmerkungen

- 1 Sterndreherlied: Worte und Weise aus Oberbayern.
- 2 Heeger, Fritz: Frankenland, Heft 1, Januar 1965, 6.
- 3 Moser, Dietz-Rüdiger: Bräuche und Feste durch das ganze Jahr, Herder 2002, 82f.
- 4 Moser, Dietz-Rüdiger: Bräuche und Feste durch das ganze Jahr, Herder 2002, 84ff.
- 5 Konradsblatt, Wochenzeitung für die Erzdiözese Freiburg: 92. Jahrgang, 6.1.2008, Nummer 1, 21.
- 6 Lohnherrenbuch oder Stadtrechnung der freien Reichsstadt Gengenbach (1575–1584).
- 7 Persönliche Teilnahme des Autors und eigene Aufzeichnungen.
- 8 Lied der Sternsinger: Worte: Georg Thurmair, Vertonung: Adolf Lehmann, 1940; auch Josef Gasser, Kloster Neustift, Südtirol.
- 9 Text nach alten Aufzeichnungen des Autors.
- 10 Duffner, Alfons: Heimatbuch der Gemeinde Bühlertal, 1954. 232ff.
- 11 Busse, Hermann Eris (Hrsg.), Zimmermann, Josef: Mein Heimatland, 15. Jahrgang, Heft 7/8, November/Dezember, 1928. 199.
- 12 Busse, Hermann Eris: (Hrsg.), Müller, Otto August: Mein Heimatland, 15. Jahrgang, Heft 7/8, November/Dezember, 1928. 218.
- 13 Katholisches Pfarramt „Liebfrauen“: Frau Elke Braun hat diesen Text freundlicherweise zur Verfügung gestellt.
- 14 Katholisches Pfarramt „St. Peter und Paul“: Frau Andrea Burkert hat diesen Text freundlicherweise übermittelt.
- 15 Obert, Bernd, Steinach i. Kinzigtal: Unveröffentlichte Textsammlung.
- 16 Obert, Bernd, Steinach i. Kinzigtal: Freundlicher Hinweis auf Chronik von Wel-schensteinach, 1965/66.

Das Dreikönigsingen in Haslach im Kinzigtal, sein überliefertes Liedgut und dessen Verbreitung

Alois Krafczyk

Als „Sternsingen“ bezeichnet man allgemein jenen Umgang, der zwischen dem 1. Januar und dem 6. Januar eines jeden Jahres von drei als Kaspar, Melchior und Balthasar verkleideten Burschen (in neuerer Zeit finden sich auch schon Mädchen darunter) durchgeführt wird. Dabei trägt diese Gruppe einen Stern mit sich. Der Sternsingerbrauch – so Prof. Dietz-Rüdiger Moser (München) in seinem Buch „Bräuche und Feste durch das ganze Jahr“ (Verlag Herder/Freiburg) – kam erst in nachmittelalterlicher Zeit im Umkreis von Bischofszentren und Stiften auf, wo er zunächst von Kloster- und Chorschülern ausgeübt wurde. Allgemein aber soll sich das Sternsingen erst nach 1560, also nach dem Tridentinum verbreitet haben. Die Liedtexte für das Sternsingen kamen zwischen 1560/65 auf den Markt, zu-



*Dreikönigsingen, Illustration
von Curt Liebich vor der Kulisse
des Mühlsteinhofes*



*Heinrich Hansjakob,
Chronist Schwarzwälder Lebens
des 19. Jahrhunderts*

nächst in Nürnberg, Regensburg und Straubing und zwar immer auf Flugschriften.

Im Allgemeinen handelt es sich beim Sternsingen um einen Schülerbrauch, so wie ihn der 1837 in Haslach geborene Katholische Pfarrer und Schriftsteller Dr. Heinrich Hansjakob in seiner Kindheit erlebt und in seinem Werk „Aus meiner Jugendzeit“ beschrieben hat. Die Erwähnung Hansjakobs kann für den Haslacher Dreikönigsbrauch als die erste zuverlässige Quelle bezeichnet werden, wobei man in Haslach vom „Dreikönigsingen“ spricht. Das Dreikönigsingen gehörte für Hansjakob neben dem zeitlich etwas später nachfolgenden Storchentag zu den „Hochfesten“ seiner Jugendzeit und er beschreibt dieses wie folgt in seinem gleichnamigen Werk:

„Am Vorabend vor dem Dreikönigstag erschienen die „Heiligen Drei Könige mit ihrem Stern“. Und wer waren die drei Weisen? Drei Singknaben vom Kirchenchor, angetan mit Kronen und einem schneeweißen Hemdlein über ihrem „Sonntagshäs“. Der Stern aber war gebildet aus in Öl getränktem, weißen Papier, hatte vier mächtige Zinken, in seinem Herzen einen



*Haslacher Dreikönigsingen
von Paul Kriesch (1947)*

„Lichtstumpen“ aus der Kirche, ward von einem Nachtwächter getragen an einer großen Stange und mit einer Schur in planetenmäßige Bewegung gesetzt. Das war die Gesellschaft, auf die jedes Kind in freudiger Erwartung sein Herz lenkte“.

So zog diese kleine Schar durch die Altstadt, von Haus zu Haus und vor jedem der Häuser ward gesungen. Hansjakob fährt in seiner Beschreibung fort:

„Und was sie sangen, klang so wunderbar aus Kindermund zu Kinderherzen, dass wir nicht lange genug horchen konnten. Und die alten Leute schauten aus den Fenstern, und in ihrer Seele tönnten wieder aus der Jugendzeit- die alten Dreikönigslieder. Es sind lauter Kinderlieder, d. h. Volkslieder, diese Dreikönigslieder von Hasle“.

Die Sammlung der in Haslach zum Liedgut des Dreikönigsingens zählenden Lieder umfasst insgesamt zehn Weihnachts-, Hirten- und Dreikönigslieder, eine Sammlung, die nach zuverlässiger Familienquelle von Kano-



*Haslacher Dreikönige
von Otto Laible*

nenwirt Xaver Thoma (1856–1947) von seiner Wanderschaft, die ihn nach Bayern und Österreich geführt hatte, mitgebracht worden sei. Heinrich Hansjakob führt in seinen Jugenderinnerungen zwar nur vier der insgesamt zehn Lieder an, doch betont er ausdrücklich, *„weil zudem bislang ungedruckt wert, dass ich ein oder das andere ganz oder teilweise mitteile“*.

Es ist also anzunehmen, dass Hansjakob die vollständige Sammlung dieser Lieder durchaus bekannt war, er aber nur einige wenige, vermutlich seine Lieblingslieder, erwähnte. Gerade diese Sammlung „Haslacher Weihnachtslieder“ oder, wie sie auch betitelt wurden „Alte Weihnachtslieder aus dem Schwarzwald“, macht das Dreikönigsingen in Haslach zu einem Ereignis, für welches immer wieder Rundfunk und Fernsehen ihr Interesse bekundet hatten und dadurch diesen Brauch in Hansjakobs Vaterstadt so bekannt werden ließen. Über Herkunft und Alter dieses Liedgutes etwas Genaueres zu sagen, fällt ungemein schwer, ist schier unmöglich. Die Lieder werden fast ausschließlich in Haslach und vereinzelt in den Nachbardörfern gesungen, dort allerdings nur in den Gottesdiensten. Das älteste dieser Lieder „Ich lag in einer Nacht und schlief ...“ ist allerdings schon 1560 in einem Nürnberger Druck belegt und das „Ihr Hirten erwacht ...“



„Kini“-Singen in Metnitz (Kärnten) mit Sternenträger

findet sich laut den Forschungsergebnissen von Werner Scheurer (Offenburg) in der Trierer Stadtbibliothek auf einem Druck aus den Jahren 1744/58. Das „Sinet preiset“ gehörte zudem zum Bestand des alten „Freiburger Diözesangesangbuches“ um 1850. Alle übrigen „Haslacher Weihnachtslieder“, so vermutet Werner Scheurer, stammen wahrscheinlich aus der Zeit des 18./19. Jahrhunderts.

Zum wohl ältesten dieser Lieder finden wir bei Heinrich Hansjakob nachfolgenden Hinweis, denn der Weg der Heiligen Dreikönige führte auch zum Bäckermeister Kaspar Bosch:

„Dem Bäckermeister mussten wir jeweils vor seinem Hause sein Dreikönigs-Lieblingslied singen, dessen erste Strophe also lautete: ‚Ich lag in einer Nacht und schlief, Da träumte mir, König David rief: Wie kann ich singen und träumen, wie kann ich singen und träumen, von den heil’gen Drei König ein neues Lied. Sie liegen zu Köllen am Rheine, sie liegen zu Köllen am Rheine‘.

Der Bäcker Bosch war ehemals zu ‚Köllen am Rheine‘ auf der Wanderschaft gewesen und deshalb wollte er dieses Lied haben, über das der sonst so strenge Mann ganz weichherzig wurde.“



Sternenträger Radweg (Kärnten)

Wo genau dieses Lied seinen Ursprung hat, das lässt sich trotz seiner Nürnberger Erwähnung von 1560 nicht feststellen, doch wird dort, wo verbreitet, so auch in Metnitz in Kärnten (Österreich) darauf hingewiesen, dieses Lied stamme aus Schwaben. Hier könnte unter dem Begriff „Schwaben“ auch noch Nürnberg hinzugerechnet worden sein. Doch was haben die Metnitzer mit diesem zur Haslacher Weihnachtsliedersammlung gehörenden „Dreikönigslied“ zu tun? Während sich die meisten der Haslacher Lieder kaum für andere Gebiete genau zuordnen lassen, so verhält sich das beim „Ich lag in einer Nacht und schlief ...“ völlig anders und dies gilt fast ausnahmslos für das österreichische Bundesland Kärnten. In keinem weiteren Bundesland nämlich ist nach Auskunft des österreichischen Volksliedearchives eines dieser Lieder überliefert, zumindest liegen keine Hinweise auf diese vor. So wird dieses Lied, allerdings im Text örtlich verschieden und mit zum Teil wesentlich mehr Strophen, beim nur alle zwei Jahre durchgeführten „Kinisingen“ in Metnitz vorgetragen, hier allerdings von einem rund zwölf Personen umfassenden Chor. Zum Brauchablauf – das Kinisingen ist eine Art Dreikönigsspiel – gehören nur erwachsene Personen und zu diesen gehört auch der für Haslach typische Sterndriller. Im



Sternsinger mit Stern Radweg (Kärnten)

Metnitzer Dreikönigsstern, er wird auch durch eine Zugschnur in Bewegung gesetzt, sorgt allerdings noch heute wie früher in Haslach die brennende Stumpenkerze für die geheimnisvolle Beleuchtung.

Neben Metnitz findet sich das Lied „Ich lag in einer Nacht und schlief ...“ noch in vier weiteren Ortschaften des Bundeslandes Kärnten, in einem relativ kleinen, eng begrenzten Gebiet. In dem kleinen Weiler Radweg bei Moosburg ziehen die Sternsinger, königlich gekleidet, mit innen beleuchteten Kronen zu den weit verzweigten Gehöften des kleinen Weilers und auch in ihrer Begleitung der Sterndriller. In Bodensdorf am Ossiacher See dann ein ähnlich ablaufendes Dreikönigsspiel, das hier allerdings wie in Metnitz nur alle zwei Jahre durchgeführt wird. In beiden Gemeinden gehört das „Ich lag in einer Nacht und schlief ...“ ebenfalls zum überlieferten Liedgut, wenngleich auch hier wiederum einige Liedstrophen anders lautend sind. Wie in Metnitz sind auch in Radweg und Bodensdorf Erwachsene die Brauchträger, lediglich in Radweg hat ein Schüler die Aufgabe, den innen beleuchteten Stern zu drehen. Auch in St. Lorenzen im Lavantal ist dieses älteste der Haslacher Weihnachtsliedersammlung nachgewiesen. In allen genannten Orten, das gilt auch für Haslach, obliegt die Leitung bzw. Organisation dieses Brauches einer erwachsenen Person, meist einem örtlichen Schullehrer oder Chorleiter. Dieses „Haslacher“ Dreikönigslied bildet schließlich, um noch in Kärnten zu bleiben und den Kreis der Verbrei-



*Sternenträger Heiligenblut
(Kärnten)*

tung wieder zu schließen, auch einen Teil des Liedgutes der Sternsingerrotten von Heiligenblut am Großglockner und auch hier gehört ein innen beleuchteter, sich drehender Stern, zum Brauchgeschehen. Ob die Haslacher Weihnachtsliedersammlung oder auch nur ein Teil tatsächlich, wie von Maria Schaettgen aus Haslach († 2001) immer wieder vermutet, durch die Kapuziner aus dem Salzburger Gebiet nach Haslach mit seinem Kloster gelangt war, das bleibt unbeantwortet. Hier konnte auch der Archivar des Kapuzinerklosters in Salzburg, von dem Maria Schaettgen immer gesprochen hatte, keine Auskunft geben. Während so in den eben genannten österreichischen Orten von einem „Dreikönigsspiel“ gesprochen werden kann, lässt sich das allerdings nicht auf Haslach übertragen, hier kann im Grunde nicht von einem Spiel gesprochen werden. Ob der Haslacher Brauch tatsächlich auf eine Sitte der Klosterchorknaben zurückzuführen sei, wie auch mal vermutet, erscheint beim Haslacher Kapuzinerkloster eher unwahrscheinlich. In Haslach im Kinzigtal ziehen die Heiligen Dreikönige mit ihrem Gefolge schon seit Hansjakobs Kindheit von Haus zu Haus und tragen einzelne Strophen der hier überlieferten Lieder wie „Ihr



Haslacher Dreikönige, Sterndriller (= Laternenträger) und die Familie Heinrich August Schaettgen (Herausgeber der „Neuen Alten Haslacher Weihnachtslieder“)

Hirten erwacht“, „Stille rings“ oder „Hört Menschen die ihr diese Erd“ vor. Diese neun überlieferten Dreikönigslieder werden in den Weihnachtsgottesdiensten ebenso voller Inbrunst gesungen wie beim Dreikönigsingen, allerdings bleibt davon das zehnte Lied unberührt, das „Pötz tausend lieber Bua ...“. Heinrich Hansjakob, Jahrzehnte fern seiner Heimatstadt lebend, stand eines Tages beim ehemaligen Zehntgebäude und lauschte dem Gesang der Heiligen Dreikönige. In seinen Jugenderinnerungen durchdringt viel Wehmut dieses wie folgt geschilderte Erlebnis zur Dreikönigszeit:

„Fast dreißig Jahre später, am Abend vor dem Dreikönigstag 1876 stand im Kirchgässle, im Dunkel der Nacht, eine lange Gestalt an der Ecke des westlichen Zehntgebäudes, als eben die drei Könige vor dem Hause sangen, das zu meiner Zeit der ‚Bergfidele‘ bewohnte. Die Knaben hatten scheinbar erst angefangen und waren von wenigen Kindern noch begleitet, sie sangen das Lied ‚O Jesulein ...‘. Da liefen dem Manne, der unversehens in ihrer Nähe stand, die Tränen von den Augen; er gedachte der Jugendzeit, seiner eigenen Dreikönigswürde und des kindlich seligen Glückes jener Tage, da auch er dem Sternen gefolgt und gesungen ‚O Jesulein ...‘.“

Ziemlich bewegt. 5.

1. Ein-got, pre-let Gott mit Freuden, ach die Öl-ten un-sern Herrn, am-dei für die
 2. An der Stadt der Beth-le-mi-ten fin-det sich der Stern jetz ein, wirf auf ei-ne
 3. Da sie ihm den Weichrauch streuten, war ihr Herr-voll Lieb' entzündt. Myrrhenfeld und
 4. Auch von uns will Gott die Ga-ben, Rosen voll der Heu' und Schweiß, ihm am voll der

1. hin-den Hei-den ei-nen hel-len Wan-der-stern. Die-sen sa-hen die drei Weisen,
 2. schlech-te Hül-fe sei-nen strah-len-rei-chen Schein. Wie, ein Stall? Ihr zwei-felt wieder!
 3. Kost-bar-kei-ten op-fern sie dem lie-ben Kind. Den, der kom-men sein Volk zu ret-ten,
 4. Lie-be ha-ben, ihm ge-fällt ein rei-nes Herr. Wie-sei, daß wir Chri-sten-Glieder

1. sie bemerkten sei-nen Lauf „La-set“, sprachen sie „uns rei-nen, Jakobs Stern der führt uns auf“
 2. Wie, ein Kind, ein Völkerhaupt? Ja, kommt her und werf dich nie-der, hier vor Gott, dem Kind und glau-bt
 3. be-ten sie mit Ehrfurcht an, her-set, Christen, Gott an-be-ten, wie die Wei-sen hier ge-ben,
 4. und die Tem-pel Got-tes sind, glän-zig werf vor Gott auch nie-der, tief an-be-ten vor dem Kind.

Aus: *Alte Weihnachtslieder*, aufgezeichnet v. H. A. Schaettgen

Seit diesem Erlebnis Hansjakobs hat sich der Haslacher Dreikönigsbrauch nur wenig in seiner Form verändert; die einstigen Chorhemden sind einer neuen, königlichen Kleidung und der einstige Lichtstumpfen im Stern ist einer elektrischen Beleuchtung gewichen. Geblieben jedoch ist die Gestalt des Sterndrillers und des Laternenträgers und erhalten ist das überlieferte Liedgut der alten „Haslacher Weihnachtslieder“.

Der Haslacher Senffabrikant Heinrich August Schaettgen, befreundet mit Heinrich Hansjakob, war es, der zusammen mit Hauptlehrer Eduard



189.

1. *Hilf* — *immer Kraft in Hilft,*
du brüdest mir, König David wirf:
Wie du ich singen und brüdesten,
Von den seligen 3 König ein waldt Land.
Wie liegen zu hilt von Maria.

2. *den Tag, der mich wagt King den Tag*
Wie singen den of fernen fernen an
1 Maria, die klüfende Kopf of an wagt
der Engel bringt für eine Kame
1 die Mutter einferat fernen of
3, König Krippen von mit Maryenland,
Lathafar von mit fernenland
1 Walfar mit Offensiven of für seligen
den Thoma ganz fingen auf
1 in waldten das Land Klüfenden of
4, das du für gegen fernenland thoma,
gan fise fingen von fernen lagen,
1 die Thoma waldt fernen walden fernen
King Krippen zu den walden fernen
2, 1 fird waldt von für waldten of

3. Was mag die unser Knecht sein,
 das er so vom Himmel
 ist herab gesandt, er ist
 der Herrscher aller Zeiten,
 der alle Menschen zu dir führt,
 das er sie so will erheben,
 die Welt ist, ganz und
 allezeit ihm zu befehlen.

Nr. 8.

1. Gott ist unser Herr, der
 alle Welt zu dir führt,
 der alle Menschen zu dir führt,
 der alle Menschen zu dir führt,
 der alle Menschen zu dir führt,
 der alle Menschen zu dir führt.

Das ist die erste nicht wie die
 Nr. 9.

1. In dem Himmel ist
 der Herr, der alle
 Menschen zu dir führt,
 der alle Menschen zu dir führt,
 der alle Menschen zu dir führt,
 der alle Menschen zu dir führt,
 der alle Menschen zu dir führt.

Nr. 9.

1. In dem Himmel ist
 der Herr, der alle
 Menschen zu dir führt,
 der alle Menschen zu dir führt,
 der alle Menschen zu dir führt,
 der alle Menschen zu dir führt,
 der alle Menschen zu dir führt.



*Haslacher Dreikönigsingen
von Curt Liebich (Gutach)*

Laible den Wert dieser Lieder erkannte. Durch Vermittlung von Pfarrer Heinrich Hansjakob gewann er den Organisten und Chorleiter an der Hansjakob als Pfarrei zugewiesenen Martinskirche, Johann Baptist Diebold als Bearbeiter der Melodien und diese erschienen dann 1906 als „Neun alte volkstümliche Weihnachtslieder aus Haslach im Kinzigtal“ im Druck. Diebold hatte dabei einige Melodien, die schlecht überliefert waren, rekonstruiert, was ihm z. B. beim „Hört Menschen die ihr diese Erd ...“ sehr gut gelungen ist. In das noch im Besitz der Familie Thoma befindliche Liedbüchlein schrieb er die Sätze: „*Ein solch gedankenloses, geistesarmes Geleiere wird heute nicht mehr die Zensur passieren, darum musste ich verbessern. Die Haslacher werden's auch schöner finden. Man gewöhnt sich bald daran. Ganz Unwürdiges verbietet sich in der Kirche.*“

Von dem bekannten Haslacher Photographen Emil Grüninger stammt aus einer Beschreibung des Haslacher Dreikönigsingens folgende Feststellung: „*Ganz treffend und meisterhaft hat darum ein warmer Freund der Jugend und begeisterter Anhänger der guten, alten Volksgebräuche die ihrer geliebten Vaterstadt treu gebliebenen Haslacher geschildert mit den Worten ,Wenn ein in Haslach Ausgewachsener, der lange Jahre in der*



*Der Haslacher Dreikönigsbrauch
um 1996 in veränderter Form*

Fremde weilt, alle Erinnerungen an seine Heimat verloren hat – etwas vergisst er nie und das ist der Dreikönigstern und die jungen Sänger alter Lieder‘.“

Über eine Reise nach Haslach zur Dreikönigszeit im Jahre 1935 berichtete auch das „Karlsruher Tageblatt“ unter der Rubrik „Aus Stadt und Land“ und das liest sich unter anderem wie folgt: *„An drei Abenden gehen die Haslacher Sternsinger um. Es ist ihnen nicht möglich, an einem Abend vor allen Häusern zu singen. Wir hören, wer dieses Jahr zum Sternsingen an der Reihe ist. Wir besuchen einen der Sternsinger und lassen uns erzählen. Lassen uns die vergoldeten Kronen zeigen und den kunstvollen Stern. Lassen uns ein paar der schönsten Lieder vorsingen. Zum Schluß besuchen wir den getreuen Projektor der Sternsinger, Heinrich August Schaettgen. Er hat mit großer Sorgfalt die Haslacher Dreikönigslieder (nebst Noten im zweistimmigen Satz) aufgezeichnet. Sie sind im Druck erschienen. Schaettgen ist der Chronist, der Historiker der Sternsinger aus früheren Jahren. Auch Curt Liebich, der Gutacher Maler, hat die Sternsinger in seinem Bilde verewigt. Alle Dreikönigsspiele des Landes hat Schaettgen liebevoll gesammelt. Aber am höchsten schätzt er das Dreikönigsspiel seiner Vater-*



*Der Haslacher Dreikönigsbrauch
um 2005
(links im Bild Klaus Kaufmann,
der Sterndriller der Gruppe)*

Bilder: Krafzcyk

stadt. Wir zogen heimwärts durch die nächtliche Landschaft. Aber am nächsten Dreikönigsabend wollen wir wiederkommen ...“.

Als im Jahre 1972 Prof. Dietz-Rüdiger Moser Haslach besucht und den Heiligen Dreikönigen gefolgt war schildert er dieses Erlebnis wie nachfolgend beschrieben:

„Der Haslacher Dreikönigsbrauch hat sich lange erhalten, allerdings in bezeichnender Veränderung. Zwar verhielt es sich am Ephiphaniastag 1972 nicht viel anders wie zu Hansjakobs Zeiten: Man sang noch vor den Häusern und für jede Familie und man bekam dafür auch Geld. Aber von den vielen Strophen der Lieder war meist nur noch eine einzige Strophe übrig geblieben und auch diese wurde eher pflichtschuldig „abgesungen“ als sorgsam vorgetragen.“

Dietz-Rüdiger Moser sah dieses veränderte Verhalten im neu eingeführten Ritual; den Lohn durfte man nicht mehr, wie bisher üblich behalten, sondern der Erlös ging auf Geheiß des Pfarrers in die Mission.

Eine große Gefahr drohte dem Haslacher Dreikönigsingen aber Mitte der 1990er-Jahre, war doch da von kirchlicher Seite, immer noch die Ver-

antwortung dieses Brauches tragend, eine grundlegende Veränderung des Brauchablaufes eingeleitet worden. So wurden die traditionellen Gewänder gegen moderne Stoffe eingetauscht und das alte, überlieferte Liedgut durch allgemein übliche, neuzeitliche „Sternsingertexte“ ersetzt. Lange jedoch konnte sich diese Veränderung, durch eine in Haslach tätige Ordensschwester maßgeblich gefördert, nicht halten, dafür sorgte eine ins Leben gerufene Bürgerinitiative, welche viel Zuspruch aus der Bevölkerung erfahren hatte. Das ganze Verfahren aber blieb nicht ohne zeitlich begrenzte „Gräben“, die sich zwischen den Parteien aufgetan hatten, doch am Ende wurde der traditionelle Zustand wieder hergestellt, die alten Gewänder und das überlieferte Liedgut wieder eingeführt. Mitglieder der einstigen Bürgerinitiative zur Erhaltung des alten Haslacher Dreikönigsbrauches sind es heute, die sich um den Erhalt und Fortbestand dieses überlieferten Haslacher Brauches sorgen, unterstützt durch Mädchen und Jungen aus der Schar Haslacher Ministranten der Pfarrei St. Arbogast. Die Wiederherstellung des traditionellen Brauchablaufes im Haslacher Dreikönigsingen geschah somit sehr zur Freude der Bevölkerung.

Die Haslacher Weihnachtslieder-Sammlung

1. Ihr Hirten erwacht
2. Stille rings
3. Ei was hunder tausend Freuden
4. Ach was für große Freude
5. Singet preiset Gott mit Freuden
4. Ich lag in einer Nacht und schlief
5. Ei Brüder seht ihr nicht
8. O Jesulein
9. Hört Menschen die ihr diese Erd
10. Potz tausend lieber Bua

Wallfahrten im Ortenaukreis

Dieter Kauf

Einführung

Das deutsche Wort „Pilger“ stammt vom kirchenlateinischen Wort „Pelegrinus“. Dieses bezeichnet eine Person, die aus religiösen Gründen in die Fremde geht, also eine Wallfahrt in einen Wallfahrtsort macht.

Anlässe zu einer Wallfahrt können sein:

- eine sich selbst auferlegte Buße,
- das Bemühen, einen Sündenablass zu erhalten,
- die Erfüllung eines Gelübdes,
- die Hoffnung auf eine Gebetserhörung,
- Heilung einer Krankheit,
- eine religiöse Vertiefung und/oder eine Danksagung.

Ziel einer so verstandenen Wallfahrt ist: ein als heilig betrachteter Ort, beispielsweise eine biblische Stätte, ein Ort einer Erscheinung oder ein Gnadenbild in einer Wallfahrtskirche. An diesen Orten gilt es zu beten, zu bitten und zu danken, um Gnade und Ablass zu erhalten, zumindest tagsüber jederzeit.

Diese Sätze zum Thema Wallfahrt sind einem Beitrag im „Konradblatt“ der Wochenzeitung des Erzbistums Freiburg¹ entnommen, in dem im Frühjahr 2007 über die Offenburger Ausstellung „Auf Gottes Pfaden“² berichtet wurde.

Einen etwas überraschenden Aspekt oder ein völlig anderes Motiv zur Wallfahrt möchte ich noch anfügen: Seit dem 14. Jahrhundert sind in Deutschland Urteile zu einer Sühnewallfahrt bei Verstößen gegen die öffentliche Ordnung und bei Revolten gegen die Obrigkeit, auch bei Vergehen gegen die Ehre und das Eigentum, sowie bei Tötungsdelikten üblich und in Gebrauch.

Wer diese Sühnewallfahrt als Strafe nicht antrat, dem drohten Blendung, Verstümmelung und auch die Todesstrafe. Frömmigkeitsgeschichtlich sah man dabei das Stiften eines steinernen Sühnekreuzes, des Wachses für den Gottesdienst und die Sühnewallfahrt als Teile eines Seelgerätes für den Erschlagenen.³

Die anfangs vorgegebenen Merkmale einer Wallfahrt erscheinen mir zunächst etwas gelehrt und trocken-systematisch. Mit Leben erfüllt wurden diese aber bei der Schilderung der Lautenbacher Wallfahrt um 1740 durch

den dortigen Wallfahrtsrektor. Dieser⁴ schildert „unzählbare pilgramen oder wallfahrter“ in Lautenbach an Marienfesten und Samstagen.

Er spricht „von 12–14 Stunden weit anrückenden Völkern, die in großen Vertrauen auf die Fürbitte Marias, mit Vergießung vieler Buß- und Trostzähren ihre Sündenbürden ablegen, auch mit Freude nach Hause kehren, um auch den verstocktesten Sünder dahin zu bewegen, sich bei Zeiten anhero zu verfügen und sich gleicher Gnaden und Guttaten teilhaftig zu machen“.

Der Wallfahrtsort spricht also für sich und wirkt so weiter. Deshalb wehren sich die Bewohner eines Wallfahrtsortes heute dagegen, dass ihr Pfarrer „unsre Muttergottes zu einer Fatima-Madonna“ machen will.

Mit diesen Stimmen hoffe ich, das Thema „Wallfahrten im Ortenaukreis“ spannend – auch für mich selbst – gemacht zu haben.

I. Zugangsmöglichkeiten zu Wallfahrtsstätten im Ortenaukreis

Wie aber finde ich heute den Zugang zu möglichen Wallfahrtsstätten im Ortenaukreis? Da dieser Landkreis im Gebiet der Erzdiözese Freiburg liegt, war ein erster Schritt dazu die Auswertung der Realschematismen dieses Bistums.

Das sind die Zusammenstellungen von Realien in der Erzdiözese Freiburg, die 1863, 1910, 1939 und 2001 erschienen.⁵ Diese erbringen ein weites und umfangreiches Bild von Wallfahrt im Ortenaukreis, das sich aber vor allem in den historischen Dimensionen von Anfang und Ende der Wallfahrten nur sehr schwer endgültig auswerten lässt.

Etwas konkreter waren die Ergebnisse aus „Kurzkataloge der volkstümlichen Kult- und Andachtsstätten der Erzdiözese Freiburg und der Diözesen Limburg, Mainz, Rottenburg, Stuttgart und Speyer aus dem Jahre 1982“.⁶

Hier fanden sich 30 Hinweise auf Wallfahrten und Gnadenbilder im Ortenaukreis. Dies aber ist fast dreimal so viel, als in der ältesten Veröffentlichung über „Deutschlands Gnadenorte, deren Geschichte und Beschreibung“ aus dem Jahre 1888.⁷

Dort sind für das heutige Gebiet des Ortenaukreises 11 Gnadenorte angeführt. Für das Gebiet der alten Ortenau wurde Ludwig Heizmann im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts der Chroniker für Wallfahrtsorte. In seiner Arbeit aus dem Jahre 1921 führte er 16 Wallfahrten für die Ortenau an.⁸

Auf 22 Wallfahrtsstätten im Ortenaukreis kommt schließlich das Standardwerk,⁹ von Hermann Brommer 1990 herausgegeben, über „Wallfahrten im Erzbistum Freiburg“.

In diesen wichtigen und zum Teil umfangreichen Werken wird insgesamt eine Fülle von Wallfahrtsorten und Fakten präsentiert, aber ungewiss bleibt nach wie vor die Frage, was ist von diesen Wallfahrtsstätten heute

noch übrig und im Sinne der in der Einführung dargelegten Charakteristika von Wallfahrt noch existent.

Gerne habe ich daher zu den nur inzwischen bekannt gewordenen „Wallfahrtsführern der Erzdiözese Freiburg, Praktischer Ratgeber“,¹⁰ Freiburg 2006 und 2008, gegriffen und dabei nahezu ernüchternde Erfahrungen gemacht.

Für den Bereich des Ortenaukreises erbrachte der vom Erzb. Seelsorgeamt in Freiburg herausgegebene „Wallfahrtsführer“ gerade mal drei Wallfahrten: Lautenbach, Marienfried Oberkirch und Maria zu den Ketten in Zell am Harmersbach aus dem Ortenaukreis.

Wie aber zeigt sich die heutige Praxis von Wallfahrten im Ortenaukreis? Das ganze Jahr 2007 habe ich dazu den „Leser-Service im Konradsblatt“ dem Wochenblatt des Erzbistums Freiburg, unter der Rubrik „Wallfahrt“ eingesehen.¹¹

Für den Bereich des Ortenaukreises wurden dort immer wieder die Wallfahrten von Zell a. H., Appenweier-Urloffen/Zimmern, Lautenbach, Oberkirch-Marienfried (Schönstatt) aufgeführt. Einmal erschienen Achern-Oberachern (St. Antonius), Heilige Dreifaltigkeit in Sasbachwalden und St. Jakobus über Wolfach.

Nach diesen vor allem in der Zahl divergierenden Angaben blieb noch der Blick in die Ortsliteratur und als Letztes noch die telefonische Befragung. Alles zusammen genommen ergab eine Liste von Wallfahrtsstätten im Ortenaukreis, die ich hiermit vorlegen möchte.

II. Wallfahrten im Ortenaukreis (Auflistung 2007/2008)

– Achern-Oberachern:	St. Antonius	Kapelle
– Appenweier-Nesselried:	Maria Himmelfahrt	Pfarrkirche
– Appenweier-Urloffen/ Zimmern:	Zur Schmerzhaften Muttergottes	Kapelle
– Ettenheim:	Marienkappelle a. d. Kahlenberg	Kapelle
– Ettenheim- Ettenheimmünster:	St. Landelin	Pfarrkirche
– Ettenheim-Wallburg:	Friedenskreuz und Kapelle	
– Gengenbach:	St. Jakobus auf dem Bergle	Kapelle
– Haslach i. Kinzigtal:	Loreto Kapelle beim Kapuzinerkloster	
– Kippenheim:	Maria-Frieden a. d. Hochbühl	Kapelle
– Lahr Kuhbach/Brudertal:	Maria Schmerz	Kapelle
– Lauf:	St. Leonhard	Pfarrkirche
– Lautenbach:	Maria Krönung	Pfarrkirche
– Oberkirch:	Marienfried	Schönstatt Zentrum

– Oberkirch Nussbach/ Bottenau:	St. Wendelin	Kapelle
– Offenburg Weingarten:	Maria-Schnee	Pfarrkirche
– Ortenberg:	Maria Ruh am Bühlweg	Kapelle
– Sasbachwalden:	Heilige Dreifaltigkeit	Pfarrkirche
– Schuttertal/Schweighausen:	Mater Dolorosa	Kniesteinkapelle
– Wolfach:	St. Jakobus mit St. Antonius	Kapellen
– Zell a. H:	Maria zu den Ketten	Kapelle

III. Fünf Wallfahrten aus dem Ortenaukreis

Aus der vorliegenden Liste von 20 Wallfahrtsstätten im Ortenaukreis möchte ich fünf dem zeitlichen Längsschnitt nach und inhaltlich kurz vorstellen.

1. Appenweier-Urloffen/Zimmern zur Schmerzhaften Mutter Gottes

a) Der Kirchenbau.

Die heutige Wallfahrtskapelle zur Schmerzhaften Mutter Gottes¹² war ursprünglich die Pfarrkirche von Zimmern und Urloffen.¹³ Diese und ihr Pfarrer sind erstmals urkundlich im Jahre 1315 fassbar. Ihr Patron war der hl. Martin.

1517 wurde in Zimmern die Kirche neu erbaut. Diese neue Kirche ist 1666 abgebrannt und wurde 1693 als „zerstört und verlassen“ bezeichnet. Seit diesem Jahr wohnte der Pfarrer in Urloffen, wo 1745 eine Kapelle und 1833 eine Pfarrkirche erbaut wurden. 1769 und 1799 wird die alte Kirche in Zimmern immer noch als profaniert und ausgeraubt bezeichnet.

1815 begannen dort die Reparaturmaßnahmen. Man wollte die Kirche für Totenmessen nach Beerdigungen dort nutzen, dachte aber auch an Privatandachten, die man dort praktizieren konnte und wollte.

1816 brachte man ein altes Marienbildnis in die Zimmerer Kirche, deren Neueinweihung man 1835 feierte.

1853 bis 1855 fanden dann erneute und abschließende Reparaturarbeiten in Zimmern statt, die 1855 erneut zu einer Einweihung der Kirche/Kapelle führten. Menschen aus Urloffen/Zimmern und der näheren Umgebung haben durch Spenden dieses Gotteshaus ermöglicht, das jetzt als Wallfahrtskirche und als Totenkapelle für Zimmern galt. Modernere Instandsetzungen folgten.



*Gnadenbild
in Appenweiler/Urloffen/Zimmern.
Barocke Pieta, 1815
in der Kapelle aufgestellt*

b) Die Wallfahrt in Zimmern.

Der Kult der Schmerzhaften Mutter Gottes wurde im Bistum Straßburg, zu dem Zimmern bis 1803 gehörte, im Jahre 1502 eingeführt.¹⁴ Ob die im Jahre 1383 gestiftete Kaplanei in Zimmern ein Marienpatrozinium hatte, wissen wir leider nicht.

Fest steht vielmehr, dass die Wallfahrt in Zimmern 1815/1816 mit der Renovierung der zerstörten Kapelle begann, vielleicht dadurch bedingt, dass man ein altes Marienbild dorthin überführte.

Das heutige Gnadenbild, eine Pieta, erscheint als barock. Ob diese Wallfahrt schon einen Vorgänger hatte, wäre aus einer Äußerung des Vogts aus Urloffen zu bedenken, der schon 1810 viele Anhänger der Schmerzhaften Mutter Gottes anführte.

1854 sind Votivbilder bekannt. 1858 wurde ein eigener Kapellenfond für Zimmern ins Leben gerufen.

1870 bis 1913 führte die Zimmerer Kirche den Titel „Maria Hilf“.¹⁵ Ob diese Benennung damit zusammen hängt, dass die Wallfahrt in Zimmern infolge der Blüte der nahe liegenden Wallfahrt auf St. Wendel bei Nussbach quasi als Konkurrenz litt und einen neuen Namen suchte, mag man

dahinstellen oder nicht. Effektiv bekannt ist, dass die Zimmerer Wallfahrt im Dritten Reich bewusst gepflegt wurde.

1954 wurde eine Empore eingezogen, ein Zeichen weiterer Blüte der Wallfahrt. Heute kommen viele Christen aus Appenweier und aus dem vorderen Renchtal nach Zimmern zu Wallfahrtsgottesdiensten Sühne-Rosenkränzen und Andachten am Sonntagnachmittag.

Außerdem ist die Zimmerer Kirche eine beliebte Hochzeitskirche geworden.

- c) Festgottesdienste und Festwallfahrten finden an den so genannten Maria Schmerz Feiertagen am Freitag vor Palmsonntag und am 15. September statt. Wallfahrtsgottesdienste werden am Donnerstag oder Samstag gehalten.

2. *Ettenheim-Ettenheimmünster St. Landelin*

- a) Warum gerade St. Landelin.

Die Landelinus-Wallfahrt von Münchweier und Ettenheimmünster ist die bestdokumentierte Wallfahrt im Ortenaukreis.¹⁶



Die Landelinsbüste von 1506 ist der Mittelpunkt der Wallfahrt

Der Hl. Landelin wäre in den 50er-Jahren des 20. Jahrhunderts beinahe aus dem Heiligenkalender des Erzbistums Freiburg verschwunden, hätte nicht der elsässische Kirchenhistoriker Medard Barth¹⁷ seine Geschichtlichkeit in einem beachtenswerten Aufsatz dokumentiert.

- Für die Wallfahrt St. Landelin habe ich mich auch entschieden, weil eines der wichtigsten Exponate der Ausstellung „Auf Gottes Pfaden“ das Kopfreliquiar des Heiligen Landelin vom Jahre 1506 war, das als ein Meisterwerk des Gold- und Silberschmiedehandwerkes im 15/16. Jahrhundert am Oberrhein gilt.
- Und schließlich: Seit 1923 befindet sich im Altinventar des Ritterhauses in Offenburg unter der Nr. 4097 als Benedikt-Geschenk des Karlsruher Landesmuseums eine Holzfigur des 18. Jahrhunderts, die damals als Hl. Landelin identifiziert wurde.¹⁸

b) Der Kirchenbau.

Die heutige Wallfahrtskirche St. Landelin in Ettenheimmünster wurde 1687/1688 erbaut. Ihre Vorgängerkirche ist eindeutig seit 1501 belegt. Bei dieser wurde 1672 auch die Landolinuskapelle mit Brunnen, der aus fünf Quellen gespeist wurde, errichtet. Im Jahre 1768 wurde die Wallfahrtskirche erweitert und umgebaut.

Der Turm kam erst 1855–1857 hinzu. Eine große Besonderheit in der bildlichen Dokumentierung der Legende des Hl. Landelin stellen die Fresken an der Decke der Kirche dar. Auch die Barock-Altäre stammen aus dieser Zeit 1764–1765. Neuere Renovierungen sind für 1962 und 1997 bekannt.

Erwähnt werden muss hier noch: Bevor diese Landelinuskapelle als Wallfahrtskirche zum Hl. Landelin 1688 erbaut wurde, waren die Pfarrkirche von Münchweier über dessen Grab bis etwa 1500 und danach das Kloster Ettenheimmünster die Verehrungsstätten des Hl. Wendelin.

c) Die Wallfahrt St. Landelin

Um 1000 wird Landelin in den Heiligenkalendern des Bistums Straßburg genannt. Schon 1138 bedankt sich der Straßburger Bischof für die Gastfreundschaft des Klosters Ettenheimmünster gegenüber den Pilgern.

Im Jahre 1336 erhält die Münchweierer Kirche als Grabesstätte des Hl. Landelin einen päpstlichen Ablass. Im 13/14. Jahrhundert präsentieren Mönche von Ettenheimmünster Reliquien des Hl. Landelin im Elsass. Das Jahr 1501 erbrachte erneut einen Ablass für die Landelinuskapelle in Ettenheimmünster.

1506 ließ der dortige Abt das Kopfreliquiar des Hl. Landelin verfertigen. Und im Jahre 1525 wurde eine Wappentafel der Freiherren von Zimmern zerstört, die diese nach 1000 gestiftet haben sollen.

Schließlich erschien 1620 ein erstes Wallfahrtsbüchlein von Ettenheimmünster, dem noch mehrere bis 1749 und bis in das 20. Jahrhundert folgen sollen. Die frühen Wallfahrtsbücher machen den Einzugsbereich der Landelinus-Wallfahrt im 17. Jahrhundert deutlich: den mittelbadischen Raum sowie das Elsass.

Der Bau der Landelinuskapelle mit dem Brunnen 1672 machte diese bedeutende Wallfahrt ebenso bekannt wie der Bau der Wallfahrtskirche 1688. Mit den Wallfahrtsbüchern gehen die Wunderberichte nach dem Gebrauch des Wassers vom Landeslinusbrunnen einher.

Wallfahrtsbilder sind um 1500 für Münchweier und ab 1796 für Ettenheimmünster bekannt. Seit 1682 gibt es Landelinuslieder. Wallfahrtsmünzen oder Medaillen sind für 1695/1699 bekannt. Ex-Voto-Bilder und Dankesgaben sind ebenfalls für Münchweier und Ettenheimmünster nachgewiesen.

Als neues Element in der Landelinus-Wallfahrt wurde seit 1956 die Pferdeprozession mit Pferdesegnung eingeführt.

- d) Seit dem späten Mittelalter ist der 22. September das Hauptfest der Landelinus-Wallfahrt. Der Sonntag danach kann aber auch dazu terminiert werden. Hochamt und Predigt machen den Beginn. Sakraments- und Reiterprozession folgen. Den Abschluss bildet die Pferdesegnung.

Das Kopfreliquiar des Hl. Landelin von 1506 wird während des Gottesdienstes in der Wallfahrtskirche, seit 1804 auch Pfarrkirche, präsentiert und bei der Prozession mitgetragen.

Das Wasser vom Landelinusbrunnen in der Landelinuskapelle, laut Legende dort entsprungen, wo Landelin ermordet wurde, hilft gegen Augenleiden, Kopfschmerzen und Hautkrankheiten. Man muss sich aber heute damit abfinden, dass dieses Wasser auch als ein gutes Kaffee- und Teewasser gilt, ein Grund dafür auch, dass man an dieser Landelinuskapelle viele Kanister zum Abfüllen dessen vorfindet.¹⁹

3. Die Wallfahrt „Maria Krönung“ in Lautenbach

- a) Lautenbach wurde von mir zur Darstellung ausgedacht, weil diese Wallfahrt vom Mittelalter an bis heute als existent bezeugt ist.²⁰

Außerdem ist der Bau der Wallfahrtskirche eine einzigartige und einheitliche Komposition verschiedener Kunsttechniken des späten Mittelalters: der Architektur, der Malerei, der Schnitzkunst und der Glasmalerei.

- b) Die Wallfahrtskirche von Lautenbach wurde zwischen 1471 und 1488 erbaut, teilweise mitfinanziert durch die Auflösung der Beghinenklause in



*Bild des gestohlenen
Gnadenbildes Maria Krönung
(alter Gebetszettel)*

Oberkirch – Oberdorf.²¹ Vorläufer dieser spätgotischen Wallfahrtskirche war eine kleine Kapelle, um die herum das neue Gotteshaus gebaut wurde. Diese alte Kapelle wurde 1485 abgerissen und durch eine eigene Gnadenkapelle ersetzt. Im Jahre 1488 ist der Lettner fertig gestellt.

Die Wallfahrtskirche von Lautenbach wurde 1815 zur Pfarrkirche, die ihrerseits von 1895 bis 1898 nach Westen erweitert wurde und damals auch einen Turm erhielt. Von 1978 bis 1980 wurde die Gnadenkapelle renoviert.

c) Die Wallfahrt in Lautenbach ist seit 1303 bekannt. Damals wurde diese den Prämonstratensern von Allerheiligen übertragen, welche diese Wallfahrt bis 1803 betreuten.

Der Legende nach²² fand ein Hirte ein Bild von Maria mit dem Kind, welches verehrt wurde und an dessen Fundstelle man eine Kapelle errichtete, die Vorläuferin der spätgotischen Wallfahrtskirche. Seit 1491 ist auch ein eigener Wallfahrtskaplan, später als Rektor, in Lautenbach bekannt.

Über 500 Votivtafeln und Gaben sind für diese Zeit von 1482 bis 1745 verzeichnet. Das ursprüngliche Gnadenbild aus dem 16. Jahrhundert wurde 1973 gestohlen und 1990 durch eine Kopie einer Marienkrönung mit Jesuskind und ovalem Strahlenkranz aus dem Jahre 1793 ersetzt.

Das Jahr 1644 erbrachte die Gründung einer Bruderschaft zum guten Tod. 1692 war die Wallfahrt von Lautenbach nicht erloschen, sondern „rare frequentata“ = selten genützt.²³

Aus dem 18. Jahrhundert sind uns eigene Votivtafeln für die Schmerzhafte Mutter Gottes überliefert, die der Heilkraft des Lautenbacher Gnadenbrunnens²⁴ zugeschrieben wurden.

Dieser Brunnen wurde von zwei Quellen gespeist, die sich unter dem Altar der Gnadenkapelle und unter dem Altar der Schmerzhafte Mutter Gottes als Seitenaltar befanden.

Die Lautenbacher Kirche wurde mehrfach mit Ablässen ausgestattet: 1672, 1743 und 1745. Im Jahre 1788 wurden alle Ablässe, die für die Klosterkirche in Allerheiligen galten, auf die Lautenbacher Wallfahrtskirche übertragen.

Ein eigenes Wallfahrtslied und ein Gesangbuch für Lautenbach gab es 1770. Auch nach der Erhebung der Wallfahrtskirche zur Pfarrkirche im Jahre 1815 blieb die Wallfahrt bis heute bestehen, seit 1803 jedoch in der Hand der jeweiligen Seelsorger.

d) Wallfahrtstage in Lautenbach.

Hauptfesttag und zugleich Patrozinium der Lautenbacher Wallfahrtskirche ist an Maria Himmelfahrt, dem 15. August. Dieser wird mit Rosenkranzgebet, feierlichem Amt und Predigt sowie mit einer Prozession gefeiert.

Außerdem ist an allen anderen Marienfeiertagen und am Samstag Wallfahrtsgottesdienst. Schließlich wird der Samstag in der Festwoche ebenfalls mit feierlichem Amt und Predigt begangen.

Für das Jahr 2007 wurde aus Anlass der Erscheinung Marias in Fatima vor 90 Jahren die so genannten Fatima-Tage²⁵ verkündet, die jeweils am 13. eines Monats von Mai bis Oktober stattfanden. An diesen Tagen war jeweils das Feierprogramm wie an Maria Himmelfahrt vorgegeben.

4. Die Wallfahrt zum St. Wendel in Oberkirch-Nussbach/Bottenau

Der etwas umständliche Titel entspricht der heutigen kirchlichen und weltlichen Situation. Die Wendelinuskapelle gehört politisch zur Gemeinde Oberkirch-Bottenau, kirchlich zur Pfarrei Nussbach.

a) Diese Wallfahrt²⁶ wurde von mir zur Erörterung ausgewählt, weil sie einem Bauernpatron und einem Viehheiligen ihren Ursprung verdankt.



*Das barocke Gnadenbild
in der Waldkapelle*

- b) Die Wallfahrtskapelle St. Wendelin wurde in der heutigen Form erst 1756 erbaut. Sie hatte aber zwei Vorgänger. Eine Hofkapelle im Rohrbach die 1591 erwähnt ist, sowie die St. Wendelinuskapelle aus Holz, die 1714 vom Bottenauer Bauerngericht errichtet wurde und bei der wir hl. Messen, Prozessionen, Predigten und die Wallfahrt kennen. Der heutige Kapellenbau wurde 1756 errichtet, jetzt organisiert durch den zuständigen Vogt von Appenweier, als dem politischen Repräsentanten von Vorderösterreich, der hier Landesherr war. Die Kapelle wurde durch eine Wendelinusstatue gekrönt; neben ihr wurde das Mesmerhaus erbaut. Anlass für diesen Neubau 1756 waren Viehseuchen 1753/1754.

Interessant wurde diese Kapelle durch ihre Ausmalung 1761/1762. Der Kapellenturm und die Wendelinusstatue auf diesem waren 1845, 1880 und

1891 Objekte für Neugestaltungen. Turm und Figur wurden 1945 durch Artilleriebeschuss endgültig zerstört.

Danach folgten 1955 und 1977–1979 Renovierungen, ehe die Kapelle 1989 nach einer gründlichen Renovierung wieder die Gestalt der Ursprungskapelle erhielt und 1994 endlich wieder die Wendelinusstatue mit den Tieren, die dieser laut Legende hütete, auf das Turmdach kam.

Das Mesmerhaus wurde 1964 neu erbaut und ist heute noch besetzt.²⁷ Es hat sogar einen eigenen Telefonanschluss.

c) Die Wallfahrt von St. Wendel in Nussbach-Bottenau.

Der hl. Wendelin lebte Ende des 6. Jahrhunderts im Trierer Raum. Er wirkte nicht sosehr als Missionar, sondern eher durch sein Vorbild als Einsiedler und Hirte. In dieser mehr geistigen Dimension hatte er auch Kontakte zum damaligen Erzbischof von Trier.

Die Verehrung des hl. Wendelin breitete sich um 1200 im fränkisch-alemannischen Raum aus. Grundlage dafür war eine lateinische Legende in verschiedenen Ausgaben, die 1704 durch eine deutsche Legende aus St. Wendel/Saarland abgelöst wurde. Diese löste einen ersten Höhenpunkt der Wallfahrt im 18. Jahrhundert aus.²⁸

In unsere Gegend kam die St. Wendelinusverehrung über die Rheinfalz, Zabern und die Vogesen. Im 14. Jahrhundert wurde der rechtsrheinische Raum erfasst. Das Kloster Allerheiligen war Ausgangspunkt der Wendelinusverehrung im Renchtal.

Dieses stiftete 1523 eine Wendelinusfigur auf den Volksaltar in Lautenbach. 1591 kennen wir die Wendelinuskapelle im Rohrbach. 1650 pilgerte der Appenweierer Vogt anlässlich einer Viehseuche zum hl. Wendelin in Lautenbach. 1716 kennen wir Wendelinusprozessionen zu der 1714 errichteten Kapelle im Rohrbach. 1756 erfolgten der Bau der jetzigen Wendelinuskapelle und der des Mesmerhauses als Höhepunkte der Wallfahrt in Bottenau.²⁹ 1779 und 1791 gelobten die Gemeinden Ebersweier und Urloffen-Zimmern infolge von oder aus Furcht vor Viehseuchen je eine jährliche Wallfahrt nach St. Wendel.

Zu dieser Zeit hatte sich die Welt sowohl politisch wie auch geistig radikal geändert. Der Geist der Aufklärung machte sich in Politik und Kirche bemerkbar. Das Land Baden trat an Stelle der alten Landesherrschaft.

1789 konnte eine geplante Verlegung der Wallfahrt von St. Wendel nach Nussbach in die dortige Pfarrkirche durch den Einspruch der Bürger abgewehrt werden. Und im Jahre 1808 sollte gar St. Wendel auf Abbruch versteigert werden, um schulische Belange mit dem Erlös zu fördern. Die Wallfahrt konnte sich behaupten.³⁰

1872 erschien das erste Wallfahrtsbüchlein. Ende des 1. Weltkrieges wurde eine erste Friedenswallfahrt 1919 gehalten. Im Jahre 1926 wurde



Auf der rechten Seite der Chorapside hat der Tiroler Kirchenmaler Johann Pfanner hinter einem bäuerkichen Stifterpaar die alte und die neue Wendelinuskapelle dargestellt

ein Kriegerdenkmal bei der St. Wendelkapelle errichtet und 1945 gelobte die Gemeinde Nesselried 11 Dankprozessionen auf den St. Wendel.

Ein Wendelinusspiel wurde erstmals 1947 aufgeführt und 1949 beteiligten sich Reiter und Pferde an der Prozession, nachdem schon im 18. Jahrhundert Pilger zu Pferd bekannt sind.³¹

Johannes Pfanner, der Maler der Fresken um 1762, hat dort ein Pilgerpaar mit einem Pferd abgebildet. Es handelt sich dabei um ein Ehepaar aus Oberkirch-Ödsbach, das durch Geldspenden und Eigenarbeit in Gestalt von Fronfuhren (von der Moos nach Offenburg zu den Steinmetzen) den Kapellenbau von 1756 unterstützte.

In der Moderne seit 1950 versucht das Wendelinusfest christliche Antworten auf drängende Fragen der Zeit zu geben, bis hin zur deutsch-französischen Aussöhnung.³²

- d) Höhepunkt und Festtagsbrauch auf St. Wendel in Nussbach/Bottenau ist die Zeit der Wendelinusoktav vom 20. bis 27. Oktober. Am Festsonntag werden in Nussbach und auf St. Wendel Hochämter und Predigten gehalten.

Am St. Wendelstag erfolgt die Prozession mit Reitern und Pferden von Nussbach nach St. Wendel. Dort ist feierlicher Gottesdienst mit Predigt und Segen. Anschließend werden dann die Pferde gesegnet.

Am Nachmittag ist Familienwallfahrtsfeier und der gemütliche Festausklang. Dies erweist, dass die Wallfahrt auf dem St. Wendel eine der volkstümlichsten im mittelbadischen Raum ist.

5. Die Wallfahrt „Maria zu den Ketten“ in Zell am Harmersbach

- a) In Zell a. H. steht die größte Wallfahrtskirche Badens. Schon allein dieser Sachverhalt verdient es, sich näher mit dieser Wallfahrt zu beschäftigen.
- b) Die Geschichte dieses Kirchenbaus spiegelt die der Wallfahrt³³ wider. 1010/1020 ist eine Kirche mit Turm und drei Altären bekannt. Der Gegenbacher Abt stiftete 1480 eine Kaplanei und eine neue Kirche zur Ehre Mariens.

Bauern und Bürger statteten diese auch sächlich aus. Von dieser Kapelle stehen heute noch der Chor und der Turm. 1600–1645 wird das Langhaus schrittweise erhöht. Neben der Kirche wurde 1671 ein Kapellenbruderhaus für einen Mesmer und einen alten Mönch erbaut.

Im Jahre 1683 wurde der Brunnen neben dem Chor gefasst und 1690–1697 verlängert man das Langhaus um das Doppelte. Um nicht mit der Stadt Zell zu streiten, erbaute man auf Unterharmersbacher Boden 1742–1744 ein Querhaus.³⁴

1790 wurde der Brunnen, der sich südlich des Chores befand, vor die Westfassade verlegt und mit einer Maria Immaculata und Jesuskind geschmückt. Die entsprechende Inschrift nennt die Jahreszahl und den Satz „Maria zu den Ketten, ein Brunnquell der Gnade“.³⁵

1910/1911 wurde das Langhaus um zwei Joche erweitert. Die Westfassade wurde mit einem Relief Maria Krönung und den 14 Nothelfern geschmückt. Dieses Bauteil lag auf dem Gebiet der Stadt Zell.³⁶

Aus Straßburg-Königshofen³⁷ waren inzwischen erneut Kapuziner gekommen, die nach dem Bau eines eigenen Klosters 1919–1921 im Jahre 1923 die Wallfahrtskirche und deren Betreuung übernahmen. 1932 und 1971 erfolgten Renovierungen der Kirche, bevor 1953 das Mesmerhaus abgetragen worden war und an seiner Stelle eine Sakristei und ein Chor für die Patres erbaut wurden.

Im Jahre 1984 stürzte das Kirchendach über dem linken Seitenaltar ein; daher waren Renovierungsarbeiten 1985/86 notwendig. Ihnen folgte 1987 die Restaurierung der Deckenfresken.³⁸

- c) Um die Wallfahrt „Maria zu den Ketten“ in Zell a. H. zu verstehen, muss man sich um die Legenden³⁹ dieser Wallfahrt bemühen, die zu-



*Das Gnadenbild
in Zell a. Harmersbach um 1350*

nächst aussagen, dass schon sehr früh ein Marienbild in einem Rosenstrauch verehrt wurde, das der Wallfahrt den Namen „Maria zu der Rose“ gab.

Dieses Marienbild wurde in der Zeit der Türkenkriege um 1000 von einem Schmiedegesellen, der aus Schuttern stammte und in Zell seine Ausbildung fand, sehr verehrt.

Dieser geriet später in türkische Gefangenschaft, betete dort wieder zu „Maria zur Rose“, wurde daraufhin aus der Gefangenschaft befreit, kam in die Heimat zurück und übergab als Dankesgabe in Zell a. H. seine Ketten an „Maria zur Rose“, die seit dieser Zeit „Maria zu den Ketten“ genannt wurde.

Eine dritte Legende führt uns die Zeit der Schwedenkriege im ersten Drittel des 17. Jahrhunderts. Ein schwedischer Oberst gibt die Anordnung, die Ketten der Wallfahrtskirche zu Hufeisen umzuschmieden. Dies gelang nicht, weil die Ketten wiederholt wieder in der Kapelle waren, obwohl man sie zum Schmied gebracht hatte.

Versuchen wir es nun, zur geschichtlichen Gegebenheit der Wallfahrt in Zell vorzudringen. Die 1010/1020 genannte Kirche könnte mit den türki-

schen Kriegen, vor allem in Spanien, in Einklang gebracht werden. Im 14. Jahrhundert hören wir, dass die Oberharmersbacher eine Prozession nach Zell gemacht haben. Der Bau der Wallfahrtskirche 1480 zu Ehren Marias geschah auch deswegen, weil diese dort schon als wundertätig bekannt war.⁴⁰

In dieser Zeit des 14./15. Jahrhunderts ist aber auch die Entstehung zweier Madonnen-Gnadenbilder⁴¹ zu setzen, die in Zell a. H. als wundertätig verehrt wurden. Die Gnadenmadonna mit dem Jesusknaben auf einer Gartenbank und einem Zepter wurde um 1350 geschaffen.

Sie erhielt im 18. Jahrhundert eine Krone und einen Strahlenkranz. Das zweite Gadenbild, auf dem linken Seitenaltar verehrt, stellt eine Madonna mit dem Jesuskind auf dem Arm dar. Dieses wurde 1720 barockisiert und 1911 unter Glas in der Außennische der Westfassade präsentiert.

Mit der Betreuung der Wallfahrt durch die Kapuziner in Haslach⁴² ab 1630 wurde die Zeller Wallfahrt zu einer bedeutenden regionalen Wallfahrtsstätte.

1689 und 1703 gelobten die Gemeinden von Zell, Nordrach, Biberach und das Harmersbachtal eine Dankwallfahrt zu „Maria zu den Ketten“, weil sie die Kriegsereignisse des ganzen 17. Jahrhunderts relativ unbeschadet überstanden hatten. Aus der Zeit von 1693 und 1698 sind erste Mirakelbücher bezeugt.

1697 wird die Zeller Wallfahrt als „berühmt“ bezeichnet mit großen Volksmengen aus nah und fern.⁴³ So erschien auch 1698 ein erstes Wallfahrtsbuch. Votivtafeln und -Gaben, darunter eine silberne Votivtafel der Baden-badischen Markgräfin Maria Anna von Schwarzenberg,⁴⁴ sind von 1693–1700 bekannt.

Ein zweites Wallfahrtsbuch erschien 1748/1749 mit der Entstehungslgende, mit Wundern und Heilungen und Inschriften auf den Votivtafeln.⁴⁵ Diese Informationen reichen bis 1736. Doch auch die Zeller Wallfahrt war durch die neue Geisteswelt um 1800 bedroht.

Der für Zell zuständige Landvogt von Mahlberg konnte die Wallfahrt und ihr Bestehen in Zell durchsetzen. Er hatte damit argumentiert, dass häufig Fremde sich als Wallfahrer in Zell aufhalten und damit auch zur besseren Nahrung der Stadtbevölkerung beitragen.⁴⁶

Nachdem in Baden die Männerorden aufgehoben wurden, übernahmen erst 1923 in Zell Kapuziner aus Straßburg-Königshofen die Wallfahrt.

Im Jahre 1932 wurde die Pilgerzahl mit 100.000 angegeben.⁴⁷ Dies mag zwar etwas überzogen sein, aber die Zeller Wallfahrt blieb bis heute eine stark blühende und große Wallfahrt überregionaler Art.

Die Pilger kommen heute aus dem Gebiet des Erzbistums Freiburg, des Bistums Rottenburg-Stuttgart, aus dem Saargebiet, dem Elsass und der Schweiz. Im Jahre 1980 konnte das 400-jährige Bestehen der Wallfahrt gefeiert werden.

- d) Zu den Hauptfesten der Zeller Wallfahrt gehören alle Samstage und die Marienfeiertage.⁴⁸ An den Samstagen ist Gottesdienst mit Predigt und Segen. An den Marienfesten ist Beichte, Gottesdienst mit Predigt, Rosenkranz und Schlussandacht.

Die gefeierten Marienfeste sind in Zell a. H.

- | | |
|----------------------|-----------------|
| – Maria Lichtmess | am 2. Februar |
| – St. Josef | am 19. März |
| – Maria Verkündigung | am 25. März |
| – Maria Himmelfahrt | am 15. August |
| – Maria Geburt | am 8. September |
| – Maria Empfängnis | am 8. Dezember |

Was Wunder, dass heute die Wallfahrtskirche „Maria zu den Ketten“ in Zell a. H. auch zu einer beliebten Hochzeitskirche geworden ist.

IV. Wallfahrts-Tendenzen im Ortenaukreis⁴⁹

1. Wallfahrtspatrozinien. 12 von 20 Wallfahrtsstätten im Ortenaukreis sind Maria mit den verschiedenen Titeln geweiht (Schmerzhaftes Mutter Gottes 6, Maria Himmelfahrt oder Königin 3, Maria Hilf, Loreto und Marienfried aus der Schönstattbewegung)
Der hl. Jakobus d. Ä. ist Patron von 2 Kapellen. Je einzig vertreten sind: Antonius von Padua, die 14 Nothelfer, Landelin, Leonhard, Wendelin und die heiligste Dreifaltigkeit.
2. Bruderschaften unterstützen und kräftigen die Wallfahrt in Appenweier-Nesselried, Biberach, St. Jakob bei Wolfach, in Ettenheim-Ettenheimmünster, in Lautenbach, wo es zwei Bruderschaften gab, auf St. Wendel und in Sasbachwalden.
3. Das Bestehen der Wallfahrt wurde durch neue Weltanschauungen und Kriege unterbrochen oder stark eingeengt. Ich denke dabei an die Reformation, die Kriege des 17. Jahrhunderts die französische Aufklärung, Säkularisierung und Revolution, die badische Kirchenpolitik im 19. Jahrhundert sowie die kirchlichen Denkungsarten in jenem Jahrhundert.
Betroffen waren die Wallfahrten in Sasbachwalden, Urloffen-Zimmern, St. Wendel in Nussbach, Offenburg-Weingarten, „Maria zu den Ketten“ in Zell a. H., St. Jakob über Wolfach, sowie die Brudertal-Kapelle in Lahr-Kuhbach.
4. Wallfahrten konnten sich auch dort ansiedeln, wo alte Pfarrkirchen, etwas abseits gelegen, mit der Beibehaltung des Friedhofs sich zu Wallfahrtskirchen entwickeln konnten: in Appenweier-Urloffen/Zimmern, in Ortenberg oder in Friesenheim-Oberschopfheim/Leutkirche.

5. Schließlich gibt es auch Wallfahrtskapellen, die vor allem in der Neuzeit zu Pfarrkirchen wurden: Lauf, Sasbachwalden, St. Wendel (zur Filialkirche), Lautenbach, Appenweier-Nesselried und Offenburg-Weingarten (Filialkirche und danach Pfarrkirche).
6. Spezielle Gelöbniskapellen nach Heilung, nach dem 30-jährigen Krieg und nach den beiden Weltkriegen können sich auch zu Wallfahrten entwickeln: Loreto-Kapelle in Haslach, Ettenheim-Kahlenberg, Maria Frieden in Kippenheim sowie St. Maria auf dem Kappelberg in Schuttertal-Dörflinbach, die heute auch eine Schönstatt-Kapelle ist.
7. In der heutigen Zeit sind zwei Entwicklungen zu verzeichnen: Die abgelegene Lage und Vandalismus gefährden Wallfahrtstätten, man muss sie werktags schließen wie Friesenheim-Oberschopfheim/Leutkirche oder man macht sich schon einmal mit diesem Gedanken vertraut wie neuestens in Ortenberg.
Schließlich betrachten die modernen Seelsorgeeinheiten Wallfahrt auch als ein Angebot. So könnte die Seelsorgeeinheit Biberach/Steinach die Wallfahrt nach „Maria Schnee“ in Steinach statt mehrerer Himmelfahrts-Prozessionen anbieten.
Ebenso fördern neue marianische Bewegungen wie z. B. die von Schönstatt die Gründung und Entwicklung von Wallfahrten. Marienfried in Oberkirch wurde 1957 bewusst als Wallfahrtsort und Bildungszentrum gewählt, weil es in der Mitte der Erzdiözese Freiburg liegt.
8. Vergleicht man Wallfahrtsorte seit 1888 mit der vorgelegten Liste, so sind inzwischen 10 Wallfahrtsorte abgegangen:

Durbach	St. Antonius und St. Florian
Hausach	Kreuzbergkapelle
Neuried-Müllen	Ulrichskapelle beim Brunnen sowie in der Pfarrkirche, die Wallfahrt zur Schmerzensmutter und den 14 Nothelfern
Offenburg-Waltersweier	St. Qurinius
Schuttertal	St. Romanus
Schuttertal-Schweighausen	St. Anna Kapelle
Steinach-Niederbach	Maria Schnee
Wolfach	Schlosskapelle
Wolfach	St. Roman (Pfarrkirche)



Die Pieta als Gnadenbild in St. Jakob auf dem Bergle in Gengenbach

V. Zwei Jakobus-Wallfahrten im Ortenaukreis

1. St. Jakob auf dem Bergle bei Gengenbach⁵⁰

- a) Eine Kapelle auf dem Kastelberg wurde 1289 in Besitz der Abtei Gengenbach erwähnt. 1294 wird ein Ablass in den Krypten des Hl. Jakobus gewährt.⁵¹

Aus dem 14. Jahrhundert stammt eine Pieta in der St. Jakobskirche. 1539 erfolgte ein Neubau. Dieser wurde 1681/82 abgebrochen und neu erbaut. 1747 wurde die Außenkanzel errichtet und 1970 erfolgte eine gründliche Renovation.

In Zusammenhang mit dem Kapellenneubau von 1681/82 wurde nördlich der St. Jakobskapelle eine Grabkammer an der Stelle erbaut, wo ein römischer Votivstein des Jupiter und römische Münzen gefunden worden waren.⁵² Der Altarraum dieser Hl. Grabkapelle wurde im 18. Jahrhundert errichtet; renoviert wurde die Hl. Grabkapelle 1997/1998.

- b) Die Wallfahrt zum Hl. Jakobus bei Gengenbach.

Ob die Ablassurkunde anlässlich der Weihe des Altars in den Krypten des Hl. Jakobus im Jahr 1294 schon eine Wallfahrt dorthin auslöste, sei dahingestellt.

Die Anzeichen dafür häufen sich indes dahingehend, dass sich auf dem Bergle bei Gengenbach drei Kulte überschneiden oder überlagerten: der des Hl. Jakobus, der Schmerzhaften Mutter Gottes, der Hl. Einbeth⁵³ und der Hl. Felicitas.

Die beiden Gnadenbilder des hl. Jakobus und der Pieta stammen aus der Zeit von 1680/1690 und aus dem 14. Jahrhundert. 1681 ist auch eine Wallfahrt der Bürger von Zell a. H. nach Gengenbach bezeugt.

Zu dieser Zeit trat sicher die Marienverehrung auf dem Kastelberg in den Vordergrund. 1717 wurden die Wegstationen zu den sieben Schmerzen Marias errichtet. Im Jahre 1803 wird St. Jakob als Freude des religiösen Gengenbach bezeichnet.⁵⁴ Die ganze Umgebung wallfahre nach dort. 1863 sind jedoch nur Jahrtagsgottesdienste für St Jakob ausgewiesen.

- c) Heute wird der St. Jakobstag feierlich auf dem Bergle begangen. Im Mai finden dort Andachten statt und am 15. September hält das Franziskanerinnen-Kloster in Gengenbach seine Gelöbnisprozession zum Bergle, um sich für den glimpflichen Verlauf des 2. Weltkrieges zu bedanken. Eine zweite Prozession der Pfarrei hat St. Jakob auf dem Bergle an den Bittagen zum Ziel.

2. St. Jakob bei Wolfach⁵⁵

- a) Die Jakobskapelle oberhalb Wolfach wurde der Tradition nach 1433 erbaut. Das Vorhandensein einer Glocke, die 1427 datiert ist und seit 1540 in der Pfarrkirche in Wolfach hing, verweist auf einen früheren Kapellenbau.

Im Jahre 1470 wurde in der Pfarrkirche Wolfach eine St. Jakobsfründe gestiftet, die aber schon 1505 eingezogen wurde. Während der Reformation ließ Wilhelm von Fürstenberg die Kapelle von 1433 niederreißen.

1655 werden Teile der Ruine (Chor und Altar) wieder aufgefunden. Ein Wiederaufbau wurde danach in die Wege geleitet, sodass die neue Kapelle 1660 fertig gestellt war. Fürst Maximilian Franz von Fürstenberg war Mäzen dieser Stiftung.⁵⁶ 1664 erfolgen die Weihe der neuen Kapelle und die Gründung einer Bruderschaft zum guten Tod. Schnell erwies sich diese Kapelle als zu klein, sodass schon 1680 ein erneuter Neubau errichtet werden musste.

Dieser wurde mit einer Außenkanzel und mit einem Brunnen neben dem Hauptportal geschmückt. Die Deckenfresken stammen aus dem Jahre 1886. Im Jahre 1902 erfolgte eine Außenrenovation, weitere Renovierungen wurden 1952/1953 und 1983 vorgenommen.

Ähnlich wie bei St. Jakob bei Gengenbach wurde um 1680 oberhalb Wolfachs neben der dortigen Jakobskapelle eine Kleinkapelle erbaut. Man hatte beim Abtragen der Kapelle St. Jakob einen sarkophag-ähnlichen Stein gefunden, den man in einem hl. Grabraum zeigte, über dem man die Kleinkapelle St. Antonius von Padua erbaute.⁵⁷

Ein 1755 angelegter Kreuzweg zur Kapelle könnte zu dieser Frömmigkeit passen. 1893 wurde dieser Kreuzweg durch neue Bildstöcke ersetzt.

- b) Die Wallfahrt zu St. Jakob bei Wolfach beruht einerseits auf einer Tradition, die besagte, dass Hirtenbuben ein Bild St. Jakobs d. Älteren in einem Brunnen gefunden haben. Dieser habe sich als wundertätig erwiesen.⁵⁸

Das Gnadenbild⁵⁹ weist auf die Zeit um 1450 hin, es wurde 1701 in einem nahen Brunnen entdeckt. Die Wallfahrt selbst wird in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts richtig spürbar und steigert sich bis 1680. Anzeichen dafür waren die Kapellenbauten 1660 und 1680, sowie die Gründung einer Bruderschaft 1664, die zwar um 1809 aufgehoben, aber 1878 wieder belebt wurde. Im Jahre 1766 wurde eine Jakobs-Statue geschaffen und mit Reliquien ausgestattet, die 1763 durch einen italienischen Bischof geschenkt worden waren.

Dieses angedeutete Wachstum der Wallfahrt verlangte nach Betreuung und Sicherung in der Einsamkeit. Seit 1661 sind daher auch Kapellenbrü-



Der heilige Jakobus: Wolfacher Gnadenbild von 1450

der oder Mesmer auf St. Jakob wohnhaft. Der letzte dort lebende Mesmer starb 1908.⁶⁰

Der vorhandenen Ablässe wurden 1879 erneuert. Sei trugen auch dazu bei, dass die Wallfahrt in den 50er-Jahren des 20. Jahrhunderts am Jakobustag und dem Sonntag danach etwa 800 bis 1000 Pilger zählen konnte.⁶¹

c) Heute sind der Jakobustag am 25. Juli und eine Prozession am 1. Mai von der Pfarrkirche Wolfach aus die beiden Hauptfeste: Am Jakobustag sind Beichte, Festamt mit Predigt, sowie Eintragungen ins Bruderschaftsbuch Bestandteile des Wallfahrtsgeschehens.

3. *Zwei Fragen an diese Jakobswallfahrten nach Erkenntnissen zur Santiago-Wallfahrt und zu den Jakobswegen*

a) Sind die beiden Wallfahrten von Gengenbach und Wolfach Primär- oder Sekundärwallfahrten zum hl. Jakobus? Meines Erachtens sind es Primärwallfahrten, die von den jeweiligen Landesherren – dem Abt von Gengenbach und den Fürstenbergern – errichtet und gefördert wurden.

b) Sind diese Wallfahrten Bestandteile eines historischen und begründeten Jakobswegs im Wolf- und Kinzigtal? Mein Antwortversuch ist folgender: Es gibt zwar im 17. Jahrhundert mehrere historisch bezeugte Wallfahrer nach Santiago de Compostela aus dem Kinzigtal und aus der Reichsstadt Zell a. H.⁶² Ein überlieferter Jakobusweg mit festen Routen und Stationen konnte nicht nach gewissen werden.⁶³

Schluss: Die Theologie des Wanderns und Wallfahrt heute

Die Jakobus-Wallfahrten im Ortenaukreis und die beiden Fragen danach führten zur unmittelbaren Diskussion um Jakobusweg und Wallfahren allgemein. Auslöser weiterer Fragen um den Jakobusweg und die Wallfahrt nach Compostela war der Beitritt Spaniens in die Europäische Gemeinschaft im Jahre 1986. Dieser stellte die Verehrung und den Weg zu Santiago de Compostela in ein europäisches Licht.

1987 wurde die Deutsche Jakobs-Gesellschaft gegründet, die in der Folgezeit besonders wissenschaftliche Forschungen um Kult und Weg nach Santiago erwirkte. Der Europarat erließ 1987 eine Deklaration, die beinhaltete, dass die Wiederauflebung der Pilgerfahrt nach Compostela ein zugkräftiges Symbol für die kulturelle Identität und die europäische Integration sei.⁶⁴

Zuvor im Jahre 1983 hatte der Münsterschwarzacher Benediktiner Anselm Grün seine Theologie des Wanderns⁶⁵ entwickelt: Das religiöse Wandern, die Wallfahrt also, ist ein Akt der Befreiung.

Dieser vollzieht sich in drei Phasen: Dem Auszug von zu Hause, dem Unterwegssein in der Fremde und der Ankunft im Heiligtum.

Verstärkt wird dieser Prozess einer inneren Befreiung durch das Zugehen auf ein Ziel. In der Ankunft am heiligen Ort erfüllt sich die bildlich ausgesprochene Bedeutung der Pilgerfahrt. „Für uns Christen ist jeder Wallfahrtsort auch Symbol für das himmlische Jerusalem, für das endgültige Ankommen bei Gott“.

Das kontinuierliche Gehen über mehrere hundert Kilometer ist somit kein Selbstzweck wie etwa „Der Weg ist das Ziel“, sondern eine innere Vorbereitung auf das Gebet am Apostelgrab und das sakramentale Sühnebekenntnis.

Eine neue Tendenz der Wallfahrt nach Santiago deutet an, dass neue Pilgerberichte auffallend das Gemeinschaftserlebnis betonen, das sich in den Kontakten zu anderen Pilgern einstellt.⁶⁶ Dies gibt mir die Gelegenheit zu einer abschließenden und zusammenfassenden Frage:

Macht heute und eventuell auch in der Vergangenheit das Spannungsfeld zwischen spontanen Begegnungen und der Erfüllung persönlicher religiöser Anliegen vielleicht den Charakter und den Reiz einer Pilgerfahrt nach Compostela oder der Wallfahrt allgemein aus?

Anmerkungen

- 1 Konradsblatt Jahrgang 91, 2007, Nr. 32, 10.
- 2 Im Rahmenprogramm dieser Ausstellung habe ich einen Vortrag zum Thema „Wallfahrten im Ortenaukreis“ gehalten, dessen erweiterte Form diesen Beitrag ergab.
- 3 vgl. Müller, Daniela: Rechtliche Aspekte des Santiago-Kultes unter Berücksichtigung von Beispielen aus Südwestdeutschland, in: Herbers, Klaus/Bauer, Dieter: Der Jakobuskult in Süddeutschland. Tübingen 1995, 304–306.
- 4 Pater Adalbert Hardt, Rektor der Lautenbacher Wallfahrt von 1740–1754. Zu diesem vgl. Huber, Rudolf: Aus dem Archiv der Wallfahrtskirche „Maria Krönung“ in Lautenbach, in: Die Ortenau 85. 2005, 123–134.
- 5 Realschematismus der Erzdiözese Freiburg. Freiburg 1863; Das Erzbistum Freiburg in seiner Regierung und seinen Seelsorgestellen. Freiburg 1910: Handbuch des Erzbistums Freiburg. I. Band: Realschematismus Freiburg 1939; Realschematismus der Erzdiözese Freiburg im Breisgau. Freiburg 2001.
- 6 Döring, Alois/Dünninger, Hans/Metten, Rolf– Schropf, Horst: Kurzkataloge der volkstümlichen Kult- und Andachtsstätten der Erzdiözese Freiburg und der Diözesen Limburg, Mainz, Rottenburg-Stuttgart und Speyer. Würzburg 1952.
- 7 Müller, Aegidius: Deutschlands Gnadenorte, deren Geschichte und Beschreibung. Köln 1888.
- 8 Heizmann, Ludwig: Wallfahrtsorte der ehemaligen Ortenau. Offenburg 1921.
- 9 Brommer, Hermann (Hrg): Wallfahrten im Erzbistum Freiburg. München-Zürich 1990.
- 10 Ott, Konstanze (Red.): Wallfahrtsführer der Erzdiözese Freiburg. Praktischer Ratgeber. Freiburg Erzb. Seelsorgeamt 2006. Neuauflage 2008
- 11 Jahrgang 91, 2007.

- 12 Benutzte Literatur zur Wallfahrt in Appenweier-Urloffen/Zimmern.
 - a) Verzeichnisse:
Realschematismus 1863, 291, Handbuch Erzd. Freiburg 1910, 589/590, Handbuch Erzd. Freiburg 1939, 459; Realschematismus 2001, 63; Döring, A. (s. Anm. 6), 71; Brommer, Hermann (s. Anm. 9), 76/77; Heizmann, Ludwig (s. Anm. 8), 5/6.
 - b) Beiträge:
Huber, Erich Arnold: Heimatbuch der Gemeinde Urloffen. Urloffen. 1971: Kauß, Dieter: Die Feldkirchen in der südlichen Ortenau als Zeichen frühen Christentums, in: Römische Quartalschrift 68, 1973, 78–90; Maier, Karl. 600 Jahre Wallfahrtskirche Zimmern. Urloffen 1989, Spengler, Siegfried: Wallfahrtskirche St. Martin in Zimmern. Urloffen 2007.
- 13 Kauß, Dieter: Die mittelalterliche Pfarrorganisation in der Ortenau. Bühl 1970, 262/263.
- 14 Maier, Karl (s. Anm. 11) 52.
- 15 a.a.O. 64/65.
- 16 Benutzte Literatur zu Ettenheim-Ettenheimmünster
 - a) Verzeichnisse:
Handbuch Erzd. Freiburg 1910, 354; Handbuch Erzd. Freiburg 1939, 289; Realschematismus 2001, 426; Döring, A. (s. Anm. 6) 27; Brommer, Hermann (s. Anm. 9) 80–82.
 - b) Beiträge:
Schultz, Friedhelm-Schadek, Hans: Das Benediktinerkloster Ettenheimmünster in: Die Ortenau 58, 1978, 150–201; Strittmatter, Walter: St. Landelin Ettenheimmünster. München-Zürich 1982, 2. Auflage; Kewitz, Hubert: Die Geschichte des hl. Landelin von Ettenheimmünster, in: Die Ortenau 65, 1985, 102–119; Rest, Josef-Barth, Medard-Uttenweiler, Bernhard: Aufsätze zur Geschichte der südlichen Ortenau-Ettenheim 1986; Weiß, Dieter: Klosterkirche Ettenheimmünster. Zur Ausstattung der Kirche und dem Verbleib der Kircheneinrichtung. Offenburg 1999; Uttenweiler, Bernhard: Die Verehrung des hl. Märtyrers Landelin und die Wallfahrtskirche in Ettenheimmünster. Lindenberg 2006.
- 17 Erneut veröffentlicht in Rest-Barth-Uttenweiler (s. Anm. 16).
- 18 Rest-Barth-Uttenweiler (s. Anm. 16), 285.
- 19 Uttenweiler, Bernhard: Die Verehrung (s. Anm. 16), 24.
- 20 Benutzte Literatur zur Wallfahrt in Lautenbach
 - a) Verzeichnisse:
Realschematismus 1863, 285; Handbuch Erzb. Freiburg 1910, 375; Handbuch Erzb. Freiburg 1939, 445/446; Realschematismus 2001, 110; Döring A. (s. Anm. 9), 42/43; Brommer, Hermann (s. Anm. 9) S.87/89.
 - b) Beiträge:
Haid, Hans: Die Glasgemälde der Wallfahrtskirche zu Lautenbach, in: Die Ortenau 24, 1937, 89–107. Ders., Der Jünglingskopf aus der Lautenbacher Wallfahrtskirche, in: Die Ortenau 44, 1964, 195–199; Haid, Hans/Huber, Rudolf: Pfarr- und Wallfahrtskirche „Maria Krönung“ in Lautenbach/Renchtal. München/Zürich 1983; Pillin, Hans-Martin: Die Geschichte des Luftkurortes Lautenbach. Lautenbach 1994; Jülg, Gerhard: Land und Leute. Kappelrodeck 2003, 246; Huber, Rudolf: Aus dem Archiv der Wallfahrtskirche (s. Anm. 4).
- 21 vgl. Pillin, Hans-Martin: Oberkirch. Die Geschichte der Stadt von den Anfängen bis zum Jahre 1803. Oberkirch 1975, 181/82; ders., Die Geschichte des Luftkurorts (s. Anm. 20), 102.
- 22 Pillin, Hans-Martin: Die Geschichte des Luftkurorts (s. Anm. 20), 74.

- 23 a.a.O. 74.
- 24 Huber, Rudolf: Aus dem Archiv (s. Anm. 20), 133/34.
- 25 „Freitag der 13., ist Wallfahrtstag in Lautenbach“. ARZ (Acher-Rench-Zeitung) 2007-07-12.
- 26 Benutzte Literatur zur Wallfahrt St. Wendel in Nussbach-Bottenau:
 a) Verzeichnisse:
 Realschematismus 1863, 286; Handbuch Erzb. Freiburg 1910, 578; Handbuch Erzb. Freiburg 1939, 449; Realschematismus 2001, 110/111; Döring A. (s. Anm. 6), 22. Brommer, Hermann (s. Anm. 9) 91–92
 b) Beiträge:
 Huber, Heinz G.: 400 Jahre Wendelinusheiligtum in der Pfarrei Nussbach-Bottenau Oberkirch 1991; ders., Nussbach im Renchtal. Die Geschichte eines tausendjährigen Dorfes. Oberkirch 1994; Huber, Heinz G.– Huber, Christoph: Die dreyherrschaftliche Gemeind Bottenau. 700 Jahre Geschichte und Geschichten eines Tales. Oberklich-Bottenau 1996; Jülg, G., Land und Leute. Kappelrodeck 2003, 245; Ruch, Martin: Ein Kappellensturm in der großherzoglichen-badischen Ortenau, in: Die Ortenau 85, 2005, 275/76; Huber, Heinz G.: Pfarrkirche St. Sebastian Nußbach, Wallfahrtskirche St. Wendelin Bottenau. Regensburg 2007.
- 27 Huber, Heinz G.: „Der erste Mesmer auf St. Wendel war ein Eremit“, in ARZ 2007-11-10/11.
- 28 Huber, Heinz G.: 400 Jahre (s. Anm. 26), 11–20; ders., Pfarrkirche St. Sebastian (s. Anm. 26), 20.
- 29 Huber, Heinz G.: 400 Jahre (s. Anm. 26), 22–29; ders., Pfarrkirche (s. Anm. 26), 21–23.
- 30 a.a.O. 29–33; ders., Pfarrkirche (s. Anm. 26), 29 und Ruch, Martin: Ein Kapellensturm (s. Anm. 26), 275/276.
- 31 Huber, Heinz G.: Nussbach im Renchtal (s. Anm. 26), 104.
- 32 Huber, Heinz G.: 400 Jahre Wendelinusheiligtum (s. Anm. 26), S 71–77; Huber Heinz G.: „Pilger gingen weite Fußwege zum Wallfahrtsort“, in: ARZ 2007-10-27.
- 33 Benutzte Literatur zur Wallfahrt „Maria zu den Ketten“ in Zell a. H.
 a) Verzeichnisse:
 Realschematismus 1863, 293; Handbuch Erzb. Freiburg 1910, 593/94; Handbuch Erzb. Freiburg 1939, 248; Realschematismus 2001, 387; Döring A. (s. Anm. 6), 71. Brommer, Hermann (s. Anm. 9) 101–104.
 b) Beiträge:
 Heizmann, Ludwig: Ein Wallfahrts- und Gebetbuch zu Ehren der Gnadenmutter „Maria zu den Ketten“ in Zell a. H. Lahr 1919/20, 2. Auflage; Fischer, K.: Bildstöcke und Marienbilder von Zell a. H., in: Die Ortenau 8, 1921, 58/59; Straub, Otto: Ein Wallfahrtsbuch „Maria zu den Ketten“ aus dem Jahre 1748, in: Die Ortenau 25, 1938, 112–120; ders., Eine westfälische Kettenlegende und die Entstehung der Wallfahrt. „Maria zu den Ketten“ in Zell a. H. , in: Die Ortenau 34, 1954, 210/11. Grimm, Godehard: Zell a. Harmersbach, Versuch einer Stadtgeographie. Zell a. H. 1970; Ehrenfried, Adalbert: Die Wallfahrt „Maria zu den Ketten“ 1975; Ehrenfried, Adalbert-Zartmann, B.: Wallfahrtskirche Zell am Harmersbach. München/Zürich 1980, 6. Auflage; „Maria zu den Ketten. Badens größte Wallfahrtskirche steht in Zell a. H.“, in: ARZ 2007-03-10/11.
- 34 Ehrenfried, Adalbert: Die Wallfahrt (s. Anm. 33), 10; Ehrenfried Adalbert-Zartmann, B. : Wallfahrtskirche (s. Anm. 33), 8.
- 35 Fischer, K.: Wegkreuze (s. Anm. 33), 58/59.

- 36 Ehrenfried, Adalbert: Die Wallfahrt (s. Anm. 33), 11.
- 37 a.a.O. 37.
- 38 a.a.O. 43.
- 39 Heizmann, Ludwig: Ein Wallfahrts- und Gebetbuch (s. Anm. 33), 22/23; Ehrenfried, Adalbert: Die Wallfahrt (s. Anm. 33), 1/2; Ehrenfried Adalbert-Zartmann, B.: Wallfahrtskirche (s. Anm. 33), 2–5.
- 40 Ehrenfried, Adalbert: Die Wallfahrt (s. Anm. 33), 7 und 21.
- 41 a.a.O. 25.
- 42 a.a.O. 26.
- 43 Ehrenfried Adalbert-Zartmann, B.: Wallfahrtskirche (s. Anm. 33), 8–10.
- 44 Brommer, Hermann: Wallfahrten (s. Anm. 9), 103; Ehrenfried, Adalbert: Die Wallfahrt (s. Anm. 33), S.33/34.
- 45 Straub, Otto: Ein Wallfahrtsbuch (s. Anm. 33), 112–120.
- 46 Grimm, Godehard: Zell a. Harmersbach (s. Anm. 33), 70 und 112, Anmerkung 46.
- 47 a.a.O. 70.
- 48 „Maria zu den Ketten“ in ARZ 2007-03-10/11.
- 49 Mein persönliches Resümee aus den Verzeichnissen, der Literatur, sowie aus verschiedenen Telefonaten mit den betreffenden Wallfahrts Pfarrern.
- 50 Benutzte Literatur zur Wallfahrt „St. Jakob“ über Gengenbach.
- a) Verzeichnisse:
Realschematismus 1863, 283 nennt nur Jahreszeiten dort; Handbuch Erzb. Freiburg 1910, 571/72; Handbuch Erzb. Freiburg 1939, 440; Realschematismus 2001, 660; Döring A. (s. Anm. 6), 30. Brommer, Hermann (s. Anm. 9) 84.
- b) Beiträge:
Barth, Medard: Der Kult der hl. drei Straßburger Jungfrauen Einbeth Worbeth und Vilbeth. Straßburg 1936 (Sonderdruck) 59 und 78; Renner, Anna-Maria: Kirchen und Kapellen in Gengenbach. München/Zürich 1976, 2. Auflage; Eberwein, Helmut: Gengenbach, ein kunstgeschichtlicher Rundgang. München/Zürich 1988, Klein, Kurt: Der Kinzigtäler Jakobusweg. Wanderführer Waldkirch 1994; Brommer, Hermann: Gengenbach. Kirchen und Berglekapelle. Lindenberg 1999; Bauer, Juliane: Neue Erkenntnisse zur Bau- und Kunstgeschichte der Jakobus- und der hl. Grabkapelle auf dem Berge zu Gengenbach, in: Die Ortenau 80, 2000, 315–330.
- 51 Bauer, Juliane: Neue Erkenntnisse (s. Anm. 50), 315.
- 52 Eberwein, Helmut: Gengenbach (s. Anm. 50), 4.
- 53 a.a.O. 10; Barth, Medard: Der Kult (s. Anm. 50).
- 54 Brommer, Hermann: Gengenbach (s. Anm. 50), 30.
- 55 Benutzte Literatur zur Wallfahrt „St. Jakob“ über Wolfach.
- a) Verzeichnisse:
Realschematismus 1863. 67 Anniversarien werden dort gehalten; Handbuch Erzb. Freiburg 1910, 785/86; Handbuch Erzb. Freiburg 1939, 247; Realschematismus 2001, 385; Döring A. (s. Anm. 6), 70/71. Brommer, Hermann (s. Anm. 9) 94–101.
- b) Beiträge:
Disch, Franz: St. Jakob bei Wolfach, in: Die Ortenau 8, 1921, 34–42; ders., St. Jakob bei Wolfach. Die Eremiten und Mesmer, in: Die Ortenau 10, 1923, 1–10; Heizmann, Ludwig: Der Amtsbezirk Wolfach, Offenburg 1924, 3–10, 42; Klein, Kurt: Der Kinzigtäler Jakobusweg (s. Anm. 50), 83–91; ders., Die Jakoblinde bei der Wallfahrtskirche St. Jakob in Wolfach, in: Die Ortenau 63, 1983, 338/39; Böckelein, Hedwig: Dynastische Interessen und Heiligtum. Die Jakobusverehrung in den Territorien des Hauses Fürstenberg, in: Herbers, Klaus/Bauer, Dieter R.: Der Jakobuskult in Süddeutschland.

- Tübingen 1995, 48–98; Junk, Anne: „Zu Ehren des Heiligen Jakobus“, in: ARZ 2007-07-15.
- 56 Disch, Franz: St. Jakob in Wolfach 1921 (s. Anm. 55), 38/39; Böckelein, Hedwig: Dynastische Interessen (s. Anm. 55), 74/75.
- 57 Junk, Anne: Zu Ehren (s. Anm. 55).
- 58 Disch, Franz: St. Jakob 1921 (s. Anm. 55), 34.
- 59 Brommer, Hermann: (s. Anm. 9), 98-101; Junk, Anne: Zu Ehren (s. Anm. 55).
- 60 Heizmann, Ludwig: Der Amtsbezirk (s. Anm. 55), 5.
- 61 Junk, Anne: Zu Ehren (s. Anm. 55).
- 62 Kopp, Thomas: Kinzigtäler pilgerten einst nach Santiago de Compostela, in: Die Ortenau 62, 1982, 69–82.
- 63 Kurt, Klein bemerkt in seinem „Kinzigtäler Jakobusweg“: „Dieser Weg möge dazu bewegen, aus dem nüchternen Alltagsweg auszusteigen, um Mensch zu sein, in Ruhe zu den eigenen Gedanken zu kommen. Der Weg führt auch in ruhige Gefilde, hinauf auf einsame Höhen“. (Klein, Kurt: Der Kinzigtäler Jakobusweg (s. Anm. 50), (1).
- 64 Kühn, Christoph: Die Pilgerfahrt nach Santiago de Compostela. Leipzig 2005, 120/121.
- 65 a.a.O. 125/126.
- 66 a.a.O. 134.

Osterbräuche aus dem christlichen Glauben, aus Volks- und Aberglaube

Dieter Kauf

I. Osterbräuche in Südwestdeutschland. Osterfest und Ostertermin

Die Osterbräuche¹ – ich verstehe diese zeitlich vom Karsamstagabend bis Ostermontag – sind m. E. geprägt und überlagert von Aussagen des christlichen Glaubens – vor allem des Neuen Testaments –, aus dem Aberglauben, der sich Wirkungen durch angewendete Medien verspricht, und dem Volksglauben, der sich müht, die Aussagen des Glaubens verstehbar und erlebbar zu machen.

Gerade Ostern war ein Fest im doppelten Sinne – ein Fest des Frühlings in der Natur und ein Fest der Auferstehung Christi, d. h. ein christliches Fest. Beide Pole dieses Festes spiegeln sich im Beschluss des Konzils von Nicaea aus dem Jahre 325 n. Chr., das als Ostertermin den ersten Sonntag nach der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche bestimmte.²

Wenn wir Fest sagen, so sollten wir uns bewusst machen, dass das Osterfest ursprünglich nur eine Nacht von Karsamstag bis Ostersonntag umfasste.

Seit dem 4. Jahrhundert war die Festlichkeit ein „triduum paschale“ und dauerte vom Gründonnerstag bis Ostersonntag. Im Mittelalter schließlich wurde das Osterfest zur Osterwoche ausgeweitet, 1650 verkürzt bis Dienstag und im 18. Jahrhundert endlich nur noch auf den Montag und Sonntag zurückgedreht.³

In dieser Abhandlung möchte ich mich auf den Osterbrauch vom Karsamstag bis Ostermontag beschränken. Eigenes Erleben im südwestdeutschen Raum und heutige Übung mögen dabei auch eine Rolle gespielt haben.

1. Das Osterfeuer wurde am Karsamstagabend entfacht, geweiht und an diesem die Osterkerze entzündet

Eine zentrale Rolle kommt bei dem christlichen Osterfest dem Lichte zu. Dieses ist ein Symbol für Christus und die Gegenwart Gottes in der Welt. Christliche Osterfeuer⁴ sind in Deutschland erstmals im 11. Jahrhundert in der Landschaft als Höhenfeuer bekannt. Dies traf jedoch für Süddeutschland nicht so sehr zu.

Das Osterfeuer vor der Kirche geht jedoch schon bis in das 8. und 9. Jahrhundert zurück. In diesem Feuer wurden alle abgängigen Materialien aus dem kirchlichen Bereich verbrannt:

Wolle, mittels dieser das Chrisam bei der Krankensalbung und der Taufe angewendet wurde, Kerzenreste, alte Messgewänder und Chorhemden, schadhafte Holzgrabkreuze, Reste von Palmstangen, Holz, das aus den Familien mitgebracht wurde.

Man versuchte, manche Holzstücke vor der totalen Verkohlung zu retten und diese dann mit nach Hause zu nehmen. Dort und auch in der Wiese und in den Äckern schützten diese Osterhölzer vor Unwetter und Hagel.

2. Die Osterkerze

Eng mit dem Osterfeuer verbunden, das auch heidnische Frühlingsfeier ablösen sollte, war die Osterkerze.⁵

Diese wurde am Karsamstagabend am Osterfeuer entzündet und stand bis Christi Himmelfahrt in der Kirche. Sie findet vor allem im Gottesdienst und bei Taufen ihre Anwendung. Sie versinnbildlicht schließlich Christus als das Licht der Welt.

3. Osterwasser und Ostertaufe⁶

Glauben und Volksglauben waren Ursache für die Weihe des Taufwassers am Karsamstag. Bis in das 2. Jahrhundert waren Ostern und Pfingsten auch Tauftermine.

Deswegen wurde am Karsamstag in der Kirche das Taufwasser geweiht, das in der Folgezeit bis Pfingsten für die Taufen verwendet wurde. Man nahm aber auch geweihtes Taufwasser mit nach Hause, wo es bei vielfältigen Gelegenheiten und Praktiken half, vor allem als Gesundheits- und Schönheitszauber bei Gicht und Hautkrankheiten.

Etwas anderes war das Schöpfen frischen Wassers aus Quellen und Bächen, das von jüngeren Mädchen in der Osternacht in völligem Stillschweigen geschehen musste, sowohl beim Schöpfen wie auch auf dem Weg zur Wasserquelle und wieder nach Hause.

Dieses Osterwasser schützt gegen Ungeziefer und Schimmel. Es bewahrt das Vieh vor Blähungen und hilft dem Menschen gegen Fieber.

4. Osterwetter

Eingangs wurde die Bedeutung des Lichtes für das christliche Osterfest betont. So darf es nicht verwundern, dass man Ostern auch als Lostag für Wettervorhersagen⁷ nützte.

Einige Beispiele mögen dies verdeutlichen.

- Wenn zu Ostern die Sonne scheint, sitzt der Bauer am Speicher und weint.⁸ (aus Vorfriede einer guten Ernte)

- Oster- und Karfreitagsregen bringen selten Erntesegen.
Zu diesen Tagen Sonnenschein bringen nur reiche Früchte ein.
- Osterregen bringt magere Kost, Ostersonne fette und reichliche.⁹
- Wenn's an Ostern regnet, ist die Erde den ganzen Sommer durstig.¹⁰

Diese Wetterregeln für Ostern, die eindeutig das sonnige Wetter und dessen gute Vorahnung bevorzugen, sind aber auch für ein nahezu verzweifertes Gedicht zuständig, das im Jahr 2002 bei Schnee zu Ostern unter dem Titel „Osterhase 2002“ veröffentlicht wurde.¹¹

„Saß im Grase
hielt die Eier dort versteckt
leider – Imperfekt!
Dieses Jahr,
klar,
wars'ne Pleite
weil es schneite!
Kalte Ostern
Has verfroren
Kinderfreude
hinter'm Ofen heute
Sonnenschein will nicht sein
Osterhas?
War's denn das??“

Dieses Gedicht hätte beinahe auch an Ostern 2008 in der Ortenau geschrieben werden können.

5. Das Osterlamm

Vom Glauben her wäre eigentlich das Osterlamm¹² ein zentrales Symbol des Osterfestes. Es erinnert einerseits an das Pascha-Lamm, das die Juden opferten, als sie Ägypten verließen und in das Gelobte Land zogen.

Andererseits bezeichnet insbesondere der Evangelist Johannes Christus als das Pascha-Lamm, der sich für die Menschen aufgeopfert und dadurch die Versöhnung der Menschen mit Gott bewirkt hat.

Im Brauchtum blieb aber das Osterlamm nur als so genanntes Gebäck von Bedeutung, das auch als Geschenk innerhalb des Osternestes noch an Bedeutung gewann: als Osterlamm aus Teig oder Zucker mit der Auferstehungsfahne Christi.



Österliche Kostbarkeiten: Gabriela Bombelkas „Kraszanski“ machen selbst den Fabergé-Eiern Konkurrenz

6. Das Osterei und der Osterhase. Vom Eierlegen zum Osterhasenjagen

- a) Auch bei den Aussagen über Ostereier und deren Verwendung sind Glauben und Volksglauben im Spiel.

Das Osterei ist ein von einem Huhn gelegtes Ei, gar gekocht und gefärbt. Es ist in diesem Zustand Symbol der Fruchtbarkeit und der ewigen Wiederkehr des Lebens. Das Osterei ist aber auch Symbol der Auferstehung Christi. Die Schale steht für das Grab, aus dem lebendiges Wesen kommt. Um dies besser verstehen zu können, vergegenwärtigen wir uns weitere Dimensionen um das Osterei¹³.

- Es ist ein Produkt bäuerlicher Wirtschaft.
- Eier und Hennen waren oft auch als Abgaben für die Lehnsherren gefragt und zu verschiedenen Terminen einzuzahlen (etwa an Fasnacht und in der Erntezeit).

- Eier waren Nähr- und Stärkungsmittel.
- Wenn man zum Eiersieden drei Vater Unser beten sollte, so ist dies ein beredtes Zeugnis für das Zueinander von Glauben, Volksglauben und Aberglauben.
- Schließlich verstand man Eier als Magie zur Steigerung der männlichen Potenz.
- Oder Karfreitagseier verderben nie und man verwendet sie, um im Glücksspiel Erfolg zu haben, Ertrinkende aufzufinden sowie als Amulette in der Aussteuer für die Tochter oder im eigenen Wäscheschrank. In Gengenbach gab es am Karfreitag eine Suppe mit den Karfreitagseiern des Vorjahres¹⁴.

Ostereier zu verschenken ergab sich einerseits aus der Funktion der Eier als Abgabe, andererseits konnte man an Ostern anderen eine Freude mit dem Schenken von Eiern machen, da der Verzehr von Eiern in der Fastenzeit verboten war.

Einige historische Fakten zum Osterei sind:

- Seit dem 12. Jahrhundert gab es in der Kirche die „benedictio ovorum“ nach der Fastenzeit¹⁵, eine Segnung der Eier, die besondere Kräfte für den Menschen als Folge hatte.
- Seit dem 13. Jahrhundert gibt es gefärbte Ostereier.¹⁶
- Um 1600 waren Ostereier im allgemeinen Brauch vertreten.
- 1615 wurde das „Osterei“ als Wort in Straßburg bekannt.
- Im 17. Jahrhundert wurde es besonders in Bayern üblich, Ostereier mit Silber und Gold oder mit figürlicher Malerei zu verzieren. Solche Eier waren aber auch z. B. aus Holz und Metall.
- 1691 schrieb der Abt von Schuttern¹⁷, dass er für die Kinder Eier an Ostern im Garten versteckte.
- Schließlich gab es noch im 19. Jahrhundert festgelegte Zahlen¹⁸ für gefärbte und ungefärbte Ostereier 4:3 oder 2:3.

b) Der Osterhase

Der Ostereier legende Osterhase wird erst im 17. Jahrhundert als Behauptung in kindgerechter Auffassung erwähnt. 1678 taucht er in einer Abhandlung eines Heidelberger Mediziners auf¹⁹. Erst im 19. und 20. Jahrhundert hat er allgemein Verbreitung gefunden. Es fällt daher schwer, diesem Osterhasen in Glauben, Aberglauben und Volksglauben nachzuspüren: Der Hase könnte vielleicht ein Symbol der wiedererwachenden Natur und der Fruchtbarkeit sowie des Frühlings sein, da er sich erst im Frühjahr, einigermaßen durch das Gras geschützt, in der Natur zeigt.

Im christlichen Bereich galt der Hase als Symbol der Wandlung und Auferstehung, da er immer die Augen geöffnet hat und scheinbar teilnahmslos diese Vorgänge aufnahm. Aber der Hase galt im mittelalterlichen Christentum auch als zügelloses Tier, weshalb man im 8. Jahrhundert den Genuss von Hasenfleisch verbot.

Man möchte auch annehmen, dass der Osterhase eher in der Stadt erfunden wurde, da es auf dem Land viel schwieriger war, sich vorzustellen, dass der Hase Eier lege. Er ist schließlich auch niedlicher als ein Huhn²⁰.

Endlich kam der Hase als ein schnellfüßiges und harmloses Tier dem kindlichen Bewusstsein sehr entgegen.²¹ Im Bewusstsein der Moderne konnte sich der Hase als Geschenk besser durchsetzen, ob gebacken oder aus Zucker, heute fast nur noch aus Schokolade geformt.²²

Aus dieser Erkenntnis heraus wird neustens angedacht, ob nicht der Osterhase als Gebäck eine missratene Umbildung des Osterlammes sei, eben ein Synonym für ein Ostergeschenk.²³

c) Eierlegen und Osterhasenjagen als signifikanter Brauch des Ostersonntags

Im Gegensatz zu einem Huhn, das Eier legt und produziert, als natürlichen Vorgang, legt der Osterhase Ostereier an einem bestimmten Ort ab, um den Kindern die Suche nach diesen spannender zu machen.²⁴ Er muss dabei ein Stück Vernunft walten lassen, denn er muss z. B. auf die Anzahl und die Farben der Eier aufpassen, dass sich die Kinder nicht benachteiligt vorkommen. Oder er bildet gar ein Nest und setzt sich in der Form eines Teig- oder Zuckerhasen auf dieses, um eine Signalwirkung auszustrahlen.

Philipp Brucker, Alt-OBM von Lahr, einer der eindruckvollsten Schilderer des Brauchtums im Lahrer Gebiet, sagte von seiner Mutter, dass sie hartnäckig bemüht gewesen sei, zu beweisen, dass es den Osterhasen gebe. Sie wollte ihren Kindern so lange wie möglich den Glauben an den Osterhasen aufrechterhalten. Sie setzte diesen in Parallele zu dem Christkind, das den Nikolaus mit dem Pelznickel in die Stadt schickt, um die Geschenke auszuteilen. Folglich versteckte die Mutter selbst anstelle des Osterhasen für jedes Kind ein Osterlamm, eine Osterbrezel, gefärbte Eier, Schokoladeneier und einen roten Zuckerosterhasen. Sie verkündete danach, dass der Hase gelegt habe.²⁵ Dies zeigt aber auch eindrücklich, dass das Eierlegen des Osterhasen mehr war, als das Ablegen der Eier durch die Henne, die quasi ein Lebensprodukt ablegt, dort wo es geschützt ist.

Der Osterhase, d. h. der Mensch, legt Ostereier ganz bewusst etwa der Anzahl nach, der Farben gemäß oder um das Suchen danach spannend zu machen und nach dem Finden Freude zu spenden.

Dies brachte mich darauf zu überlegen, in welchen Redensarten oder Tätigkeiten des Menschen, das Wort „legen“ auftaucht:

- „Waschen, legen, föhnen“ heißt es an allen Fenstern der Friseursalons. Es werden hier die Haare gelegt, um bei langen Haaren eine Frisur zu erreichen.
- Man legt Spuren, um andere auf den richtigen Weg zu einem Ziel zu bringen.
- „Man legt Karten“, um Auskunft über die Zukunft, oder über ein Einzelanliegen zu erhalten.
- „Man legt Bohnen“ in einer „Ziehl“ und mit gewissem Abstand, damit diese dann auch gut wachsen können.
- „Man legt etwas auf die Waage“, um zu erfahren, wie schwer dies ist.
- „Man legt einen Hinterhalt“, um so einen Überlegenen zu besiegen.
- „Man legt Blumen und Blüten“, um damit einen schönen Fronleichnamsteppich zu erzielen.
- Schließlich „legt man die Hand auf’s Herz“, um etwas besonders persönlich zu unterstreichen oder wenn man das Badener Lied oder die Nationalhymne singt.

So verwundert es nicht, dass der Osterhase im kindlichen Glauben die Ostereier legt, um zum Suchen, zum Finden der Eier anzuregen und damit Freude zu bereiten, aber auch, um Benachteiligung auszuschließen. Dies würde auch einsichtiger machen, warum man den Has jagen muss, um an Ostereier heranzukommen. Habe ich den Osterhasen gejagt, liegen das Nest und die Eier vor mir und ich kann diese mit Freude genießen.

7. Humor an Ostern. Osterlachen²⁶ und Osterkalb²⁷

- a) Wenn heute Pfarrer beider großen Konfessionen an Fasnacht Predigten in Reimen, die ab und zu ein Schmunzeln hervorrufen, halten, so ist dies nicht grundsätzlich etwas Neues. Denn es war im Mittelalter und in der frühen Neuzeit üblich, am Ostersonntag in froher menschlicher Art eine Predigt zu halten, bekleidet von manchem herben Scherz, der auch von einem, von außen registrierten, Gelächter begleitet war. Das „Osterlachen“ wurde zwar im 17. Jahrhundert verboten, hielt sich aber bis in das 19. Jahrhundert.
- b) Und schließlich nannte man den- oder diejenigen, ein „Osterkalb“, die zuletzt in der Familie am Ostermontag aus dem Bett kamen.

8. Geweihte Palmen am Ostersonntag

Wir haben uns bewusst mit den Osterbräuchen im engeren Sinne beschäftigt; wir haben erkannt, dass das Osterfest sich mutierte von einer Nachtfeier zu einem Fest von einer Woche Dauer, die sich danach auf Ostersonntag und Montag reduzierte. Selbst die Palmen des Palmsonntags erlebten

am Ostersonntag²⁸ eine Renaissance. Man holte sie vom Dach und trug sie dreimal ums Haus. Danach befestigte man sie am Dachfirst oder im Herrgottswinkel, wo sie Schutz und Geborgenheit gegen Unwetter, Blitz und Krankheit garantierten.

II. Die Schnecke, nicht der Hase ist der Christen Ostertier²⁹

Bei den Erörterungen über das Osterei haben wir dieses als Symbol für die Auferstehung kennen gelernt. In diesem Zusammenhang gab es den Volksspruch³⁰ in unserer Gegend:

- Wie der Vogel aus dem Ei gekrochen
Hat Jesus Christus das Grab zerbrochen.

Dieser Vergleich gilt auch für ein anderes Tier, nämlich die Weinbergschnecke. Man kann in der Natur die Beobachtung machen, dass die Weinbergschnecke im Spätherbst ihr Schneckenhaus mit einem Deckel schließt, um sich vor Kälte zu schützen. Sobald die Märzsonne im Frühjahr Wärme in ihr Versteck bringt, sprengt sie diese „Tür“ und bricht heraus.

Christen sehen darin eine Parallele zur Auferstehung und zur Ostergeschichte. In der Karolingerzeit findet sich die Schnecke als Grabbeigabe; im 12. Jahrhundert ist sie für Bari belegt. Im Bamberger Dom ziert sie das im Jahre 1492 geschaffene Hochgrab von Kaiser Heinrich II.³¹

Für die menschliche Allgemeinheit galt die Schnecke zunächst als Symbol für Langsamkeit und Feigheit (13./14. Jahrhundert). Im 15. Jahrhundert wandelten sich ihr Image und ihre Bedeutung ins Positive. Die ihr Haus tragende Weinbergschnecke wird zum Zeichen der Zufriedenheit, der inneren Einkehr, der Selbsterkenntnis, Klugheit und Vorsicht.

In der Kunst und in den Kirchen sind Weinbergschnecken gar nicht so selten. Sie tauchen überall dort auf, wo Leiden und Sterben Jesu in Szene gesetzt wurden.

1. Das eindrucksvollste Beispiel ist wohl in der Sebalduskirche in Nürnberg zu sehen, an einem Sarkophag, der 1489 in Auftrag gegeben und 1519 vollendet wurde. Dieser Sarg, der zugleich einen Reliquienschrein des Hl. Sebaldus³², des Stadtheiligen von Nürnberg darstellt, wird von vier Delphinen und 12 Schnecken getragen. Die Schnecken sind sehr individuell gestaltet. Keine gleicht der anderen. Jede trägt als Symbol der Auferstehung, als Verkörperung der Klugheit und Bedächtigkeit mit an der Ruhestätte für den Toten, den Nürnberger Stadtheiligen Sebaldus, nach der Legende ein dänischer Königssohn, der den Franken das Christentum gebracht hatte. Die Delphine waren schon in der frühchristlichen Kunst, besonders in den Katakomben, Symbole für Christus.



Central-Park, NY

2. Außen am Chor der Leonhardikirche in Stuttgart³³ ist eine Kreuzigungs-szene zu sehen. Unter dem Kreuz knien die Stifter des Kunstwerkes. Am Fuße des steinernen Hügels, worauf das Kreuz steht, sind Eidechsen, eine Schlange und drei Weinbergschnecken zu sehen. Von den Eidechsen wusste man, dass sie Augen, hell wie die Sonne, haben, und deswegen zum Symbol der Erleuchtung und der Heilung durch Licht wurden. Die Schlangen im Zusammenhang mit der Kreuzigung sind Symbole des auferstandenen Christus und seines Sieges über die Sünde.
3. Der niederländische Maler Jan Breughel d. Ältere schuf 1595 das Gemälde „Jonas entsteigt dem Rachen des Wals“.³⁴ Betrachtet man dieses Bild genauer, so nimmt man ein aufgewühltes, tosendes Meer wahr, in dem der Wal seinen Rachen weit aufstreckt, dem in ruhiger Art der Prophet Jonas entsteigt. Am Strand liegt zugleich, etwas verloren, eine Muschelschnecke. Jonas, der hier von einem Wal ausgespuckt wird, kündigt im Alten Testament die Überwindung des Todes durch Christus an. Der Schnecke am Bildrand als Hinweis auf die Auferstehung kommt eine wichtige Hinweisnebenrolle zu.
4. Ist diese Denkwelt für uns zu weit weg und in der Kunst zu hoch angesiedelt? Trifft sie auch bei uns zu? Man muss die erste Frage verneinen und nur genau den Ölberg bei der Hl. Kreuz-Kirche in Offenburg³⁵ betrachten. Dieser Ölberg entstand um 1524. Die Skulpturen wurden 1955 ersetzt. Die Originale stehen im benachbarten Lapidarium. Christus führt seine Apostelgruppe an, um auf den Ölberg zu gelangen. Im Erdreich dieses Ölbergs aber ist unterhalb der Christusfigur eine Weinbergschnecke zu sehen, ein eindrückliches Symbol der Auferstehung schon zu Beginn der Passion Christi.
5. Der Osterhase in einer Skulptur „Alice im Wunderland“ im Central Park in New York City.³⁶ Im Frühjahr 2008 überließ mir Frau Bärbel Fuchs aus Offenburg ein Foto, das sie im Jahre 2005 im Central Park in New York City aufgenommen hatte. Auf dem Foto ist ein Hase in der Manier von Wilhelm Busch oder anderer Märchencomics auf seinen Hinterpfoten stehend dargestellt. Am Boden ist eine Weinbergschnecke zu sehen. Diese Figur gehört zu einer Skulptur, die als Gesamtthema „Alice im Wunderland“ aufweist. Diese Skulptur wurde durch den spanischen Künstler José de Creeft (1900–1982) als Auftragswerk 1959 gestaltet. Die Interpretation von Hase und Schnecke kann nach den bisher vorgelegten Fakten m. E. nur sein: Die Schnecke am Boden weist als Symbol der Auferstehung Christi den Hasen als Osterhasen aus, der als Fabeltier durchaus seinen Platz in „Alice im Wunderland“ im Central Park in New York City einnehmen kann.

Resümee

Glauben, Volksglauben und Aberglauben haben, so möchte ich schließen, eine Fülle von Osterbräuchen erbracht, die sich der Auferstehung Christi in der Zeit des Frühlings widmen, um diese verstehbar und erfahrbar zu machen. Osterei, Osterhase, Osterlamm und Osterwasser sowie die Weinbergsschnecke führen uns direkt und unmittelbar zum Verständnis von Auferstehung und wiederkehrendem Leben, wie auch immer.

Anmerkungen

1a hinführende Literatur (alphabetisch)

Bohnenberger, Karl: Volkstümliche Überlieferungen in Württemberg. Stuttgart 1901; CIS: Die Schnecke, nicht der Hase ist der Christen Ostertier, in: *Monumente* 1/2, 2003, 34–36, auch in <http://monumente-online.de/März> 2005; Fellhauer, Angelika: Feste feiern in Deutschland. Zürich 2000; Haas H.G./Schoch, Alois: *Durch's Jahr*, Oberwolfach 2002; *Handwörterbuch des Deutschen Aberglaubens* (= HWBDA), Band 6, Berlin/New York 1987; Hanss, Karl: *Geschichte der Ortenau. Alltag*. Offenburg 2006; Hund, Dieter: *Schwarzwälder Brauchtumskalender*. Oberwolfach 1990; Kerscher, Otto: *Brauchtum und Leben in den alten Bauernstub'n. Grafenau* 1981, 2. Auflage; Klein, Kurt: *Schwarzwälder Kalenderblätter*. Waldkirch o.J.; Künzig, Johannes: *Das Frühjahrsbrauchtum in der Ortenau*, in: *Offenburg und die Ortenau*. Freiburg 1935, 443–466; *Lexikon der Christlichen Ikonographie* (= LCI). Freiburg 1974; *Lexikon für Theologie und Kirche*. Band 7, Freiburg 1962; Meyer, Elard Hugo: *Badisches Volksleben im 19. Jahrhundert*. Stuttgart 1984 = *Forschungen und Berichte zur Volkskunde in Baden-Württemberg*, Band 8.

1b neuere Zeitungsartikel (alphabetisch)

Groß, Ursula: „Die Schnecke ist's, nicht der Hase“, im *OT/ARZ* 2008-03-14; Hättig, Heinz: „Freude über die Auferstehung und viele alte Bräuche“, in: *ARZ* 2008-03-19; Jung, Christian: *Der Osterhase ist seit 1678 als „Eierbringer“ belegt*, im: *Staatsanzeiger für Baden-Württemberg* 2004-04-05. Körnich, Klaus: „Die Ortenau ist Osterhasenland“, im *OT/ARZ* 2004-04-07; ders. „Meister Lampes großes Osterfest“, im: *OT/ARZ* 2008-Ostern;

2 HWBDA, Band 6, Sp.1341/42, LThK, Band 7, Sp. 1271–1275.

3 LThK. Band 7, Sp. 1278.

4 Künzig, Johannes: *Das Frühjahrsbrauchtum* (s. Anm. 1a). Meyer, E.H.: *Badisches Volksleben* (s. Anm.1a), 97–99; HWBDA, Band 6, Sp. 1333–1335, LThK, Band 7, Sp. 1279.

5 HWBDA, Band 6, Sp. 1317–1319; LThK Band 7, Sp. 1276/77.

6 HWBDA, Band 6, Sp. 1356–1363; Meyer, E.H.: *Badisches Volksleben* (s. Anm. 1a), 26, 37, 285, 420.

7 HWBDA, Band 6, Sp. 1351/52.

8 Steuer, Wilfried: *Bäuerliche Wetterregeln*. Bad. Buchau 1982, 53.

9 Kopf, Helmut: „.... oder es bleibt wie es ist.“ *Wetter- und Bauernregeln*, Freiburg 1997, 123.

10 Klein, Kurt: *Wenn der Hahn kräht. Wetter- und Bauernregeln*, im *volkstümlichen Jahresverlauf*. Offenburg 2005, 48.

- 11 Haas, H.G./Schoch, Alois: Durch's Johr. Oberwolfach 2002, 69.
- 12 HWBDA, Band 6, Sp. 1339/40; LThK, Band 7, Sp. 1279; Hund, Dieter: Schwarzwälder Brauchtumskalender (s. Anm. 1a), 38/39; Körnich, Klaus: „Die Ortenau ist Osterhasenland (s. Anm. 1b); Koehle-Hezinger, Christel: Anmerkungen zum Osterei, in Beiträge zur Volkskunde in Baden-Württemberg, Band 6, 1995, 173.
- 13 vgl. Koehle-Hezinger, Christel: Anmerkungen zum Osterei (s. Anm. 12).
- 14 Informationen von Dr. Willi Bächle, Oberkirch.
- 15 HWBDA, Band 6., Sp. 1327.
- 16 dazu und im Folgenden: Fellhauer, Angelika: Feste (s. Anm. 1a).
- 17 HWBDA, Band 6, Sp. 1329.
- 18 Hanss, Karl: Alltag (s. Anm. 1a), 55; Meyer, E.H.: Badisches Volksleben (s. Anm. 1a), 100/01.
- 19 Jung, Christian: Der Osterhase (s. Anm. 1b).
- 20 dazu Fellhauer, Angelika (s. Anm. 1a).
- 21 Hund; Dieter: Schwarzwälder Brauchtumskalender (s. Anm. 1a), 38/39.
- 22 dazu neuestens: Schütt, Caren: „Osterhasen“, in Funkuhr 2008, Nr. 21.
- 23 Koehle-Hezinger, Christel: Anmerkungen zum Osterei (s. Anm. 12), 173.
- 24 Hund, Dieter: Schwarzwälder Brauchtumskalender (s. Anm. 1a), 38/39.
- 25 Schaller, Bettina: „Mutter gibt immer den Hasenalarm“, OT 2000-03-31.
- 26 Becker-Huberti, Manfred: Leibhaftige Osterfreude. Das Osterlachen als Siegespose gegenüber dem Tod, in: Konradsblatt 2008, Nr. 12.
- 27 Meyer, E.H.: Badisches Volksleben (s. Anm. 1a), 155.
- 28 a.a.O. 94f., 505.
- 29 CIS: Die Schnecke (s. Anm. 1a).
- 30 Klein, Kurt: Wenn der Hahn kräht. (s. Anm. 10), 48.
- 31 Lexikon der Christlichen Ikonographie. = LCI, Freiburg 1974, Band 4, Sp. 98/99.
- 32 CIS: Die Schnecke (s. Anm. 10), 35/36, LCI Band 1 „Delphin“, Sp. 503/504.
- 33 CIS: Die Schnecke (s. Anm. 10), 36, LCI, „Eidechse“, Sp. 589/590, „Schlange“ LCI, Band 4, Sp. 77–79.
- 34 CIS: Die Schnecke (s. Anm. 10), 36.
- 35 Eigene Inaugenscheinnahme in Offenburg. Jetzt Zitat in: Groß, Ursula: „Die Schnecke“ (s. Anm. 1b).
- 36 Foto und Informationen habe ich von Frau Fuchs im März und April 2008 erhalten. Dabei war auch der Hinweis auf: www.central-park.com und www.nycgovparks.org, dem ich einige Fakten zu Künstler und Kunstwerk entnommen habe.

Franz von Papen als Wendelinusreiter

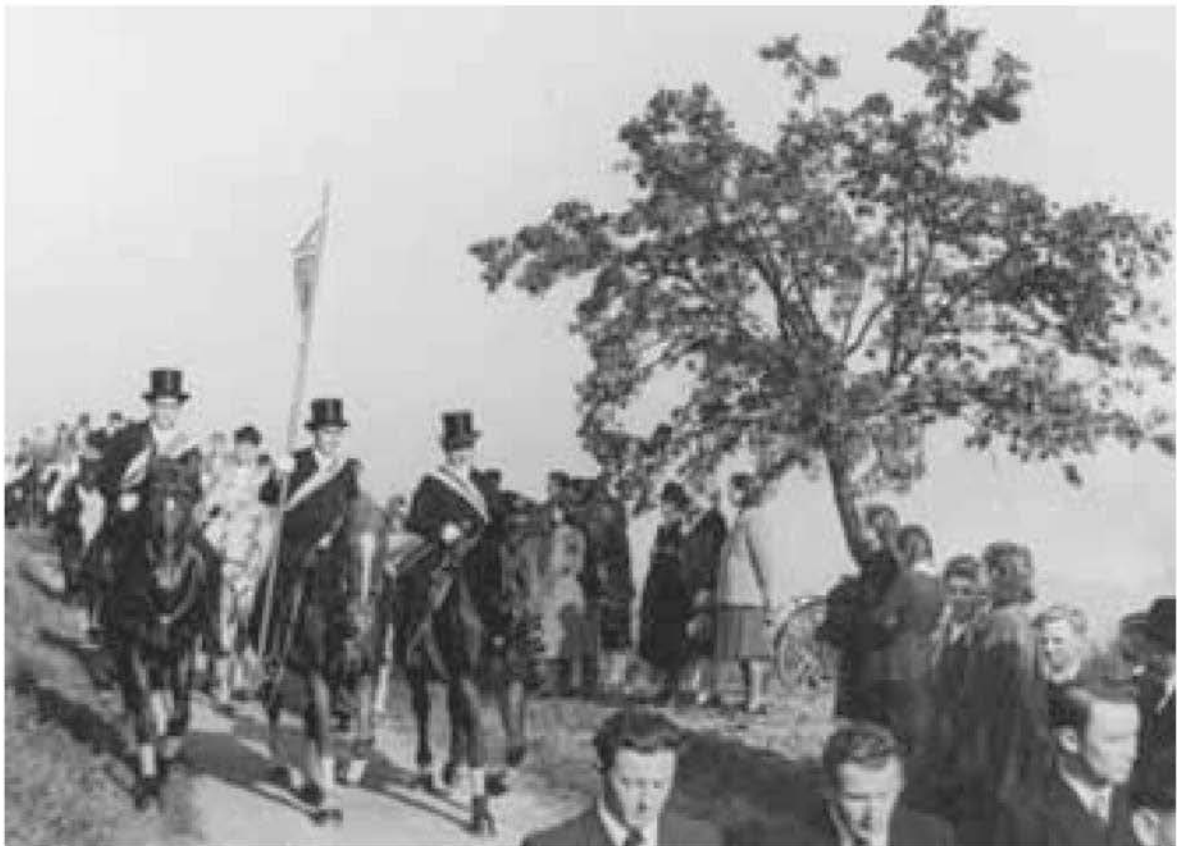
Zur zeitgeschichtlichen Dimension der Nußbacher Wendelinuswallfahrt in den 1950er-Jahren

Heinz G. Huber

Brauchtum wurde von der „klassischen“ Volkskunde traditionell im ahistorischen Zyklus von Jahres- und Lebenskreis angesiedelt. Die sozialen Kontexte und die historischen Bedingungen gerieten dabei aus dem Blickfeld. Bräuche wurden als Gemeinschaftshandeln verstanden, das vorgeblich in einer überzeitlichen Tradition steht.¹ Dabei haben auch Brauchtumsformen einen kulturhistorisch benennbaren Ausgangspunkt und erfüllen innerhalb eines historisch beschreibbaren Zusammenhangs ihre spezifische Funktion. Das gilt auch für religiöses Brauchtum.

Exemplarisch kann das am Beispiel der Nußbacher Wendelinuswallfahrt in den 1950er-Jahren gezeigt werden. Die Wallfahrt zum Vieh- und Bauernheiligen Wendelin² kann im Kirchspiel Nußbach bis in das Jahr 1591 zurückverfolgt werden. Sie erreichte nach der Mitte des 18. Jahrhunderts ihren ersten Höhepunkt, als 1756 der Vorarlberger Barockbaumeister Johann Elmenreich die neue, spätbarocke Wallfahrtskapelle errichtet hatte.³ Um die Wallfahrt entstand ein reiches Brauchtum. Seit 1716 zogen Prozessionen hinter Kreuz und Fahnen von Nußbach hinauf auf den „heiligen Berg“ des Renchtals. Im Zusammenhang mit Viehseuchen gelobten Nachbargemeinden wie Ebersweier, Urloffen und Appenweier eine jährliche Gemeindevallfahrt, nachdem sie von Viehseuchen verschont geblieben waren.⁴ Zur Wallfahrt gehörte oft ein stundenlanger Fußmarsch der Pilger, die teilweise von weit her aus den entlegenen Tälern des Schwarzwaldes kamen. Sie versuchten durch ein Wachsoffer die Fürbitte des Heiligen zu erlangen. Im 19. Jahrhundert boten Händler, die sogar aus Walldürn kamen, Devotionalien wie Versehgarnituren, Rosenkränze, geweihte Kerzen, Kreuze usw. an. Die Wallfahrt zum hl. Wendelin markierte den Abschluss des bäuerlichen Arbeitsjahres und wurde mit dem Dank für die gesegnete Ernte verbunden.

Nach mündlicher Tradition segnete im 18. Jahrhundert die Geistlichkeit – die Prämonstratenser von Allerheiligen und die Oberkircher Kapuziner machten sich um die Betreuung der Wallfahrt verdient – auch die Pferde, mit denen Bauern zur Wendelinuskapelle geritten waren. Das Apsisgemälde Johann Pfunners aus dem Jahr 1761 zeigt ein bäuerliches Stifterpaar, hinter dessen Rücken sich ein Pferd verbirgt. Nach mündlicher Überlieferungstradition war der Ödsbacher Sieferspring-Bauer Franz Xaver Ehret zur Kapelle geritten, um zu beten. Als er heimkehren wollte, war sein Ross



Der erste Wendelinusritt 1949.

verschwunden. Verzweifelt bat er den hl. Wendelin um dessen Hilfe – das Pferd soll plötzlich im heimischen Stall gestanden haben. Wallfahrten zu Pferd und Tiersegnungen wurden jedoch von Kaiser Joseph (1780–1790) untersagt. Schließlich hatten die vorderösterreichischen Behörden sogar die Schließung der Wendelinuskapelle und die Überführung des Gnadenbildes in die Nußbacher Pfarrkirche angeordnet, waren damit aber am Ortenauer Volksaufstand von 1789 gescheitert.

Nach dem 2. Weltkrieg entstand die Idee, die Attraktivität der Wendelinuswallfahrt dadurch zu steigern, dass man eine Reiterprozession mit Pferdeweihe einführte. Der Nußbacher Pfarrer Fridolin Bigott griff die Anregung des Pferdefreundes Frank Gerdes auf und initiierte 1949 zum ersten Mal eine Reiterprozession, die 10.000 Menschen anzog.⁵ Der Festtag des hl. Wendelin, des Schutzheiligen der Tiere, war der geeignete Anlass einer solchen Prozession. In Süddeutschland und Österreich gab es Wendelinusumritte und Pferdeprozessionen, die noch bis in die Barockzeit zurückreichten. Auch zu Ehren der Pferdeheiligen St. Georg, St. Gangolf, St. Eulogius und St. Leonhard wurden Flurumritte und Pferdesegnungen abgehalten.⁶ Nicht zuletzt war der beeindruckende Blutritt

von Weingarten ein Vorbild für den Nußbacher Wendelinusritt. Nach der „Katakombenzeit“ des Dritten Reiches, in der kirchliche Aktivitäten aus dem öffentlichen Raum hinausgedrängt wurden, sahen Geistlichkeit und engagierte Christen die Chance, durch religiöse Massenveranstaltungen mit Eventcharakter verlorenes Terrain wiederzugewinnen, zumal der Krieg und die Not der Nachkriegszeit zu einer Renaissance der Religiosität geführt hatten. Der Nußbacher Pfarrer Fridolin Bigott, ein „barockaler Mensch“⁷, erkannte sofort, dass diese Reiterprozession durch die herbstliche Landschaft hinauf zur idyllisch gelegenen Wallfahrtskapelle bei jedem Zuschauer und Pilger unvergessliche Eindrücke hinterlassen musste. Presse, Film und Fernsehen⁸ berichteten in der 1950er-Jahren in großer Aufmachung über den Nußbacher Wendelinusritt und hielten malerische Bilder des Ereignisses fest. Dass die Wallfahrt und der Wendelinusritt eine überregionale Beachtung fanden, lag jedoch nicht nur am religiösen Brauchtum, sondern auch an den zeitgeschichtlichen Wirkungen.

Der „Herrenreiter“ Papen – eine Provokation für viele Katholiken

Gewaltige Resonanz erregte die Teilnahme des ehemaligen Reichskanzlers Franz von Papen am Wendelinusritt. Papen hatte im Erlenhaus in Obersasbach seinen Ruhesitz genommen und war Mitglied des Fautenbacher Reitervereins, der sich regelmäßig an der Reiterprozession beteiligte. Außerdem war er eng mit dem Nußbacher Pfarrer Fridolin Bigott befreundet – beide waren „Ritter vom Heiligen Grab“. Papen war zu dieser Ehre gelangt, weil er als deutscher Botschafter in Ankara angeblich die Zerstörung Jerusalems und der heiligen Stätten im Zweiten Weltkrieg abgewendet hatte. Bigott wurde in Straßburg als „Retter des Straßburger Münsters“ gefeiert, weil er unter Lebensgefahr den Beschuss der Stadt durch die Meisenbühler Bunkerartillerie verhindert hatte, und durch die Ernennung zum „Ritter vom Heiligen Grab“ besonders geehrt.⁹

Es erregte großes Aufsehen, als Franz von Papen 1954 in der Pose des Herrenreiters mit Zylinder die Reiterprozession anführte, während der geistliche Wendelinusreiter, der aus China vertriebene Kapuzinerbischof Gratian Grimm und zwei Kapläne hinter ihm ritten. Nach dem Ritt nutzte Papen das Forum – auf dem Platz neben der Kapelle waren mehrere tausend Pilger versammelt – für einen öffentlichen Auftritt:

„Als alter Reitersmann richtete Herr von Papen eine Kurz-Ansprache an die Wendelinusreiter und Pilger. Im Zeitalter der Technik solle der Mensch seinen treuen Helfer, das Pferd, nicht aufgeben. Große Freude sei es für ihn zu sehen, dass die Liebe zum Pferd in der jungen Generation nicht erstorben ist. Die Einladung zum Nußbacher Wendelinusritt (...) sei ihm eine hohe Auszeichnung.“¹⁰



Franz von Papen als Pilger auf St. Wendel (1954).

Auch wenn Papen sich politisch nicht äußerte, so empörten sich doch einige Katholiken heftig darüber, dass Papen die Wallfahrt zur Selbstdarstellung nutzte. Dazu gehörte die Durbacherin Luise Lang, die sich brieflich an den Mitorganisator der Wallfahrt, den Nußbacher Volksbürosekretär Carl Benz, wandte:

„Es würde am Platze sein, wenn man diesen Herrn als einfachen Pilger unter anderen fände, doch nicht als Propagandafigur und gar noch als Herrenreiter im Mantel des Ritters vom Hl. Grab. (...) Es ist schon genug, dass die Kirche und die Pfarrer die Vertreter, Förderer und Fanatiker jenes Mordsystems (des Dritten Reiches, d. V.) wieder auf den Schild gehoben haben, dass man heute wieder die Treuen aufrufen muss. (...) Und nun muss der Steigbügelhalter Hitlers, der Brüning stürzte, der Ehrgeizige, der Großaktionär der Germania, der Gesandte Hitlers in Ankara, er muss nun dem vergesslichen Volk als Propagandafigur etwas vorreiten.

Auf der Kanzel von St. Wendel stand vor 10–12 Jahren ein Pfarrer von Messkirch. Er hat offen und mutig gesprochen. Ich höre noch heute, wie er

*Franz von Papen als
Wendelinusreiter hinter Bischof
Augustin Olbert (SVD) und
Pierre Marie Senghor (1956).*



in die Litanei den Flehruf einfügte, „dass du unsere Häuser vor den Bomben schützen wollest“. Dieser Pfarrer wurde eingesperrt von den Nazis und ist gestorben an den Unbilden der Haft. (...) Es ist uns in Erinnerung ein Bild in der Illustrierten aus dem Jahr 1933, als Herr von Papen mit der Kerze in der Hand in der Fronleichnamsprozession gezeigt wurde, um dem dummen Volk Sand in die Augen zu streuen. Ein Jahr später wurde ein Erich Klausener, der Führer der Katholischen Aktion, ermordet, ein Adelbert Probst, der Führer der Katholischen Jugend usw. Und all die Ermordeten und Ermeuchelten der folgenden Jahre, die Priester und Ordensleute und Laien. Um nur wenige zu nennen: P. Delp und Pater Grimm, eine Edith Stein (...) Vielleicht sehen wir nächstes Jahr die verbissenen Kreis- und Ortsgruppenleiter auf dem St. Wendelsfest!“

Gerade für jene Katholiken, die gegen das NS-System gekämpft und darunter gelitten hatten, war der Auftritt Papens ein Schlag ins Gesicht. Da die Presse in großer Aufmachung über den öffentlichen Auftritt Papens berichtet hatte, gab es sogar aus dem Ausland ein negatives Presse-Echo.¹¹ Das böse Wort von der deutschen „Restauration“ machte die Runde.

Franz von Papen – ein deutsches Verhängnis

Franz von Papen hatte in mehrfacher Hinsicht eine unheilvolle Rolle in der deutschen Geschichte gespielt. Der 1879 im westfälischen Werl geborene Sohn eines Gutsbesitzers hatte nach der militärischen Ausbildung als Kavallerieoffizier nach einer missglückten diplomatischen Mission in Washington am 1. Weltkrieg teilgenommen und war 1921 bis 1932 als Mitglied der Zentrumspartei Abgeordneter im preußischen Landtag. Er machte aus seiner antidemokratischen und autoritären Einstellung nie einen Hehl und unterstützte bei der Reichspräsidentenwahl 1925 den Generalfeldmarschall Paul von Hindenburg statt seines Parteifreundes Wilhelm Marx. Sehr



Erlenhaus 3/XI.16

Oberasbach/Baden

Dem Reiter Verein Nußbach danke ich
 nochmals herzlich für die zur Verfü-
 gungstellung eines Pferdes für
 St. Wendelin - Prozession. Es war
 eine große Freude für mich, daran
 wieder teilnehmen zu dürfen.
 Herzl. im Guten, auch den übrigen
 Herrn Franz Müller m. besten Grüßen
 d. h. zu sagen.

Mit den besten Grüßen
 F. M. Papens

Postkarte Franz von Papens an den Reiterverein Nußbach.



*Piere Marie Senghor, Bruder des
späteren Staatspräsidenten
Leopold Senghor (Senegal).*

früh setzte er sich für die Abwendung der Zentrumsparterie von den Parteien der Weimarer Koalition und die Hinwendung zur DNVP und zur NSDAP ein.¹² Publizistisches Instrument seiner Pläne wurde für ihn die „Germania“, deren Aktienmehrheit er 1924 erworben hatte.

Er wirkte am Sturz seines Parteifreundes Heinrich Brüning mit und wurde von Hindenburg am 1. Juni 1932 als dessen Nachfolger zum Reichskanzler ernannt. In seinen Memoiren¹³ machte er geltend, aus „preußischem Pflichtbewusstsein“ und persönlicher Loyalität gegenüber Hindenburg gehandelt zu haben. In Wirklichkeit sann er darauf, die demokratischen Kräfte auszuschalten und ein Bündnis der rechten Parteien mit der NSDAP vorzubereiten. Dem drohenden Ausschluss aus der Zentrumsparterie kam er durch den Austritt zuvor.¹⁴ Bald nach seinem Regierungsantritt hob er das SA-Verbot auf. Am 20. Juli 1932 setzte er den SPD-Ministerpräsidenten Otto Braun und dessen Innenminister Carl Severing ab und übernahm als „Reichskommissar“ deren Befugnisse. Als Rechtfertigung für den Preußenschlag nannte Papen Kontakte des sozialdemokratischen Staatssekretärs Abegg mit einem kommunistischen Abgeordneten sowie angebliche Pläne der preußischen Regierung, mit Hilfe des Reichsbanners Hindenburg und die Reichsregierung zu neutralisieren und die Führung der

NSDAP zu verhaften.¹⁵ Mit der Absetzung der Preußenregierung war in Wirklichkeit eine Säule der Weimarer Demokratie beseitigt worden und ein Präzedenzfall für die unter den Nationalsozialisten stattfindende Gleichschaltung der Länder geschaffen worden.

Katastrophale Folgen hatten jedoch die Aktivitäten Papens im Dezember 1932 und Januar 1933, die ihm den traurigen Ruf des „Königsmachers der Regierung Hitler“ und dessen „Steigbügelhalters“ einbrachten.¹⁶ Nach einer Rede im „Herrenclub“ am 16. Dezember 1932 forderte der Kölner Bankier Kurt Freiherr von Schröder Papen auf, die Nationalsozialisten in eine Regierung einzubeziehen.¹⁷ Papen begann gegen seinen Nachfolger Kurt von Schleicher zu intrigieren, dessen Ziele ihm und auch den Wirtschaftsvertretern suspekt waren. Er versuchte am 4. Januar 1933 beim Frühstück im Haus Schröders in Köln Hitler zu einer Regierungsteilnahme zu bewegen. Es gelang Papen und seinen Mitstreitern, Hindenburgs Vorbehalte gegen Hitler zu beseitigen und eine Rechtsregierung unter dessen Kanzlerschaft zu installieren: Die Hoffnung, in einem „Kabinett der Nationalen Konzentration“ Hitler „zähmen“ oder „rahmen“ zu können, erfüllte sich nicht. Papen machte sich mitschuldig an der Etablierung des Terrorsystems, indem er, wie ein juristischer Gutacher später feststellte, die Reichstagsbrandverordnungen vom 28. Februar mittrug und die Einrichtung von Konzentrationslagern unwidersprochen hinnahm.¹⁸ Die Bedeutung Franz von Papens bei der Unterzeichnung des Reichskonkordats mit dem Vatikan wird heute eher kritisch gesehen, weil durch diesen Vertrag Hitler einerseits internationale Anerkennung erfuhr und der katholischen Opposition im Reich die Spitze genommen wurde, andererseits aber zentrale Abmachungen später von den NS-Machthabern nicht eingehalten wurden.

Als Gesandter in Österreich warb Papen nach seiner Demission als Vizekanzler im Sinne des Nationalsozialismus für den Anschluss: Als Repräsentant eines ständestaatlichen, autoritären und christlich-konservativen Denkens ließ er sich von den Nationalsozialisten als Galionsfigur gegenüber dem österreichischen Klerikalfaschismus benutzen.¹⁹ Als einer der Hauptangeklagten bei den Nürnberger Kriegsverbrecherprozessen wurde Papen freigesprochen, wurde jedoch in einem Entnazifizierungsprozess zu acht Jahren Arbeitslager verurteilt. In seinen 1952 erschienenen Memoiren, denen er bezeichnenderweise den Titel *Der Wahrheit eine Gasse* gab, spielte er seinen persönlichen Anteil an den der deutschen Katastrophe herunter und verschleierte die wirklichen Motive seines politischen Handelns. Wie selbstgerecht Papen auf die Kritik an seinem Auftritt bei der Nußbacher Wendelinuswallfahrt reagierte, wird aus einem Brief am 2. März 1955 an den Volksbüro-Sekretär Carl Benz deutlich:

Die St. Wendelinus Wallfahrt hat mich tief beeindruckt. Wenn meine Teilnahme an ihr auch hie und da einen kritischen Ton gefunden hat (bei Leu-

ten, die das politische Ressentiment auch bei gemeinsamen religiösen Feiern nie verlässt) (sic!), so war sie mir Herzenssache, gerade weil die Gemeinsamkeit unseres katholischen Denkens über alle Grenzen hinweg und hier in Bezug auf unseren Heiligen und das seinen Fürbittern verschlossene Saargebiet – niemals genug betont werden kann. Wie sollten wir von einem neuen europäischen Geist reden können, wenn wir uns schämten, ihn als Katholiken zu manifestieren? Das ist eine Pflicht, die zu erfüllen auch einem alten Mann noch erlaubt sein sollte.²⁰

Bezeichnenderweise hatte Papen für seine Kritiker, die sich auf die Seite der Opfer des Nationalsozialismus stellten, kein Verständnis. Zugleich glaubte Papen, der mit der saarländischen Industriellenerbin Martha von Boch-Galkau verheiratet war, durch seine demonstrative Verehrung des hl. Wendelin in Bezug auf die Saarlandfrage ein „nationales“ Zeichen setzen zu müssen. Am Wendelinusfest 1955 sagte er seine Teilnahme an der Reiterprozession ab, weil an diesem Tag die Abstimmung über das Saarstatut stattfand, an der er sich zusammen mit seiner Frau beteiligen wollte.

Im Jahr 1956 lud Pfarrer Fridolin Bigott von Papen erneut zum Wendelinusritt ein. Den Nußbacher Pfarrer hatte die Kritik am Auftreten des ehemaligen Reichskanzlers auf dem Nußbacher Wendelinusfest wenig beeindruckt: Er erklärte, dass er „sich auf keine Diskussion über Herrn von Papen einlasse“.²¹ Papen reihte sich dieses Mal hinter dem aus China vertriebenen Missionsbischof Augustin Olbert und Vikar Pierre Marie Senghor, dem Bruder des senegalesischen Staatspräsidenten, in der Prozession ein.²² Vor allem die überregionale Presse stellte die Teilnahme Papens an der Wallfahrt heraus: Sogar das Hamburger Magazin DER SPIEGEL veröffentlichte ein Foto von Papens vom Nußbacher Wendelinusritt.²³ In diesem erneuten Auftritt von Papens sah man vielfach ein Zeichen der kirchlichen Rehabilitierung. Tatsächlich verlieh Papst Johannes XXIII. 1959 von Papen erneut den Titel eines päpstlichen Geheimkämmerers, der ihm 1939 von Papst Pius XII. aberkannt worden war.

Aber auch dieses Mal gab es aus katholischen Kreisen heftige Kritik. Vor allem der Diözesanleiter des Katholischen Männerwerks, Franz Nädler, reagierte heftig und schrieb gleich drei Briefe an den Nußbacher Pfarrer, den Nußbacher Reiterverein und an den Volksbürosekretär Benz. Im Brief an den Reiterverein heißt es:

„Einer Zeitungsmeldung zufolge hat Franz von Papen am vergangenen Sonntag die dortige Reiterprozession angeführt. Hätten wir dieses bedauerliche Ereignis auch nur ahnen können, dann hätten wir jene hunderte Werbebriefe nicht ins badische Mittelland gesandt, die zu dieser Prozession aufriefen. Wir hätten keine Mühe und kein Geld dafür aufgewandt. So sind wir also möglicherweise in den Augen unserer Freunde und Mitarbei-



Der Straßburger Bischof Jean Julian Weber (Mitte) als Wendelinusreiter (1957).

ter Zuträger zu diesem alten Herrenreiter, dem der Anstand befehlen müsste sich ganz unsichtbar zu halten.“²⁴

Im Brief an Carl Benz schrieb Nadler u. a.:

„Als wir am Montag in der Zeitung gelesen hatten, dass Franz von Papen die Reiterprozession in Nußbach angeführt habe, da hat es uns fast vom Stuhl gehauen. Du kannst Dir denken, dass wir keine Hand gerührt hätten, wenn uns davon etwas bekannt gewesen wäre, dass der alte Herrenreiter mitmacht, oder gar noch an der Spitze. Soviel Ehrgefühl müsste er nämlich haben, dass er nimmer vorne an reitet, der den traurigsten Zug der deutschen Geschichte angeführt hat.“²⁵

Carl Benz stellte in seinem Antwortbrief klar, dass Papen nicht an der Spitze geritten sei. Auch sei die Bemerkung im Zeitungsartikel der „Badischen Volkszeitung“, dass Papen „ein eifriger Förderer der hiesigen Wendelinusprozession“ sei, eine „glatte Lüge“. Benz, der selbst während der NS-Zeit unter Repressionen zu leiden hatte²⁶, bemühte sich dann, die Position des Nußbacher Ortspfarrers Fridolin Bigott darzustellen und zu rechtfertigen:

„Unser Pfarrherr lehnt die Papen'sche Politik entschieden ab. Wie er mir zu verstehen gab, hindere ihn das aber nicht, mit Herrn von Papen ein freundschaftliches Verhältnis zu haben und mit ihm zu verkehren. Pfarrer Bigott meint, man müsse auch mal vergessen können und einen neuen Anfang suchen. Er ist der Ansicht, dass das Nazireich auch ohne Herrn von Papens Steigbügelhalterdienst über uns eines Tages hereingebrochen wäre. Leider hat unser Pfarrherr die Erfahrung machen müssen, dass viele ‚gute‘ Katholiken, die 1933 plötzlich ihr braunes Herz entdeckten, 1945 Perilscheine der Pfarrämter brauchten, heute wieder sich überall arg kirchentreu gebärden und am lautesten schreien, wenn Papen in Nußbach auf einem Gaul sitzt. (...) Unser Pfarrherr meint auch, dass von Papen am Reichskonkordat nicht ganz unschuldig ist, was heute die Rechtsgrundlage für unsere Kirche in Deutschland darstellt. Er ist eben den falschen Weg gegangen, menschliches Versagen.“²⁷

Papen war 1956 auch zu Bigotts silbernem Priesterjubiläum eingeladen, der sich vieler Kontakte zu deutschen und französischen Persönlichkeiten rühmte. Die fehlende Fähigkeit zur kritischen Reflexion der NS-Vergangenheit war sicher kein charakteristisches Merkmal des Nußbacher Ortspfarrers, sondern ein Spezifikum eines Großteils der westdeutschen Gesellschaft der 1950er-Jahre. Immerhin wiederholte Pfarrer Bigott seine Einladung nach dem erneuten Eklat 1957 nicht wieder.

Deutsch-französische Versöhnung und die europäische Vision

Der Nußbacher Wendelinusritt 1957 beschäftigte erneut die publizistische Öffentlichkeit. In diesem Jahr beging man den Jahrestag der 200-jährigen Kapellenweihe. Der damalige Straßburger Fürstbischof Louis Constantin de Rohan hatte sich wegen Streitigkeiten mit der Kloster Allerheiligen um die Abtswahl geweigert, selbst ins Renchtal zu kommen oder durch einen seiner Weihbischöfe die neu erbaute Wendelinuskapelle zu benedizieren zu lassen. Pfarrer Fridolin Bigott kam auf die Idee, das damals Versäumte nachzuholen und den Straßburger Bischof Jean Julien Weber zum Jubiläum einzuladen. Nur zwölf Jahre nach Ende des 2. Weltkrieges geschah das Unerwartete: Bischof Weber kam nicht nur mit 40 Alumnen des Straßburger Priesterseminars und der Choralschola nach Nußbach. Er selbst ritt hoch zu Ross mit der Prozession hinauf nach St. Wendel. Damit setzte er ein mutiges Zeichen deutsch-französischer Versöhnung. Deutsches und französisches Fernsehen strahlten Bilder des Ereignisses aus, in der gesamten französischen Presse war das Bild des reitenden Bischofs zu sehen.

In Frankreich wurde Weber von nationalistischen Kreisen kritisiert, weil er sich zu dieser populären Versöhnungsgeste gegenüber dem deutschen „Erzfeind“ herbeigelassen hatte. Geistliche Würdenträger seiner Diözese



Eine französische Militärkapelle aus Neubreisach zog 1956 mit der Wendelinusprozession 1956 hinauf nach St. Wendel.

befürchteten deswegen eine Schwächung der Stellung der Katholischen Kirche, zumal die kommunistische Zeitung „L'Humanité“ Webers Friedensgeste attackierte und die chauvinistische Trommel rührte.²⁸ Dabei hatte Weber in zwei Weltkriegen auf der Seite Frankreichs gekämpft und war deshalb gegen den Vorwurf erhaben, sich über französische Interessen hinwegzusetzen. Weber erinnerte in seiner auf Deutsch gehaltenen Predigt auf St. Wendel an die beiden Weltkriege, in denen sich Deutsche und Franzosen als Feinde gegenüberstanden:

„Wir sind alle Christen und Gotteskinder“, rief er den Wallfahrern zu und wies auf die vielen Bande, die die Völker diesseits und jenseits des Rheins miteinander verbanden. (...) Vereint in Liebe, Glaube und Gebet müssten wir deshalb ein christliches Europa schaffen, um auch den anderen Teil Deutschlands und die Völker, die noch in Unterjochung leben, befreien zu können. „Der Friede ist eine Gabe Gottes, und wir müssen uns bemühen, ihn zu bewahren.“²⁹

Schon 1955 hatte sich der Oberkircher Bundestagsabgeordnete Hans Furler (1904–1975) am Wallfahrtstag an die Pilger auf St. Wendel gewandt und für ein geeintes Europa auf der Grundlage der deutsch-französi-

Versöhnung geworben. Aktueller Anlass dafür war die an diesem Sonntag stattfindende Abstimmung über das Saarstatut:

„Dr. Furler rief alle zu tatkräftigem Einsatz für ein neues Europa auf, für die europäische Gemeinschaft westlicher Nationen. „Die Zeit für ein geeintes Europa ist reif, wehe, wenn wir sie verpassen!“ rief Furler den Tausenden zu. „Das Gemeinsame muss das Notwendige sein, und als Brüder müssen wir handeln in der westlichen Welt. St. Wendel hat zwischen Trier und Saarbrücken gelebt und gewirkt. Die Welt blicke heute auf das Saarland. Die freie Entscheidung der Wähler, gleich wie sie ausfalle, müsse respektiert werden. St. Wendelin hat seinen Dom in der gleichnamigen Stadt im Saarland, hat sein schönes Heiligtum in unserem Renchtal. Und wenn wir hierher wallfahren als Deutsche und als Franzosen, so möge unser gemeinsames Handeln in Zukunft eine Wallfahrt zu einem neuen Europa werden.“³⁰

Der Juraprofessor Hans Furler stand damals am Anfang seiner europäischen Karriere: 1955 war er Mitglied des Montanparlamentes geworden, dessen Präsident er schon ein Jahr später werden sollte. Ihm war es zu verdanken, dass nach der Gründung der EWG die parlamentarischen Versammlungen der drei europäischen Gemeinschaften zusammengelegt wurde und damit 1958 das Europäische Parlament entstand.³¹ Als Nachfolger von Robert Schuman wurde Hans Furler 1960 dessen Präsident.³²

Von hoher Symbolkraft war es auch, als am Festsonntag 1956 eine französische Militärkapelle und ein Musikzug der Bundeswehr miteinander musizierten – das französische Misstrauen gegen die deutsche Wiederbewaffnung war in den 1950er-Jahren noch erheblich, wie die Ablehnung des EVG-Projektes gezeigt hatte. 1958 musizierte die Jagdhorngruppe St. Hubertus beim Wendelinusfest. Ein Jahr später spielte die Straßburger Stadtmusik beim Wendelinusfest, es war ihr erster Auftritt nach dem Krieg auf deutschem Boden. Ihr Dirigent, der gebürtige Belgier Oscar Jeromine, hatte in der NS-Zeit KZ-Haft erleiden müssen. Dass er mit seiner Kapelle nach Nußbach kam, war auch ein Akt persönlicher Vergebung unter christlichen Vorzeichen.³³ Seit Bischof Webers Aufsehen erregendem Auftritt kamen auch von Jahr zu Jahr immer mehr elsässische Pilger zur Wendelinuswallfahrt.

Kommunistische Bedrohung und Europaidee

Die zeitgeschichtlichen Wirkungen des Nußbacher Wendelinusfestes weisen eine bemerkenswerte Widersprüchlichkeit auf. Mit dem exponierten Auftritt des „Herrenreiters“ Franz von Papen schienen restaurative und nationalistische Tendenzen wieder sichtbar zu werden, die besonders ehema-

lige Opfer und Gegner des Nationalsozialismus aus dem katholischen Lager alarmierten. Auf der anderen Seite nahm zu einem frühen Zeitpunkt von der Nußbacher Wallfahrt eine auf deutsch-französische Versöhnung und die europäische Einigung gerichtete Bewegung ihren Ausgangspunkt, die aus heutiger Perspektive sehr fortschrittlich wirkt. Pfarrer Bigott hatte seinerzeit schon mit großem Stolz vor den Pilgern verkündet: „In Nußbach reden wir nicht vom christlichen Europa, wir schaffen es!“³⁴

Die Auseinandersetzung mit der nationalsozialistischen Vergangenheit und deren noch lebenden Repräsentanten war zu Beginn der 1950er-Jahre unter dem Eindruck des Kalten Krieges und der kommunistischen Bedrohung beendet worden. Symptomatisch dafür der Auftritt des ehemaligen Dachauhäftlings, bayerischen Kultusministers und damaligen Landtagspräsidenten Dr. Dr. Aloys Hundhammer.³⁵ Er sprach 1951 nach der Wallfahrtsfeier auf St. Wendel zu Tausenden von Pilgern:

„Der Bolschewismus wolle Gott aus der Welt schaffen; wir aber müssten uns in die christliche Welt einfügen. ‚Wer ist in den Westzonen, der tauschen möchte mit den Zuständen hinter dem eisernen Vorhang?‘, rief Dr. Hundhammer aus. ‚Wir sehen niemanden, der vom Westen in die Ostzone flüchtet; aber umgekehrt!‘ Wir seien in die nüchterne Wirklichkeit gestellt, Wälle und Dämme zu bauen gegen Fluten, die uns drohen. Es gälte einen anderen, christlichen Geist zu schaffen, um die Rettung Europas zu sichern. Die Situation sei heute wie bei der Schlacht von Lepanto oder den Türken vor Wien. Wir müssten uns über den Ernst der Lage im Klaren sein. Beten, handeln, verteidigen, darauf komme es an.“³⁶

Persönlichkeiten wie Hundhammer, die aus fundamentalistisch-christlicher Orientierung dem NS-System widerstanden hatten, sahen sich jetzt noch mehr durch den atheistischen Bolschewismus herausgefordert. Hundhammer orientierte sich freilich dabei an den Idealen einer vormodernen, romantisch-verklärten Agrargesellschaft, die in einer pluralistischen Industriegesellschaft bereits zum Anachronismus geworden war.

Die Kritik am totalitären Kommunismus und dessen barbarischen Missachtung der Menschenrechte in der Sowjetunion, der DDR und China war jedoch nicht Ausdruck eines „ideologischen“ Antikommunismus, sondern gerade auch vor den in Nazideutschland geschehenen Verbrechen eine Verpflichtung. So hatte 1954 der aus dem kommunistischen China vertriebene Kapuzinerbischof Gratian Grimm, 1954 geistlicher Wendelinusreiter und Prediger, die Pilger auf die Lage der Christen und die Menschenrechtssituation der Bürger aufmerksam gemacht:

„In seinem Predigerwort schilderte nun Bischof Grimm den Leidensweg der verfolgten Kirche in Rot-China. 1951 begann dort die ‚Landreform‘ der roten Machthaber, die zu totaler Versklavung und völligen Entrechtung



Für die damalige Zeit war es eine Sensation, dass in Nußbach am Wendelinusfest eine französische und eine deutsche Militärkapelle gemeinsam konzertierte.

des Riesenvolkes im ‚Reich der Mitte‘ führte. Die Menschenwürde ist hier mit den Füßen getreten. Millionen endeten durch Erschießungen, führen ein Elendsdasein in überfüllten Gefängnissen. Heute, wo die ungeheuerere Weltgefahr des marxistischen Kommunismus drohend vor den Toren des noch christlich sein wollenden Abendlandes steht, müssen wir Christen Schulter an Schulter zusammenstehen. Ergreifend schilderte Bischof Grimm den Leidensweg und Glaubensmut eines seiner chinesischen Katecheten, den keine Grausamkeit seiner roten Verfolger in seiner Treue zu Christus und Kirche wankend machen konnte.“³⁷

Die Frontstellung gegenüber dem Kommunismus war seit Churchills Züricher Rede 1946 die wesentliche Voraussetzung für die Idee der europäischen Einigung.³⁸ Nach dem Ausbruch des Koreakrieges 1950 begann sie Realität zu werden. Der Zusammenhang zwischen deutsch-französischer Versöhnung, europäische Einheit und Abwehr des Kommunismus wurde 1957 in der Predigt des Straßburger Bischofs Weber sichtbar:

„An die deutschen Pilger gewandt, erinnerte er (Bischof Weber, d. V.) in seiner Ansprache zunächst an das Jahr 1917, wo er als Hauptmann im französischen Heer gegen die Deutschen gekämpft habe und verwundet



Der Nußbacher Pfarrer Fridolin Bigott war eng mit dem Europapolitiker Prof. Hans Furler befreundet. Gemeinsam machten sie sich um die deutsch-französische Versöhnung verdient.

*Alle Aufnahmen:
Archiv Heinz G. Huber*

wurde. Heute lägen die Verhältnisse anders. Auch Bischof Weber gab seiner Genugtuung darüber Ausdruck, dass französische und deutsche Militärkapellen gemeinsam deutsche und französische Lieder spielten. Der christliche Geist habe sich in beiden Ländern in den letzten Jahren stärker verbreitet. Bei aller Liebe zum Vaterland müsse man jetzt gemeinsam handeln und könne nicht alle 30 Jahre einen Krieg gegeneinander führen. Auch Bischof Weber erinnerte an die kommunistische Bedrohung, die nicht nur eine politische, sondern auch eine religiöse Gefahr sei. Wir müssten vereint sein, im Glauben und in der Liebe, bis auch eines Tages den geknechteten Völkern des Ostens der Tag der Freiheit anbreche. Vereint zu sein, predige uns auch der hl. Wendelin, der in Deutschland wie Frankreich hohe Verehrung genieße.“³⁹

Auch in Hans Furlers Rede vor den Wendelinuspilgern 1955 wurde die Verbindung von Antikommunismus und Europaidee deutlich:

„Die große Gefahr aus dem Osten ist nicht gebannt und wir dürfen in keinen ‚Ko-Existenz-Taumel‘ fallen, der viele schon ergriffen habe. Wir Christen müssen wissen, dass wir uns in einer starken Front gegen den Einfluss aus dem Osten zu wehren haben. Dr. Furler rief uns alle zu einem tatkräftigen Einsatz für ein neues Europa auf, für die europäische Gemeinschaft der westlichen Nationen.“⁴⁰

Der Antikommunismus funktionierte als „Identifikationsideologie“ der jungen Bundesrepublik nach innen und nach außen: Er erleichterte die „Identifikation mit den ehemaligen Kriegsgegnern, mit Demokratie, mit westlichen Werten“.⁴¹ Insofern war Antikommunismus mehr nur als der „ideologische Überbau des Kalten Krieges“, sondern er trug auch entscheidend zur Überwindung des Nationalsozialismus bei. Preis dafür war jedoch paradoxerweise der Verzicht auf die Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit und deren Repräsentanten. Angesichts der veränderten Front-

stellung konnte auch ein Franz von Papen wieder öffentlich auftreten und sich rhetorisch zu Europa bekennen: Er bezeichnet in dem Vorwort zu seinen Memoiren „den gemeinsamen Einsatz für ein neues Europa“ als „Forderung der Stunde“.⁴²

Anmerkungen

- 1 Bimmer, Andreas C.: Brauchtumsforschung. In: Brednich, Rolf W. (Hrsg.): Grundriss der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie. 3. Aufl. Berlin 2001, 445–468.
- 2 Selzer, Aloys: St. Wendelin. Leben und Verehrung eines fränkisch-alemannischen Volksheiligen, Mödling bei Wien 1962; Weber, Gerhard: St. Wendelin(us), in: Lexikon für Theologie und Kirche. Freiburg/Basel/Rom/Wien 2001, Band 11.
- 3 Wehrle, Adolf: Wendelinusbüchlein. 1. Aufl. Ingenbohl 1873, 2. Aufl. Offenburg 1902; Benz, Carl: St. Wendel, die Wallfahrtskirche bei Nußbach i. R.; Huber, Heinz G.: 400 Jahre Wendelinusheiligtum in der Pfarrei Nußbach-Bottenau, Oberkirch 1991; ders.: Die Geschichte der Wallfahrtskapelle und Bottenauer Filialkirche St. Wendel, in: Die dreyherrschaftliche Gemeind Bottenau (Ortschronik), 1996, 237–259; ders.: Pfarrkirche St. Sebastian Nußbach. Wallfahrtskirche St. Wendelin Bottenau. (Kleiner Kirchenführer Schnell & Steiner 80130), Regensburg 2007.
- 4 Huber, H.G.: 400 Jahre Wendelinusheiligtum, 43–47; vgl. dort auch die Einzelnachweise zu den folgenden Ausführungen.
- 5 Vgl. Presseberichte: Renchtal-Zeitung, 25. Oktober 1949; Badisches Tagblatt 25. Oktober 1949; Neuer Südfunk Nr. 41, 6. November 1949.
- 6 Vgl. Rattelmüller, Paul Ernst: Pferdeumritte in Bayern. Tradition und Brauchtum in Altbayern. München 1988.
- 7 Vgl. den Nachruf auf Pfarrer Fridolin Bigott im Konradsblatt, Oktober 1973 (abgedruckt in: Huber, Heinz G.: Nußbach. Die tausendjährige Geschichte eines Dorfes. Oberkirch 1994, 298).
- 8 Beispielsweise drehte und sendete das SDR-Fernsehen 1957 einen längeren Film über die Wallfahrt, der erhalten blieb.
- 9 Vgl. den in großer Aufmachung erschienenen Bericht der Straßburger Zeitung HONNEUR ET PATRIE vom 8. April 1949 „Als die sogenannten Oberkircher Kanonen Strasbourg und sein Münster vernichten sollten ... war Herr Pfarrer Fridolin Bigott (Nußbach im Renchtal) unser Retter in höchster Not“. Andere Berichte heben die verdienstvolle Rolle deutscher Offiziere hervor („Die Rettung des Straßburger Münsters“, Nachdruck aus der Züricher Zeitung DIE TAT, in: Badisches Tagblatt, 6. August 1949).
- 10 Renchtal-Zeitung, 26. Oktober 1954.
- 11 Notiz Carl Benz, Sammlungen Nußbacher Wendelinusritt, Archiv des Autors. Leider wurden nach dem Tod von Pfarrer Bigott die Presseauschnitte vernichtet.
- 12 Hörster-Philipps, Ulrike: Konservative Politik in der Endphase der Weimarer Republik. Die Regierung Franz von Papen, Köln 1982, 218.
- 13 von Papen, Franz: Der Wahrheit eine Gasse. München 1952, 189 f.
- 14 von Papen, Franz: Der Wahrheit eine Gasse, 191.
- 15 von Papen, Franz: Der Wahrheit eine Gasse, 216 f.
- 16 Benz, Wolfgang: Geschichte des Dritten Reiches, München 2000, 19, 21.

- 17 Höhne, Heinz: Die Machtergreifung. Deutschlands Weg in die Hitler-Diktatur. Reinbek 1983, 253.
- 18 Petzold, Joachim: Franz von Papen. Ein deutsches Verhängnis, Berlin 1995, 280.
- 19 Petzold, Joachim: Franz von Papen, 231 ff.
- 20 Brief von Franz Papen an Carl Benz vom 2.3.1955, Kopie im Besitz des Verfassers.
- 21 Antwortbrief von Carl Benz an Luise Lang vom 26. Oktober 1956.
- 22 Offenburger Tagblatt, 22. Oktober 1922, „Farbenprächtig wie die herbstliche Landschaft“.
- 23 DER SPIEGEL Heft 47/1956 (21. November 1956), 64 (unter „Personalien“).
- 24 Brief der Diözesanleitung des Landvolkdienstes des Katholischen Männerwerks der Erzdiözese Freiburg vom 26.10.1956 an der Reiterverein Nußbach, Kopie im Besitz des Verfassers.
- 25 Brief der Diözesanleitung des Katholischen Männerwerks der Erzdiözese Freiburg an Carl Benz vom 26. Oktober 1956, Kopie im Besitz des Verfassers.
- 26 Hübner, Irene: Unser Widerstand. Deutsche Frauen und Männer berichten über ihren Kampf gegen die Nazis. Frankfurt 1982, Der katholische Arbeiter Karl Benz, 23–28.
- 27 Brief von Carl Benz an Diözesanleiter Franz Nadler, 2. November 1956, Durchschrift im Besitz des Verfassers.
- 28 Brief von Franz Nadler an Carl Benz vom 19. November 1957, im Besitz des Verfassers; Brief von Carl Benz an Franz Nadler vom 14. November 1957, Durchschrift im Besitz des Verfassers.
- 29 Glaube und Gebet – Bausteine des christlichen Europa. Über 10.000 beim Wendelinsritt, in: Badische Volkszeitung, 21. Oktober 1957.
- 30 Renchtal-Zeitung, 25. Oktober 1955.
- 31 Es trat erstmals am 19. März 1958 zusammen.
- 32 Zu Furler: Hans-Furler-Gymnasium Oberkirch (Hrsg.): Hans Furler. Europa – eine Vision wird Wirklichkeit. Oberkirch 2004.
- 33 Badische Volkszeitung, 29. Oktober 1959.
- 34 Brief von Carl Benz an Franz Nadler vom 14. November 1956, Durchschrift im Besitz des Verfassers.
- 35 Zu Aloys Hundhammers Biografie: Hans-Seidel-Stiftung (Hrsg.), 50 Jahre CSU 1945–1995, Grünwald 1995, 704–705.
- 36 Das Wallfahrtsfest in Nußbach- Bottenau, Renchtal-Zeitung, 25. Oktober 1951.
- 37 St. Wendelsfest ein Erlebnis für Tausende, Renchtal-Zeitung, 26. Oktober 1954.
- 38 Herz, Dietmar: Die Europäische Union. München 2002, 27.
- 39 10.000 erlebten die Jubiläumswallfahrt nach St. Wendel, Renchtal-Zeitung, 22. Oktober 1957.
- 40 Herbstglanz über St. Wendel, Renchtal-Zeitung, 25. Oktober 1955.
- 41 Thränhardt, Dietrich: Geschichte der Bundesrepublik Deutschland 1949–1990, Frankfurt 1996, 112.
- 42 Von Papen, Franz: Der Wahrheit eine Gasse, 12.

„Trenderle“ und „Holegrasch“: Spuren jüdischen Brauchtums in der Ortenau

Martin Ruch

Die Auslöschung der jüdischen Gemeinden in der Ortenau durch den Nationalsozialismus bedeutete auch das Ende eines lebendigen jüdischen Brauchtums. Die überwiegend religiösen, aber auch die weltlichen, alltäglichen Bräuche hatten den Juden geholfen, ihre kulturelle Identität in einer nichtjüdischen Umwelt zu bewahren. Oder, wie es Maria Schwab in ihren Erinnerungen an das jüdische Leben in Altdorf in der Ortenau gesagt hat: „Vor Jahrtausenden nahmen die Juden ihre Feste und das Brauchtum, das sich um sie rankte, sogar ins Exil mit. Durch die Feier der jüdischen Feste in der Diaspora wurden die starken geistigen Bindungen geschaffen, die das jüdische Volk selbst in den schwierigsten Zeiten der Not an den Glauben und an das Land der Väter knüpften. Auch im Leben der Juden unserer Heimat spielten die alten Überlieferungen eine zentrale Rolle.“¹

Dabei war immer zu unterscheiden gewesen zwischen strenger Ausübung vorgeschriebener liturgischer Rituale und dem eher liberalen Umgang mit der Tradition. Alle denkbaren Varianten der Brauchtumpflege gab es in den Landgemeinden und in den Städten. In vielen Untersuchungen zur Geschichte der Ortenauer Juden werden stets, wenn auch in variierender Ausführlichkeit, solche lokalen Bräuche beschrieben. Überlebende Zeitzeugen oder die christlichen Nachbarn von einst erinnerten sich an das frühere Leben. Als Beispiel für eine solche Publikation steht die Arbeit von Elfie Labsch-Benz über die jüdische Gemeinde Nonnenweier, die bereits im Untertitel ankündigte, „Leben und Brauchtum in einer badischen Landgemeinde zu Beginn des 20. Jahrhunderts“² zu dokumentieren. Alltag und Festtage sowie besondere Ereignisse im Lebenszyklus von der Geburt bis zum Tod sind in dieser Veröffentlichung im Blick auf das in Nonnenweier damit verbundene Brauchtum geschildert. Auch Rosalie Hauser hat in ihren Erinnerungen an das Alltagsleben des 19. Jahrhunderts in Rust³ viele Bräuche festgehalten.

Der folgende Überblick möchte einen kurzen Einblick in diese verlorengegangene Vielfalt geben anhand ausgewählter Bräuche. Eine systematische Zusammenstellung dieser Formen der jüdischen Kultur, eine „Volkskunde der Ortenauer Juden“ also, steht noch aus.⁴

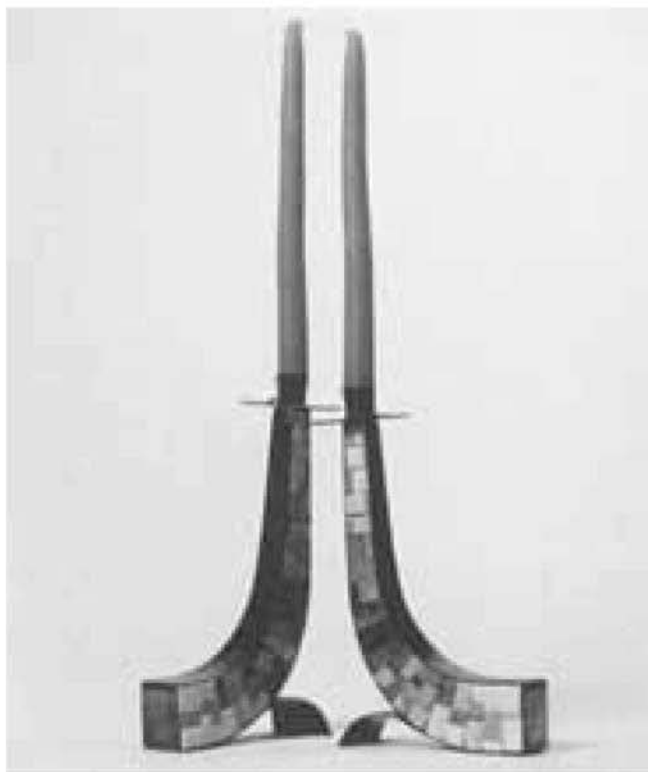
Der Sabbat

Der Sabbat („Schabbes“) als der wichtigste Tag im jüdischen Leben „schmeckt wie die kommende Welt“, so eine alte Legende.⁵ Seit Jahrtausenden wurde er als der zentrale Tag der Ruhe begangen, denn in der Bibel steht: „Gedenke des Sabbattages, dass du ihn heiligst. Sechs Tage sollst du arbeiten und alle deine Werke tun. Aber am siebenten Tag ist der Sabbat des Herrn, deines Gottes“ (2. Buch Mose 20, 8–10). Der Sabbat beginnt wie alle Tage im jüdischen Kalender mit der hereinbrechenden Freitagnacht und dauert 24 Stunden. Jede Form der Arbeit ist in dieser Zeit verboten.

Wie der Sabbat in Schmieheim um 1916 gefeiert wurde schilderte aus persönlichem Erleben der Offenburger Siegfried Schnurmann im Rückblick auf die Kindertage: *„Ich bin da gestanden am ‚Löwen‘, da kamen die Postkutschen mit Pferdegespann, und da sind dann die Juden ausgestiegen, die jüdischen Männer, verschmutzt und abgehärmt, und alle kamen vom Randgebiet. Und manche sind zu Fuß gegangen. Und wie’s dann zwei Stunden später war, bin ich zur Synagoge gegangen, die Synagoge war hell erleuchtet, und aus allen Häusern kamen die Juden, und alle im schwarzen Anzug mit Zylinder: Sie sind andere Menschen geworden. Man hat ihnen angemerkt: Jetzt sind sie frei. Auch frei von sozialer Notlage, frei von Unterdrückung, sie fühlten: ‚Des isch ihr Schabbat.‘ Da hat man ihr ‚Ich‘ gefühlt. (...) Und wenn ich zurückgekommen bin nach Offenburg und hab das verglichen mit unserem Schabbat: Ganz, ganz, ganz anders. Es war nicht diese Würde und diese Feierlichkeit, und auch nicht diese kontrastische Umstellung. So wie in Offenburg, in der Stadt, der Jude in die Synagoge ging, so war er auch am Werktag.“*⁶

An anderer Stelle erinnerte sich Siegfried Schnurmann deutlicher an den Offenburger Sabbat. *„Natürlich haben wir zu Hause den Sabbat gefeiert! Vater hat dazu die Segenssprüche über Wein und Brot gesprochen, den Kiddusch, worin Gott gelobt wird, daß er die Frucht des Weinstocks geschaffen und Brot aus der Erde hervorbringt. Dann das Tischgebet, das Dankgebet. Ich habe dazu immer eine Flasche Wein geholt im Gasthof ‚Sonne‘.“*⁷

Auch Arnold Lederer berichtete über den Offenburger Sabbat: *„Es waren zwar mehr wie zehn, aber es waren nicht viele Juden in der Synagoge. Mein Vater beispielsweise ging mehr oder weniger regelmäßig jeden Samstag zur Synagoge. Die jüdischen Geschäfte waren fast alle geöffnet am Samstag und die jüdische Jugend, die bis Volksschule, 13–14 Jahre, ging mehr oder weniger in die Synagoge. Die gingen am Freitag abend aus Respekt vor dem Lehrer, – ich hatte Ihnen gesagt, er war auch Vorbeter – aus Angst ging man zum Teil zur Synagoge. Dagegen an den hohen Festtagen, an Feiertagen, gingen die Juden zur Synagoge, die war dann überfüllt,*



*Sabbat-Leuchter. Israel ca. 1980.
Sammlung Siegfried Schnurmann,
Museum Offenburg*

vollkommen besetzt. Da waren auch die meisten, oder fast alle jüdischen Geschäfte geschlossen. Diese Feiertage waren das Neujahr und der Versöhnungstag.“⁸

1929 schrieb in ihrem Tagebuch die Offenburger Jüdin Sylvia Cohn über den Sabbat und wie ihn die älteste Tochter Esther (geb. 1926) erlebte:

„Estherle kann aber auch sonst noch beten; wenn es Freitag Abend zum Kiddesch machen aufbleiben darf, dann strahlen seine Augen hell, so hell wie der Glanz der Kerzen, die am Sabbat-Abend auf dem Tisch brennen und in Estherles Herzchen die Feierstimmung anzünden. Wenn es dann seine Maze bekommt, so betet es tadellos auswendig die schweren, hebräischen Worte ‚Baruch ato adonai / elahemu melech haolam / hamozi lechem min Haaretz.‘⁹ Ist das nicht viel für so ein kleines 2-jähriges Kerlchen? Dann sind auch Vati und Mutterle tüchtig stolz und die kleine Heldin nicht minder!“¹⁰

An seine Zeit als Schusterlehrling in Offenburg um 1865 erinnerte sich der Sozialdemokrat Joseph Belli: *„Sehnsüchtig betrachtete ich einmal beim Kleiderhändler Weil durch das Schaufenster eine Hose, die mir sehr gefiel. Er bot sie mir an für sieben Gulden. Da klagte ich ihm mein Leid. Dazu meinte er, ich solle alle Sonnabend einen halben Gulden bringen. So bekam ich die Hose. Als strenggläubiger Israelit nahm er am Sabbat kein Geld in die Hand, da warf ich die Rate stets selbst in seine Schublade.“¹¹*

Über den Freitagabend im Rust des ausgehenden 19. Jahrhunderts schrieb Rosalie Hauser (1840–1924): „Nur mit Wehmut denke ich an die Freitagabende, die einzig in ihrer Art waren, zurück. Da wurden zur genau bestimmten Zeit die Geschäfte geschlossen, alle Arbeit abgebrochen und man kleidete sich festlich für den Synagogenbesuch. Nach dem feierlichen Gottesdienstbesuch versammelte sich die Familie im schön geschmückten und festlich erleuchteten Zimmer; wo vorschriftsmäßig zwei übereinandergelegte weiße Tücher den Tisch bedeckten. Auf Vaters Teller lagen 2 Berches (Mohnzopf) mit einem schön gearbeiteten Deckchen bedeckt. Vor und nach dem Mahl wurden fromme Lieder gesungen. Das Ganze hatte etwas Feierliches, Weihevolltes und man überließ sich gerne diesem Gefühl, nach einer Woche voller Arbeit und Mühe. (...) Wir gehörten nicht zu den allerfrommsten, die sich Samstags nicht einmal seifen oder ihre Haare kämmen durften; aber wir zündeten an diesem Tage weder Feuer noch Licht selbst an, berührten solches sogar nicht einmal. Die Speisen auf Samstag bereiten wir am Freitag schon. Das Licht- und Feueranzünden besorgte die ‚Schabbesmagd‘“¹²

„Die Friesenheimer Juden ließen sich diesen Dienst von befreundeten Christen oder Nachbarskindern, die am Morgen ins Haus kamen, besorgen. Manche ältere Friesenheimer erinnern sich noch an das Berchesbrot (Sabbatbrot), das sie als Dank für ihre Dienste als ‚Schabbesgoi‘ erhielten.“¹³

Nonnenweier: „Zum Feuermachen kam am Sabbat eine christliche Frau, Schabbesgoia genannt. Morgens und abends kümmerte sie sich um das Feuer im Herd, im Winter machte sie auch Feuer in den Heizöfen. Sie erhielt am Schabbes ein Stück Sabbatbrot und etwas Obst, entlohnt wurde sie am Jahresende. Auch christliche Kinder übernahmen diese Aufgabe. In manchen Familien war aber dieser Brauch nicht mehr wirksam, man überwachte selbst das Feuer und zündete auch Licht an.“¹⁴

An die Schulzeit erinnerte sich ein Jude aus Nonnenweier: „Als ich nach Lahr ins Gymnasium kam, durfte ich am Sabbat oder an den Feiertagen nicht mit der Bahn fahren. Mein Vater hat mir in Lahr ein Bett gemietet zum Übernachten, und ich mußte am Samstag nach Schulschluß zu Fuß die ungefähr elf Kilometer von Lahr nach Nonnenweier durch Feld und Wald gehen. Am Samstag und an Festtagen durfte ich in der Schule nicht schreiben.“¹⁵

„Jüdische Schüler aus Schmieheim, Altdorf, Rust und Kippenheim, die sonst mit dem Fahrrad zum Gymnasium nach Ettenheim fahren, kamen am Sabbat zu Fuß den weiten Weg, denn Radfahren war körperliche Tätigkeit, war Arbeit und damit untersagt. (...) Zum Straßenbild von Altdorf gehörten damals am Samstag festlich gekleidete frohgestimmte, spazierengehende Juden. Mir ist noch gut gegenwärtig, wie meine Geschwister und ich von unserer Nachbarin ins Haus gerufen wurden, um ein Streichholz anzuzünden, und es dann unter Papier und Späne zu halten. Für solche und ähnliche kleine Dienste gab es dann immer ein ‚Gutsili‘“¹⁶

Eine bemerkenswerte Erinnerung an ein Sabbatgeschehen hat für Diersburg Arnold Lederer (geb. 1913 in Diersburg, 1923 Umzug nach Offenburg, 1933 Emigration nach Frankreich) notiert:

„Meine Mutter erzählte, als sie noch nicht verlobt war, war sie in Diersburg bei ihrer Tante in einer Wirtschaft, dem badischen Hof, der eine jüdische Wirtschaft war bis 1940. Und an einem Freitagabend war meine Mutter gewohnt, daß man den Segen vor dem Sabbat spricht vor dem Essen. Doch es hat gedauert und niemand hat sich an den Tisch gesetzt. Man nennt diesen Segensspruch den Kiddusch. Kiddusch, die Wurzel davon ist ‚heilig‘, den Sabbat heiligen. Und meine Mutter war ungeduldig als junges Mädchen, hat gefragt: ‚Wann wird man Kiddusch machen?‘ Da war ein Mann in der Wirtschaft, der hat gesagt: ‚Wenn es nur das ist! Dann mach ich eben den Kiddusch.‘ Und der Mann hat den Kiddusch gemacht und meine Mutter war zufrieden. Dieser Mann war ein nichtjüdischer Nachbar, den ich nicht gekannt habe. Er war so mit den Bräuchen der Juden vertraut und hat den Wortlaut gesprochen, auch wenn er gar nicht verstanden hat, was er gesagt hat, aber er kannte auch die Sprache des Jüdisch-Deutschen. Der war vollkommen auf dem Laufenden.“¹⁵

Frieda Blum (geb. 1928) hat ebenfalls in Diersburg am Sabbat ausgeholfen: *„Am Samstag hat die Frau Bruchsaler, die neben der Linde gewohnt hat, immer schon auf mich gewartet, wenn ich von der Schule nach Hause ging. Dann hat sie mich hinein gebeten, damit ich ihr das Feuer anzünden sollte. Dafür habe ich dann immer Matzen bekommen. Die haben fad geschmeckt, aber mir ist das in wunderbarer Erinnerung.“¹⁸* Auch Baron Albert Freiherr Roeder von Diersburg war ein „Schabbesgoi“: *„Bevor ich zur HJ ging, kehrte ich bei unseren jüdischen Nachbarn ein, bei der Familie Bruchsaler, um ihnen am Schabbat das Feuer anzuzünden.“¹⁹*

Nicht nur für Kehl und das Hanauerland, sondern für die Landgemeinden der Ortenau galt, was Friedrich Wertheimer, aus Kehl gebürtig, festhielt: *„Der Samstag, der Sabbat, hier im Hanauerland hieß er Schawes, war für uns so heilig wie der Sonntag für die Christen. Und keiner unserer Mitbürger hat sich daran gestört.“²⁰*

Pessach

Pessach ist das erste unter den in der Bibel genannten großen jüdischen Festen. An diesem Tag wird der Auszug der Juden aus der ägyptischen Knechtschaft gefeiert. Es ist ein mehrtägiges Familienfest, an dem man abends zusammensitzt, isst und trinkt und an die biblische Geschichte erinnert. Gerade der erste Pessachabend, der Seder (= Ordnung), ist von Bedeutung. Die Lesung der Haggada (ein kleines Buch, das die Geschichte

vom Auszug aus Ägypten enthält), das Ritual und die Speisen folgen dabei einer tradierten Ordnung.

Sederabend

In die Mitte der Sedertafel wird ein Teller mit symbolischen Speisen so gestellt, dass sechs verschiedene Speisen getrennt und deutlich sichtbar gezeigt werden können. Sie werden bei der Seder-Andacht benannt und ihre Symbolik in jedem einzelnen Fall erläutert. Es handelt sich um: 1. Maror (bittere Kräuter), 2. Karpas (eine Gemüsesorte), 3. Chasseret (eine bitter schmeckende Gemüsesorte), 4. Charoset (eine Mischung aus Nüssen und Äpfeln), 5. Seroa (Schenkel- oder Halsknochen des Geflügelbratens), 6. Beza (ein hartgekochtes Ei). „Maror“, das Bitterkraut, symbolisiert das bittere Los der Israeliten in der ägyptischen Sklaverei.

In einem humoristischen Gedicht hat die Offenburgerin Sylvia Cohn eine Familienfeier am Sederabend um 1930 bedichtet und dazu einen ausladenden Sonnenschirm gezeichnet:

„Wandern, wandern muß ein jeder / einer früh'r, der andre später / und besonders heut beim Seder / wandern wir im Geist der Väter / durch die lange Wüstennacht / bis die vierzig Jahr vollbracht! / Vor der Wandrung Ungemach / schütz euch dieses Sonnendach“²¹

Nonnenweier: *„Normalerweise hat jede Familie bei sich den Seder gegeben. Wenn mehrere Generationen am Ort waren und beide Großeltern noch lebten, hat der Großvater die ganze Familie zu sich geladen. Nach dem Essen begann ein gemütlicher Teil des Abends, man hat viele Psalmen gesprochen und sich unterhalten über den Inhalt der Hagadah und über deren Auslegung. Wenn unter den Anwesenden gelehrte Leute waren, die sich darauf verstanden, die Hagadah zu interpretieren, hat sich der Abend ausgedehnt. In Nonnenweier war dies nicht der Fall, die Leute haben nur gewußt, was für Aussprüche in der Hagadah stehen.“²²*

1943 waren die beiden Offenburger Mädchen Myriam und Eva Cohn im sicheren Schweizer Kinderheim der Lily Volkart in Ascona bei Locarno angekommen. In Briefen an den Vater in England schrieben sie:

„Am 5. Mai 1943 schmückte ich das Photo unserer Sylvela (Geburtstag der Mutter Sylvia, die aber bereits am 30. September 1942 in Auschwitz ermordet worden war, was die Mädchen noch nicht wussten. Anm. Ruch) mit Flieder. Geheult habe ich nicht, aber viel für sie gebetet. Und habe mich in Erinnerungen versunken. Warum Dir die Maror an Pesach so besonders bitter geschmeckt hat und die Hagada dieses Jahr eine ganz andere Bedeutung hatte, läßt sich leicht erraten. (...) Myriam.

Ende März 1944



Sederteller. Anfang 19. Jahrhundert. Judaica-Sammlung Museum Offenburg.

*Heute ist Sonntag und der Seder ist nur den ersten Tag gefeiert worden, nicht schlecht, aber den Polnischen Ritus und an den kann ich mich nicht gewöhnen. Na, hoffentlich feiern wir den nächsten Seder beisammen.*²³

Rosalie Hauser erinnerte sich an Rust: „Eine längliche Zinnschüssel war ebenfalls in unserem Besitz; ebenso eine prächtige, mit allerlei Zirronten (rankenförmige Ornamente) gravierte „Sederplatte“.“²⁴

Der aus Nonnenweier gebürtige Ludwig Frank, bedeutender sozialdemokratischer Politiker (1874–1914), schrieb an Ostern 1914 anlässlich eines Besuches bei den Eltern an die Mannheimer Jüdin Hedwig Wachenheim: „Ich bin allein daheim (die anderen sind in der Synagoge) und horche auf die Osterglocken und auf die schweren Tritte der Bauern, die mit ihren geputzten Frauen und Töchtern in die Kirche ziehen. (...) Ich habe

die Heimat so schön gefunden, wie fast noch nie, – den blauen Himmel und die herb-frische Luft und viele einfache Menschen. Die Sedernächte, die Du wohl nur aus der Oper oder dem Roman kennst, haben auf mich wieder gewirkt wie ein erlebtes Märchen, das mich mit den Jahrhunderten vor mir verbindet.“²⁵

In den meisten jüdischen Familien Offenburgs wurde ebenfalls der Sederabend begangen. Siegfried Schnurmann wusste noch, dass man überall einen speziellen Teller dafür hatte.²⁶

Das Museum im Ritterhaus besitzt in seiner Judaica-Sammlung einen solchen Sederteller aus Zinn aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts. Er wurde 1983 zur Vervollständigung der Sammlung im Straßburger Handel erworben und trägt die hebräische Umschrift: „Das ist das Brot des Elends, das unsere Väter im Land Ägypten gegessen haben.“²⁷ (Abb. S. 107).

Dorothea Siegler-Wiegand (geb. 1920) erinnerte sich noch im Mai 2008 bei einem Gespräch mit dem Verfasser an Besuche im Haus der jüdischen Großeltern Joseph und Rosa Lion in Ettenheim. Sie war damals etwa sieben Jahre alt: „*Es war immer ein Gefühl wie in einen warmen Mantel eingehüllt, so heimelig war es dort. Großmutter war eine Seele von Mensch. An Pessach lagen auf dem Sederteller die verschiedenen Speisen, bittere Kräuter und Süßes. Ich erinnere mich, daß Großmutter immer dafür sorgte, daß ich die bitteren nicht essen mußte. Am Sabbat brach Großvater die Barches und segnete den Wein. An Chanukka wurden Kerzen angezündet. Großvater war ein frommer Jude und beachtete die Speisegesetze. Als er krank bei uns zu Hause in Offenburg lag, besorgte ihm meine Mutter koschere Speisen. Ich hörte über ihn, daß er auf die Melodien bekannter deutscher Volkslieder hebräische Texte in der Synagoge gesungen habe.*“

Auch für Nonnenweier ist diese musikalische Praxis belegt: Während am Sabbat der Kantor alle Gebete selbst vorbetete, haben an den Feiertagen auch Laien das Musafgebet gesungen. „*Ich erinnere mich an etwa drei sogenannte Baal Tefilot (Laienvorbeter); sie verwendeten die Melodien von alten deutschen Volksliedern, z. B. ‚Sommers letzte Rose‘. Es war natürlich eigenartig, hebräische Lieder nach Volksliedermelodien zu hören und ich habe das immer besonders genossen.*“²⁸

In Erinnerung an den überstürzten Auszug aus Ägypten isst man an Pessach Matzen in Anlehnung an den Bibeltext: „Und das Volk trug den rohen Teig, ehe er durchsäuert war ...“ (2. Buch Mose 12, 34).

Altdorf: „*Vor Pessach herrschte auch in Kaufmanns ‚Matzen-Bäckerei‘ Hochbetrieb. Schon wochenlang vor dem Fest hatten so manche Altdorfer eine Anstellung und damit willkommenen Verdienst gefunden. Nicht nur für die Altdorfer Juden wurden die Matzen gebacken, diese Fladenbrote wurden an viele Judengemeinden in ganz Deutschland verschickt.*“²⁹

Nonnenweier: „*Die Matzen wurden von dem in einem Nachbarort ansässigen Matzenbäcker geschickt, entweder in großen Paketen, oder ein*

paar Tage vor Pessach in einem Wagen, der in Nonnenweier in einem Raum untergestellt wurde. Dort holten dann die Leute die Matzen ab.“³⁰

Offenburg: „Die Matzen gab es von der Matzenbäckerei Hoffmann in Schmieheim, der hat für die ganze Gemeinde gebacken, das war unsere Matzenbäckerei. Matzenmehl und Matzen, alles gab es von dort.“³¹

In einem Brief aus Offenburg an den bereits nach Dänemark ausgewanderten Sohn Siegfried schrieb Mutter Schnurmann im April 1938: „Laß Dir zum Schluß des Festes noch die Mazzenknöpfe gut munden. Deine dich liebende Mutter“³²

Und am 30.3.1939 schrieb sie ebenfalls an den Sohn:

„Die Matzennot ist für uns schon ein Problem und wäre es wirklich nett, wenn deine bestellten rechtzeitig hier ankämen. Du kennst ja den früheren Umsatz an Matzen bei uns. Auch da heißt es Umstellung. Heute ist der letzte jüdische Insasse Frieda Kahn aus dem Vincentiushaus (Offenburg) nach Gailingen gekommen. Nun ist auch diese Stätte judenrein.

Nun heißt es aber wieder zur Arbeit zur Ostervorbereitung, die große Schatten vorauswirft. Vater schreibt die Fortsetzung. Ich verabschiede mich und wünsche Dir recht frohe Feiertage. Mutter.“³³

Der Offenburger ‚Sonnen‘-Wirt Karl-Otto Schimpf schrieb in seinen Erinnerungen an die Jugendzeit um 1900: „Der kurze Schulweg konnte vom Rathausplatz aus über die Spitalgasse entweder durch die Gymnasiumstraße oder die Schlossergasse genommen werden. Immer gab es da etwas zu sehen und zu erleben. Die beiden ersten Häuser rechts und links in der Gymnasiumstraße gehörten den jüdischen Familien Lemle Bergheimer (heute Schwarz) und Joseph Bergheimer (heute Pfirrmann). Beide betrieben einen soliden, gutgehenden Viehhandel, Frau Joseph Bergheimer, ein liebenswertes, mütterliches Frauchen, wandte uns als Klassenkameraden ihres Sohnes Emil ihr besonderes Interesse zu. Um die Zeit des jüdischen Pessahfestes paßte sie uns Sextaner und Quintaner auf dem Heimweg regelmäßig ab und schenkte uns ungesäuerte Matzen, die uns wegen ihres faden Geschmacks keine große Freude bereiteten.“³⁴

In manchen Gemeinden Europas wurde ein Stück Matze an einer Wand der Synagoge aufgehängt als ständige Ermahnung der Gläubigen.³⁵ Denn in der Bibel steht: „Sieben Tage sollst du Ungesäuertes essen, auf dass du des Tages deines Auszugs aus Ägyptenland gedenkst dein Leben lang“ (5. Buch Mose 16, 3).

Auf diese Textstelle geht wohl auch der Ortenauer Brauch zurück, in den Häusern ein Stück Matze aufzuhängen. Jedenfalls ist er für Nonnenweier registriert worden: „Ein Stückchen Mazzoth, das man an Pessach beiseite gelegt hatte, wurde im Haus aufgehängt zum Schutz gegen Unheil.“³⁶ Und aus Rust berichtete Rosalie Hauser von der weiten Verbrei-

„Viele Bauern glauben heute noch, daß wenn eine Matze im Hause ist, der Blitz keine Gewalt über dasselbe habe und halten deshalb stets eine solche im Hause.“³⁷

Rosch Haschana

Das jüdische Neujahrsfest Rosch Haschana und Jom Kippur, der Versöhnungstag, sind rein religiöse Feste. An diesen Tagen wird das Schofar, das Widderhorn, geblasen.

Bertel Schnurmann aus Offenburg am 10.9.1939 an den Bruder Siegfried:

„Mein lb. Siggerle! Wir nähern uns immer mehr Rosch-haschanah u. immer noch Galuth (Leben im Exil, d. h. noch nicht in Palästina, wohin Bertel Schnurmann die Ausreise erst später und unter abenteuerlichen Bedingungen gelang, siehe ‚In ständigem Einsatz‘). Es wäre so schön gewesen, wenn Du, mein lb. Brüderle mit den lb. Eltern die Feiertage in L. (Luxemburg) hättest verbringen können. Wir sind halt Pechvögel. Morgen heißt es wieder nach Hause und wird es dieses Jahr ein trauriges Rosch-haschanah-Fest sein. Ob es wohl in Offenburg Minjan (die zur Abhaltung des Gottesdienstes erforderliche Mindestzahl von zehn männlichen Juden) gibt und wir Gottesdienst abhalten können? Ein Feiertag ohne Gottesdienst ist wie das Essen ohne Salz. (...). Was wird uns das Neue Jahr bringen, hoffentlich einen recht baldigen Frieden, so daß wir das nächste Rosch-haschanahfest gemeinsam wieder feiern können. (...) Deine Schwester Bertel“³⁸

Sukkot

Das Laubhüttenfest ist ein großes Fest im jüdischen Kalender. Gewöhnlich fällt es in den späten September oder in den Oktober. Basis ist auch hier ein Bibeltext: „Sieben Tage sollt ihr in Laubhütten wohnen, dass eure Nachkommen wissen, wie ich die Kinder Israels habe in Hütten wohnen lassen, als ich sie aus Ägyptenland führte“ (3. Buch Mose 23, 42–43).

Die Laubhütte hat wahrscheinlich ihren Ursprung in einer provisorischen Unterkunft der Winzer während der Weinernte, die um diese Zeit stattfindet.

Es ist ein alter jüdischer Brauch, am Laubhüttenfest eine geschmückte Hütte draußen vor dem Haus zu errichten, darin zu essen, mit Freunden zusammenzusein und (jedenfalls die frommen Juden haben immer daran festgehalten) auch draußen zu schlafen.

Sie waren auch in Offenburg einmal eine selbstverständliche Erscheinung gewesen, die Laubhütten. In einem Bericht für das Offenburger Tageblatt schilderte ein ungenannter Autor am 8.1.1934 Begebenheiten aus sei-

ner Kinderzeit in der Schlossergasse: *„Am Anfang, in der Mitte und am Ende der Schlossergasse wohnte eine jüdische Familie, die jedes Jahr im Herbst zum Laubhüttenfest ihre Lauben vor den Häuschen aufpflanzten und so viele Schaulustige heranzogen.“*³⁹

Jüdisches Brauchtum hatte natürlich auch in der Lange Straße gelebt, wo sich die Synagoge befand, und Adolf Geck berichtete darüber 1926 als ein intimer Kenner der Traditionen seiner jüdischen Nachbarn und Freunde:

*„Das Laubhüttenfest schloß die Feiertagsreihe der israelitischen Gemeinde. Der alte, schöne Gebrauch, in den Höfen Dankeshütten zu errichten, ist beinahe ganz verschwunden. Hier hält unser Bürger Friedrich Mayer, der Synagogenhausmeister, daran fest und errichtete auch diesmal wieder die idyllische Hütte vor dem Aufstieg in den Tempel. Beim Strahlen der elektrischen Lichter, welche die dargebrachten Opfergaben aller Herbstfeldfrüchte beleuchteten, bietet die Klausen ein magisches Bild. Als vor etwa 60 Jahren im Hofe eines gegenüberliegenden Häuschens die erste hiesige Laubhütte errichtet wurde, war sie noch mit Talglichtlein illuminiert.“*⁴⁰

Rust: *„Am Suckes saß man in der Laubhütte, die mit weißen Tüchern zeltartig umspannt und von deren Laub auch allerlei Obst und Zierat herunterhing, traulich beisammen. An solchen Tagen gehörte man nur sich und seiner Familie an und ließ sich, auch bei drohendem Verlust, durch kein Geschäft stören.“*⁴¹

Nonnenweier: *„Zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurden in Nonnenweier noch von mehreren Familien Laubhütten gebaut, mit Sicherheit bis zum Ende des 1. Weltkrieges. Die Laubhütten wurden mit Früchten und farbigen Bändern ausgeschmückt. Wenn es nicht regnete, hat man alle Mahlzeiten in der „Sukke“ eingenommen.“*⁴²

Altdorf: *„Im Spätjahr herrschte in so manchem jüdischen Hof oder Hausgarten bei den Juden reges Treiben. Bretter wurden zu Wänden zusammengebastelt. Eine Sukka, eine Laubhütte, wurde errichtet. Das Dach bestand aus Reisig und Laub. Es durfte aber nicht zu dicht und deckend sein. Man sollte die Sterne noch sehen können. Zum Andenken an die zeltartigen Hütten, in denen die Kinder Israels auf der Wüstenwanderung hausten, baute man diese leichten Bretterhütten auf. Sogar ein Tisch stand in der Laubhütte. Während des ganzen Festes, das mehrere Tage dauerte, wurden dort die Mahlzeiten eingenommen. (...) Der „Feststrauß“ gehörte zum Zeichen dieser Feiertage. Aus vier Pflanzengattungen sollte er bestehen, dazu gehört der Etrog, der Palmwedel, die Myrte und die Bachweide. „Im Herbst wurden unsere Gärten und Feldraine nach den schönsten Weidenzweigen abgesucht. Mein Bruder Otto streifte mit seinem jüdischen Freund Herbert Wertheimer durch die Felder, um Weidenzweige mit rötlichem Stengel zu suchen. Herbert achtete sorgsam darauf, daß die letzten*

drei Blättchen an der Zweigspitze vollkommen unbeschädigt waren. Auch mußten die Blätter länglich sein.“⁴³

Diersburg: Die folgende Erinnerung an die Diersburger Juden steuerte Bertold Herrmann zur Monographie des Historischen Vereins bei: *„Die Familie Maier Maier, die auf der Südseite neben dem Badischen Hof wohnte, hatte vor ihrem Haus neben der Straße zur Festzeit eine solche Hütte erstellt. Da zwischen dem Haus und der Straße nur wenig Platz ist, war dies genau an der Einfahrt zur Judenstadt, was aber damals schon verkehrsbehindernd war. Ab 1925 erstellte die Familie dann keine Laubhütten mehr.*“⁴⁴

Arnold Lederer: *„Ich erinnere mich an meine Kindheit in Diersburg, wo jede Familie, wenn sie Platz hatte, hinter ihrem Haus eine Laubhütte gemacht hat. Und die Bretter, die dazu dienten, waren immer dieselben. Sie wurden nach dem Fest auf die Seite gelegt und das nächste Jahr wieder geholt.*“⁴⁵

Fritz Eisenmann: *„Ich war damals Korbmachermeister. Da kam eines Tages der Judenlehrer Schloß zu mir und fragte mich, ob ich ihm ein Weidengeflecht machen könnte. Am Laubhüttenfest sollten die Juden nämlich nach ihren Vorschriften in einer Hütte übernachten, in der man den Himmel über sich sah. Hinter der Judenschule war ein Anbau, der mit Ziegeln abgedeckt war. Ich sollte die Ziegel abdecken und ein Korbgeflecht anfertigen, das als Dach aufgelegt wurde, durch das man den Himmel sah. Ich fertigte das Weidengeflecht an und brachte es an der vorgesehenen Stelle an. Ich wurde gut dafür entlohnt. Über einige Jahre hinweg mußte ich am Laubhüttenfest immer das Geflecht an derselben Stelle anbringen.*“⁴⁶

In ihrem Tagebuch schrieb 1939 die Offenburgerin Clementine Neu, geb. Wolff, über einen sommerlichen Besuch im heimatlichen Bodenseedorf Wangen: *„Zurück nach Wangen machte ich Hannelore und Gert die Freude, im ‚Horn‘ das Badehäusle in eine Sukka zu verwandeln. Ketten wurden angefertigt, Körbchen aus Papier geschnitten und mit Blumen, Obst und goldenen Nüssen die Decke verziert. Nach etlichen Monaten unseres sonnigen Aufenthaltes in Wangen, verließen wir in den Halbfeiertagen von Sukkoth unser treuliches Dorf.*“⁴⁷

Clementine Neu stammte aus demselben Dorf wie der Dichter Jacob Picard (1883–1967), der in seinen Erzählungen liebevoll das jüdische Leben auf dem Lande geschildert hat und sich auch an die Laubhütte erinnerte: *„Äpfel, Birnen, Walnüsse waren reif und hingen eines Tages neben den grüngelben Kürbissen zwischen farbigen Papiergirlanden und hellroten Hagebutten herab von den Zweigen, die das Dach der Sukka bildeten. Sie stand offen dicht an der Dorfstraße und in ihr nahmen wir während der Festwoche alle Mahlzeiten, beteten und sangen. Und wir Buben hatten geholfen, die Bachweiden für den Lulav zu schneiden, ja sie manchmal allein holen zu dürfen draußen am Berghang, wo der Mühlbach herabschoß.*“⁴⁸

Ich konnte noch im Jahr 2008 eine Erinnerung an die Offenburger Laubhütte festhalten. Franziska Weis (geb. 1926) berichtete: *„Ich habe noch gute Erinnerungen an Familie Lion, die eine Zigarrenfabrik hatten. Sie wohnten in der Rheinstraße und besaßen einen geschlossenen Balkon, der mit Zweigen und grünen Girlanden zur Laubhütte gemacht wurde. Kerzenlicht, grüne Dekorationen – es war eine besondere Atmosphäre.“*

Exkurs 1:

Wie im Jahr 2000 das Laubhüttenfest in Straßburg begangen wurde und wie eine traditionelle Laubhütte (Sukka) heute noch gebaut und genutzt wird, das zeigte der Straßburger Thoragelehrte Samuel Dzialoszynski einer Gruppe von Besuchern aus der Ortenau. Dzialoszynski (1927–2004) war bis zu seiner Pensionierung als Leiter eines jüdischen Internats in Straßburg tätig. Während dieser Zeit hat er regelmäßig im Herbst eine große Sukka gebaut, die bis zu 50 Personen aufnehmen konnte. Innerhalb der Hütte errichtete er noch ein kleines Nebengemach, in dem er zusammen mit seinem Sohn über die Feiertage nächtigte. Das vorschriftsgemäß offene Dach ließ sich für den Fall eines unerwarteten Regengusses mit einer Schnur bequem vom Bett aus schließen.

Die Vorschriften an eine solche Sukka sind präzise in einem talmudischen Traktat festgehalten. Die Wände können aus beliebigem Material sein, aber die Decke darf nur aus etwas Gewachsenem bestehen, das jedoch nicht mehr weiterwachsen darf. Viel bleibt da nicht übrig, als etwa Schilf oder Bambusrohre zu nehmen. Letzteres Material deckte auch die Straßburger Laubhütte.

Im Innern war die Sukka reich mit Bildern geschmückt. Eine Tafel mit Sprüchen zu jedem der sieben Festtage, die gleichzeitig für die sieben Stammväter Israels stehen, oder kleine Kinderzeichnungen mit religiösen Symbolen zierte die Wände. Am auffallendsten waren aber die Fenster der Hütte und ein großes, leuchtendes Glasbild, alles eigene Arbeiten von Samuel Dzialoszynski. In Scherenschnitttechnik hatte er in den 1960er-Jahren mit diesen Bildern begonnen. Der vollständige theologische Gehalt seiner symbolreichen Bilder erschließt sich zwar nur dem Kundigen. Doch einige Details erklärte er den Gästen.

Ein Bild aus dem Jahr 1968 zeigt die reiche Themenfülle rund um „Ethrog und Lulav“, also jene Pflanzen, die am Laubhüttenfest in der Synagoge mitgetragen werden. Der Ethrog ist eine wohlriechende Zitrusfrucht und gilt als die Frucht des Prachtbaumes, die im Pentateuch für das Laubhüttenfest vorgeschrieben ist, genauso wie der Lulav, je ein Zweig von Bachweide, Palme und Myrthe, die zusammengebunden werden. Auf dem entsprechenden Fenster der Straßburger Sukka steht der Ethrog für die Gesamtheit der Welt, für den Globus, für das absolut Schöne.



*Ethrog-Fenster von
Samuel Dzialoszynski. Foto Ruch*

Ein anderes Fenster zeigt die sieben zum Fest eingeladenen Patriarchen. Das dritte und vierte Fenster widmete Dzialoszynski seinem Vater und dem Schwiegervater.

Ein fünftes Fenster ist „rein talmudisch“ gedacht, wie Dzialoszynski meint. Er malte hier Laubhütten, die nicht gestattet sind, die also beispielsweise zu hoch, zu klein, im Schatten eines Baumes oder in der prallen Sonne aufgebaut sind.

Ein besonderer Blickfang in der Sukka aber ist ein Glasbild, das ebenfalls 1968 entstanden ist zum Jubiläum „3300 Jahre Auszug aus Ägypten“. Es steckt voller Symbolik, die sich nur schwer in Worte fassen lässt. Da ist etwa das Zelt Abrahams zu sehen, der darin von einer schwarzen Nacht träumt, die real damals zunächst im Auszug aus Ägypten endete. Der erste und auch der zweite Tempel sind dargestellt. Nach dessen Zerstörung steht nur noch ein Steinhaufen für die Klagemauer. Sechs Kerzen versinnbildlichen die sechs Millionen Juden, die in der schwarzen Nacht der SS endeten. Doch selbst von dort geht ein Weg wieder nach oben, nach Israel. Zu dieser Darstellung des Weges des jüdischen Volkes gesellen sich vielfältige Details, etwa die alten Bilder für die Gesamtheit der menschlichen Person.



Jubiläumswenster von Samuel Dzialoszynski. Foto Ruch

Ton bedeutet die Füße (wir sind in Deiner Hand, o Herr, wie der Ton in der Hand des Töpfers), ein Ruder das Auge, Tuch die Hände, Silber ist die Nase, Steine das Herz, Glasbläser meint die Ohren und eine Axt ist die Zunge. Alle diese Bildthemen hat Dzialoszynski in einem mittelalterlichen jüdischen Gebetstext gefunden und umgesetzt.

Es wurden, so schätzte Samuel Dzialoszynski, im Jahr 2000 in Straßburg noch etwa 250 Sukkoth (Plural von Sukka) errichtet. Kaum eine ist aber so geschmückt wie seine, im Hinterhof nahe bei der Großen Synagoge. Deshalb ist es verständlich, wenn seine Enkel nach dem traditionellen gemeinsamen Rundgang durch die Sukkoth der Stadt regelmäßig zum Großvater zurückkehren und einhellig sagen: „Opa, Deine Sukka ist die schönste in ganz Straßburg!“

Ein merkwürdiges Objekt schwebte übrigens oben an der Decke der Laubhütte: Eine Zwiebel, besteckt mit drei Federn. Dahinter, so Dzialoszynski, verbirgt sich ein alter jüdischer Brauch im Elsass, der auf einen verballhornten hebräischen Satz zurückzuführen ist und der lautet: „Wir sitzen hier im Schatten Deiner Fittiche und unter Deinem Schutz.“ Das hebräische Wort für „Schutz“ kann aber auch als „Zwiebel“ fehlübersetzt

werden und der Satz würde dann lauten: „Wir sitzen im Schatten Deiner Zwiebel!“ Dzialoszynski meinte lächelnd, das sei etwa so, wie wenn man eine Banane zu Neujahr schenkt, weil es ja auch heiße: „Bon-Année!“ Die Zwiebel mit den Federn trägt im Jüdischen daher mit Recht den Namen „Der Narr“.

Chanukka

Chanukka gehört zu den so genannten kleinen Festen des Judentums, bei denen weiter gearbeitet werden darf. Es beginnt am 25. Kislev (Dezember) und dauert acht Tage. Das Fest erinnert an die Wiedereinweihung des Jerusalemer Tempels im Jahr 165 v. Chr., nachdem dieser von dem Syrerknig Antiochus Ephiphanes IV. geschändet worden war (vgl. 1 Makk 4, 36–59). Es steht somit symbolisch für den Kampf der Juden um ihre Glaubensgrundlagen und gegen Unterdrückung. An diesen geschichtlichen Hintergrund erinnert auch die Chanukkia, der neunarmige Kerzenleuchter, bei dem jeden Tag der Festwoche ein Licht mehr entzündet wird. Die neunte Kerze, die meist etwas höher steht, heißt „Schamasch“ und dient zum Anzünden der anderen Kerzen. Eine rabbinische Legende besagt, es habe nach der Schändung des Tempels nur noch einen einzigen kleinen Krug geweihtes Öl für die Menora, den Tempelleuchter, gegeben. Dieser Vorrat wäre normalerweise nach einem Tag aufgebraucht gewesen. Doch durch ein Wunder hielt er acht Tage, bis neues geweihtes Öl bereitgestellt werden konnte. Man stellt den Leuchter ans Fenster, vor den Hauseingang oder an sonst einen gut sichtbaren Platz.

Ein sehr beliebtes Lied, das „Maos Zur“, wurde und wird von den aschkenasischen (deutschsprachigen) Juden an Chanukka bei der häuslichen Feier, aber auch in der Synagoge gesungen. „Maos Zur“ (hebr. Festung, Fels) sind die Anfangsworte dieses Liedes. Es stammt aus Deutschland und geht, so wird vermutet, auf das 13. Jahrhundert zurück. Die erste Strophe lautet in Übersetzung:

*„Festung und Fels meiner Rettung, wie schön ist es, Dich zu loben.
Errichte das Haus meines Gebetes, dort werden wir Dir Dankopfer bringen. Kommt die Zeit des Schlacht-Kampfes (Befreiung) vom wütenden Feind, Dann werde ich vollenden mit Lied und Psalm die Einweihung des Altars.“⁴⁹*

In vielen Erinnerungen der Ortenauer Juden taucht der Name des Liedes im Zusammenhang mit Chanukka auf, etwa bei der nach Luxemburg geflohenen Frau Schnurmann im Brief an den Sohn Siegfried:

„Luxemburg, 14.12.1939

(...) An Deiner schönen Chanukafeier nahmen wir tüchtig Anteil und lebten so die vergnügten Stunden mit, die Du uns so lebhaft schildertest. Ich kann Dir verraten, auch wir kamen nicht zu kurz. Am 6.12. wird hier der Nikolaustag gehalten, das ist hier der Geschenktag, wie bei uns Weihnachten. Hugo brachte jedem der Hausinsassen ein Päckchen. Tante Marie und ich bekamen jeder feine Namür Pralinen, Vater wunderbare Trauben, so wurde jeder beglückt. Wir hielten auf unserem Zimmer richtig Chanuka. Wir holten bei Tante Linas Schreiner ein passendes Brett und kauften Kerzen. Das war ein Flackern und Leuchten. Wir hatten unsere richtige Freude daran und sangen aus voller Kehle das ‚Maos zur‘ dazu. Sogar zündeten wir einige Male unten an und allen gefielen wieder einmal die jüdischen Weisen. Vater ging jeden Tag zur Synagoge. (...) Mutter.“⁵⁰

Einen Bericht über die Offenburger Chanukkafeier im Hause Cohn hat die Mutter in ihrem Tagebuch notiert:

„28. Dezember 1927. Inzwischen war auch Chanukka. Wir bescherten unserer Mädele (Esther) am ersten Abend des Lichterfestes. Ich baute mit viel Freude und Genugtuung über meine große Tochter dem Kind sein Gabentischlein auf und schmückte es schön, so daß es im fertigen Zustand gemeinsam mit dem Chanukka-Leuchter, den mir mein lieber Mann in diesem Jahr schenkte, einen recht festlichen Eindruck machte. Es erhielt ein hölzernes Hottepferd (vom Opa), einen großen bunten Ball, einen Baukasten, eine Spiel-Uhr mit Kette von den Eltern und von der lieben Tante Hilde Holztierehen, eine warme Hose, Schokolade, einen Elefanten so daß das Tischlein voll belegt war. Später noch von Frau Hefner ein Kindersofakissen und von der Friedel Sandgeschirrle dazu. Die Freude hätte man festhalten sollen, als das Mädele am ersten Abend Chanukka unter den brennenden Kerzen sein Tischlein erblickte.“⁵¹

Das Offenburger Museum besitzt einen Chanukka-Leuchter aus dem Besitz des Offenburger Viehhändlers Salomon Kassewitz. Kassewitz, geboren 1863 in Schmieheim, seit 1912 in Offenburg ansässig, war 1940 nach Gurs deportiert worden. Ein Nachbar: *„Zusammen mit seinen Leidensgenossen in den Turnsaal der Schillerschule eingeliefert, konnte er sich dort von mir verabschieden mit den Worten: ‚Sag Deinem Vater, er soll sich um den restlichen Haushalt kümmern.‘ In jener Zeit kam der Leuchter in den Besitz meines Vaters. Wir erhielten noch eine Postkarte aus Gurs, ‚Gut angekommen, reisen bald weiter‘, und dann erst um 1949 einen Brief aus Montevideo.“⁵²*

Ein weiterer Chanukka-Brauch war und ist das Treidel-Spielen, bei dem sich die Kinder ein paar Münzen oder Süßigkeiten verdienen können. Der



Chanukka-Leuchter. Judaica-Sammlung Museum Offenburg

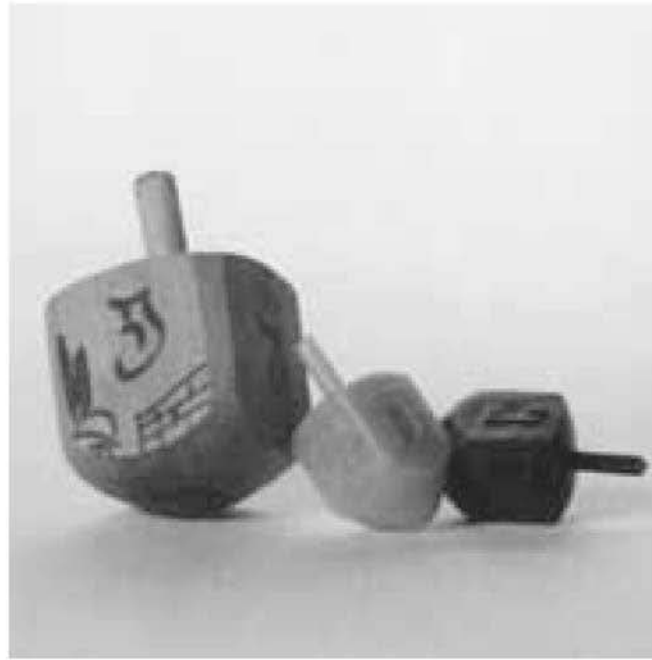
Treidel ist ein Kreisel, auf dessen Flächen die hebräischen Anfangsbuchstaben des hebräischen Satzes stehen: Ness Gadol Haja Sham (= „Ein großes Wunder geschah damals“). Eva Mendelsson, aufgewachsen in Offenburg: *„Man spielt für Geld. Jedes Familienmitglied hat eine Summe Geld vor sich liegen, welches es bereit ist zu verlieren. Wenn der Würfel auf X fällt, heißt es, man muß geben; fällt er auf Y, passiert gar nichts, und wenn er auf Z fällt, dann bekommt derjenige von allen Spielern das Geld, das in der Mitte liegt. Fällt der Treidel auf A, dann bekommt derjenige die Hälfte von dem, was in der ‚Kitty‘ liegt. So haben wir es wenigstens zu Hause gespielt.“*⁵³

Auch Arnold Lederer, aufgewachsen in Offenburg, kannte das Treidelspiel: *„Es gibt einen andern Brauch an Chanukka mit einer Art Würfel, den man dreht wie einen Kreisel. Er hat sechs Ecken, Flächen, und auf jeder Fläche steht eine Zahl. Zu dem Würfel sagte man das Chanuka-Trenderle. Trenderle kommt von Drehen.“*⁵⁴

Nonnenweier: *„Nach dem Abendessen an Chanukka vertrieben sich Erwachsene und Kinder die Zeit mit einem Würfelspiel, dem ‚Trenderle‘. Man spielte um kleine Geldbeträge oder um Nüsse. Oft nahmen Gäste daran teil.“*⁵⁵

Am Sonntag, 3.12.1939, schreibt Esther Cohn in ihrem Tagebuch über die Chanukkafeier im Münchner Kinderheim, wo sie, getrennt von Schwestern und Eltern; lebt: *„Hoffentlich sind wir nächstes Jahr um diese Zeit alle zusammen und können gemeinsam das schöne ‚Maos zur‘ singen. Letztes Jahr um diese Zeit war mein guter Papi auch nicht da, er kam erst*

*Chanukka-Trenderle. Holz und
Plastik. England 1993. Geschenk
Eva Mendelsson,
Judaica-Sammlung Museum
Offenburg*



*am letzten Chanukka-Tag zurück von seinem unfreiwilligen Winteraufenthalt. (Eduard Cohn war am 10.11.1938 nach Dachau deportiert worden.)
Wie war damals die Freude groß.“*

Dienstag 7.12.39:

„Heute ist schon der zweite Tag Chanukka, und gerade kommen wir vom Entzünden. Es war schon schön, aber so feierlich wie bei uns zuhaus war es bis jetzt noch nicht. Frl. Bendix selbst kann kaum Iwoth, sonst würde es bestimmt viel schöner sein. Das ‚Maos zur‘ wird hier auch so schnell gesungen, das gefällt mir gar nicht. Ich würde sehr gerne einmal zu Hause beim Entzünden sein, aber wir dürfen nicht. Dagegen wunderschön ist es, wenn die vielen kleinen Kerzlein brennen.“

Montag, 11.12.39:

„Gestern hatten wir unsere Bescherung. Ich bekam viele schöne Sachen und zwar alles was ich mir wünschte. Ein wunderschönes Tragenecesaire mit zwei Scheren und 2 Döschen und noch vieles anderes. Dann war auf dem wunderschön hergerichteten Gabentisch ein Nähkasten mit Futtertäscherl, ein Teller mit Konfekt und Äpfel. Ich habe mir diesen Gabentisch lange nicht so schön vorgestellt, als er wirklich war.“⁵⁶

Auch Esthers Schwestern Myriam und Eva haben in ihrem Schweizer Fluchtort Erinnerungen an Offenburger Chanukkatage festgehalten:

„Ascona, 20.11.1943. Gutes Vatlein! (...) Nun ist schon bald Chanuka. Oh, wenn ich mich erinnere jetzt an frühere Chanukas. Es war immer so ein schönes Fest. Wir waren alle glückliche zufriedene Menschen. Wie schön war es doch, als wir abends die Lichtlein entzündet haben, und wir gemeinsam unser schönes altes Lied ‚Maos-zur jeschuosi‘ sangen. Und jeden Tag mehr Lichtlein. Und am 7ten Tag, wenn sie alle brennen, dann machten wir das grosse elektrische Licht aus und sahen zu, wie die Kerzlein so langsam eins nach dem andern verlöschten. Das ist uns immer so ein friedlicher Augenblick gewesen. Auf diese Abende hatten wir uns immer gefreut.“⁵⁷

Auch Jacob Picard hat kurz beschrieben, wie das alte Lied in Wangen am Bodensee erklang: *„Chanukka, wo wir das Maos Zur wie ein Kampflied sangen ...“⁵⁸* Mit großer Inbrunst sang Siegfried Schnurmann dieses Lied noch in hohem Alter. Eine Tonaufnahme befindet sich in der Judaica-Sammlung des Museums Offenburg: ein einzigartiges Dokument mit weiteren musikalischen Beispielen der in Offenburg gesungenen synagogalen Musik.

Das Chanukka-Spiel schildert Clementine Neu im Tagebucheintrag vom 12. Dezember 1923: *„Chanuka waren wieder Tage, d. h. Abende der Freude. Man spielte nicht um Geld, denn es gibt noch keine Pfennige – 1 Pfennig sind 10 Milliarden –, sondern um Nüsse und Chocolate. Aber das Interesse war nicht weniger groß. Wie viele schöne, alte Erinnerungen birgt dieses Fest. Die schönen Spielabende daheim und die großen Einladungen, wo das halbe Dorf geladen war. Das Gröschle, das Suchen nach Pfennigen. Alis (Tochter Alice) hat mich mit einer reizenden Handarbeit überrascht und die Buben beschenkten mich mit ihren Handfertigkeiten-Modellen.“⁵⁹*

Als Chanukka-Geschenk erhielt Esther Cohn 1939 ein leeres Tagebuch von der Mutter. In diesem Heft hat sie die folgenden Jahre bis zur Deportation nach Theresienstadt festgehalten.

„Sonntag, 3.12.1939 München. Ich freute mich auf diesen Sonntag ganz besonders, da ich Muttis Chanukka-Geschenke mitgenommen habe. Mutti hat sich sehr gefreut damit. Ich mich auch, als ich sah, wie sie sich freute. Auf einmal sagt Mutterle zu mir: ‚Mach mal die Augen zu und dreh dich rum.‘ Jetzt dachte ich mir, daß ich meine Geschenke in Empfang nehmen darf. Mutti setzte mir eine grünseidene Kapuze auf, die ich mir gewünscht habe. Als ich nachher auch noch das gewünschte Tagebuch mit Schlüssel bekam, war ich ganz selig. Ich fiel meiner süßen Mutti um den Hals und bedankte mich vielmal.“⁶⁰

Purim

Das Fest Purim (Losfest) erinnert an die Rettung der Juden vor dem Mordanschlag Hamans durch die Königin Esther. Purim ist ein Fest der Freude und der Nächstenliebe. Jeder soll an diesem Tag gut essen, auch Alkohol ist ausdrücklich erlaubt.

Es war in Nonnenweier üblich, Purimküchle (fettgebackene Küchlein, die den Fasnetküchle der Christen ähneln) zu backen.⁶¹ Die Kinder verkleideten sich und zogen durch die Gemeinde. Theaterstücke wurden aufgeführt, die das Thema darstellten. Diese Tradition kannte man auch in der jüdischen Gemeinde Offenburgs. Ein Purim-Spiel aus der Stadt ist erhalten geblieben. Es stammt von der Schriftstellerin Sylvia Cohn, die es 1935 zur Aufführung in der Synagoge dichtete. Behandelt wird darin der alte, biblische Stoff vom Verbrecher und Massenmörder Hamann und der Retterin Israels, Esther. Sylvia Cohn selbst aber ist dem Hamann (Hitler) des 20. Jahrhunderts zum Opfer gefallen.⁶²

Ansonsten feierten die Offenburger Juden die weltliche Fasnacht zusammen mit allen Mitbürgern. Auch in einem bekannten Offenburger Fasnachtsspruch verbirgt sich eine Erinnerung an die Juden der Stadt. Denn das lauthals gerufene *„Hoorig, hoorig, hoorig isch die Sau, und wenn die Sau nit hoorig wär, no hätt der Stein kei Rosshoor mehr“* bezog sich scherzhaft auf die Rosshaarspinnerei Stein in der Lange Straße. Auch diese Firma wurde dann im Dritten Reich „arisiert“, die jüdischen Besitzer vertrieben oder getötet. Das ehemalige Fabrikgebäude (wenige Meter von der Synagoge auf der andern Straßenseite entfernt) ist erst 1998 endgültig abgebrochen worden. Lächelnd erinnerte sich Siegfried Schnurmann (1907–2004) noch kurz vor seinem Tode an diesen Fasnachtsvers aus seiner Offenburger Kinderzeit.

Clementine Neu notierte 1924:

„In den Tagen meines Aufenthaltes (in Wangen am Bodensee) fiel auch das Purim-Fest. Ich feierte es zusammen mit Bruno Rothschild und seinen Freunden, aber bedauerte nicht wenig, daß ich hier (in Offenburg) das Fest nicht besuchen konnte. Ich hatte für Erich und Alis eine Schnitzelbank gedichtet, die großen Anklang fand, und dabei der kleine Erich den Haupterfolg des Abends zu verzeichnen hatte. Er hatte die Rolle des Schnorrers, der sich für hiesige Neuigkeiten interessiert. Er kam mit Cylinder, kaputen Regenschirm, Schnupftabaks und farbigen Taschentuch. Alis und Erwin hatten zu musizieren feine klassische Sachen. Erich hat sich geradezu berühmt gemacht als Komiker, die Begeisterung war ungeteilt.“⁶³

Arnold Lederer: *„Es gab natürlich ausgesprochen jüdische Veranstaltungen an Freudenfesten, wie z. B. der jüdische Karneval, das Purimfest, wo die Jugend unter sich getanzt hat und Theater gespielt wurde.“⁶⁴* „Am



Mesusa mit Pergamentstreifen. Judaica-Sammlung Museum Offenburg

*Purimfest hat man sich verkleidet. Die jungen Leute gingen in den Badischen Hof zum Purim-Ball. Mancher fand dort den späteren Ehepartner.*⁶⁵

Doch: Ein Nonnenweierer Jude, einer „liberalen“ Familie angehörig, erzählte lachend, er habe von den religiösen Bräuchen so gut wie nichts gewusst. Als er einmal den Purim-Ball organisieren sollte, musste er erst „im Brockhaus nachschlagen“, was es mit Purim auf sich habe.⁶⁶

Mesusa

Mesusa bedeutet eigentlich Türpfosten, bezeichnet aber eine meist längliche Schriftkapsel am Türpfosten. Sie enthält einen Pergamentstreifen mit der Aufschrift von zwei Abschnitten aus dem Alten Testament (5. Buch Mose 6, 4–9 und 11, 13–21). Es ist ein alter jüdischer Brauch, sie am rechten Türpfosten – vom Eintretenden aus gesehen – eines Wohnraumes oder Wohnhauses (außer am Badezimmer bzw. der Toilette) anzubringen.

Ihre Bedeutung geht auf die Thora zurück, wo es heißt: „Du sollst die Worte, die ich dir heute sage, schreiben an die Pfosten deines Hauses und an deine Türe.“ (5. Buch Mose 6,9 und 11,20).

In einem traditionellen jüdischen Haushalt befindet sich nicht nur an der Haustür, sondern an jedem Türrahmen eine Mesusa. Sie wird im oberen Drittel des (von außen gesehen) rechten Türpfostens in einem Winkel von 45° geneigt angebracht, und zwar so, dass das obere Ende zum Raum zeigt. Diese Anordnung entstand aus einer Diskussion unter den jüdischen Gelehrten, ob die Mesusa senkrecht oder waagrecht anzubringen sei; als Kompromisslösung einigte man sich auf diese geneigte Stellung.

An manchen ehemals jüdischen Häusern kann man auch in der Ortenau noch Reste der Vertiefungen erkennen, in denen die Mesusa-Kapseln eingebettet waren.

Baron Albert Roeder von Diersburg hat vor Jahren ein kleines Heimatmuseum in einem Nebengebäude seines Landsitzes eingerichtet. Der Sandsteintürbogen der Eingangstüre zum Museum stammt von einem ehemaligen jüdischen Wohnhaus und die darin enthaltene Mesusa wird heute noch im Museum aufbewahrt.⁶⁷ Eine weitere Mesusa steckte in einer kleinen Kapsel im Türrahmen der ehemaligen Judenschule in Altdorf und wird vom jetzigen Eigentümer aufbewahrt.⁶⁸

Verkauft ein Jude sein Haus an einen Nichtjuden, müssen alle Mesusoth (Plural von Mesusa) abgenommen werden, damit sie nicht entweiht werden. Susi Greilsheimer, 1926 in Offenburg geboren, antwortete auf die Frage, was mit der Mesusa am Haus in der Gymnasiumstraße geschah bei der Oktoberdeportation des Jahres 1940 nach Gurs: „Ja, die hab ich weggemacht. An jedem Pfosten. Oben war noch die Farbe darauf, ich hab sie mitgenommen.“⁶⁹

1997 hat das Offenburger Museum im Rahmen einer kleinen Feierstunde, bei der auch Mitglieder der Offenburger Jüdischen Gemeinde teilnahmen, am Eingang zur neu eingerichteten Judaica-Abteilung eine Mesusa anbringen lassen. Gestiftet hatte sie Dr. Erwin Neu (Paris), der Sohn des letzten Synagogenvorstandes Emil Neu. Landesrabbiner Sousson vollzog die rituelle Handlung.

Holegrasch

Dieses Fest der Namensgebung des Neugeborenen ist ein alter Brauch im Südwesten, der an manchen Orten nur bei Mädchen, anderswo bei beiden Geschlechtern ausgeübt wurde. Er wird in mehreren Quellen genannt.

Sylvia Cohn aus Offenburg hat ausführlich darüber geschrieben.

„Am 18. September 1926, am Jomhakupurim, nachmittags 5 Uhr, um die Stunde der Seelenfeier kam unsere Esther Lore zur Welt. Ein rosa Strampelchen, 6 Pfund 350 gr schwer, mit hellen, blauen Guckerchen, vielen braunen Härchen, einem Stupsnäslein, einem süßen, fein geformten Mündchen, das zur Begrüßung die ersten hellen Schreie hören ließ, ohne sich lang bitten zu lassen – so stellte sie sich uns vor.

7. Oktober. Am Samstag, übermorgen, ist ‚Holegrasch‘. Da bekommt unser Kindchen den Segen und empfängt offiziell seinen Namen. Damit ist von altersher ein schöner Brauch verknüpft. Alle jüdischen Kinderchen kommen zu der Feier ins Haus, heben dreimal den Wagen hoch, in dem das Ganzkleine liegt, rufen dreimal: ‚Holegrasch, wie soll das Kindlein heißen?‘ ‚Esther Lore‘ wird bei uns die hübsche Antwort lauten. Dann kommt, soweit ich weiß, ein Segen und ein Gebet, alsdann nehmen die Kinder ihre Zuckertüten in Empfang, die (so wills die Sitte) in einem Waschkorb aufgehäuft bereit liegen. Dann trollen sie sich ab. Aber wehe der jungen Mutter, die nichts Feines in die Tüten hineingetan hat! Und dreimal wehe, wenn sie zufällig in Hansels ‚Guck‘ (Tüte) ein Gutsele mehr hineinrutschen ließ als in Gretels seine. Das wird sofort auf der Straße mit peinlicher Genauigkeit geprüft und – gerichtet. Wie herrlich war das doch, – auch mir eine köstliche Erinnerung aus dem Kinderland!

11. Oktober. Also am Samstag war Holegrasch. Ein goldiges Fest ist daraus geworden und alles hat tadellos geklappt. (...) Herr Schnurmann kam pünktlich und mit ihm ein ganzer Schwarm von Kindern, große und kleine, Buben und Mädels. Ja, selbst die ganz Kleinen, die niedlichsten Bürgerchen und Bürgerinchen unserer Gemeinde kamen auf dem Arm ihrer Pflegerinnen und Kinderschwestern, um Esther-Lores Fest anzuwohnen. (...) Und auch dann, als mein Kleines den Segen empfing, den Segen der Religion, den Segen des Vaters, den Segen der Mutter, – auch dann hielt es der Traumgott selig umfassen. Will's Gott, daß unser Kind später im Leben auch ein so dickes Fellchen habe (allerdings nur gegen Unangenehmes), dann wird nichts so leicht es aus der Ruhe bringen. (...) Herr Rabbiner Dr. Zlocisti erklärte mir übrigens die Bedeutung des Wortes, die ich schon lange gern gewußt hätte. Es kommt aus dem Französischen und heißt: ‚haut la crèche, ‚Hoch die Wiege‘ und ist ursprünglich nur im Brauch des Elsaßes und Süddeutschlands.“⁷⁰

Rust: „Die Wöchnerinnen hielt man, auch bei uns Juden, stets von Hexen bedroht und heftete deshalb in ihrem Zimmer, an allen vier Wänden, Zettel mit frommen Sprüchen und Gebeten an. Um das Bett der Wöchnerin wurden jeden Abend Kreise gezogen, innerhalb derselben sich nichts Böses heranwagen sollte. Daher stammt auch der Ausdruck ‚Holechgrasch‘, der den ersten Ausgang bedeutet und aus dem jüdisch-deutschen Wort ‚Holech-Kreis‘ zusammengesetzt ist: Sie geht aus dem Kreis. Nachträglich erfuhr ich, daß ‚Holechgrasch‘ aus dem Französischen komme und bedeutet ‚Hoch die Wiege!‘“⁷¹

Nonnenweier: „Die Wöchnerin verließ das Haus erstmals einige Wochen nach der Geburt, an einem Samstag. Ihr erster Weg führte in die Synagoge. Am Nachmittag dieses Tages wurde zu Hause ein kleines Fest abgehalten, die sogenannte Holegrasch, sowohl bei neugeborenen Mädchen wie bei Jungen. Die Verwandten, vor allem aber die jüdischen Kinder aus dem Dorf, wurden dazu eingeladen. Das Neugeborene lag in einem Korb, alle Kinder stellten sich um den Korb herum. Zunächst wurde ein Gebet gesprochen. Dann hoben die größeren Kinder den Korb mit dem Neugeborenen dreimal in die Höhe und alle riefen dazu: ‚Holegrasch, Holegrasch, wie soll’s Bubbele heiße?‘ Dabei wurde der weltliche Name des Kindes genannt. ‚S Bubbele soll Schoschana heiße!‘ Anschließend bekamen alle Kinder Schleckereien. In Nonnenweier kam dieses Ereignis jedoch nur noch sehr selten vor, denn es gab sehr wenig Nachwuchs.“⁷²

Von 1900 bis 1912 war Pfarrer Heinrich Neu in Schmieheim tätig. Dort hat er zahlreiche jiddische Wörter gesammelt, darunter auch einen Beleg für „Houlegrasch: Bescherung bei der Geburtstagsfeier.“⁷³ Ebenfalls jiddische Wörter hat Sigmund Lion in Ettenheim aufgezeichnet für die Dokumentation des Historischen Vereins. Dort erwähnt er auch „Cholegrasch: Kindstaufe.“⁷⁴

Diersburg: Arnold Lederer erinnerte sich ebenfalls an Holegrasch. „Das ist ein Brauch, der nur bei Mädchen der Fall war. Man vereinigte sich im Haus und die anderen kleinen Kinder bis zehn, elf Jahre hoben es in seiner Wiege auf. Ich glaube, wir haben gesagt: ‚Hole, hole grasche, wie soll das Kind heißen?‘ Und haben dann den Namen gesprochen und die Wiege auf den Boden gestellt. Darauf haben wir wie beim ersten Schultag eine Tüte bekommen oder einen Sack mit Bonbons. Wir haben sowohl in Diersburg wie hier in Offenburg Holegrasch gefeiert.“⁷⁵

Zur Namensgebung selbst meinte Siegfried Schnurmann: „Bei uns feiert man keinen Namenstag. Natürlich weiß ich, wie ich zu meinem Namen Siegfried kam: Bei uns nahm man den Vornamen eines Kindes immer vom ersten Buchstaben des Vornamens des Großvaters. Mein Großvater hat sich Sandel genannt, so jedenfalls ist er gerufen worden, wobei es sich wohl nicht um einen hebräischen Namen handelt.“⁷⁶

Totenbrauchtum

Mit Sorgfalt und großem Respekt behandeln die Juden ihre Toten. *„Nach jüdischem Verständnis endet die Heiligkeit des Menschen nicht mit dem Tod. Die Gesetze und Bräuche rund um Tod und Trauer haben den Zweck, die Würde des menschlichen Geistes zu stärken.“*⁷⁷

Der Leichnam wird nicht allein gelassen. Es muss jemand da sein, der bis zur Beerdigung bei dem Verstorbenen sitzt und Psalmen aufsagt. Eine solche Person heißt schomer (Wächter).

Frau Schnurmann schrieb an ihren Sohn Siegfried:

*„Offenburg, 17.5.1938 (...) Diese Woche hatte ich wieder Nachtwachen. Frau Rosenstiel, die 87jährige Mutter von Frau Tannhauser ist gestorben. Sie hat es ihnen ganz leicht gemacht; war nur drei Tage gelegen. Ein Glück, daß ihr das Siechtum erspart blieb.“*⁷⁸

Und Siegfried Schnurmann meinte: *„Es gibt ja bei uns die Totenwache, der Tote soll nicht allein bleiben. Die Waschung selbst wird entweder zu Hause vorgenommen oder in einem besonderen Waschraum; in Offenburg hat es damals einen solchen nicht gegeben. Nach der Waschung wird der Tote eingekleidet mit Totenhemd, Mütze, Hose, alles in Weiß, auch weiße Strümpfe, weiße Kippa. Dazu den Tallit (Gebetsschal), der mit in den Sarg gelegt wird, und zwar so, daß die Schaufäden heraushängen. In Freiburg war ich (nach 1945) allein, habe das 25 Jahre allein gemacht, um die Bräuche zu erhalten.“*⁷⁹

Die ersten sieben Tage nach dem Tod (schiwa = sieben) gelten als erstes Stadium der tiefen Trauer. Während dieser Zeit des „Schiwa-Sitzens“ benutzen die Juden zum Sitzen keine Stühle, sondern Schemel oder Kissen, die auf dem Boden liegen.

Clementine Neu berichtet in ihrem Tagebuch von den Trauertagen für ihren Vater: *„30.12.1931. Eben komme ich von Wangen, wo wir die acht Tage um den Tod des lieben Papas (Ludwig Wolff-Picard, 1850 in Wangen geboren) gesessen sind. Ich habe ihn noch einmal gesehen. Zum letzten Mal unseren guten lieben Papa, der sich so unendlich immer freute, wenn ich heim kam. Ganz unverändert war das liebe Gesicht, er ist schmerzlos entschlafen. Es war in diesen Tagen so viel Gefühl der Zusammengehörigkeit und selbst Natus hat diese acht Tage gehalten, wie ein frommer Mann.“*⁸⁰

Am 28.11.1938 erging die Anweisung des Offenburger Oberbürgermeisters, *„daß die Bewachung von Judenleichen in der städtischen Leichenhalle durch Juden mit sofortiger Wirkung einzustellen ist. Falls zurzeit eine solche Bewachung stattfindet, ist sie sofort aufzuheben. Einem etwaigen Einschreiten der SS sind nicht nur keine Schwierigkeiten zu bereiten,*

sondern deren Maßnahmen zu unterstützen“. Dieser Beschluss ist ein Beleg für jüdisches Bestattungsbrauchtum, denn mit der „Bewachung“ war natürlich eine Totenwache gemeint, die von den Juden selbstverständlich gehalten wurde. Es muss für viele Angehörige sehr bitter gewesen sein, von nun an ihre Verstorbenen in der Leichenhalle bis zur Beerdigung allein zu lassen.

Das neue Verbot des Oberbürgermeisters wurde noch am selben Tag durchgesetzt: *„Herr Revisor Brand, Sturmbannführer der SS, teilt mit, er habe vergangene Nacht viel Licht im Leichenhaus wahrgenommen. Er sei in den Friedhof gegangen und habe dabei festgestellt, daß zwei Juden (darunter ein Mann von ca. 26 Jahren) Totenwache hielten. Er habe den Friedhofaufseher im Wagnerbräu geholt und ihn gebeten, mit auf die Polizeiwache zu gehen und Anzeige zu erstatten. Die Polizei sei dann mitgegangen, habe aber nichts veranlaßt. Der Friedhofsaufseher habe den Juden gesagt, Sturmbannführer Brand habe die Anzeige erstattet. Dagegen verwahrt sich dieser: Es sei nicht nötig gewesen, die Juden davon zu verständigen (wer die Anzeige gemacht habe).“* Aus der dokumentierten Anzeige geht im Übrigen hervor, daß es den Juden bislang bei Tag und Nacht gestattet gewesen war, bei ihren Toten Wache zu halten. Dazu hatten sie ein bestimmtes Zimmer in der Friedhofskapelle reserviert bekommen. Die Einrichtung des Raumes stellte die israelitische Gemeinde. Der Bürgermeister setzte nun durch: *„Ich ordnete an, daß das Zimmer sofort geräumt wird und die Einrichtungsgegenstände in einer Kiste zusammengestellt werden.“*⁸¹

Exkurs 2: Von Wirtshäusern, vom Essen und Trinken und von den Haaren

Eine Volkskunde der Ortenauer Juden wird viele Bereiche des Alltags- und Festtagslebens erschließen können, wird Sportvereine und Zionistische Ortsgruppen ebenso wie Logen und Synagogenchöre zu dokumentieren haben. Die Unterschiede zwischen städtischem und dörflichem Leben werden genau zu beachten sein. Drei Themen mögen diesen ersten Versuch beschließen.

Jüdische Wirtshäuser

Um die rituellen Speisegesetze einhalten zu können, aber natürlich auch, um sich mit anderen Juden treffen zu können, waren diese Treffpunkte wichtig für die Landjuden. Wenige Beispiele: In Friesenheim betrieb bereits Ende des 18. Jahrhunderts die Witwe des Lazarus Mayer eine koschere Wirtschaft. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts kam eine weitere hinzu, das spätere Gasthaus Linde.⁸² In Diersburg trafen sich die Juden im Badischen Hof. Für Nonnenweier ist David Franks Wirtschaft belegt, „die beste Wirtschaft im Ort und preiswert dazu.“ Nach Franks Tod wurde sie von der

Witwe und deren Töchter weitergeführt. Für Altdorf nennt Maria Schwab den „Hirsch“ als Treffpunkt der Juden, wo sich die Männer nach dem Mittagessen zum Kartenspiel, dem „Därdili“ trafen.⁸³ In Offenburg war während der Nazizeit das Café Weil⁸⁴ zum wichtigen Ort geworden, usw.

Essen und Trinken

Über traditionelle jüdische Speisen der Ortenau ist nur wenig bekannt. Elfie Labsch-Benz nennt für Nonnenweier aber immerhin für den ersten Pessachtag ein Fischgericht: *„Der Fisch wurde mit Zwiebeln, Knoblauch und Petersilie in einer weißen Mehlsöße am Vortag gekocht, dann gestockt und kalt gegessen.“*⁸⁵ Für das Wochenfest Schavuot (sieben Wochen nach Pessach) ist dort auch der „Koltesch“ dokumentiert, ein Hefezopf mit Rosinen.

Als Altdorfer Sabbatspeise notierte Maria Schwab: *„Die jüdische Hausfrau knetete den Teig für die ‚Bärches‘ aus schönem Weizenmehl. Ehe sie den Teig zu einer zopfartigen Form flocht, sprach sie ein Lobgebet auf den ewigen Gott. Am Freitagnachmittag brachte man die Teigzöpfe zum Backen in Kaufmanns Mazzot-Bäckerei. Auch Grünkern- und Bohnensuppe und ‚Magenkugel‘ hatte so manche Jüdin vorbereitet. (...) Reich und festlich sollte am Freitagabend das Mahl sein. Die Altdorfer Juden verstanden es, gut zu essen. Koscheres Rindfleisch, Gänse oder Hähnchen standen auf dem Speiezettel.“*⁸⁶ Zum Ausklang von Jom Kippur gab es Nudelsuppe, Rindfleisch, Kartoffel und Gemüse, später Kaffee und Kuchen.⁸⁷

Haartracht, weiblich – männlich

Für Rust stellte Rosalie Hauser fest: *„Einem uralten Herkommen nach trugen die Jüdischen Frauen, besonders auf dem Lande, wie die Nonnen oder Barmherzigen Schwestern, ihre Haare verborgen. Gewöhnlich trugen sie unter ihren weißen Hauben schwarze Bänder über der Stirn, die Spitzen der gekrausten Hauben wurden meist, nicht wie heute mit der Brennschere bearbeitet, sondern auf Brettchen mit eingelegten Stäbchen oder Strohhalmen ‚goffriert‘ (gekraust). Samstags trugen sie ächte Spitzenhauben mit farbigen Bändern. Die erwähnten schwarzen Stirnbänder wurden später aus Krepp, mit feinen Säumchen und weißem Scheitel hergestellt, damit es Haare vortäuschen sollte. Nachdem durch die Eisenbahnen sich der Verkehr unendlich gesteigert hatte, genierte es die jungen Frauen, sich durch besondere Kopfbedeckung auszuzeichnen. Die eigenen Haare sollten aber verdeckt sein. Da verfielen sie auf etwas Widersinniges: Sie verdeckten dieselben durch falsche. Nach der Emanzipation der Juden und besonders nach dem 1870er Krieg, der die Konfessionen einander näherbrachte, wurde mit der Tradition des Haareverbergens gebrochen.“*⁸⁸

„Nach alter Tradition durften sich die Männer nicht rasieren lassen. Die Schere mußte den Dienst des Bartentfernens besorgen. Es war possierlich anzusehen, wie sie, vor dem Spiegel stehend und mit der Zunge die zu scherenden Backen auftreibend, sich dieser Prozedur aussetzten. Meine Großmutter sagte: Die Schafe werden geschoren, die Schweine geschabt.“⁸⁹

Quellen

- Aus der Heimat verjagt*: Ruch, Martin: Aus der Heimat verjagt. Zur Geschichte der Familie Neu. Jüdische Schicksale aus Offenburg und Südbaden 1874–1998. Konstanz 1998.
- Baumann*: Baumann, Ulrich: Zerstörte Nachbarschaften. Christen und Juden in badischen Landgemeinden 1862–1940. Hamburg 2000.
- Diersburg*: Diersburg: Die Geschichte einer jüdischen Landgemeinde 1738–1940. Hrsg. Historischer Verein für Mittelbaden, Mitgliedergruppe Hohberg. Haigerloch 2000.
- Dokumentation*: Ruch, Martin: Verfolgung und Widerstand in Offenburg 1933–1945. Offenburg 1995.
- Familie Cohn*: Ruch, Martin: Familie Cohn. Tagebücher, Gedichte, Briefe einer jüdischen Familie aus Offenburg. Offenburg 1992.
- Friesenheim*: Stude, Jürgen: Die jüdische Gemeinde Friesenheim. Geschichte, Schicksale, Dokumente. Friesenheim 1988.
- Hagada*: Rosenthal, Nicolas Rosenthal: Hagada des 20. Jahrhunderts. Ein Vermächtnis. Historischer Verein Kehl, 2000.
- Hauser*: Hauser, Rosalie (1840–1924): „In meinem Heimatdorfe Rust ...“ Erinnerungen einer badischen Jüdin an das Alltagsleben im 19. Jahrhundert. Hrsg. Gemeinde Rust. Rust 2004.
- In ständigem Einsatz*: Ruch, Martin: In ständigem Einsatz. Das Leben Siegfried Schnurmanns. Jüdische Schicksale aus Offenburg und Südbaden. Konstanz 1997.
- Judaica*: Katalog Judaica, Museum im Ritterhaus Offenburg. Offenburg 1997.
- Jüdische Stimmen*: Ruch, Martin: Jüdische Stimmen. Interviews, autobiografische Zeugnisse, schriftliche Quellen zur Geschichte der Offenburger Juden in der Zeit von 1933–1945. Gedenkbuch. Offenburg 1995.
- Jüdische Welt*: Kolatch, Alfred: Jüdische Welt verstehen. Sechshundert Fragen und Antworten. Wiesbaden 1996.
- Kippenheim*: Gedächtnis aus Stein. Die Synagoge in Kippenheim 1852–2002. Hrsg. im Auftrag des Fördervereins Ehemalige Synagoge Kippenheim von Uwe Schellinger. Heidelberg 2002.
- Labsch-Benz*: Labsch-Benz, Elfie: Die jüdische Gemeinde Nonnenweier. Jüdisches Leben und Brauchtum in einer badischen Landgemeinde zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Sonderaufgabe für die Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg. 1980.
- Lahr*: Kattermann, Hildegard: Geschichte und Schicksale der Lahrer Juden. Lahr 1976.
- Schicksal und Geschichte: Schicksal und Geschichte der jüdischen Gemeinden 1938–1988 Ettenheim, Altdorf, Kippenheim, Schmieheim, Rust, Orschweier. Hrsg. Historischer Verein für Mittelbaden, Mitgliedergruppe Ettenheim. Ettenheim 1988.
- Sylvia Cohn*: Mendelsson, Eva/Ruch, Martin: Sylvia Cohn, 1904–1942. Gedichte und Briefe. Norderstedt 2004.

Anmerkungen

- 1 In: Historischer Verein für Mittelbaden, Mitgliedergruppe Ettenheim (Hrsg.): Schicksal und Geschichte der jüdischen Gemeinden Ettenheim, Altdorf, Kippenheim, Schmieheim, Rust, Orschweier. Ettenheim 1988, 285–296, hier 286.
- 2 Labsch-Benz, Elfie: Die jüdische Gemeinde Nonnenweier. Sonderausgabe für die Landeszentrale für politische Bildung, Stuttgart 1980. – Diese Monographie wurde 1978 in französischer Sprache an der Straßburger Universität bei Prof. Julien Freund als Masterarbeit im Fach Soziologie vorgelegt.
- 3 Hauser, Rosalie: „In meinem Heimatdorfe Rust ...“ – Erinnerungen einer badischen Jüdin an das Alltagsleben im 19. Jahrhundert. Hg. von der Gemeinde Rust. Rust 2004.
- 4 Welche fundierten und erhellenden Aussagen hier möglich sind, zeigen die Ausführungen von Uwe Schellinger über die Kippenheimer Chewra Kadischa in dieser „Ortenau“.
- 5 Jüdische Welt, 184.
- 6 Schicksal und Geschichte, 380.
- 7 In ständigem Einsatz, 21.
- 8 Jüdische Stimmen, 101.
- 9 Gepriesen seist Du, Ewiger, unser Gott, der die Frucht der Erde geschaffen hat.
- 10 Familie Cohn, 55.
- 11 Belli, Joseph: Die rote Feldpost unterm Sozialistengesetz. Berlin 1978, 51 ff. (Nachdruck der ersten Auflage 1912).
- 12 Hauser, 81, 85, 87.
- 13 Friesenheim, 36.
- 14 Labsch-Benz, 90.
- 15 Labsch-Benz, 91.
- 16 Schicksal und Geschichte, 287.
- 17 Jüdische Stimmen, 105.
- 18 Diersburg, 129.
- 19 Diersburg, 130.
- 20 Hagada, 143.
- 21 Sylvia Cohn, 63.
- 22 Labsch-Benz, 97.
- 23 Familie Cohn, 210, 222.
- 24 Hauser, 67.
- 25 Lahr, 40.
- 26 Judaica, o.S.
- 27 Judaica, o.S.
- 28 Labsch-Benz, 98.
- 29 Schicksal und Geschichte, 290.
- 30 Labsch-Benz, 95.
- 31 In ständigem Einsatz, 21.
- 32 In ständigem Einsatz, 45.
- 33 In ständigem Einsatz, 54.
- 34 Stadtarchiv Offenburg, Mskpt., 25.
- 35 Jüdische Welt, 222.
- 36 Labsch-Benz, 114.
- 37 Hauser, 87.
- 38 In ständigem Einsatz, 57.

- 39 Dieser Zeitungsbericht über die Schlossergasse wurde am 7.9.1940 erneut und Wort für Wort abgedruckt – diesmal jedoch ohne die Nennung der Laubhütten und der jüdischen Familien. Als habe es sie nie gegeben.
- 40 D'r alt Offeburger, Nr. 1418, 26.9.1926.
- 41 Hauser, 85.
- 42 Labsch-Benz, 102.
- 43 Schicksal und Geschichte, 288–289.
- 44 Diersburg, 122 f.
- 45 Jüdische Stimmen, 103.
- 46 Diersburg, 167.
- 47 Aus der Heimat verjagt, 84.
- 48 Jacob Picard: Erinnerung eigenen Lebens. In: J.P. Werke. 2 Bd. Hg. v. Manfred Bosch. 1991, Bd. 2, 171 ff., hier 216.
- 49 Das Lied kann im Internet angehört werden:
<http://www.hagalil.com/judentum/feiertage/hanukah/maos-zur.htm>.
- 50 In ständigem Einsatz, 62.
- 51 Familie Cohn, 54.
- 52 Judaica, o.S.
- 53 Judaica, o.S.
- 54 Jüdische Stimmen, 104.
- 55 Labsch-Benz, 103.
- 56 Familie Cohn, 118–122.
- 57 Familie Cohn, 217 f.
- 58 Picard, wie Anm. 48, 217.
- 59 Aus der Heimat verjagt, 32.
- 60 Familie Cohn, 117.
- 61 Labsch-Benz, 104.
- 62 Sylvia Cohn, 157 ff.
- 63 Aus der Heimat verjagt, 33.
- 64 Jüdische Stimmen, 97.
- 65 Diersburg, 167.
- 66 Labsch-Benz, 97.
- 67 Abbildung in: Diersburg, 190.
- 68 Schicksal und Geschichte, 297.
- 69 Judaica, o.S.
- 70 Familie Cohn, 48–50.
- 71 Hauser, 111.
- 72 Labsch-Benz, 107.
- 73 Schicksal und Geschichte, 190.
- 74 Schicksal und Geschichte, 190–192.
- 75 Diersburg, 163.
- 76 In ständigem Einsatz, 22.
- 77 Jüdische Welt, 61.
- 78 In ständigem Einsatz, 47.
- 79 In ständigem Einsatz, 82.
- 80 Aus der Heimat verjagt, 39.
- 81 Dokumentation, 443 f.
- 82 Friesenheim, 40 f.
- 83 Schicksal und Geschichte, 287.

- 84 Dokumentation, 270 ff.
- 85 Labsch-Benz, 98.
- 86 Schicksal und Geschichte, 286.
- 87 Schicksal und Geschichte, 288.
- 88 Hauser, 81.
- 89 Hauser, 111.

Religionsgeschichte als Familiengeschichte: Die *Chewra Kadischa* in Kippenheim

Uwe Schellinger

Religiöse Gebräuche der Landjuden als Forschungsaufgabe

Am 23. April 1920 verstarb der Stoffhändler Jakob Gross aus der jüdischen Gemeinde Altdorf im Alter von 79 Jahren.¹ Über seine Bestattung berichtete viele Jahre später ein christlicher Zeitzeuge in seinen Erinnerungen: „Bei der Beerdigung oder der ‚Lafaiä‘² saß ich mit noch ein paar Kindern auf der Treppe des Nachbarhauses [...] und schaute zu. Zur Beerdigung kamen die Verwandten, Bekannten, Geschäftspartner und Nachbarn des Verstorbenen. In besonderer Erinnerung sind mir die Zylinder der jüdischen Trauergäste. [...] Nachdem die Trauergemeinde vollzählig war, wurde der Sarg auf eine mir unvergessliche Weise die steile Treppe herunter transportiert. Draußen hörten wir regelmäßige dumpfe Schläge. Der Sarg wurde nämlich nur auf einer Seite gezogen. Auf der anderen Seite polterte der Sarg mit dem Verstorbenen Stufe für Stufe die Treppe herunter. Auch dies entsprach, wie ich später gehört habe, einem jüdischen Ritus. Es sollte verhindert werden, einen Scheintoten lebendig zu begraben. [...] Dieses unheimliche dumpfe Poltern hat mich damals als kleiner Bub verängstigt, weshalb ich es bis heute nicht vergessen habe. [...] Jedenfalls erschienen nach dem Poltern die Leichenträger mit dem einfachen Sarg – es war eine einfache ungestrichene Holzkiste ohne Griffe – in der Haustür und trugen ihn auf die Straße. Dort wurde der Sarg auf zwei bereitstehende ‚Böckle‘ gestellt. Dann trat der Ruster Rabbiner³ an den Sarg und sprach ein paar wenige Worte. Der von zwei Pferden gezogene und aus Rust stammende Totenwagen fuhr vor. Gelenkt wurde er von Christian Hunn, dem auch die beiden Pferde gehörten. Nachdem man den Sarg aufgeladen hatte, startete der Leichenzug Richtung Schmieheim. Ein Großteil der christlichen Gemeinde und auch der Juden trat zur Seite und machte dem Leichenzug Platz. Ein kleinerer Teil der Christen, direkte Nachbarn oder nähere Bekannte, begleiteten den Zug bis zum Ortsausgang, dem Umränk. Ein Teil der Juden fuhr in Pferdekutschen und ein kleinerer Teil ging zu Fuß bis zum Judenfriedhof in Schmieheim. Vor der eigentlichen Bestattung, so hat man mir erzählt, wurden die Verstorbenen in dem Häuschen am Friedhofseingang noch einmal symbolisch gewaschen.“⁴

Ob die Erinnerungen des Altdorfer Zeitzeugen in jedem Detail stimmig sind, mag dahingestellt sein. In den Grundzügen ähnelt sein Bericht jedoch den wenigen vorhandenen Beschreibungen des Beerdigungsrituals aus den

jüdischen Landgemeinden der Ortenau. Erwähnt werden auch an anderer Stelle die völlige Schlichtheit des Sarges, die Begleitung durch christliche Freunde und Bekannte jeweils bis zum Ortsausgang, die rituellen Waschungen oder aber die wichtige Funktion, welche die so genannte Beerdigungsbruderschaft im Kontext von Sterben und Tod in den jüdischen Gemeinden einnahm.⁵

Die religiösen Gebräuche der Ortenauer Landjuden bleiben auch nach zahlreichen lokalgeschichtlichen Einzelstudien noch immer eine Forschungsaufgabe. Wie vielerorts lassen sich Einblicke in die Binnenstruktur der jüdischen Gemeinden, in ihr konkretes soziales sowie religiöses Handeln angesichts quantitativ begrenzter schriftlicher oder objekthafter Quellen heute nur noch mit Mühe gewinnen.⁶ Hinzu kommt eine verständliche Zurückhaltung seitens derjenigen Forscherinnen und Forscher, die selbst nicht aus der jüdischen Kultur stammen oder im Umgang mit jüdischen Quellen in den meisten Fällen schon an der Sprachbarriere scheitern. Durch die Betonung explizit kulturgeschichtlicher Ansätze in der historischen Forschung ist in den letzten Jahren das Interesse an Themen aus dem Alltags- und Kultusleben der jüdischen Gemeinden jedoch enorm angestiegen.⁷ Jüdische Geschichte, auch jüdische Regionalgeschichte, wird inzwischen nicht mehr ausschließlich als „Opfergeschichte“ betrachtet. Vielmehr treten die Mitglieder der früheren jüdischen Gemeinden zunehmend als Träger eigenständiger kultureller, sozialer und religiöser Traditionen und Aktivitäten ins Blickfeld. Was bisher beispielsweise mit Blick auf die Kultusbauten⁸, die Sprachformen⁹ oder die wenigen Überreste der alltäglichen Gebrauchsliteratur¹⁰ an lokalgeschichtlicher Forschungsarbeit begonnen wurde, wäre sinnvollerweise durch Studien zur Religionspraxis in den einzelnen Gemeinden zu ergänzen. Dazu ist es gerade in der regional- und lokalgeschichtlichen Forschung nötig, die Ebene der Grundkenntnisse und Allgemeinaussagen zu verlassen, um Besonderheiten und Charakteristika zu erkennen und würdigen zu können. Der folgende Beitrag zur „sozialen Institution“¹¹ der jüdischen Beerdigungsbruderschaft versteht sich demnach als Anstoß zu einer intensiveren Forschung zur Binnenstruktur der jüdischen Landgemeinden.

Die „Heilige Gemeinschaft“

Unter den Institutionen einer jüdischen Gemeinde nimmt die wohltätige Beerdigungsbruderschaft den wohl wichtigsten und angesehensten Rang ein. Die „Heilige Gemeinschaft“ (*Chewra Kadischa*: **הכרָא קדישא**) gehört zu den ältesten sozial-religiösen Einrichtungen innerhalb der jüdischen Gemeinden. Da nach jüdischem Gesetz keiner am Tod verdienen soll, übernehmen ausgewählte Gemeindemitglieder die mit den Sterbefällen zusammenfallenden Arbeiten und rituellen Funktionen. In der Regel folgte

die Bildung einer *Chewra Kadischa* unmittelbar nach einer Gemeindegründung. Der Beerdigungsbruderschaft oblag die Betreuung der Kranken und Sterbenden, die rituelle Waschung und Bestattung der Toten, die Durchführung von Gedächtnisgottesdiensten sowie die Friedhofspflege. Ihre unverzichtliche und exponierte Stellung im Gemeindeleben erlaubte der Bruderschaft zudem eine gewisse Sozialkontrolle. Die Mitgliedschaft in einer *Chewra Kadischa* galt als besonderes Ehrenamt, das nur angesehenen Mitgliedern einer Gemeinde zugestanden wurde und aufgrund der hohen Eintrittsgelder wohl auch nur den wohlhabenderen Personen möglich war.¹²

In Deutschland liegen schriftliche Informationen über Beerdigungsbruderschaften erstmals aus dem 17. Jahrhundert vor, etwa für Frankfurt, Halberstadt, Worms, Emden, Hamburg oder Mainz.¹³ Aus Südbaden wird für den Ort Gailingen die Gründung einer Beerdigungsbruderschaft für das Jahr 1676 angenommen.¹⁴

Im Wissen um die bedeutungsvolle Funktion, welche die Beerdigungsbruderschaften (pl. *Chewrot Kedischot*) im Leben der einzelnen jüdischen Gemeinden spielten, erstaunt es, wie wenig spezielle Forschungsarbeiten zu dieser wichtigen religiösen und sozialen Institution vorliegen. Eine unlängst erschienene internationale Fachbibliographie nennt für einen Zeitraum von hundert Jahren zwischen 1888 und 1998 und lediglich 18 relevante Arbeiten, darunter jedoch keinen einzigen deutschsprachigen Beitrag nach dem Jahr 1929.¹⁵ Fast hat es den Anschein, dass die selbstverständliche Unverzichtbarkeit der Beerdigungsbruderschaften diese Vereinigungen für nähere Beschreibungen uninteressant machen. Diese schmale Forschungsbasis findet ihre Entsprechung für die jüdischen Gemeinden in der Ortenau.

Beerdigungsbruderschaften in der Ortenau

Auch in jeder jüdischen Gemeinde der Ortenau gab es „eine Vereinigung, die als Aufgabe hat, den Toten die letzte Ehre zu erweisen“, wie es Arnold Lederer aus Diersburg beschreibt.¹⁶ Die Teilnahme der Beerdigungsbruderschaft am Trauerritual war unverzichtbar, wie unter anderem eine Verordnung des badischen Oberrats der Juden von 1831 zum Ablauf von Beerdigungen dokumentiert: „Hinter dem Sarg folgen die Leidtragenden Verwandten und der Vorsteher, die Mitglieder der Chewra Kadischa und der Wohltätigkeitsgesellschaft in schicklicher Ordnung paarweise hintereinander.“¹⁷ Allerdings liegen bislang kaum Kenntnisse über die lokalen Beerdigungsbruderschaften vor, die über allgemeines Wissen hinausreichen. Insbesondere auf die jeweiligen Träger dieses Ehrenamtes wurde bisher nicht näher eingegangen. Welche Personen wurden in den Ortenauer Landjudengemeinden tatsächlich für diese angesehene Tätigkeit ausgewählt? Die Soziologin Elfie Labsch-Benz, die in den siebziger Jahren für Nonnenweier

eine Umfrage zu den dortigen jüdischen Gebräuchen durchführte¹⁸, konnte zwar einige Einblicke in den Ablauf des Beerdigungsrituals gewinnen, hat jedoch ebenso wenig die zuständigen religiösen Funktionsträger auf lokaler Ebene benannt wie Ulrich Baumann in seiner drei Jahrzehnte später publizierten Arbeit über die südbadischen Landjuden.¹⁹ Bislang ist nur aus Friesenheim mit Hugo Greilsheimer (1889–1935) zumindest der Name eines der späten Vorsitzenden der dortigen *Chewra Kadischa* bekannt.²⁰ Diese Forschungslücke ist auch dadurch bedingt, dass von den einzelnen Beerdigungsbruderschaften der Ortenau bis auf wenige Ausnahmen kaum objektive Relikte die Zeit überdauert haben. Von besonderer Bedeutung ist in diesem Zusammenhang der Fund des Sockels einer Wohltätigkeitskasse (*Kupat Zedaka*) aus der ehemaligen jüdischen Gemeinde von Rust. Das Stück war 1999 erstmals in einer Ausstellung in der Gedenkstätte Ehemalige Synagoge Kippenheim zu sehen gewesen.²¹ Die achteinhalb Kilo schwere, mit Messing überzogene Platte in Form eines gleichschenkligen Dreiecks trägt drei Inschriften: „*Chewra Kadischa*“, „*Nedawa*“ (für „Almosen“) sowie die Jahreszahl 1856/57. Im Jahr 1857 wurde die Synagoge in Rust eingeweiht, so dass zu vermuten ist, dass das Objekt der Überrest einer Spendenkasse der Beerdigungsbruderschaft ist, die einst für die neue Synagoge gestiftet wurde.²² In Kippenheim existierte zumindest noch bis ins Jahr 1983 die für die Synagoge gestiftete Kasse für die wohltätigen Gaben. Der aus Sandstein gefertigte, achteckige Opferstock war laut einer Inschrift ein Geschenk von Nathan Weyl (Weill) und seiner Gattin Esther zur Synagogeneinweihung im Jahr 1852. Eine weitere Inschrift zitierte den Bibelvers „Eine Gabe im Geheimen stillt den Zorn“ (Sprüche 21,14). Dieses Stück, das zeitweise im Außenbereich der Synagoge als Blumentrog verwendet wurde, muss mittlerweile als verloren gelten.²³

Die Familie Weill als Träger der Kippenheimer Chewra Kadischa

Für die jüdische Landgemeinde Kippenheim liegen Informationen vor, die Fragen nach der Sozialstruktur der *Chewra Kadischa* aufwerfen. Denn offenbar lag in Kippenheim die Leitung der Beerdigungsbruderschaft im 19. und 20. Jahrhundert durchgängig in den Händen einer bestimmten Familie, nämlich eines Zweigs der alteingesessenen Familie Weyl bzw. Weill. Inwieweit diese Verbindung von Religionsgeschichte und Familiengeschichte eine Kippenheimer Besonderheit darstellte oder eine auch andernorts gängige Konstellation war, ist vorerst ungeklärt.

Die jüdische Gemeinde Kippenheim hat sich in den letzten beiden Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts gegründet.²⁴ Für 1684 sind drei Juden erwähnt, die wahrscheinlich noch keine Gemeindestrukturen aufbauen konnten. Dazu kam es vermutlich erst nach dem Zuzug von Mitgliedern der Familie Weyl aus Stühlingen, der wenige Jahre später erfolgte. 1714 taucht in

den Quellen erstmals eine Kippenheimer „Judenschafft“ auf.²⁵ Diese beerdigte ihre Toten auf dem jüdischen Friedhof im benachbarten Schmieheim, der 1682 angelegt wurde. Die erste dort feststellbare Bestattung eines Juden aus Kippenheim (Naphtali Hirsch Moises) ist auf 1718 datiert.²⁶ Es ist nicht nachweisbar, aber zu vermuten, dass sich schon um diese Zeit, also zu Anfang des 18. Jahrhunderts, eine örtliche Beerdigungsbruderschaft gebildet hatte. Dem steht entgegen, dass in einer späteren Quelle als Gründungszeitpunkt der Kippenheimer *Chewra Kadischa* das Jahr 1891 angegeben wird.²⁷ Als Vorsitzender der Kippenheimer Beerdigungsbruderschaft hat damals der Kaufmann Leopold Weill (1842–1910) gewirkt.²⁸ Schon Leopold Weills Eltern Nathan Weyl (um 1800–1851) und Esther Weyl (um 1802–1864) hatten allerdings – wie oben erwähnt – anlässlich der 1852 erfolgten Einweihung der neuen Kippenheimer Synagoge eine Spendenkasse für Zwecke der Wohltätigkeit gestiftet. Nathan Weyl (Weill) war der jüngere Bruder von Arie Löb Weill, dem langjährigen Vorsitzenden der jüdischen Gemeinde, unter dessen Ägide das neue Kippenheimer Synagogengebäude errichtet wurde.²⁹ Möglicherweise kann also schon Nathan Weyl (Weill) als leitende Person einer Kippenheimer Beerdigungsbruderschaft angesehen werden. In erhalten geliebten Büchern aus seinem vormaligen Besitz – gedruckt in den Jahren 1811, 1815 und 1821 – befinden sich die Besitzvermerke „Nathan Weill, Kippenheim“ sowie „Nathan ben Rabbi Nethanael“.³⁰ Nathans Vater, der Kaufmann Nethanael (Sandel) Weyl (um 1752–1808) galt demnach als „Rabbi“, das heißt als besonders geehrte und mit religiöser Autorität versehene Persönlichkeit, was allerdings nicht mit einer ordinierten Rabbinerpersönlichkeit zu verwechseln ist. Die Tradition des „Reb“ geht in der Kippenheimer Familie zurück bis auf Nethanaels Großvater, den Toraschreiber und Vorsteher Elieser (Lazarus) Weyl aus Stühlingen, der zu den Gründern der Familienlinie im Dorf gehörte. Die männlichen Mitglieder der Familie Weyl/Weill standen in Kippenheim rund 250 Jahre im Rufe einer besonderen religiösen Autorität. Es ist demnach plausibel, dass man dem von Nathan Weyl (Weill) über Leopold Weill weitergeführten Zweig der Familie die Obhut über die Kippenheimer *Chewra Kadischa* übergeben hatte. Auch Heinrich Weill (1830–1901), der älteste Sohn Nathans und Bruder Leopolds, wurde nach seinem Tod in einem Nachruf vom Kippenheimer Kantor Saul Eichenbaum für seine „stille Wohltätigkeit“ gerühmt und zudem als „Vater der Kultusbeamten“ bezeichnet. Dies lässt ebenfalls auf ein überdurchschnittliches Engagement im Kontext des Rituallebens schließen.³¹ Nach Leopold Weills Tod übernahm sein Sohn, der Lederhändler Fritz Siegfried Weill (1877–1938), die Leitung der „Heiligen Gesellschaft“ bis in die Zeit der nationalsozialistischen Diktatur.³² Im Vereinsvorstand standen ihm viele Jahre der Tabakgroßhändler Max Valfer (1890–1942) und der seit 1919 in Kippenheim amtierende Kantor Gottfried Schwab (1893–1963) zur Seite, als weitere



*Grabsteine Leopold Weill, Fritz Weill,
Nathan Weyl
(Fotos: Uwe Schellinger, 2007)*

Mitglieder werden der Weinhändler Moses Durlacher (1853–1937) sowie der Fell- und Stoffhändler Josef Auerbacher (1863–1940) erwähnt.³³ Es haben also offenbar die bedeutenden Kippenheimer Handelsleute der



Briefkopf der Fa. „Nathan Weill Söhne“ (Sammlung Uwe Schellinger)

Chewra Kadischa angehört. Nach Fritz Weills Tod am 28. Mai 1938 war seine Frau Claire Weill allein den Repressalien der nationalsozialistischen Machthaber ausgesetzt, da die Eltern ihren Sohn Hans schon im Juni 1937 nach England geschickt hatten. Am Morgen des 1. September 1938 wurde Claire Weill von ihrer Mitbewohnerin Paula Auerbacher tot in ihrer Wohnung aufgefunden.³⁴ Es wird vermutet, dass sie sich selbst mit einem Messer umgebracht hat. Die genauen Umstände ihres Todes sind jedoch nicht geklärt.

Die Kippenheimer Lederhändler-Familie Weill

Der Zweig der Kippenheimer Weills, der sich um die Belange der *Chewra Kadischa* kümmerte, unterhielt im Kippenheimer Ortszentrum seit Mitte des 19. Jahrhunderts eine Lederfabrik und Lederhandlung mit Namen „Nathan Weill Söhne“.

Das Textilunternehmen hat in der lokal- und regionalgeschichtlichen Literatur bislang noch keine Beachtung gefunden. Zu einigen jüdischen Familien aus Kippenheim liegen inzwischen verschiedene, unterschiedlich aufbereitete Informationen vor, etwa zur unmittelbar verwandten Eisenhändler-Familie Weill,³⁵ zur Weinhändler-Familie Durlacher³⁶ sowie zu den Familienzusammenhängen der Kippenheimer Zeitzeugen Inge Auerbacher³⁷, Hedy Epstein (geb. Wachenheimer)³⁸, Pia Gilbert (geb. Werthei-

mer)³⁹, Stef Wertheimer⁴⁰ und Kurt S. Maier.⁴¹ Nicht zuletzt durch diese familiengeschichtlichen Studien kann die jüdische Gemeinde Kippenheim als die inzwischen wohl am intensivsten erforschte jüdische Landgemeinde in der Ortenau gelten. Die Familie der *Chewra Kadischa* und ihr Unternehmen wurde dabei allerdings noch nicht näher betrachtet. Möglicherweise war schon der Kaufmann Nathan Weill (Weill) im Leder- oder Textilhandel tätig. Er ist als einer der wohlhabendsten Juden in Kippenheim in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts bekannt. Seine drei Söhne Heinrich Weill, Leopold Weill und David Weill (1839–1888) haben 1857 in Zeiten wirtschaftlichen Aufschwungs die Firma unter dem Namen „Nathan Weill Söhne“ gegründet. Die Geschichte dieser Firma, deren Aktivitäten auch im Gemeindearchiv Kippenheim ihren Niederschlag gefunden haben⁴², weist eindeutige Parallelen zur Kippenheimer „Eisenwarenhandlung Löb Weill“ auf, die wahrscheinlich ebenfalls in den 1850er-Jahren begründet wurde und von drei Cousins der Lederhändler unterhalten wurde.⁴³ Die Großfamilie Weill stellte demnach in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts einen bedeutenden Wirtschaftsfaktor für den Ort Kippenheim dar. Der Sitz von Fabrik und Handelshaus „Nathan Weill Söhne“ befand sich in der Dorfmitte. Bei genauer Betrachtung sind die früheren Firmengebäude noch heute im Ortsbild erkennbar.⁴⁴ Die Tradition des Lederhandels setzte sich schließlich bis zu Fritz Weill, dem letzten Leiter der *Chewra Kadischa*, fort.

Die Bücher der Kippenheimer Chewra Kadischa

Aus der Hinterlassenschaft von Claire Weill, der Witwe des letzten Vorsitzenden der Kippenheimer *Chewra Kadischa*, sind fünfzehn Bücher erhalten geblieben.⁴⁵ Neben verschiedenen Gebetbüchern für den Alltag, den Sabbat und für die Feiertage (*Siddurim* und *Machsorim*) finden sich auch drei liturgische Bücher, die vermutlich speziell für den Dienst in der *Chewra Kadischa* gedacht waren. Zwei dieser Bücher sind mit dem Besitzvermerk „Leopold Weill“ versehen, sodass zu vermuten ist, dass dieser die Gebetbücher für die Zwecke der Beerdigungsbruderschaft angeschafft hat.

1) *Israelitisches Andachtsbuch (Sefer Hachaijm) bei Krankheitsfällen, in einem Sterbehause und beim Besuch der Gräber von Verwandten*, hrsg. von S. E. Blogg, Hannover: Weichert 1875. Papier, Druck, 21,5 cm × 14 cm

In dieses Buch hat Leopold Weill seinen handschriftlichen Besitzvermerk eingetragen.

Zudem sind auf den ersten beiden Vorblättern die Namen von verstorbenen Verwandten und Bekannten mit deren Todestag zu Festlegung der je-



Claire Weills Bücher (Foto: Uwe Schellinger, 1999)

weiligen „Jahrzeit“ aufnotiert. Leopold Weill hielt in diesem Buch auch den frühen Tod seines dritten Sohnes Max fest: „Unser lieber Sohn Max, geboren am 29. Dezember 1879 wurde nach neun wöchentlicher Krankheit am Freitag Nacht 9 Uhr 29. Schwewat (d. i. 6.2.1891) durch den sanften Tod von seinen Leiden erlöst.“

2) *Tozeoth Chaijm. Vollständiges Gebet- und Erbauungsbuch. Alle Gebete, die bei Krankheitsfällen, im Sterbehaus und auf dem Friedhofe gebetet werden, von. Dr. Seligmann (Jizhak ben Arje Jossef Dov) Baer, Rödelheim: M. Lehrberger 1894. Papier, Druck, 20 cm × 12 cm; Hebräischer Teil: 352 Seiten; Deutschsprachiger Teil: 92 Seiten*
Das Buch trägt den Besitzvermerk „Leopold Weill“.

3) *Derech Lechajim. Friedhofsgebete. Gebete der Beerdigung und beim Besuch der Gräber, bearbeitet von Prof. Dr. A. A. Wolff, mit deutscher Übersetzung von Dr. Seligmann Baer, Frankfurt: M. Lehrberger, o.J. (ca. 1910). Papier, Druck, 17 cm × 11 cm; Hebräischer Teil mit deutschsprachiger Übersetzung: 72 Seiten; Deutschsprachiger Teil: 24 Seiten*

Die Bücher aus dem früheren Besitz der Familie Weill sind vermutlich über den früheren Kippenheimer Ortspfarrer Johannes Hess in die Pfarrei Heilige Dreifaltigkeit nach Offenburg gelangt, wo dieser nach seiner Kippenheimer Zeit amtierte. Im dortigen Pfarrhaus wurden sie in den 1990er-Jahren in einem Schrank auf dem Dachboden wiederentdeckt und danach dem Vorsitzenden des Deutsch-Israelischen Arbeitskreises Südlicher Oberrhein e. V. (D.I.A.), Robert Kraus, übergeben.⁴⁶ Die Bücher konnten daraufhin 1999 in der Ausstellung *Was blieb – Spuren jüdischen Lebens in der Ortenau* in der Ehemaligen Synagoge Kippenheim gezeigt werden.⁴⁷ Bald nach Ausstellungsende wurde die fragmentarische Sammlung allerdings wieder auseinander gerissen. Die fünf Gebetbücher (*Machsorim*) für die Feiertage *Pessach*, *Rosch haSchana* und *Sukkoth* wurden als Dauerleihgabe dem ‚Haus der Geschichte Baden-Württemberg‘ in Stuttgart zur Verfügung gestellt und sind in der dortigen Dauerausstellung zu sehen.⁴⁸ Zwei Bücher aus der Sammlung konnten 1999 Hans Weill (1919–2000), dem Sohn von Fritz und Claire Weill, anlässlich seines achtzigsten Geburtstages zurückgegeben werden. Dieser starb allerdings nur kurze Zeit danach.⁴⁹ Die restlichen acht Bücher aus der Sammlung, darunter mit den drei Gebetbüchern aus dem Kontext der *Chewra Kadischa* die letzten objekthaften Zeugnisse dieser religiösen Institution, befinden sich hingegen noch immer in der Obhut des ehemaligen D.I.A.-Vorsitzenden Robert Kraus.⁵⁰

Fazit und Ausblick

Die Betrachtung einer sozialen Institution, wie sie die *Chewra Kadischa* im Gefüge der jüdischen Gemeinden darstellt, erscheint ohne die konkrete Betrachtung der institutionstragenden Personenkreise defizitär. Religiöse Gebräuche und Praktiken können nicht von den ausführenden Personen getrennt betrachtet werden, schon gar nicht, wenn es sich um maßgebende Positionen innerhalb der *Kehilla*, der jüdischen Religionsgemeinde, handelt. Hier besteht eindeutiger Forschungsbedarf: für kaum eine jüdische Gemeinde der Ortenau ist Näheres über die jeweiligen Kantoren und Vorbeter, die Religionslehrer, die Beschneider und Schächter, die Leiter der *Chewrot Kadischoth*, die Synagogendiener oder auch das Ehrenamt der Schofar-Bläser bekannt.⁵¹ Für Kippenheim kann zumindest belegt werden, dass die Geschichte der ehrenwerten Beerdigungsbruderschaft lange Jahre in der Verantwortung einer einzigen Familie – der Unternehmerfamilie Weill – lagen. Dabei ist in diesem Fall quellenmäßig nicht mehr nachvollziehbar, in welcher Weise oder mit welcher religiösen Grundtendenz – orthodox, konservativ oder gar liberal – sie ihre Funktion ausfüllten. Zur vermuten ist, dass die Leitung der Beerdigungsbruderschaft auf dem beträchtlichen Sozialprestige dieser Familie fußte, dieses aber gleichzeitig wiederum potenzierte. Ob sich für eine solche Verbindung von Familiengeschichte und Religionsgeschich-

te Parallelen in anderen jüdischen Gemeinden der Ortenau finden lassen, wäre eine Aufgabe für zukünftige Untersuchungen.

Anmerkungen

- 1 Jakob Gross (1841–1920). Siehe Bamberger, Naftali Bar Giora: Der jüdische Friedhof in Schmieheim. Memor-Buch, Bd. 2, Tübingen 1999, 770, Grab 64/4a.
- 2 Jiddische Sprachform. Begräbnis = hebr. *levaia* (לווייה).
- 3 In Rust gab es zu dieser Zeit allerdings keinen Rabbiner; möglicherweise ist hier der Kantor der jüdischen Gemeinde gemeint.
- 4 Dr Brodisgiger und andere Originale, sowie Geschichten, Anekdoten und einfache Begebenheiten aus dem Altdorf vergangener Jahre, erzählt von Rudolf Edelmann sen. und aufgeschrieben von Rudolf Edelmann jun., unveröffentlichtes Manuskript, o.J., 15f. Ich danke Reginald Silberer für die Überlassung dieser Quelle.
- 5 Vgl. Labsch-Benz, Elfie: Die jüdische Gemeinde Nonnenweier. Jüdisches Leben und Brauchtum in einer badischen Landgemeinde zu Beginn des 20. Jahrhunderts, Stuttgart 1980, 112–114 bzw. 121f.; Schwab, Maria: Erinnerungen an jüdisches Leben in Altdorf. In: Historischer Verein für Mittelbaden/Ortsgruppe Ettenheim (Hrsg.): Schicksal und Geschichte der jüdischen Gemeinden Ettenheim, Altdorf, Kippenheim, Schmieheim, Rust, Orschweier, Ettenheim ²1997 (¹1988), 285–296, bes. 291f.; Lindner, Igor: Religiöses Leben im jüdischen Diersburg. In: Historischer Verein für Mittelbaden/Mitgliedergruppe Hohberg (Hrsg.): Diersburg. Die Geschichte einer jüdischen Landgemeinde 1738–1940, 156–168, bes. 165f.
- 6 Siehe Lowenstein, Steven M.: Jüdisches religiöses Leben in deutschen Dörfern. Regionale Unterschiede im 19. und 20. Jahrhundert. In: Richarz, Monika/Rürup, Reinhard: Jüdisches Leben auf dem Lande, Tübingen 1997, 219–229.
- 7 Vgl. exemplarisch Kaplan, Marion (Hrsg.): Geschichte des jüdischen Alltags in Deutschland. Vom 17. Jahrhundert bis 1945, München 2003.
- 8 Vgl. Weis, Dieter: Synagogen im früheren Amtsbezirk Ettenheim – Ettenheim, Altdorf, Kippenheim, Schmieheim und Rust. In: Historischer Verein für Mittelbaden/ Ortsgruppe Ettenheim: Schicksal und Geschichte der jüdischen Gemeinden Ettenheim (wie Anm. 5), 322–361; Stude, Jürgen: Judenschuel und Frauenbad. Die Geschichte der Juden in der südlichen Ortenau im Spiegel ihrer kultischen Einrichtungen. In: Geroldsecker Land 41 (1999), 117–137; ders.: Die glänzendste Synagoge weit und breit. Die Baugeschichte der Kippenheimer Synagoge. In: Schellinger, Uwe (Hrsg.): Gedächtnis aus Stein. Die Synagoge in Kippenheim 1852–2002, hrsg. i.A. des Fördervereins Ehemalige Synagoge Kippenheim e.V., Heidelberg-Ubstadt/Weiher-Basel 2002, 17–60.
- 9 Vgl. Post, Rudolf/Scheer-Nahor, Friedel: Kippenheimer Jüdischdeutsch. Zur Sprache südbadischer Landjuden, in: Die Ortenau 85 (2005), 365–378.
- 10 Vgl. Müller, Monika: Leben mit zwei verschiedenen Zeiten: Die jüdischen Kalender aus dem Bestand der Schmieheimer Genisa, in: Die Ortenau 86 (2006), 269–286.
- 11 Siehe zur methodischen Einführung der „sozialen Institution“ in die jüdische Regionalgeschichte Baumann, Ulrich: Zerstörte Nachbarschaften. Christen und Juden in badi-schen Landgemeinden 1862–1940, Hamburg 2000, 19f.
- 12 Siehe Segall, Jacob: Die Chewra Kadischa in Deutschland. In: Zeitschrift für Demographie und Statistik der Juden NF 1925, H. 2, 9–13; Goren, Arthur Aryeh: Traditional institutions transplanted. The Hevra Kadisha in Europe and in America. In: Rischin, Moses (Hrsg.): The Jews of North America. Immigration, settlement and ethnic identity, Detroit 1987, 62–78.

- 13 Vgl. einführend Lexikonbeiträge aus verschiedenen Epochen: The Jewish Encyclopedia, New York-London 1904, 298–300 (mit Literatur aus dem 19. Jahrhundert); Encyclopaedia Judaica. Second Edition, Detroit u. a. 2007, 81f; Jüdisches Lexikon I, Berlin 1927, 1358 (dort Bilder zur altehrwürdigen Prager Chewra Kadischa); Neues Lexikon des Judentums, hrsg. von Julius Schoeps, München 1998, 165.
- 14 Vgl. Kaufmann, Uri R.: Kleine Geschichte der Juden in Baden, Karlsruhe 2007, 93.
- 15 Vgl. Wiesemann, Falk: Sepulcra judaica. Bibliographie zu jüdischen Friedhöfen und zu Sterben, Begräbnis und Trauer bei den Juden von der Zeit des Hellenismus bis zur Gegenwart, Essen 2005, 68f.
- 16 Ruch, Martin: Vom Leben der Juden auf dem Lande. Ein Rundgang mit Arnold Lederer durch Diersburg. In: Die Ortenau 87 (2007), 447–462. Leider ist hier nicht ersichtlich, auf welche Weise und wo diese mündlich erfragten Quellen dokumentiert sind.
- 17 Zit. nach Stude, Jürgen: Die jüdische Gemeinde Friesenheim. Geschichte – Schicksale – Dokumente, Friesenheim 1988, 37.
- 18 Vgl. Labsch-Benz: Die jüdische Gemeinde Nonnenweier (wie Anm. 5), 87–124. Die Monographie kann als ausgesprochene Pionierstudie gelten. Sie geht auf eine 1978 an der Universität Straßburg vorgelegte Magisterarbeit zurück, bei der es sich seinerzeit um die erste universitäre Abschlussarbeit zur Geschichte der Ortenauer Landjuden handelte. Labsch-Benz hat jüdischen und christlichen Zeitzeugen aus Nonnenweier Fragebögen vorgelegt, um ihre Erinnerungen zu dokumentieren. Leider ist nicht bekannt, ob die originalen Umfragematerialien, auf die die Autorin ihre Arbeit stützt, heute noch vorhanden sind.
- 19 Vgl. Baumann: Zerstörte Nachbarschaften (wie Anm. 11), 52. Baumann geht kaum auf die Institution der *Chewra Kadischa* ein. So fehlen im Abschnitt über das jüdische Vereinsleben auf dem Lande (ebd. 106–108) jegliche Hinweise.
- 20 Siehe Stude: Die jüdische Gemeinde Friesenheim (wie Anm. 17), 37. Der Ende 1935 aus noch ungeklärten Umständen im Lahrer Gefängnis umgekommene Greilsheimer war vermutlich das erste jüdische Opfer des NS-Regimes in der Ortenau. Vgl. Schellinger, Uwe: Familienfoto. Zur Geschichte der jüdischen Familie Greilsheimer aus Friesenheim (Bilder aus dem Ortenauer Landjudentum 1). In: Geroldsecker Land 47 (2005), 74–89.
- 21 Schellinger, Uwe/Stude, Jürgen: Was blieb – Spuren jüdischen Lebens in der Ortenau, unpubliziertes Manuskript (1999), Objekt 30.
- 22 Siehe Stude, Jürgen: Zeugnisse jüdischer Geschichte. In: Badische Zeitung vom 17.09.1998. Dort auch eine Abbildung des Objekts, das sich inzwischen in den Sammlungen des Fördervereins Ehemalige Synagoge Kippenheim e.V. befindet.
- 23 Baumann, Ulrich/Schellinger, Uwe: Zwischen Konsolidierung und Zerstörung. Die jüdische Gemeinde Kippenheim und ihre Synagoge 1852 bis 1940. In: Schellinger: Gedächtnis aus Stein (wie Anm. 8), 61–110, hier: 63; Frankenstein, Ruben: Das religiöse Leben in der Kippenheimer Synagoge und seine Gestalter. In: ebd. 111–142, hier: 122f. In beiden Artikeln befindet sich eine Abbildung des Objekts.
- 24 Siehe zu verschiedenen Aspekten der jüdischen Gemeinde Kippenheim Stude, Jürgen: Geschichte der jüdischen Gemeinde Kippenheim. In: Historischer Verein für Mittelbaden/Ortsgruppe Ettenheim: Schicksal und Geschichte der jüdischen Gemeinden (wie Anm. 5), 322–362; Baumann/Schellinger: Zwischen Konsolidierung und Zerstörung (wie Anm. 23), 61–110.
- 25 Boll, Günter: Die beiden ältesten Dokumente zur Geschichte des jüdischen Friedhofs von Schmieheim im Freiherrlich von Holzling-Berstett'schen Archiv. In: Bamberger: Der jüdische Friedhof in Schmieheim (wie Anm. 1), II, 1069–1075, hier: 1072.

- 26 Ebd. 617, Grab 43/8a. Siehe auch Boll, Günther: Die frühesten Bestattungen auf dem jüdischen Friedhof von Schmieheim. In: Geroldsecker Land 39 (1997), 24–35.
- 27 Hamburger Israelitisches Gemeindeblatt vom 2.7.1931.
- 28 Zu Leopold Weill siehe Bamberger: Der jüdische Friedhof in Schmieheim (wie Anm. 1), II, 822, Grab 68/21a.
- 29 1819 wird er im Ehevertrag von Löb und Eva Weill erwähnt. Siehe ebd. 1076. Zu Nathan Weyl siehe auch ebd. I, 335, Grab 21/19.
- 30 Schellinger/Stude: Was blieb (wie Anm. 21), Objekte 40–44.
- 31 Der Israelit vom 19.8.1901. Ich danke Joachim Hahn/Plochingen für den Hinweis auf diese Quelle.
- 32 Zu Fritz Weill siehe Bamberger: Der jüdische Friedhof in Schmieheim (wie Anm. 1), I, 215, Grab 13/39.
- 33 Hamburger Israelitisches Familienblatt vom 2.7.1931, 15.6.1933 und 4.1.1934.
- 34 Dies hat der Kippenheimer Zeitzeuge Dr. Kurt S. Maier, der Enkel von Paula Auerbacher, im Jahr 2002 bestätigt.
- 35 Vgl. Schellinger, Uwe: Der Kippenheimer *Höfer-Fund*: Quellen zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte des Ortenauer Landjudentums im 19. Jahrhundert. In: Die Ortenau 87 (2007), 463–480; Dedert, Lina Mareike: Badisches Landjudentum am Beispiel der Familie Weill zur Mitte des 19. Jahrhunderts, unveröffentlichte Magisterarbeit am Historischen Seminar der Universität Freiburg, Freiburg 2008.
- 36 Vgl. Schellinger, Uwe: Wein, Wohltätigkeit und sozialer Aufstieg: Die Geschichte der jüdischen Familie Durlacher aus Kippenheim. In: Die Ortenau. Zeitschrift des Historischen Vereins für Mittelbaden 85 (2005), 379–400.
- 37 Auerbacher, Inge: Ich bin ein Stern, Weinheim-Basel 1990.
- 38 Epstein, Hedy: Erinnern ist nicht genug. Autobiographie, Münster 1999.
- 39 Ermlich, Nina: Die Komponistin Pia Gilbert. In: Petersen, Peter/Arbeitsgruppe Exilmusik (Hrsg): Lebenswege von Musikerinnen im „Dritten Reich“ und im Exil, Hamburg 2000, 1–35.
- 40 Kreppe, Klaus: Der Galiläer aus Kippenheim. Stef Wertheimer zum Fünfundsiebzigsten am 16. Juli 2001. In: Die Ortenau 81 (2001), 487–510; ders: Stef Wertheimer. Ein „schwäbischer Tüftler“ erobert den Weltmarkt. Aus der Geschichte des Unternehmens ISCAR. In: Ders., Israels fleißige Jeckes. Zwölf Unternehmerporträts deutschsprachiger Juden aus Nahariya, Bielefeld 2002, 171–182.
- 41 Schellinger, Uwe: Aus einer „anderen Welt“: Der jüdische Bäcker von Diersburg (Bilder aus dem Ortenauer Landjudentum 2). Kurt Maier zum 75. Geburtstag. In: Geroldsecker Land. Jahrbuch einer Landschaft 48 (2006), 141–152.
- 42 Gemeindearchiv Kippenheim, V/2/19.
- 43 Ich danke Michael Fautz/Lörrach und Helmut Ulrich Liebe, die mir dankenswerterweise wichtige Quellen zukommen ließen. Vgl. Dedert: Badisches Landjudentum am Beispiel der Familie Weill (wie Anm. 30).
- 44 Das Firmenhauptgebäude war das heutige Gebäude Obere Hauptstrasse 13 in Kippenheim. Ich danke Bernhard Weber von der Gemeindeverwaltung Kippenheim für die Recherchen zur Lokalisierung des Weillschen Firmensitzes.
- 45 Eines der Bücher trägt den Goldaufdruck „Claire Weill“.
- 46 Ich danke Robert Kraus und Martin Ruch für weiterführende Auskünfte. Siehe zum D.I.A. Müller, Monika: Die Etablierung der ehemaligen Kippenheimer Synagoge als Gedenkort. In: Schellinger: Gedächtnis aus Stein (wie Anm. 8), 249–270.
- 47 Schellinger/Stude: Was blieb (wie Anm. 21), Objekte 40 bis 54.
- 48 Die Bücher tragen im Haus der Geschichte die Inventarnummern DLG 0628/002/1–5.

- 49 Schriftliche Auskünfte von Robert Kraus/Ettenheim vom 16.10.2007 und vom 3.11.2007 an den Verfasser.
- 50 Solche Besitzverhältnisse für bedeutsame regionalgeschichtliche Judaica sind durchaus problematisch, da die entsprechenden Objekte auf diese Weise für Forschungsfragen nur personenabhängig einsehbar sind. In diesem Fall ist zudem unklar, ob die Objekte dem Deutsch-Israelischen Arbeitskreis Südlicher Oberrhein e.V. als Verein überlassen wurden oder ob es sich um eine Überlassung an eine Privatperson handelte.
- 51 Siehe lediglich zu Kippenheim Frankenstein: Das religiöse Leben in der Kippenheimer Synagoge (wie Anm. 23).

Die Tradition des Scheibenschlagens in der Friesenheimer Ortschaft Heiligenzell

Ekkehard Klem

Kaum sind die Weihnachtstage vorbei und die Sternsinger durch die Ortschaften gezogen, erwacht die Fastnacht in der Gemeinde. Das Treiben der Narren ist nicht mehr aufzuhalten. Das Häs, die Masken und die Hemdglunkerutensilien werden aus der Kleiderkiste hervorgeholt.

In allen fünf Ortschaften der Gemeinde gibt es Narrenzünfte. In Friesenheim treiben die Rebhexen der Fasenzunft ihr Unwesen. Die Lohbachhexen der Narrenzunft Stänglihocker, die Krutthexen der Narrenzunft Schuttern und die Feuerhexen in Heiligenzell machen sich bereit, um den Winter auszutreiben. Mit von der Partie sind auch die Krabben (Krähen) der Narrenzunft Krabbenschenkel aus Oberweier.

In Friesenheim wird am schmutzigen Donnerstag der Narrenbaum vor dem Rathaus aufgestellt, die Fastnachtshexe aus Stroh ziert den Narrenbaum. Am Fastnachtdienstag, wenn die Fastnacht endet und beerdigt wird, wird die Strohhexe auf dem Rathausplatz verbrannt. Schaurig geht es zu, wenn die Rebhexen am Brauchtumsabend ihren Hexentanz aufführen. Im Hexenkessel brodelt das bengalische Feuer, der Winter, eine Fastnachtsfigur mit schauriger Maske, hat keine Chance, er muss weichen und wird vertrieben.

Dieser Fastnachtsbrauch ist auf die Ängste vor den Naturgewalten wie Sturm, Kälte, Schnee und Eis zurückzuführen. Erst wenn die Winterdunkelheit dem Frühlingslicht weichen musste, wurden die Menschen wieder mutig und frech-fröhlich und schufen sich Masken und Figuren, um dem Winter und den Ängsten der Naturgewalten zu spotten. Frühlingsfeste, die nahezu alle Völker Europas kennen, sind auch bei uns in Deutschland in vielerlei Art geläufig. Das Wiedererwachen der Natur nach langer Winterzeit muss einfach gefeiert werden.¹

Zu den ältesten Bräuchen im Geroldsecker Land gehört das „Scheibenschlagen“ am Sonntag nach Fastnacht. Dieser Brauch dürfte aus Tirol oder Vorarlberg stammen. Dort ist schon seit langer Zeit der Funkensonntag bekannt. Feuer werden auf den Bergen angezündet. Hohe Holztürme aus Holzscheiten werden als Funken entzündet. Feuerräder werden durch das Schwingen von brennenden Reisigbündeln erzeugt.²

Der erste Fastensonntag ist der Zeitpunkt, an dem der Winter mit dem Feuer gebannt und der Frühling und die Fruchtbarkeit der Äcker geweckt werden soll. Das Feuer soll, nachdem die Fastnacht die Wintergeister ausgetrieben hat, das Licht anlocken und der Sonne zeigen, wie hoch sie am



Scheibenfeuer auf dem Kappelberg in Heiligenzell mit Abschlagsrampe und Strohkreuz

Firmament steigen muss, um genügend Wärme für die Saaten zu spenden.³ Die glühenden Holzscheiben symbolisieren somit die aufgehende Sonne und den Sieg der Sonne über den Winter. In christlicher Zeit ist der Brauch des Winteraustreibens erweitert worden um die Bitte um Gottes Segen für Haus und Feld sowie eine gute Ernte.

Der Funkensonntag hat auch in der Gemeinde Friesenheim Tradition. Die frühesten Erwähnungen finden wir für die Ortschaft Schuttern.

„Am Sonntag nach Fastnacht war der sogenannte Funkensonntag. Auf der Straße nach Kürzell wurde von den ledigen Burschen ein mächtiges Feuer angezündet. Die Burschen brachten eine Menge runder Holzscheiben, in welche in der Mitte ein Loch gebohrt war. Diese Scheiben wurden nun auf einen langen Haselnussstecken gespießt und ins Feuer gehalten, bis sie glühend waren. Dann wurden sie auf einer schiefen Ebene aufgeschlagen, dass sie in einem mächtigen Bogen feuersprühend durch die Luft flogen. Beim Aufschlagen der Scheibe sprach der Schläger eine Widmung oder wie der Deutsche sagt ‚Dedication‘ aus, welche eine Auszeichnung oder ein Hohn sein konnte. Nachdem die mitgebrachten Scheiben abgeschlagen und das Feuer verglimmt waren, zogen die Schläger singend in den Prinzen



Das 7 m hohe Strohkreuz

oder in den Adler wo Fastnachtsküchle, sogenannte ‚Scherben‘, aufgetischt und das Fest beschlossen wurde“.⁴

In der Ortschaft Schuttern findet heute kein Scheibenschlagen mehr statt. Die glühenden Scheiben fliegen seit vielen Jahren jedoch in der Ortschaft Heiligenzell. Hier bietet sich die Vorgebirgszone mit den Hügeln an. Für die Flugbahn der glühenden Scheiben gibt es hier die besseren Voraussetzungen.

Die schriftlichen Quellen über die Tradition des Scheibenschlagens in Heiligenzell sind leider spärlich. Hilfreich sind jedoch die Auskünfte des Heiligenzeller Ehepaares Wolfgang und Gertrud Kopp. Der Großvater Franz Josef Kopp I, Jahrgang 1868, erzählte seinem Enkel vom Scheibenschlagen in seiner Jugendzeit. Um die Jahrhundertwende wird der Brauch des Scheibenschlagens in Heiligenzell bereits ausgeübt. Mit Beginn des I. Weltkrieges wurde der Brauch eingestellt. Auch der Vater von Wolfgang Kopp erzählte seinem Sohn vom Scheibenschlagen. Durchgeführt wurde das Scheibenschlagen damals von den Rekruten und dem Heiligenzeller Radfahrverein.



Der Heiligenzeller Ortsvorsteher Gustel Schrempp beim Abschlag seiner Scheibe

Aus seiner Heimatsammlung kann Wolfgang Kopp aus einem Zeitungsartikel aus dem Jahre 1935 zitieren:

„Das Scheibenschlagen, das dieses Jahr leider unterblieb, wird schon seit altersher auf der ‚Gänsburg‘ oder in der ‚Holzgasse‘ ausgeführt, wobei wie in Reichenbach ein Kreuz errichtet wird. Zum Scheibenfeuer suchte man sich früher abgehauene Dornhecken und dergleichen zusammen“.⁵

Nach dem II. Weltkrieg wurde von den Rekruten die Tradition des Scheibenschlagens wieder belebt. Pfarrer Franz Weinmann, der am 15.07.1945 nach Heiligenzell kam, setzte sich für den Erhalt des Brauchtums ein. Im Jahre 1954 erfolgte jedoch bereits wieder die Einstellung. Die Sprüche der Scheibenschläger waren teilweise beleidigend und arteten aus. Es gab hierdurch erheblichen Ärger und Unfrieden im Ort.

Auf Initiative des Vorstandsmitgliedes des Sportvereins Heiligenzell, Maurermeister Bruno Eble und des Vorsitzenden Gerhard Mahr, gibt es im Jahre 1973 einen Neuanfang der bereits untergegangenen Tradition des Scheibenschlagens. Die Scheiben fliegen nunmehr vom Kappelberg unterhalb des Wasserhochbehälters in das Tal.⁶ Mit von der Partie ist natürlich auch die Abteilung Heiligenzell der Freiwilligen Feuerwehr. Das Feuer-



Die Buchenscheiben werden an einem kleinen Feuer zum Glühen gebracht.

holz muss gesammelt und gerichtet werden; während der Veranstaltung muss der große Feuerstoß bewacht und gesichert werden. Ab dem Jahr 1976 geht die Verantwortung und die Organisation des Brauchs komplett auf die Feuerwehr Heiligenzell über.^{7, 8}

Feuerwehrkommandant Gerold Kadenbach hat die Organisation des Scheibenschlagens generalstabsmäßig geplant. Der Programmablauf hat Tradition und läuft nach folgendem Schema ab:

- Fackelzug unter Mitwirkung des Musikvereins vom Rathaus zum Kappelberg
- Stellen des Strohkreuzes
- Choral der Musikkapelle
- Ansprache der Geistlichkeit
- Gebet „Engel des Herrn“
- Anzünden des Feuers
- Scheibenschlagen

Für das große Scheibenfeuer benötigt man eine Menge Holz. Anfänglich wurde das Holz im Ort gesammelt, viele Heiligenzeller waren froh, ihr nicht mehr benötigtes Altholz abliefern und entsorgen zu können. Heute ist



Die Heiligenzeller Dorfjugend beim Scheibenschlagen

das nicht mehr akzeptabel. Das Besorgen des Brennmaterials erfolgt durch die Jugendfeuerwehr der Gesamtwehr. Die Jugendlichen haben einen Entsorgungsdienst für nicht mehr benötigte Christbäume organisiert und besorgen mit diesem Sammeldienst ihre Vereinskasse auf. Für das Scheibenfeuer 2008 wurden in der Gesamtgemeinde insgesamt 600 ausgediente Christbäume eingesammelt.

Am Vorabend des Funkensonntages versammeln sich bei Einbruch der Dunkelheit die Dorfgemeinschaft, die Vertreter der örtlichen Vereine und die vielen Besucher am Rathausplatz. Von der Feuerwehr wird ein etwa sieben Meter hohes mit Stroh umwickeltes Holzkreuz hergerichtet. Dieses Kreuz wird dem Umzug voraus getragen. Mit musikalischer Begleitung des Musikvereins Heiligenzell zieht die Menschenmasse hoch zum Kapelberg. Das Scheibenschlagen findet auf einer Wiese in unmittelbarer Nähe des Wasserhochbehälters statt. Dort ist bereits der Abschlagbock für die glühenden Feuerscheiben errichtet, daneben ist ein kleines Feuer vorbereitet. An dieser Feuerstelle werden die Holzscheiben zum Glühen gebracht. Daneben ist ein großer Reisig- und Holzhaufen aufgetürmt.

Nach einem Choral der Musikkapelle und der traditionellen Ansprache des Ortsgeistlichen erfolgt das gemeinsame Gebet „Engel des Herrn“. Zum

Gebet läuten die Kirchenglocken in Heiligenzell. Der Glockenklang ist mühelos auf dem Kappelberg zu hören.

Nach diesem kirchlichen Teil ergeht das Kommando zum Anzünden des Strohkreuzes und des Reisigberges an die Feuerwehrangehörigen.

Das danach folgende Schlagen der Scheiben ist reglementiert. Die ersten Scheiben sind der heiligen Dreifaltigkeit, den Ortsgeistlichen, den Kranken und Armen, der politischen Gemeinde, der Feuerwehr, der Polizei, der Kirchengemeinde, den einzelnen örtlichen Vereinen, dem Bürgermeister und zum Schluss der vergangenen Fastnacht gewidmet.

Eine Auswahl der Scheibensprüche des Jahres 2007:

Scheibe auf die Ortsgeistlichkeit, geschlagen von Ortschaftsrat Gerold Kadenbach

*Bei der Geistlichkeit wird das Personal auch knapp
und das ist nicht zum lachen.*

*Müssen doch bei den Katholiken Zwei die Arbeit
für Fünf machen.*

*Bei den Evangelischen ist das nur einer,
über Langweile braucht sich beklagen keiner.*

*Drumm Hergott gib jedem genug Kraft,
damit er seine Aufgabe auch schafft.*

Nun Schieb flieg für die Pfarrer:

*Hafner, Baumann und Janus
hell leuchtend übers Tal hinus.*

Scheibe auf die Alten und Kranken, geschlagen von Pfarrgemeinderat Gerold Eichhorn

*Der Pfarrgemeinderat, ihr lieben Leut
schlägt auch noch eine Scheibe heut.*

*Sie ist von ganz weit drauß vom Walde
sie gilt den Kranken und den Alten.*

*Den Alten bringt sie Kraft,
dass man die Woche besser schafft.*

*Den Kranken bringt sie Zuversicht,
ein wenig Freude, Wärme, Licht.*

*Dies wünschen wir mit unserer Scheibe,
dass es allen gut geht und auch so bleibe.
Scheibe flieg!*

Scheibe auf die politische Gemeinde Friesenheim, geschlagen
von Gemeinde- und Ortschaftsrat Peter Zimmermann

*Segenswünsche für das gute und vertrauensvolle Miteinander
aller Ortsteile in der Gemeinde Friesenheim.
Für die vielfältigen Aufgaben der politischen
Verantwortlichen, Gemeinderat, Ortschaftsräte,
Bürgermeister, Ortsvorsteher und den Mitarbeitern der
Verwaltung.
Freude, Zuversicht, Mut, Zuverlässigkeit und Gottes Geleit beim
Handeln zum Wohle der Bürgerschaft.
Scheibe flieg!*

Scheibe auf den Bürgermeister, geschlagen von stellv.
Feuerwehrkommandant Rainer Graupe

*Einmal jährlich über die Rampe schlagen, am langen Stock die
Scheibe dran.
Die Anwesenden sollen es gleich mal wagen.
Diese Scheibe ist gewidmet einem Prominenten,
dem Bürgermeister Roesner von Friesenheim.
Wenn ich euch frage, ihr wisst es doch – gell?
Gemeint ist Friesenheim, der Ortsteil von Heiligenzell.
So Scheibe flieg.⁹*

Scheibe auf den Kirchenchor, geschlagen vom Skiclub
des SV-Heiligenzell, Hermann Pflieger

*Was für den Skiclub ist der Schnee,
was für die Engländer der Tee,
was für den Herrenknecht der Bohr,
das ist für uns der Kirchenchor.
Drum gehört die Scheibe dem Chor allein,
der für uns singt so klar und rein.
Der Skiclub wünscht mit dieser Scheibe,
dass die Begeisterung so bleibe.
Des weiteren wünschen wir dem Vorstand
wie immer eine richtige Glückshand.
Dem Dirigenten die richtigen Stücke
auf dass ihm Bach und Mozart glücke.
Flieg Scheibe, flieg...*

Scheibe auf die Jugendfeuerwehr, geschlagen von Bereitschaftsleiter des DRK-Ortsvereins Friesenheim, Dietmar Kadenbach

*Rotes Kreuz und Feuerwehr, das muss gehen Hand in Hand,
das weiß jeder im ganzen Land.
Auch unseren Jungen ist dies bei der Berufsfeuerwehrrnacht gut
gelingen,
da war die Jugendfeuerwehr und das Jugendrotkreuz zusammen
eine ganze Nacht
und haben zusammen geübt, das war eine Pracht.
Drum Scheibe flieg gut in das Tal
damit es auch klappt beim nächsten mal.*

Scheibe auf die Pfarrgemeinde, geschlagen vom Vorsitzenden der Feuerhexen Heiligenzell, Thomas Bieser

*Die Scheibe geht auf die Pfarrgemeinde ganz klar,
geschlagen von der Hexenschar.
So wie der Pfarrer seine Schäflein tut zähle,
so soll an der Fasent auch keiner fehlen.
Damit gelingt gut jedem sein Werk,
darauf schlage ich die Scheibe vom Berg.*

Nach Beendigung des Scheibenschlagens geht es zum gemütlichen Teil über. Vielfach sind die Nächte noch kalt, man freut sich daher auf ein heißes Getränk. Zum Aufwärmen geht es daher hinunter in den Ort in das Café Burkhart, in das Clubheim des SV Heiligenzell und in das Feuerwehrgerätehaus, um die kostenlos angebotene Bohnen- oder Gulaschsuppe zu probieren.

Zum Scheibenschlagen wird eine dünne Buchenholzscheibe mit einer Stärke von 8 mm und einer Lochmitte von gleicher Dimension verwendet. Die Scheibe hat einen Durchmesser von 10 cm und hat eine quadratische Grundform. Die Ecken sind gleichmäßig gekantet, sodass eine achteckige Scheibe entsteht. Die Scheibe wird auf einen noch grünen, frischen Haselnussstecken aufgespießt und im kleinen Bodenfeuer glühend gemacht.

Mit der glühenden Scheibe tritt man dann an die „Abschlagsrampe“, eine Holzdielen, die schräg aufgebaut ist, und streift oder schlägt die Scheibe über das Abschlagsbrett. Wenn der Abschlag gelingt, fliegt die Scheibe, unter dem Beifall der vielen Zuschauer, weißglühend in die dunkle Nacht das Tal hinunter. Manchmal gelingen Flugbahnen von über 100 Metern, manchmal geht jedoch der Abschlag auch in die Hosen.

Aufregung vor dem Scheibenschlagen des Jahres 2008 verursachte der örtliche Vorsitzende des Bundes für Umwelt und Naturschutz (BUND).

Nach seiner Auffassung gingen vom Scheibenfeuer Gefahren aus. Es würden giftige Verbrennungsgase und Feinstäube in möglich krankmachender Menge durch das Feuer frei gesetzt. Die Ortschaft Heiligenzell würde kurzfristig mit enormen Emissionen belastet. Eine latente Gefahr stelle das Feuer auch für Gäste und Kinder dar.¹⁰

Die danach folgende öffentliche Diskussion bescherte dem Scheibenfeuer einen enormen Zulauf. Über 600 Personen schauten beim Scheibenschlagen 2008 zu und halfen mit, den Winter zu vertreiben, Die Tradition lebt weiter in Heiligenzell und wird auch künftige Generationen erfreuen.

Der Brauch des Scheibenschlagens wird jedoch in der Gesamtgemeinde Friesenheim nicht nur in Heiligenzell durchgeführt. Seit einigen Jahren hat der Vorsitzende des Förderkreises der Oberweierer Heimatgeschichte e.V., Josef Eisenbeis, auch im Ortsteil Oberweier das Scheibenschlagen wiedererweckt. Alljährlich laden am 1. Fastensonntag die Ministranten zum Scheibenschlagen ein. Treffpunkt ist jeweils am Eckweg auf der Höhe des Staufenberg.

Scheibenfeuer lodern jedes Jahr in der südlichen Ortenau auch in Wittelbach¹¹ und Ettenheimweiler.¹² Beide Ortschaften können ebenso wie die Friesenheimer Ortschaft Heiligenzell eine lange Tradition dieses Brauchtums nachweisen.

Anmerkungen

- 1 H.S. Rehm, Deutsche Volksfeste und Volkssitten, Teubner Verlag, Leipzig 1908.
- 2 Geroldsecker Land, Heft 2/1959/60, Emil Baader, Lodernde Funken, glühende Scheiben.
- 3 Badische Zeitung vom 10.02.1978.
- 4 Aus der Jugendzeit. Ernstes und Heiteres von Fridolin Löffler, Wilhelm Butz Druckerei, Konstanz. Eigenverlag des Verfassers, der Autor ist im Jahre 1855 geboren.
- 5 Lahrer Zeitung vom 08.04.1935, Beilage aus Bezirk und Heimat, Ortenauer Bilderbogen – Ein Gang durch Heiligenzell.
- 6 Vereinszeitschrift „Sportverein Heiligenzell Aktuell“, Heft Nr. 6 vom 16.03.2008.
- 7 Festschrift 40 Jahre Freiwillige Feuerwehr Heiligenzell, 1988.
- 8 Lahrer Zeitung vom 02.03.1979.
- 9 Handakten von Feuerwehrkommandanten Gerold Kadenbach zur jährlichen Organisation des Scheibenschlagens.
- 10 Badische Zeitung vom 08.12.2007.
- 11 Badische Zeitung vom 08.02.2008, Theo Weber, Weithin sichtbar lodert das Feuer.
- 12 Geroldsecker Land, Heft 50/2008, Bernhard Uttenweiler, Scheibenschlagen in Ettenheimweiler.

Fotos/Bildnachweis: Gerhard Mohr, Heiligenzell

Die Tracht, festlicher Ausdruck bäuerlicher Kultur Erinnerungen an das „einstige“ Bauerndorf Schuttertal

Gerhard Finkbeiner

1964, unmittelbar nach meinem Pädagogikstudium, bin ich mit meiner jungen Familie von Freiburg ins Schuttertal gezogen. Ziel meiner beruflichen Wünsche war es, in einer bäuerlich strukturierten Gemeinde im Schwarzwald Dorfschullehrer zu werden und mich in meiner Freizeit, sofern möglich, forschend mit den Menschen, der Landschaft und der Kulturgeschichte der Region zu beschäftigen.

Das Schicksal, die Vorsehung, was auch immer zutreffend, meinte es gut mit mir. In Schuttertal fand ich nicht nur eine schöne Neubauwohnung in sonniger Lage, sondern die örtliche Volksschule, die gerade zwei Jahre zuvor ein neues Schulgebäude mit einer Turn- und Festhalle bezogen hatte, suchte eine Lehrkraft. Es herrschte damals Lehrermangel auf dem Land.

Als die Kirche, das Rathaus und die Schule noch im Dorf waren

Auch in der Gemeinde mit ihren 1200 Einwohnern war nach meinem Empfinden alles stimmig – soweit ich dies überblicken konnte.

Bürgermeister war ein Hofbauer. Im alten Pfarrhaus aus dem 18. Jahrhundert residierte ein gestrenger Pfarrherr mit seiner Schwester als Haushälterin.

Im Rat- und ehemaligen Schulhaus wohnte der autoritätsbewusste Schulrektor mit seiner Familie.

Die Vorschulkinder wurden im gerade neu erbauten Kindergarten von katholischen Schwestern betreut und streng christlich erzogen.

Das Dorf versorgte sich weitgehend selbst. Drei Gemischtwarenläden, zwei Bäckereien und eine Metzgerei befriedigten den täglichen Bedarf an Nahrungsmitteln.

Zur Infrastruktur der Gemeinde zählten außerdem ein paar kleine Handwerksbetriebe sowie drei Gaststätten. Die „Eiche“, die „Krone“ und der „Adler“ erfüllten alle gastronomischen Wünsche bei Familienfeierlichkeiten.

Ein privates Telefon besaß damals nur der Schulleiter. Er war auch der stolze Besitzer des ersten Fernsehgerätes in der Gemeinde – und einer Couchgarnitur, was bei den Dorfbewohnern als Ausdruck gehobener Wohnkultur galt.

Arbeitslosigkeit war in der Gemeinde unbekannt.

Auf den vierzig streugesiedelten Hofgütern waren die Bauernfamilien ausgelastet.

In der örtlichen Stumpfenfabrik, Filiale einer Zigarrenfirma im benachbarten Seelbach, arbeiteten nur Frauen und Männer aus nichtbäuerlichen Familien. Dass ein Bauernsohn oder eine Bauerntochter in die Fabrik geht, war nicht üblich, weil nicht standesgemäß.

Sonntags gingen Groß und Klein, Jung und Alt traditionsgemäß zur Kirche. Während des Gottesdienstes sorgte der „Kirchenstupfer“ bei den Kindern und Jugendlichen für ein gesittetes Benehmen. Die Kirche und religiöses Brauchtum waren im Alltagsleben des bäuerlichen Menschen fest verankert und begleiteten ihn im vorgegebenen Rhythmus durch das kirchlichbäuerliche Jahr.

Erziehungsprobleme mit den rund 240 Schulkindern in acht Jahrgangsklassen gab es so gut wie nicht.

Die Lehrer und Lehrerinnen waren im Dorf angesehen, waren Autoritätspersonen und wurden von den Eltern im Allgemeinen in ihrer Unterrichts- und Erziehungsarbeit unterstützt.

Noch wechselten die begabten Mädchen und Jungs – mit ganz wenigen Ausnahmen – nicht auf weiterführende Schulen. Das Leistungsniveau in den Hauptschulklassen war entsprechend hoch – und das Lehrerdasein motivierend.

Da man als Lehrer wenig verdiente und sich deshalb kein Auto leisten konnte, wohnten die Lehrkräfte im Dorf und waren somit auch mit den häuslich-familiären Verhältnissen der Schulkinder bestens vertraut.

Freizeit-Engagement der Lehrer und Lehrerinnen in den örtlichen Vereinen, vor allem im neu gegründeten Turnverein, war normal.

Schuttertal war, so mein Eindruck in den ersten Dienstjahren, ein Dorf mit starker Traditionsgebundenheit, christlich geprägten Wertvorstellungen, mit intakten Familienstrukturen und gelebter Nachbarschaftshilfe.

Die Tracht war das Sonntags- und Festtagskleid

Am eindruckvollsten dokumentierte sich für mich die kultivierte Lebensform der Dorfbewohner im Jahreskreislauf der kirchlich-bäuerlichen Feste. Am Patroziniumsfest, an Ostern, am Weißen Sonntag, an Pfingsten und Fronleichnam, am Skapulier- und Erntedankfest waren es vor allem die vielen Trachtenträgerinnen, die mich tief beeindruckten und mir stets im Gedächtnis bleiben werden. Schien auch noch die Sonne, dann war der „Kirchgang“ ein unvergleichlich farbenfrohes, festlich-stimmungsvolles Bild, ein Gemälde, ein Bild vollendeter Kultur.

Aus dem Michelbronn, Kambach, Regelsbach, vom Unter- und Obertal, aus dem Durenbach und Laulisgraben ging es familienweise zu Fuß zur Kirche.



„Schuttertäl Bauerntracht“, Zeichnung von Hans Drechsler (1890–1972),
Kunstmaler in Lahr-Kuhbach, um 1925. Repro: Gerhard Finkbeiner

Die Zeit, als die Bauernfamilien noch mit dem pferdebespannten Bernerwägle zur Kirche fuhren, war vorbei und ein Auto besaßen nur wenige Bürger.

Die Männer hatten ihre Tracht längst abgelegt

Die Tracht war das Sonntags- und Festtagskleid für Schülerinnen, die Jungfrauen, die ledigen und verheirateten Frauen, aber auch für die Witwen.

Was das harmonische Familienbild auf dem Weg zur Kirche etwas „störte“, waren die trachtenlosen Väter und ihre Söhne. Die Bauern hatten bereits um 1900 das traditionelle Standeskleid abgelegt und sich der städtischen Mode angepasst.

Der Schuttertäler Bauer trug einst einen langen, dunkel ausgefütterten knopflosen Samtrock – später einen Tuchrock – mit kleinem Stehbundkragen. Unter dem offen getragenen Gehrock war deutlich die rote Tuchweste (Brusttuch) mit zwei Reihen gelber Metallknöpfe oder die kurze schwarze Jacke mit aufgestelltem Kragen zu sehen. Zum weißen, gestärkten Hausmacher-Leinen-Hemd mit Stehkragen wurde als Binder ein schwarzes viereckiges Halstuch getragen.

Zur Schuttertäler Männertracht gehörte weiterhin die lange schwarze Hose aus Tuch und kurze Schaftstiefel. Als Kopfbedeckung war ein großer runder schwarzer Filzhut üblich.

Die Schuttertäler Frauen trugen nicht immer die Goldhaube

Bis gegen 1900 besaß das Schuttertal eine eigenständige Frauentracht. Neben denselben in den Farben verschiedenen Trachtenröcken und -schürzen, wie sie noch bis 2005 vereinzelt beim Kirchgang zu sehen waren, trugen die Schuttertälerinnen damals „s gäl Halstuch“, ein in sich bunt gemustertes, gelbes, sehr großes, mit Fransen eingefasstes Schultertuch und „d’Hitlikapp“. Diese „Hitlikapp“, wie sie im Volksmund genannt wurde, war hinten mit einem über den Rücken fallenden Schleier und zwei Doubleébändern versehen und mit bunten, bei Trauer mit schwarzen Stoffblumen geziert.

Besuch der Wochen- und Jahrmärkte in Haslach i. K. und zunehmende Absatzmöglichkeiten in dem vom Verkehr begünstigten Kinzigtal führten zu einer steigenden Wohlhabenheit der hiesigen Bauern.

Einheiratungen über den Berg, von einem Tal ins andere nahmen zu und bedingten nach und nach einen Kulturaustausch. So gelangte die „Goldhaube“ Ende des 19. Jahrhunderts aus dem mittleren und unteren Kinzigtal (Mühlenbach, Hofstetten, Fischerbach, Schnellingen, Bollenbach, Steinach und Welschensteinach) ins Schuttertal. Als Beweis für diesen Kulturaus-



Berta Himmelsbach (1893–1988) von der „Oberen Schmiede“ in Schuttertal. Frau Himmelsbach trug ein Leben lang die alte Schuttertälere Frauentracht mit der Bänderhaube. Aufnahme von 1968.

Foto: Gerhard Finkbeiner

tausch spricht auch die Tatsache, dass anfangs nur die reichen Bäuerinnen die Goldhaube trugen.

Bald fand aber die „Goldschnurkappe“, wie sie bei uns meistens genannt wurde, im ganzen Tal mehr und mehr Gefallen, vor allem auch bei den Frauen von kleineren Höfen und von Tagelöhnergütern. Wie sehr die reichen Bäuerinnen um ihr äußeres, sie von andern unterscheidendes Aussehen bangten, sagen uns folgende überlieferten Worte einer Bäuerin von einem großen Hof: „Jetzt kam'r nit emol me die Arme vun d'Riche unterscheide.“

Die Tracht ermöglichte eine deutliche Gruppierung unter ihren Trägerinnen. An wenigen äußeren Merkmalen ließ sich erkennen, ob die Trachtenträgerin ein Schulmädchen, eine Jungfrau, ob sie verheiratet, verwitwet oder noch ledig war.

Während die ledigen Frauen den üblichen Trachtenrock trugen, jedoch ohne Kopfbedeckung gingen, sondern um die um den Hinterkopf kranzartig gelegten Zöpfe ein schwarzes Samtband banden, waren die verheirateten Frauen „unter die Haube“ gekommen – wie es der Volksmund so schön ausdrückte –, das heißt die Frauen trugen die Goldhaube.

Auf die Grundform der Goldschnurkappe war seitlich eine breite Goldborte gestickt; auf derselben lag eine schmale Goldkordel auf, die Breitseite schmuck umschließend.

Bei Trauer trug die Schuttertälerin die Goldhaube mit schwarzem Samtboden; ein zarter Schleier am Rande der Kappe umschloss ihr Gesicht. Der „Boden“ der Festtagshaube war mit Flitter, Goldkraus und bunten Steinen besetzt.

Das ungeteilte Kleid hatte lange Ärmel, die am Schulteransatz gerafft waren. Zum Trachtenkleid, das ohne Kragen gearbeitet war, wurde entsprechend dem Ausschnitt ein Spitzeneinsatz mit Stehbund auf Tüllunterlage getragen; das Stehbündchen war mit Spitzen oder Rüschen besetzt.

Zum schwarzen Rock gehörte ein gemustertes, in blauen oder roten Farben gehaltenes, oft mit Fransen eingefasstes „Halstuch“ aus Seide oder Baumwolle und eine bedruckte Taftschürze, die die Schattierungen vom hellen Grün bis zum lichten Blau aufweisen konnte.

Zum farbigen Rock dagegen trug die Bäuerin die schwarze festliche Schürze, die am unteren Saum mit Blumenornamenten bestickt war, und das durchbrochene, große schwarze mit Fransen eingefasste Halstuch. Dieses Schultertuch wurde über der Brust gekreuzt und mit einer Brosche festgesteckt; die Enden wurden im Rücken zu einem Knoten geschlungen, der mit einer Ziernadel befestigt wurde.



Familie Alfred und Paula Schwörer aus dem Laulisgraben mit ihren Zwillingen Alfred und Elisabeth am Weißen Sonntag 1971. Foto: Gerhard Finkbeiner



Fotos von Gerhard Finkbeiner, aufgenommen in den Jahren 1968 bis 1970.



Fotos von Gerhard Finkbeiner, aufgenommen in den Jahren 1968 bis 1970.



Alt-Bäuerin Zäzilia Maier von 's Krumbure im Laulisgraben auf dem Heimweg vom Festgottesdienst.
Foto: Gerhard Finkbeiner

Der Weiße Sonntag war für die Erstkommunionmädchen ein besonderer Tag

Zur Erstkommunion trugen die Mädchen erstmals ihre festliche Tracht. Ein Krönchen aus weißen Stoffblümchen, Myrtenblättchen, Duchessblümchen und Glasperlen zierte ihr Haupt. Jedermann bestaunte sie in ihren hübschen blauen Kleidchen, weißen, mit Schweizerspitzen besetzten Schürzen und durchbrochenen Halstüchern mit Ornamenten christlicher Symbolik. Auf dem Einsatz, unterhalb des Stehbündchens, trugen die Mädchen die Brosche „Glaube – Liebe – Hoffnung“.

Die aus der Schule entlassenen Mädchen, die Jungfrauen, trugen keinen Kopfschmuck. Sie legten die Zöpfe kranzartig um den Hinterkopf und banden ein Samtband darum. Nur bei Prozessionen, an Fronleichnam und am Skapulierfest (achter Sonntag nach Pfingsten) trugen die Muttergottesträgerinnen zum blauen oder schwarzen Rock weiße Strümpfe, weiße Schürzen und weiße Schultertücher.

Als Kopfschmuck zierte sie ein Krönchen.

Zur Hochzeit trug die junge Frau, die noch der Ehre des Kranzes würdig war, zum festlichen Trachtenkleid einen „Brautkranz“. Er bestand aus einem oval gebogenen Drahtgestell, auf das, nach vorne leicht erhöht, kleine Rosetten aus weißem Gazestoff gereiht waren; dazwischen lagen eingeraht künstliche Myrtenzweiglein.

Die Schuttertärer Kirchentracht gehört der Vergangenheit an

Das festlich-stimmungsvolle Bild von den Trachtenträgerinnen an den hohen Feiertagen des Jahres gibt es nicht mehr.¹

1967 heiratete die letzte Schuttertärer Bäuerin in Tracht. Und als im Herbst 1970 die Hauptschule in Schuttertal aufgelöst wurde und die Schüler/innen nun täglich in das „Kooperative Bildungszentrum Seelbach“ transportiert werden, ist auch die Mädchentracht und mit ihr die Jungfrauentracht „gestorben“.

Die Einflussnahme der örtlichen Lehrkräfte auf die Mädchen von den Bauernhöfen, die sich noch in der Schülerinnentracht kleideten, ging verloren. Hinzu kam, dass in dem dorffernen Schulzentrum zunehmend autoritäre Erziehung angesagt war.

Auch die Gemeindereform im Jahr 1974 war dem Brauchtum des Trachtentragens nicht förderlich, da das Dorf seine identitätsstiftende Selbstverwaltung verlor.

Seit der Kirchengemeindereform im oberen Schuttertal im Oktober 1993 haben auch die traditionell Tracht tragenden Bäuerinnen zunehmend die kleidsame schöne alte Kirchentracht abgelegt.

Priester, wie die indischen Patres, die im Durchschnitt alle fünf Jahre

die Pfarrgemeinde wechseln, sind und bleiben ortsfremd – und für die Bewahrung kulturgeschichtlich wertvoller Traditionen wenig hilfreich.

Nicht unterschätzen darf man natürlich die Auswirkungen des Strukturwandels, den die Landwirtschaft in den letzten dreißig Jahren erfahren hat. Rationalisierungsmaßnahmen und zunehmende Technisierung haben die herkömmliche Hofbewirtschaftung verändert. Viele Landwirte, deren Höfe für den Unterhalt der Familie nicht mehr ausreichten, mussten sich nach zusätzlicher Arbeit umsehen und ihr Bauerngut entweder als Nebenerwerbs- oder als Zuerwerbsbetrieb bewirtschaften. Generationskonflikte blieben nicht aus. Eine Folge zunehmender Existenzprobleme war oft der Verlust bäuerlichen Selbstwertgefühls, der Bodenständigkeit und des bäuerlichen Brauchtums.

Nicht vergessen darf man auch den wertnivellierenden Einfluss von unzähligen Fernsehprogrammen, die die Bauernstube seit drei Jahrzehnten überfluten.

Das einstige Bauerndorf ist heute ein Ortsteil

Generationenlang waren Pfarrer, Lehrer und Bürgermeister das Dorfleben und die Dorfgemeinschaft prägende Persönlichkeiten. Sie haben als Folge der Reformen das Dorf verlassen. Priestermangel, Schul- und Gemeindereform haben die kulturelle Eigenständigkeit des Dorfes nachhaltig erschüttert.

Was heute das individuelle Eigenleben des Ortsteils Schuttertal noch am Leben erhält, sind die Vereine. Sie wahren Traditionen, bemühen sich um identitätsstiftende Events, pflegen Geselligkeit, schaffen Gemeinschaftserlebnisse und vermitteln das Gefühl der Zusammengehörigkeit und des Heimatbewusstseins.

Das „einstige“ Bauerndorf Schuttertal ist zum Ortsteil geworden, und die generationenlang überlieferte Sonntags- und Festtagstracht gehört endgültig der Vergangenheit an.

Anmerkungen

- 1 Eine von mir durchgeführte Umfrage im Jahr 1976 über die Anzahl der verheirateten Trachtenträgerinnen (ausschließlich Bäuerinnen) im Schuttertal ergab folgendes Ergebnis: Schweighausen (25), Dörlinbach (20), Schuttertal (50), Wittelbach (5), Seelbach (14), Schönberg (12).

Bräuche, Sitten und Traditionen aus dem einstigen Flecken Willstätt

Ingrid Hahn

Der Schurdi

Am Montag nach dem Küchelsonntag fand in Willstätt der „Schurdi“ statt. Dieser alte Brauch bestand darin, dass am Nachmittag die Schulbuben diesseits und jenseits der Kinzigbrücke zu einem Wettkampf antraten. Dabei ging es sehr gewalttätig zu. Oft beteiligten sich zusätzlich die bereits aus der Schule entlassenen Buben.

Mit großen Wasserbehältern oder Holzspritzen ging es aufeinander los mit dem Ziel, die Gegner nass zu machen. Das Größte war, wenn es gelang, dem Gegner eine Ladung Wasser ins Gesicht zu spritzen. Die kleineren Buben, die Mädchen und Frauen schafften in großen Zubern Wasser heran, die an die Straße gestellt wurden. Ein großer Erfolg war auch, wenn es gelang, dem Gegner die Wasserkübel umzukippen oder gar mitzunehmen, um das Nachfüllen der „Schurbüchsen“ zu verhindern. Für dieses Prozedere wurden die ältesten Klamotten angezogen, die mehrmals, wenn sie tropfnass waren, gewechselt werden mussten. Dorfchronist Johann Jockers erinnert sich, dass es eine raue, aber schöne Sitte war.

Schlempeln

Junge Burschen machten sich einen Spaß daraus, Hausbewohner aus dem Schlaf zu reißen. Einige alte Sensen wurden zusammen gebunden und an den geschlossenen Fensterläden festgemacht. Durch ein Seil waren sie im Versteck mit den Sensen verbunden und verursachten durch Ziehen ein großes unangenehmes Geräusch. Es machte ihnen einen Heidenspaß, wenn ein aus dem Schlaf gerissener Hausbewohner mit einem Prügel aus dem Haus stürzte und meistens das Nachsehen hatte. Zuweilen war vor der Tür ein Hindernis aufgebaut, über das der gereizte Hausbewohner der Länge nach hinfiel.

Schnurren

Bei der Tabakernte wurde in der Regel abends in den Scheunen und Schöpfen, meistens von den Frauen, Tabak „angestochen“ (eingefädelt).

Mädchen und Burschen schlichen sich unbemerkt heran und uzten mit verstellter Stimme die helfenden Leute. Es war ein humorvolles Hin und



Tabakanstechen etwa 1965



1913

Her mit Rede und Antwort und viel Gelächter. Das Schnurren war sehr beliebt. Es gab keine Bosheit, sondern nur fröhlichen Unsinn. Für die Helferinnen endete der gesellige Abend mit Kaffee und einem „Schleckelfladen“ (Marmeladenbrot). Bis 1988 pflanzte man in Willstätt Tabak an.

Kindererziehung

Wenn Kinder nicht pantierten, beim Läuten der Abendglocke nicht nachhause kamen, oder nicht ins Bett wollten, machten ihnen die Eltern Angst, in den meisten Fällen waren es die Mütter, indem sie sagten: „Du muesch horche, sonsch kommd d’Nachtgrabb.“ Was der Nachtgrabb darstellen sollte, ist nicht bekannt.

Waren Kinder abends unterwegs und mussten auf dem Heimweg über den „Dich“ (Teich) gehen, wurde ihnen mit dem Ausspruch „d’Hogemann“ kommt Angst gemacht. D’Hogemann kann nur mit Hakenmann in schwarzer Gestalt übersetzt werden.



entfernt 2007



entfernt 2006

Die letzten Birnbäume im Dorf

Bis etwa in die 1960er-Jahre stand fast in jedem Hof ein großer Birn- oder Nussbaum. Die Bäume spendeten nicht nur Schatten, sondern man war auf die Früchte angewiesen. Die Birnen (Mostbirnen) brauchte man für den Most, die Nüsse für Linzertorten und Weihnachtsgebäck. Äpfel und Birnen wurden im Sommer auf einer Apfel- oder Birnenhorde in der Sonne getrocknet. Die Birnen schnitt man in Schnitze, die Äpfel in Scheiben. Das getrocknete Obst wurde im Winter zum Backen und als Kompott verwendet.

Nach dem 2. Weltkrieg, als es wirtschaftlich wieder aufwärts ging, verschwand ein Baum nach dem andern aus den Höfen. Most war nicht mehr gefragt, Weinflaschen lagerten im Keller. Statt Nüsse zu verwenden kaufte man gemahlene Mandeln in den Läden. Die im Herbst fallenden Blätter wurden zur Last.

Friedenslinde

Nach dem 1870/71er Krieg, den Frankreich (nach massiver Provokation von deutscher Seite „Emser Depesche“!) erklärt und schließlich verloren hatte, wurden in unserem Land Friedenslinden gepflanzt. Auch in Willstätt wurde bei der Friedensfeier am 28. Februar 1871 eine Linde, an der ehemaligen Abzweigung nach Legelshurst, gepflanzt.

Bürgermeister Jakob Hetzel hielt am Baum folgende Rede:

„Dieser Baum ist gesetzt zum Andenken an den uns mitgetheilten Friedensschluss, als Zeichen des Friedens möge er wachsen, grünen und blühen, möge Gott seinen Segen geben, daß wir und unsere Nachkommen in ungestörtem Frieden die duftenden Blüthen daran pflücken dürfen. Wir aber wollen, so oft wir diesen Friedensbaum ansehen, daran gedenken, die mit ihrem Gut und Blut diesen für uns so ehrenvollen Frieden erkämpft haben.“

Im Anschluss daran gab es ein Festessen.

Die Linde musste wegen Krankheit etwa Mitte der 1980er-Jahre gefällt werden.

Auch in der Nazizeit wurden Ehrenbäume gepflanzt. Im Hof der Alten Schule pflanzte man zu Ehren von Adolf Hitler und Hermann Göring zwei Lindenbäume. Diese Pflanzaktion wurde feierlich vom Musik- und Gesangsverein umrahmt. Viele begeisterte Willstätter wohnten dieser Zeremonie bei. Die letzte dieser beiden Linden musste in den 1980er-Jahren gefällt werden.





*Konfirmandinnen 1936 in ihren
„Ersten Sonntagskleidern“*

Kirche und Konfirmation

Judika war bis im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts der Konfirmationssonntag. Es war der zweite Sonntag vor Ostern.

Ein Konfirmand des Jahres 1898 hat festgehalten, dass die Gemeindeglieder, vorwiegend die Paten (Götteln und Pfetter) und Honoratioren vor dem Festgottesdienst Spalier standen. Beim Einzug in die Kirche mussten die Konfirmanden jedem die Hand geben.

Die Prüfungen des damaligen Pfarrer Bender waren gefürchtet. Nach dem Gottesdienst blieb den Konfirmanden kaum Zeit zum Mittagessen, denn es warteten bereits zwei Leiterwagen, die sie nach Achern und zum Edelfrauengrab bringen sollten. In Achern waren sie Gäste des dortigen Pfarrers, der sie mit Würstchen und Bier verköstigte.

Gegen 22.00 Uhr kamen die Konfirmanden todmüde nach Hause.

Nach alter Tradition wurde anschließend bei der ältesten Konfirmandin und dem ältesten Konfirmanden Kaffee getrunken. Dabei wurden die Mädchen vom Gastgeber mit Brezeln beschenkt und die Buben mit Honigzucker und Gutsle. Die Brezeln wurden auf einem langen Stecken aufgereiht, den die Buben der 7. Klasse nachmittags im Gottswald holten. Als Belohnung erhielten diese Bonbons geschenkt.

Für die Konfirmanden war es ein sehr anstrengendes Fest. Es ist anzunehmen, dass für sie der folgende Montag schulfrei war.

Bis Mitte der 1950er-Jahre hielt sich der Brauch in abgewandelter Form. Am Palmsonntag Nachmittag wurden die Konfirmanden zum Kaffee ins Pfarrhaus eingeladen.

Anstelle des heutigen Dankopfers wurde im Konfirmandenunterricht eine Dose aufgestellt, in die man etwas Geld einlegte.

Am Sonntag nach der Konfirmation traf man sich bei den ältesten Konfirmanden zum Kaffee. Gegenseitige Geschenke gab es nicht mehr.

Am Palmsonntag durften die Konfirmanden in ihren schwarzen Kleidern zum ersten Mal an der Feier des „Heiligen Abendmahles“ teilnehmen.

Zum Gottesdienst an Karfreitag trug man ebenfalls schwarz. Nachmittags traf man sich zum gemeinsamen Spaziergang in den Gottswald.

Bis in die frühen 1960er-Jahre gab es den „Ersten Sonntagsrock“, der an Ostern Premiere hatte. In jener Zeit sprach man nicht von einem Kleid, sondern von einem Rock. (Den eigentlichen Rock nannte man „Unterstock.“)

Einzug des neuen Pfarrers

Bei der Neubesetzung der Pfarrstelle wurde der neue Pfarrer mit der „Schees oder Bräk“ von einem Willstätter Gemeindeglied am Legelshurster Bahnhof abgeholt. Vor dem Dorf warteten die Späher, bis die Schees mit dem Gast zu sehen war.

Sofort wurde zur Kirche geeilt und Meldung gemacht, dass der Pfarrer in das Dorf einfährt und mit dem Läuten begonnen werden kann.

Im Jahre 1923 holte Hans Pfozter Pfarrer Hugo Batz mit der Bräk am Legelshurster Bahnhof ab. Die Schulkinder von der 1. bis zur 8. Klasse standen von der Kirche bis zum Pfarrhaus Spalier, um dem neuen Pfarrer „Ehre“ zu erweisen.

Auf der Treppe des Pfarrhauses wurde er von einem Kirchengemeinderat empfangen und ihm der Schlüssel für das neue Heim übergeben. Pfarrer Hugo Batz wirkte von 1923 bis 1957 in Willstätt.

Weit weniger komfortabel wurde am 16. Oktober 1957 sein Nachfolger Pfarrer Ernst Cleiß in seiner neuen Kirchengemeinde empfangen. Es standen auch keine Schüler Spalier. Von Heidelberg kommend stieg Pfarrer Cleiß in Appenweier aus und hoffte auf eine Busverbindung nach Willstätt. Weil im Anschluss kein Bus nach Willstätt fuhr, machte sich Pfarrer Cleiß zu Fuß auf den Weg zu seiner neuen Wirkungsstätte. Mit dem Kirchengemeinderat Lemke traf er sich in dessen Wohnung. Lemke informierte durch einen Boten den damaligen Kirchendiener, dass mit dem Glockengeläut begonnen werden kann. Lemke begleitete den neuen Ortsgeistlichen unter dem Klang der Glocken zum Pfarrhaus.

Weil das Pfarrhaus bei seiner Ankunft gerade renoviert wurde, musste Pfarrer Cleiß zwei Monate im Gasthaus Adler wohnen. Seine Familie folgte ihm am 10.12.1957.

Jugendsonntag

Im Juni feierten die Schulkinder den Jugendsonntag, der von Pfarrer Batz eingeführt wurde.

Die Mädchen suchten Gänseblümchen (Zitterresle) auf den Wiesen und fertigten sich ein Haarkränzchen. Die Buben steckten sich einen kleinen Strauß in die Jackenbrusttasche oder ins Knopfloch.



Im Pfarrhof mussten sich die Kinder paarweise aufstellen und feierlich in die Kirche einziehen, wo sie von den Eltern und Verwandten erwartet wurden.

Zum Gottesdienstbeginn sang man begeistert das Lied „Lobt froh den Herrn ihr jugendlichen Chöre.“

Dieser Brauch endete mit dem Weggang von Pfarrer Batz.

Glocken läuten

Über viele Jahrzehnte war es die Aufgabe der Kirchengemeinderäte und Konfirmanden, die Glocken zum Gottesdienst zu läuten.

Mindestens vier Personen mussten anwesend sein, um alle vier Glocken zusammen läuten zu lassen. Die große Glocke erforderte, je nach Kraft der Läutenden, zwei Personen.

Manchmal ließen sich die Konfirmanden mit dem Seil ein Stück nach oben ziehen, was immer sehr lustig war.

Ganz so eng sahen die Jugendlichen das Läuten nicht. Es wurde keineswegs gleichmäßig an den Seilen gezogen, sodass ab und zu das Geläut sehr jämmerlich klang. Im Laufe der Zeit fanden sich immer weniger Bereitwillige, die dieses Amt übernahmen. Auch die Konfirmanden waren nicht mehr zu motivieren.

Aufgrund der Situation beschloss der Kirchengemeinderat 1968/1969 eine entsprechende Elektronik einbauen zu lassen, die das Läuten übernahm.

Als historischen Beitrag zum Moscherosch Festjahr 2001 wurde auf Anregung des Kirchengemeinderates Christian König die „Handläute-Vorrichtung“ für 10.000 DM (Spendengelder) wieder eingebaut.

Die Hoffnung, dass bei Hochzeiten und sonstigen kirchlichen Festen als Bereicherung die Glocken wieder von Hand geläutet werden, hat sich nicht



*Täufling Marie Steinmetz geb.
Lutz 1915 im Steckkissen*

erfüllt. Beim Moscherosch-Festgottesdienst und der 250-Jahrfeier der Barockkirche Willstätt fanden sich einige Männer, die die Kirchgänger mit „handgeläuteten Glocken“ empfingen.

Am Sylvesterabend trafen sich früher die Willstätter kurz vor 24.00 Uhr an der Kirche und warteten auf das feierliche Glockengeläut. Man wünschte sich gegenseitig ein „gutes neues Jahr.“ Anschließend traf man sich in den Gasthäusern zu einem Umtrunk. Als die wirtschaftliche Lage sich verbesserte, hatten die meisten Einwohner Wein und Bier im Keller und feierten Sylvester zu Hause mit Freunden.

Die Glocken läuten zwar immer noch am 31. Dezember um 24.00 Uhr, aber die Menschen strömen nicht mehr zur Kirche hin.

Unzählige Böllerschüsse übertönen zwischenzeitlich das Glockengeläut.

Kindstaufe

Die Kindstaufe war ein an Traditionen im christlichen Glauben gebundenes Familienfest. Anfang des 20. Jahrhundert brachten Paten das Kind zur Taufe, während die Kindsmutter zu Hause das Essen zubereitete. Getauft wurde außerhalb des Gottesdienstes und auch wochentags. Besonders in Kriegszeiten wurden die Neugeborenen wochentags, ohne Glockengeläut und ohne Paten getauft, da sich die meisten im Kriegseinsatz befanden. In der Regel hatte jedes Kind sechs Paten, drei Götteln (Patin) und drei Pfetter (Pate). Einer Patin wurde das Ehrenamt zugedacht, den Täufling in die Kirche zu tragen und während der heiligen Handlung auf den Armen zu halten.

Bereits wenige Wochen nach der Geburt wurde der Säugling getauft. Dem Täufling wurde ein Kittelchen angezogen und in ein Molton-Einschlagtuch gewickelt, auf ein Kissen gelegt und mit einem schönen Tauf Tuch zugedeckt, das die Hebamme leihweise zur Verfügung stellte. Für die Mädchen gab es ein rosa und für die Buben ein blaues Tuch. Es gab auch spezielle Steckkissen sowie Taufkleidchen, die hinten offen waren, damit



*Täufling Sabine Hahn mit Uropa
1961*

sie über das Kissen ausgebreitet werden konnten. Die Ausstattung und Ausschmückung des Säuglings hing von den finanziellen Möglichkeiten der Familie ab.

Kranke und schwächliche Säuglinge wurden gleich nach der Geburt zu Hause getauft. Kein Kind sollte ungetauft sterben müssen.

Nach dem 2. Weltkrieg setzte sich die Tradition in gewohnter Weise fort, veränderte sich jedoch im Laufe der Jahre. Die Taufe fand nun im Kindergottesdienst statt, die Kinder sangen Tauflieder. Nach der Taufe eilten die Kinder gleich aus der Kirche, um einen guten Platz aufs Zollerbecke Staffel (ehemalige Bäckerei Helfrich) zu bekommen. Nach der Taufe warfen die Paten „Gutsle“ in die wartende Kinderschar. Das war stets etwas Besonderes. Es kamen auch Kinder, die nicht im Kindergottesdienst waren. Es sprach sich herum, wer und wann getauft wird. Damals hatten die Kinder kein Geld, um sich Süßigkeiten zu kaufen.

Seit Ende der 1970er-Jahre werden die Kinder während des Gottesdienstes getauft. Es soll versinnbildlichen, dass der Täufling in die „Christliche Gemeinschaft“ aufgenommen wird. Dies wird heute – im Jahre 2008 – noch genauso praktiziert. Nur sind die Kinder in der Regel älter und haben keine spezielle Taufkleidung mehr an, aber sie werden immer fein und hübsch angezogen. Die Tradition des „Gutsle-Werfens“ verlor sich in den 1970er-Jahren. Seit etwa 1980 wird jedem Täufling ein Bibelvers zuge-dacht.

Viele Eltern lassen ihre Kinder nicht mehr taufen.

Eine sehr alte und schöne Tradition waren die „Göttelbriefe“, die es leider nicht mehr gibt. Diese Briefe beinhalteten die besten Wünsche für das Kind.



Pfetterbrief von 1839



Göttelbrief von 1869

Aus der Schule geplaudert

Die Klassenbesten durften früher in der ersten Reihe sitzen. Man saß „zowerschd“ (zu oberst) Das war eine besondere Ehre. Die Zweitbesten saßen in der zweiten Reihe usw. Die schlechtesten Schüler mussten mit der letzten Bankreihe vorlieb nehmen. Der oder die Klassenbeste hatten den Vorzug, dem Herrn Lehrer die Schuhe putzen zu dürfen. Dafür gab es an Weihnachten ein prächtiges Bilderbuch.

Handarbeit

war für Mädchen bis etwa 1975 ein wichtiges Pflichtfach. Vor allem im 19. bis Mitte des 20. Jahrhunderts erhielten die Schülerinnen in wichtigen Näharbeiten Unterricht. Sticken, stricken, flicken, Knopflöcher nähen, Knöpfe annähen u. a. wurde den Mädchen beigebracht.

Lange Zeit wurde das „ABC“ und verschiedene „Stiche“ auf ein grob gewobenes Stück Leinen mit Namen und Jahreszahl gestickt. In der 8. Klasse mussten die Mädchen ein Hemd nähen. Als die selbst genähten Hemden aus der Mode kamen, mussten Nachthemden genäht werden.

Einmal im Jahr kam eine Kommission vom Frauenverein und begutachtete die Handarbeiten. Besonders begabte Mädchen erhielten ein Lob.



Sticktuch



Näh- u. Flicktuch

In dieser Form gibt es keinen Handarbeitsunterricht mehr. Stricken für Mädchen *und* Buben ist angesagt.

Mütterberatung

Für Säuglinge und Kleinkinder fand in der Schule in unseren Dörfern monatlich eine Mütterberatung statt. Der Termin wurde durch den Boten (Bott) bekannt gegeben. Eine vom Gesundheitsamt entsandte Ärztin untersuchte die Kinder und überprüfte die Entwicklung, Bewegung, Gewicht und Größe. Sie gab Ratschläge über Ernährung und Pflege. Babywaagen konnten vom Gesundheitsamt ausgeliehen werden. Zu diesen Terminen zogen die Mütter die Kinder extra chic an.

Die Mütterberatung wurde durch die fortschrittliche medizinische Entwicklung, die hausärztliche Betreuung und Vorsorgeuntersuchung beim Kinderarzt überflüssig.

Es war eine sinnvolle Einrichtung.

Die vom Gesundheitsamt vorgeschriebenen Schüler-Pflichtimpfungen fanden ebenfalls in der Schule statt.

Unterhaltung

Hin und wieder kam ein Drehorgelmann ins Dorf und leierte seine Moritaten herunter, wozu meist eine Frau den Text sang und mit einem Stock auf Bilder zeigte, wo die „Moritaten“ abgebildet waren. Ab und zu kamen Männer mit dressierten Hunden und Katzen durchs Dorf. Die armen Tiere mussten Roller fahren und durch Ringe springen. Die meist kleinen Zuschauer warfen für die Vorstellung einige Pfennige in den Hut.

Fahrende Händler

Ein Besenmann machte regelmäßig die Runde im Dorf, um seine Birkenreisigbesen zu verkaufen. Er kam immer zu Fuß von Kappelrodeck und schob schlecht gelaunt seinen Karren vor sich her und führte Selbstgespräche. Wenn er in einem Hause keinen Besen verkaufen konnte, lief er schimpfend davon.

Von Renchen kam gelegentlich ein Wagen mit Gebrauchsgeschirr, obwohl in Willstätt ein großes Kolonialwarengeschäft mit allen haushaltsnotwendigen Artikeln vorhanden war. Fahrende Händler brachten nicht nur Waren ins Dorf, sondern auch Neuigkeiten, denn nicht jeder Haushalt konnte sich eine Tageszeitung leisten. Die Hausfrauen freuten sich über jede Abwechslung im grauen Alltagseinerlei.

Auch der Bürstenmann machte zwei bis dreimal jährlich seine Aufwartung. In seinem Verkaufswagen hatte er ein breit gefächertes Bürsten- und Besenangebot, extra große Putzlappen, eben alles für den Hausputz.

Moderne Reinigungsgeräte haben den Bürstenmann verdrängt. Gelegentlich ist er noch auf den Jahrmärkten zu sehen.

Aus Achern kam der Tee- und Gewürzmann, der die Hausfrauen mit allen notwendigen Koch- und Backzutaten, Gesundheitstees und Kräftigungselixieren belieferte. Mit der Motorisierung der Hausfrauen ging der Bedarf stetig zurück. Mitte der 1980er-Jahre stellte er seine Verkaufsfahrten ein.

Lebensunterhalt

Die Versorgung der Bevölkerung ohne eigenes Ackerland war sehr mühsam. Wer einen Hausgarten und ein paar Hühner besaß, konnte sich damit das Notwendigste zum Leben sichern.

Auf gemeindeeigenem Gelände wurden Hausgärten angelegt, um die Versorgung der finanzschwachen Bevölkerung zu sichern. Kinder, die von Eltern nicht ernährt werden konnten, mussten bei Bauern für ihr Essen arbeiten. Auch Ähren auflesen war eine Kinderarbeit.

Nach dem Abernten der Getreidefelder wurden die liegen gebliebenen



Dieser Dreschschopf gehörte bis 1974 der Adlerwirtsfamilie Meyer



Beim Dreschen

Ähren aufgelesen, im Dialekt: „mir hän g'ährt.“ (Wir haben Ähren aufgelesen.)

In Ermangelung von Schuhen mussten die Kinder oft barfuß über die Stoppelfelder laufen.

Mit dem Dreschflegel wurden die Ähren zuhause „gedroschen“. Das aus dem Korn gewonnene Mehl sicherte das „tägliche Brot“.

In der neueren Zeit übernahm eine Dreschmaschine die Arbeit. Nach den Landwirten durften die Nichtlandwirte ihr aufgelesenes Getreide ausdreschen lassen.



Rossschwemme



Die Bräk wird gewaschen

Bei der Kartoffelernte durften die wenigen, liegen gebliebenen Kartoffeln „nachgelesen“ werden („Grombeere retzle“). Meistens musste zuvor bei der Kartoffelernte geholfen werden, um dieses Privileg zu bekommen.

Wurde in der Nachbarschaft ein Schwein geschlachtet, hofften die in der Nähe Wohnenden auf eine Kanne Wurstsuppe, wenn möglich mit kleinen Fettstückchen drin. Das war eine Delikatesse, nicht nur in der Nachkriegszeit. Vor allem war ein Mittagessen gesichert. Um die Suppe gehaltvoller zu machen, schnitt man Brot hinein. Schwamm in der Suppe eine Blut- und Leberwurst war die Freude riesengroß.

Im Oktober/November wurden Pilze gesucht. Um welche zu finden, musste man sehr früh aufstehen, sonst waren sie schon abgeerntet. Damals gab es noch sehr viele Wiesen. Die meisten Champignons standen an Stellen mit dunklem Gras. Keiner verriet dem andern seinen „Pilzplatz“. Handgeschabte Spätzle und Pilzsoße waren eine Delikatesse.

Wie arm die Bevölkerung teilweise war, besagt nachstehende Überlieferung.

Eine Frau aus dem Winkel ging zu Frau Marquardt (Kolonialwaren) und bat um etwas Heringbrühe: „Frau Marquardt, hän se noch es bessel Häribrij, die esse mir so gern zue d’Grombeere.“

Vielleicht schwamm noch ein Heringschwanz in der Brühe.

Rossschwemme

Am Bach, gegenüber dem Friedhof war eine Rossschwemme. Dort wurden die Pferde nach ihrer Arbeit, besonders an heißen Tagen, ins Wasser geführt und gewaschen. Die Pferde in die Schwemme zu reiten, war bei den Kindern sehr beliebt.

Im Dorf gab es einst viele Pferde, die zur Feldarbeit angespannt wurden. Unterwegs ließen sie oft ihre „Pferdeäpfel“ fallen, die von den Kindern eingesammelt wurden und in den Hausgärten als Düngemittel Verwendung fanden.

„Rossbolle sammeln“ war keine beliebte Kinderarbeit. Die Kinder genierten sich deswegen.

Meerrettichfrau

Bis in die frühen 1980er-Jahre kamen im Herbst Frauen aus Urloffen mit dem Rad in die nähere Umgebung, um ihren Meerrettich zu verkaufen. Sie gingen von Haus zu Haus und boten die scharfe Wurzel an. Erfahrene Hausfrauen kratzten den Meerrettich an, um festzustellen, dass er innen weiß ist.

Es konnte vorkommen, dass die Wurzel alt und innen braun war. Meistens schnitten die Frauen von der Wurzel ein Stückchen ab, um zu zeigen, dass ihre Ware einwandfrei ist.

Den Meerrettich auf einer Reibe zu schaben, war eine sehr tränenreiche Angelegenheit. Jedes Familienmitglied versuchte sich vor dieser Arbeit zu drücken.

Wurde die Wurzel nicht sofort verwendet, grub man sie im Garten in die Erde (einschlagen), um sie frisch zu halten. Es kam öfters vor, dass der Meerrettich vergessen oder nicht mehr gefunden wurde.

Meerrettichsoße, gekochtes Rindfleisch und Rahnensalat, waren früher bei Hochzeiten *die* Vorspeise.

Urloffen ist als Meerrettich-Dorf bekannt.

Seit vielen Jahren wird der Meerrettich fix und fertig gerieben in Gläsern im Supermarkt verkauft.

Ereignisse auf der Kinzig und der Hanfrötze

Unsere Kinzig war in besonders strengen Wintermonaten wochenlang zugefroren. Das war Freude pur für die Kinder und Jugendlichen. Einige Privilegierte besaßen Schlittschuhe. Die meisten Kinder jedoch rutschten einfach auf dem Eis hin und her. Wer einen Schlitten besaß, schob ihn an, setzte sich schnell drauf und konnte eine große Strecke mit dem Schlitten auf dem Eis dahingleiten. Oder mehrere Kinder benutzten gemeinsam einen Schlitten.

Am besten zu nutzen war die Eisfläche bei „s’Blechhanse“.

In die Mitte der Eisfläche wurde ein Balken gerammt und Seile daran festgebunden. So konnten sich die Kinder und Erwachsenen wie auf einem Karussell im Kreise drehen.

Der „Tanz auf dem Eis“ war ein besonderes Erlebnis. Zu den Klängen einer Musikkapelle tanzten unzählige Paare auf dem Eis.

Auf der Amtsmatt verkaufte Bäcker Schadt Kaffee und Kuchen. Gegenüber im Kling wartete Karl Ferber mit heißen Würstchen und Getränken auf.



Auf den Eisschollen 1929



Ein Balken wird ins Eis geschlagen



Eishockey 1999

Besonders kalte Winter herrschten in den Jahren 1879/1880 und 1929/1930. 1956 hatte die Kinzig eine fast geschlossene Eisdecke bis nach Offenburg.

Ein großes Problem für das Kinzig-Stellwerk bedeutete der Eisgang. Oft musste das Eis gesprengt werden, um das Kinzigwehr vor Zerstörung zu retten.

Nach der Kinzigverlegung 1957 trat 1963 nochmals ein Eis-Stau auf. Um das neue Wehr zu schützen, mussten die Eisplatten mit Hilfe des THW gesprengt werden.

Diese Aktionen zogen immer viele Schaulustige an.

Die einstigen Rötzen bedeuteten für Schulkinder und Jugendliche Unterhaltung und Bewegung in kalten und tristen Wintertagen.

Auf der letzten übrig gebliebenen Rötze kann man bis in die jüngste Zeit an frostigen Wintertagen Schlittschuh laufen, Eishockey spielen oder einfach nur auf dem Eis rutschen.

Stellen eines Maibaumes

Eine alte Tradition ist „das Maibaum stellen“ an den Gastwirtschaften. In der Regel wird dies von den „Stammtischlern“ ausgeführt. Eine Birke aus dem Wald wird mit bunten Bändern geziert und am Abend vor dem 1. Mai vor der Gaststätte standsicher aufgestellt. Der Wirt lädt anschließend zu Freibier ein.

Inzwischen gibt es in Willstätt nur noch wenige Wirtschaften mit einem festen Stammtisch. Im Jahre 2007 war das Gasthaus Krone die einzige Wirtschaft, die einen „Maibaum“ gestellt bekam.

Bei der Wiederwahl von Bürgermeister Fuhri im Jahre 1971 wurde ihm vom Turnverein an seinem Wohnhaus ein „Maien“ gestellt. Es war eine riesengroße Tanne mit geschältem Stamm und einem Kranz mit bunten Bändern.



„Maien“ für den neuen Bürgermeister

Am 14. März 1999 wurde Bürgermeister Kleinhans zum dritten Mal in das Amt des Bürgermeisters gewählt. Die Bauhofarbeiter stellten ihm an seinem Wohnhaus eine prächtige Tanne.

Vor vielen Zuschauern wurde am 1. Juni 2007 dem frisch gewählten Bürgermeister Steffens am Rathaus ein bunt gezierter Maibaum aufgestellt. Im Legelshurster Wald wurde eine stattliche Birke geschlagen, zubereitet und nach Willstätt transportiert. Die Feuerwehr der Gesamtgemeinde Willstätt brachte den Baum mit großer Kraftanstrengung in die Senkrechte. Anschließend gab es Freibier und Brezeln im Rathaushof.

Auf die Frage einer Willstätterin an einen Legelshurster: „Wo esch denn d'r schene Boam her“ bekam sie folgende Antwort: „Von Lejelzorscht nadirli, d'Wellstätter hän jo ken Wald.“

Sperrnacht

Die Sperrnacht war eine uralte Sitte in unserer Gemeinde, die sich immer vom 23. auf den 24. Dezember eines jeden Jahres abspielte.

Junge Burschen streiften in der Nacht durch das Dorf und schleppten nicht weggeräumte Gegenstände ans Rathaus. Hoftore und Fensterläden wurden ausgehängt, Leiterwagen fortgeschoben, Leitern und Schalbüre (Schaltbahnen), Gartenmöbel, Sonnenschirme, Blumenkübel, Dreckeimer, Fahrräder, Baumaschinen, Anhänger, Blumentröge u. a. wurden fortgeschleppt. Alles was in nicht abgeschlossenen Höfen stand wurde, weggetragen. Sogar ein Bulldozer erreichte geräuschlos das Rathaus.

Am Morgen des 24. Dezember waren die Einwohner damit beschäftigt die, weggeschleppten Gegenstände wieder abzuholen, sofern das Verschwinden gleich bemerkt wurde. Viele Dinge blieben über Weihnachten stehen, die die Gemeindearbeiter hinter das Rathaus stellten. Über die Weihnachtstage wäre diese Stellage kein feierlicher Anblick gewesen.

Anfang der 1980er Jahre eskalierte dieser Brauch. Abwasserdeckel wurden herausgerissen, Blumentröge in die Kinzig und den Plauelbach geworfen, die elektrische Beleuchtung des Weihnachtsbaumes vor dem Rathaus zerstört u. v. a.

Nach Ermahnungen von Seiten der Gemeindeverwaltung konnte der Brauch wieder in geordnete Bahnen gelenkt werden.

In der Sperrnacht 2005 wurden wieder große Schäden angerichtet. An den Gasthäusern wurde die Weihnachtbeleuchtung durchgeschnitten, ebenso die Beleuchtung des Weihnachtsbaumes vor dem Rathaus, Blumentröge wurden von den Fenstern heruntergeworfen, Dreckeimer ausgeleert u. v. a.

Aufgrund dieser unkultivierten Ereignisse beschloss der Ortschaftsrat die Sperrnacht zu verbieten. Für das Jahr 2006 wurde eine verstärkte Polizeipräsenz angefordert.

Es ist schade, dass diese Sitte durch die Zerstörungswut einiger Jugendlichen so enden musste.

Musikalische Begrüßung des 1. Mai

Der Musikverein begrüßte die Einwohnerschaft am 1. Mai mit zünftiger Musik. Bereits früh um 6.00 Uhr begann die Fahrt durchs Dorf. Sicherlich hätten manche Leute gerne länger geschlafen. Einst fuhr man mit dem Pferde- oder Kuhfuhrwerk, als diese Fahrzeuge knapp wurden, gingen die Musikanten zu Fuß, später saßen sie dann auf einem LKW. An verschiedenen Stellen jeder Straße wurde ein Ständchen vorgetragen. Gelegentlich haben Anwohner die Musikanten mit einem Umtrunk bedacht.

Im Jahr 1984 wurde zum letzten Mal auf diese Weise zum 1. Mai aufgespielt.

Seit 2003 geht eine kleine Abordnung zu Fuß durchs Dorf und begrüßt den 1. Mai mit flotter Musik. Allerdings nicht mehr morgens um 6.00 Uhr.

Tra m'r schnell zuem Beck d'Kueche

Als in den Haushalten noch auf dem Kohlenherd gekocht und gebraten wurde, war es nicht so einfach, einen Kuchen in den Ofen zu schieben und zu backen. Eine gleichmäßig notwendige Hitze die der Kuchen benötigte, war nicht möglich.

Der Kuchen wurde auf dem Kuchenblech zum Bäcker (Ochsebeck) getragen. Der Backofen hatte nach dem Brotbacken noch die nötige Hitze und der Bäcker das fachmännische Auge.

Meistens mussten die Kinder die Kuchen zum Bäcker tragen und auch wieder abholen. Ob der Kuchen immer unversehrt nach Hause kam, ist zu bezweifeln.

Der Backpreis betrug 15–20 Pfennig.

Eier einlegen

Über den Winter legen die Hühner bei herkömmlicher Haltung kaum Eier. Um den Eiervorrat in der kalten Jahreszeit zu sichern, wurden sie in Tongefäße eingelegt und mit Wasserglas, einer gallertartigen Masse (Natrium- oder Kaliumsilikat), übergossen. Die Eier wurden dadurch konserviert und waren jederzeit zu verwenden. Wasserglas war auch unter dem Namen „Ei-wol“ bekannt.

Die jetzige Batterie-Hühnerhaltung ermöglicht täglich frische Eier.



Waldplätze

Dem Willstätter Bürger stand von der Gemeinde ein Waldplatz zu. Die Waldplätze lagen Richtung Hesselhurst und waren Wiesen. Um Willstätter Bürger zu werden, mussten sich Auswärtige als Bürgersohn einkaufen. Erst dann stand ihm der Bürgernutzen zu. Während der Heuernte verkaufte „s’Pheleppe Sälmel“ (Salomea Ferber) an den neuen Brücken, Richtung Hesselhurst, Getränke.

Einladung zur Beerdigung

Nicht alle Bürger konnten sich eine Tageszeitung leisten, ebenso wenig eine Todesanzeige in der Tageszeitung veröffentlichen.

Es war eine Ehre, wenn man „zu d’Licht sa“ durfte. Meistens waren es Kinder aus der Verwandtschaft oder Nachbarschaft, die dieses Amt übernehmen durften.

Die Kinder wurden straßenweise eingeteilt. Sie gingen von Haus zu Haus und sagten: „Morn Nommeda um zweij esch d’Licht.“ (Morgen Nachmittag um zwei Uhr ist die Beerdigung.) Manche Einwohner erfuhren erst zu diesem Zeitpunkt, dass jemand aus der Gemeinde gestorben war.

Bis etwa 1955 wurden die Einwohner auf diese Weise über einen Todesfall informiert.



Der Verstorbene blieb bis zur Beerdigung im Hause. Am Abend vor der Beerdigung versammelten sich Verwandte und Nachbarn bei der Trauerfamilie, um ihr Mitgefühl zum Ausdruck zu bringen.

Am Tag der Beerdigung und bei gutem Wetter wurde der Verstorbene im Hof, sonst im Haus aufgebahrt und mit Kränzen und Blumen geschmückt. Vor dem Gang auf den Friedhof sprach der Pfarrer im Trauerhaus ein Gebet.

Der Sarg und die Kränze wurden mit dem von einem Pferd gezogenen Leichenwagen auf den Friedhof gefahren. Das Pferd bekam eine schwarze Decke übergelegt. Hinter dem Trauerwagen lief die Trauerfamilie und anschließend die Trauergemeinde. Auf besonderen Wunsch fand die Trauerfeier in der Kirche statt. Je nach Bekanntheitsgrad war es ein großer oder kleiner Trauerzug. Dieser Brauch endete, als eine Friedhofskapelle mit Kühlräumen erbaut und am 17. Juli 1966 eingeweiht wurde.

Der zunehmende Verkehr hätte diesem Brauch ohnehin keinen Raum mehr gelassen.

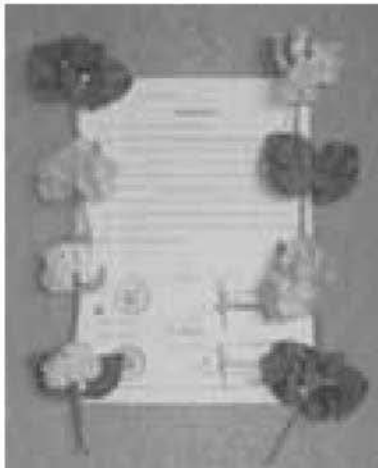
Bis 1978 hob der Totengräber Wilhelm Franz die Gräber von Hand aus.

Aufgebotskasten

Bis zum Jahre 2000 musste ein Heiratsaufgebot öffentlich bekannt gemacht werden.

Das Aufgebot wurde im Schaukasten am Rathaus veröffentlicht. (Man hing im Käscht'l.)

Bis etwa 1990 war es Sitte, dass Nachbarn, Freunde und Verwandte in hiesigen Geschäften kleine Kunstblumen kauften, die sie auf dem Rathaus



abgaben. Ein Rathausbediensteter drapierte die Blumen um das Aufgebot. Die Anzahl der Sträuße hing von der Bekanntheit des Hochzeitspaares ab.

Knicks und Diener

Was heute nur noch in Königshäusern praktiziert wird, war bei uns bis etwa vor 40 Jahren Pflicht.

Mädchen mussten, wenn sie jemand begrüßten, einen Knicks machen, die Buben einen Diener.

Neujahr sagen

Am 1. Januar wünschten Schulkinder den Nachbarn, Verwandten und Bekannten ein „gutes neues Jahr“. In der Regel sagten die Kinder einen Vers auf. Dafür bekamen sie 10, 20 oder 30 Pfennig oder Süßigkeiten. Bei Wohlhabenden gab es schon mal ein 50-Pfennig-Stück.

Wäsche waschen war eine Prozedur

Weil das Wasser aus dem häuslichen Schöpfbrunnen meistens rostig war, wurde das Wasser mit einem Leiterwägelchen im Waschkessel oder Zuber am Bach, an der Kinzig oder am Rötzgraben (Reesgrawe) geholt. An Regentagen wurde das Regenwasser aufgefangen. Dieses Wasser war weicher und eignete sich auch hervorragend zum Haare waschen.

Der Waschtage musste geplant werden und begann sehr früh am Morgen. Tags zuvor wurde die Schmutzwäsche (Bett- und Leibwäsche) einge-



weicht, damit sich der Schmutz leichter löste. Am Tag darauf wurde sie leicht ausgewaschen und auf dem Küchenherd im Waschkessel gekocht und mehrmals mit dem „Wäschbengel“ bewegt.

Nach Erkalten der Waschbrühe wurde die Wäsche ausgewaschen, ausgewrungen und an der Kinzig, am Bach oder Rötzgraben „ausgeschwängt“, bis keine Seifenblasen mehr im Wasser zu sehen waren. Für das heutige Umweltverständnis wäre dieser Spülvorgang nicht mehr denkbar. Bettbezüge, Leintücher, Tischdecken und größere Wäscheteile legte man auf die Gewässerwiesen zum Bleichen. Man besprengte die Wäsche zwischendurch mit Wasser, um einen blütenweißen Effekt zu erreichen. Blendend weiße Wäsche war für die Hausfrauen jener Zeit sehr wichtig.

Die Buntwäsche wurde in gleicher Weise gewaschen, nur nicht gekocht und gebleicht, dafür kräftig gebürstet.

An Regentagen und im Winter musste die Wäsche daheim und viel umständlicher gewaschen und getrocknet werden.

Es gab auch Waschfrauen, die in den Häusern die Wäsche wuschen, um etwas Geld und Essen zu verdienen. Sie kamen oft mit blutenden Fingern nach Hause.

Im Rötzgraben „schwängte“ man nicht nur die Wäsche, er war an warmen Samstagen auch Treffpunkt für die anstehende Wochenend-Körperpflege.



Festjungfern etwa 1930

Hier trafen sich Kinder und Jugendliche zum Waschen. Die Unterhosen und das Hemd behielt man an. Am Ende „dunkte“ (untertauchen) man sich noch im Wasser, damit alle Körperstellen nass wurden.

In unserem Ort gab es nur in wenigen wohlhabenden Häusern eine Zinn- oder Kupferbadewanne. Einfache Leute badeten im „Wäschbedd'l“ (Zuber).

Festjungfern und Däfelesbuewe

Vereinsfeste waren Höhepunkte im dörflichen Leben. Sie bildeten oft die einzige Abwechslung im entbehrungsreichen, täglichen Ablauf.

In der Vergangenheit trafen sich in unserem Ort Leute im Lese-, Schützen- und Radfahrverein. Es gab eine sehr lebendige Theatergruppe, die im großen Engelsaal bis in die 1930er-Jahre ihre Aufführungen präsentierte. Während des Krieges fanden keine Theatervorführungen statt. Erst wieder nach dem 2. Weltkrieg formierten sich Theaterbegeisterte und führten in der alten Turnhalle viele Operetten und Theaterstücke auf. Für die kulturell ausgehungerten Einwohner waren diese Darbietungen Höhepunkte. Die Einwohnerschaft freute sich auf die Monate Januar und Februar, in denen



100-jähriges Jubiläum der Teutonia 1953



Festwagen „Es klappert die Mühle“



*Walter Ferber als Graf Reinhard I.
Erika Jockers als Gräfin Maria E.*

die Vorstellungen dreimal aufgeführt wurden. Vorgenannte Vereine gehören längst der Vergangenheit an.

Die Vereinsfeste mit Umzügen waren stets etwas Herausragendes.

In besonders guter Erinnerung blieb das 100-jährige Sängerfest der Teutonia im Pfarrgarten. Ein großer Umzug mit Darstellungswagen und Gasthöfen bewegte sich durch das geschmückte Dorf. Allen voran die Festjungfern und die Däfelsbuewe. Die jungen Mädchen waren bis vor dem 2. Weltkrieg weiß gekleidet. Die Buben, die die Tafeln mit dem Namen des Gastvereins tragen durften, hatte ihre Anzüge an, sofern sie eines besaßen. Nach dem Krieg zog man sich einfach nur schön an. Auch der Musikverein, Turnverein und die Feuerwehr feierten so ihre Feste. In der Neuzeit finden solche Vereinsfeste in der Hanauerland-Halle statt.

Quellen:

Johann Jockers, Ortschronist †
Ortschronik „Willstätt im Wandel der Zeit“

Zeitzeugen:

Marie Künster geb. Groth
Marie Steinmetz geb. Lutz
Martha Blumann geb. Franz
Marianne Anselm geb. Pfozter
Ingrid Hahn geb. Schwarz
Fritz Fuhri, Bürgermeister i. R.
Ernst Cleiß, Pfarrer i. R.
Erich Knauer

Bildmaterial:

Gemeindeverwaltung Willstätt
Marie Steinmetz geb. Lutz
Anna Wägel geb. Hilzinger
Marie Künster geb. Groth
Erna Fehrenbach geb. Hetzel
Gisela Busch geb. Schuler
Gisela Pallentin geb. Hoffmann
Erika König geb. Hilzinger
Dorle Hilzinger
Fritz Greth †
Herbert König

Mitgedacht haben:

Mariele Steinmetz
Mariele Künster

Ein vergessener Brauch: Schülerpostkarten vom Gymnasium Ettenheim

50 Jahre Abiturienten- und 30 Jahre Einjährigenkarten

Bernhard Uttenweiler

Etwa ein halbes Jahrhundert lang pflegten die Schüler des Gymnasiums Ettenheim einen inzwischen in Vergessenheit geratenen Brauch: Nach bestandener Abschlussprüfung schickten sie eine eigens für diesen Zweck gezeichnete und gedruckte Bild-Postkarte an ihre Verwandten, Bekannten und Freunde, um das glückliche Ende ihrer gymnasialen Schulzeit anzukündigen.

In Ettenheim wurde die erste Abiturprüfung im Juli 1901 abgelegt. Sogleich übernahmen die Ettenheimer Gymnasiasten den zuvor schon an anderen Gymnasien gepflegten Brauch der *Abiturientenkarten*. Bei der großen Foto- und Postkartenausstellung des Historischen Vereins Ettenheim im Jahre 1983 konnten 21 Abiturientenkarten gezeigt werden. Inzwischen ist die Zahl der aufgetauchten Karten aus dem Zeitraum von 1901 bis 1950 auf insgesamt 30 Karten angewachsen.

Von den *Einjährigenkarten*, das sind Karten, die von den Untersekundaren nach ihrer Versetzung aus der 10. Klasse in die Obersekunda verschickt wurden, standen für die damalige Ausstellung nur 14 zur Verfügung. Seither sind zwei weitere Karten hinzugekommen. Die erste überhaupt bekannte Karte der Einjährigen stammt von 1904 und die letzte von 1933.

Die Beschäftigung mit den Schülerpostkarten fördert selbstverständlich keine grundlegenden Erkenntnisse über das Ettenheimer Gymnasium zutage, doch beleuchten diese kulturhistorisch durchaus bemerkenswerten Zeichnungen auf den Postkarten dennoch einen Teilaspekt der Schulgeschichte und damit ja auch der Lokalgeschichte.

Die in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts entstandenen kleinen Kostbarkeiten sind Ausdruck der Mentalität von fast fünfzig Schülergenerationen. Sie erlauben nicht nur einen Einblick in das Lebensgefühl der Pennäler, sie spiegeln auch teilweise die Gedankenwelt der Abiturienten und der Einjährigen wider. Einige Karten weisen direkt auf politische Ereignisse der jeweiligen Zeit hin.

Auf jeden Fall dokumentieren sie eine gewisse Verbundenheit der Schüler mit ihrer Schule. Gelegentlich beinhalten sie Kritik an den Lehrern, aber es ist auch Dankbarkeit für erhaltene Unterstützung zu spüren. Aus einigen Karten spricht unverhohlene Anhänglichkeit an das kleine Städtchen, in dem sie ihre Gymnasialzeit erleben konnten und eventuell ihre erste Lie-

be erfahren haben. So mancher Schüler, der von weit her kommend bei Bekannten oder einer Professorenfamilie Kost und Logis gefunden hatte, wird von Ettenheim voll Wehmut Abschied genommen haben, was durch die eine oder andere Postkarte bezeugt ist.

Die Gründung eines Schülerpensionats 1914 durch den katholischen Stadtpfarrer Williard, der Schülern aus dem ländlichen Raum den Zugang zu einer höheren Bildung ermöglichen wollte, wirkte sich auf die Schülerzahlen des Gymnasiums positiv aus und machte danach die Unterbringung auswärtiger Schüler in den Familien der Professoren überflüssig.

Aus der jährlichen Zusammenstellung der Abiturienten und ihrer Heimateorte, die im Festbuch zum 125-jährigen Bestehen des Gymnasiums von 1967 veröffentlicht wurde, kann die Herkunft der Schüler sehr leicht ermittelt werden. Bei den ersten Abitursjahrgängen gab es Klassen, in denen nur drei oder vier Schüler aus Ettenheim stammten. Alle anderen kamen aus der näheren Umgebung, sehr viele jedoch aus anderen Städten wie Freiburg, Straßburg, Karlsruhe, Mannheim, Neckarbischofsheim, Stuttgart, Saarbrücken, München und sogar aus Berlin.

Aus etlichen Karten spricht das Bewusstsein und der Stolz der Gymnasiasten, einer Elite anzugehören, die nach der Schulzeit ein Studium an der Universität aufnehmen kann. Das Wissen um ihre soziale Sonderstellung drücken die Abiturienten, die ja in jener Zeit nur einen ganz geringer Prozentsatz eines Jahrgangs ausmachten, schon auf der ersten Abiturientenkarte von 1901 aus. Über dem von der Sonne überstrahlten antiken Tempel steht das „Vivat Academia!“, mit dem die Abiturienten die angestrebte akademische Bildung und die ersehnte Freiheit willkommen heißen.

Zahlreiche Motive und Themen, die in den Karten auftauchen, gehören zur studentischen Tiersymbolik und werden jeweils unter den Abbildungen erläutert. Ein Vergleich mit den Schülerpostkarten der Gymnasien von Konstanz, Donaueschingen und Rottweil, die in den unten angegebenen Veröffentlichungen von Dieter Städele, Ulf Wielandt und Werner Mezger abgebildet sind, zeigt, dass Elemente wie Frosch, Mulus, Tempel, Berge und Sonne ebenso auf den Abiturientenkarten anderer Gymnasien auftauchen. Sie gehörten offenbar zum Allgemeingut der Gattung „Abiturientenkarte“ und waren nicht unbedingt eigenständige Erfindungen der Ettenheimer Oberschüler. Selbst bei der zeichnerischen Ausgestaltung der Bilder sind eindeutige Übereinstimmungen feststellbar.

Eine Auswahl aus den verfügbaren Abiturientenkarten von 1901 bis 1912

1901: Auf der ersten Ettenheimer Abiturientenkarte wird mit der genau abgebildeten Stadtkirche St. Bartholomäus der Bezug zu Ettenheim, dem Ort der Schule, hergestellt. Bemerkenswert ist dabei, dass sogar die Wall-



fahrtskapelle oben auf dem Kahlenberg angedeutet wurde. Am rechten Ufer des imaginären Gewässers stellen sich die Abiturienten des Jahrgangs 1901 als vor Freude tollende Maulesel dar: „Die ersten Muli Ettenheim’s“. Sie sind keine „Frösche“ mehr, wie die Schüler noch vor der Abschlussprüfung bezeichnet werden. Selbst der Herr Professor mit Zylinder wird als Frosch-Lehrer dargestellt. Er scheint mit dem Ergebnis seiner pädagogischen Arbeit zufrieden zu sein. Vor der Prüfung mussten sich die Frösche mühsam bis zum Ende der Säule, der Oberprima, hocharbeiten. Von der Plattform stürzten sie sich dann ins kalte Wasser der Abiturprüfung und strebten dann schwimmend als Muli einem neuen Ufer entgegen. Ihr hehres Ziel steht oben auf dem Berg, das von der Sonne beschienene Elysium, jener Ort, der in der griechischen Mythologie für den antiken Helden, der Außergewöhnliches geleistet hatte, bestimmt war. Zugleich symbolisiert der griechische Tempel die „Academia“, die Hohe Schule oder Universität, die mit dem Ausruf „Vivat Academia!“ stolz und freudig begrüßt wird.

In der Studentensprache bezeichnete das lateinische Wort *mulus*, auf deutsch Maulesel, den Abiturienten, der die Prüfung bestanden hat und nun im Begriff ist, sein Schüldasein gegen das eines Studenten einzutauschen. Er ist nicht mehr Schüler und noch nicht Student, so wie ja der Maulesel weder Pferd noch Esel ist. Wenn er sich dann im ersten Semester an der Universität einer Studentenverbindung anschließt, wird er als

„Fuchs“, das heißt erneut mit einem aus dem Tierreich entnommenem Begriff bezeichnet werden.

Laut Abiturientenverzeichnis des Ettenheimer Gymnasiums waren es 1901 nur fünf Schüler, die diesen Weg beschreiten konnten. Ein Einziger war aus Ettenheim, je einer aus Altdorf und Mahlberg, die beiden anderen aus Ludwigshafen am Rhein bzw. aus Frankenthal.

Dr. Hans Bölle, langjähriger Vorsitzender der Ettenheimer Schulgemeinde, hat den „ersten Muli“ seines Gymnasiums im „Geroldsecker Land“ 1993 einen eigenen Artikel gewidmet.

1904: Das Thema der Metamorphose, der Umwandlung des Schülers vom Frosch zum Mulus, wird in der Abiturientenkarte von 1904 erneut aufgegriffen. Sie wurde aus dem unten genannten Buch von Dieter Städele entnommen. Die Muli dieses Jahrgangs stellen vor allem ihre Umwandlung im Verlauf der Reifeprüfung dar. Glaubt man dem Zeichner der Karte, wurde sie öffentlich in Anwesenheit vieler Zuschauer abgehalten. Im Hintergrund der Prüfungsarena erblickt man das Gymnasium und einen Frosch, der noch draußen wartet. Der erste Maulesel bzw. Prüfling, der mit der Peitsche des Lehrer-Dompteurs über die Buchhürden durch die Prüfung gejagt wird, ist sozusagen noch im Status Nascendi, also im Begriff, ein Mulus zu werden. Er ist deswegen noch nackt und hat an seinen Hinterläufen sogar weiterhin die Schwimmhäute eines Froschs. Erst der zweite Mulus hat schon ein behaartes Fell, trägt aber noch keinen Lorbeer-

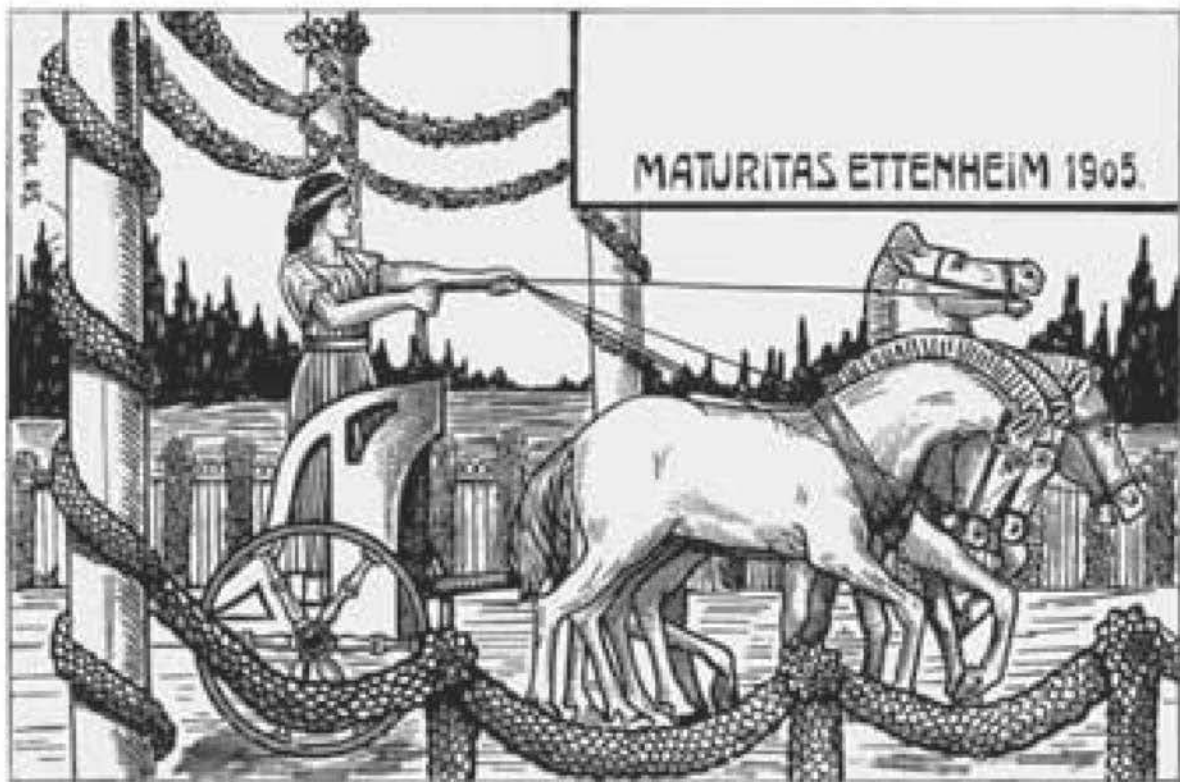


kranz. Der dritte Maulesel ist voll entwickelt und daher ein Mulus. Er hat die Prüfung bestanden und wird nach antikem Vorbild mit einem Siegeskranz geschmückt, auf dessen Schleife „Dem Mulus“ geschrieben steht. Außerhalb des Zeltens strahlt ihm die Sonne entgegen und verkündet die ersehnte und mühsam erkämpfte Freiheit, auch wenn dort ein streng dreinschauender Universitätsprofessor auf ihn wartet.

Da bis 1905 die Adressenseite einer Postkarte nur für die Anschrift und nicht für Mitteilungen verwendet werden durfte, stand nur ein kleiner Teil der Bildseite für die Korrespondenz zur Verfügung. Deshalb eine kleine Aussparung auf dieser Seite. Hier notierten die Muli von 1904 „Die Bekränzten erlauben sich nach gutem Erfolge freundl. Gruß“. Unterschrieben wurde die Karte von Josef Rest/Münchweier, Leopold Weil/Schmieheim, Bertold Bleile/Karlsruhe, Nathan Moses/Kirchen, Isaak Baumann/Schmieheim und noch von weiteren Schülern, deren Namen aber auf dem Maulesel nicht entziffert werden konnten. Im Abitursverzeichnis sind noch Otto Diehl/Pirmasens, Rudolf Dill/Heidelberg, Hermann Jäger und Arnold Lion/Ettenheim aufgeführt.

Ein besonderer Hinweis soll Josef Rest aus Münchweier gelten. Er studierte Geschichte und Geographie in Freiburg, promovierte und wurde 1929 Direktor der Universitätsbibliothek Freiburg. Schon 1912 wurde er Mitglied im Historischen Verein für Mittelbaden und veröffentlichte im selben Jahr in der „Ortenau“ eine Abhandlung über die Ettenheimer Hexenverfolgung im 17. Jahrhundert. Alle seine heimatgeschichtlichen Arbeiten wurden 1986 vom Historischen Verein Ettenheim in einem Sammelband erneut veröffentlicht.

Vier der neun Abiturienten waren jüdische Schüler aus Schmieheim, Ettenheim und Kirchen/Altdorf. Nathan Moses aus Kirchen wohnte bei Pflegeeltern in Altdorf. Im April 1925 heiratete er in der Altdorfer Synagoge die Altdorferin Betty Dreifuss. Er ließ sich in Durlach, später in Karlsruhe als Rechtsanwalt nieder. Am 22. Oktober 1940 musste er das Schicksal aller badischen Juden erleiden. Mit seiner Frau und zwei Töchtern wurde er nach Gurs/Südfrankreich deportiert. Er verstarb im Mai 1944 in Marseille, während seine Frau im selben Monat nach Auschwitz verschleppt und dort umgebracht wurde. Die beiden Mädchen konnten sich 1943 in die Schweiz retten. Die Ältere der beiden, Frau Hanna Meyer-Moses, stellt sich seit Jahren in Karlsruhe, in Ettenheim und anderen Orten als Zeitzeugin zur Verfügung. Erst kürzlich machte sie wieder trotz ihres Alters, sie ist 1927 geboren, die Reise aus der Schweiz nach Ettenheim, als Schüler des Gymnasiums einen Gedenkstein in Altdorf einweihen. Schon 1988 wirkte sie bei der Herausgabe des Buches „Schicksal und Geschichte der Jüdischen Gemeinden“ mit. Das Schicksal ihrer Eltern wurde ausführlich im „Gedenkbuch für die Karlsruher Juden“ geschildert, auf das im Literaturverzeichnis hingewiesen wird.



1905: Der Zeichner der Abiturientenkarte von 1905, der sich seiner künstlerischen Fähigkeiten wohl bewusst war, hat sich links oben auf der Karte verewigt. Er ist einer der wenigen Karten-Künstler, dessen Namen eindeutig ermittelt werden konnte. Es ist Heinrich Grobe aus Straßburg. Auch er hat für seine sehr stilvolle Zeichnung wieder ein der Antike entlehntes Motiv ausgewählt. Der Abiturient ist in einer Quadriga, einem von vier edlen Pferden gezogenen zweirädrigen Streitwagen, als Sieger dargestellt, der soeben das mit Lorbeergirlanden geschmückte Ziel durchfahren hat.

Unter den zwölf Schülern sind jetzt immerhin schon vier Ettenheimer vertreten. Außerdem einer aus Grafenhausen (Wilhelm Köbele, der Vater der Ortssippenbücher), je einer aus Kenzingen und Kippenheim, einer aus Schmieheim (Simon Casewitz), zwei aus Straßburg und je einer aus Heidelberg und Neustadt/Hardt.

Für diese Karte galt zum letzten Mal die alte postalische Bestimmung, wonach auf der Adressenseite keine Nachrichten erlaubt waren. Deshalb findet man noch rechts oben auf der Bildseite das für einen Gruß und den Namen des Schülers vorgesehene Kästchen.

1907: Die Durchführung der Reifeprüfung oder die „Maturitas“ bildet von neuem das Thema einer Abiturientenkarte. Der Übergang vom Gymnasium, das rechts erhöht auf einem Felsen steht, hinüber zur Akademie oder Universität, die auf der linken Seite eine noch höhere Position einnimmt, wird im

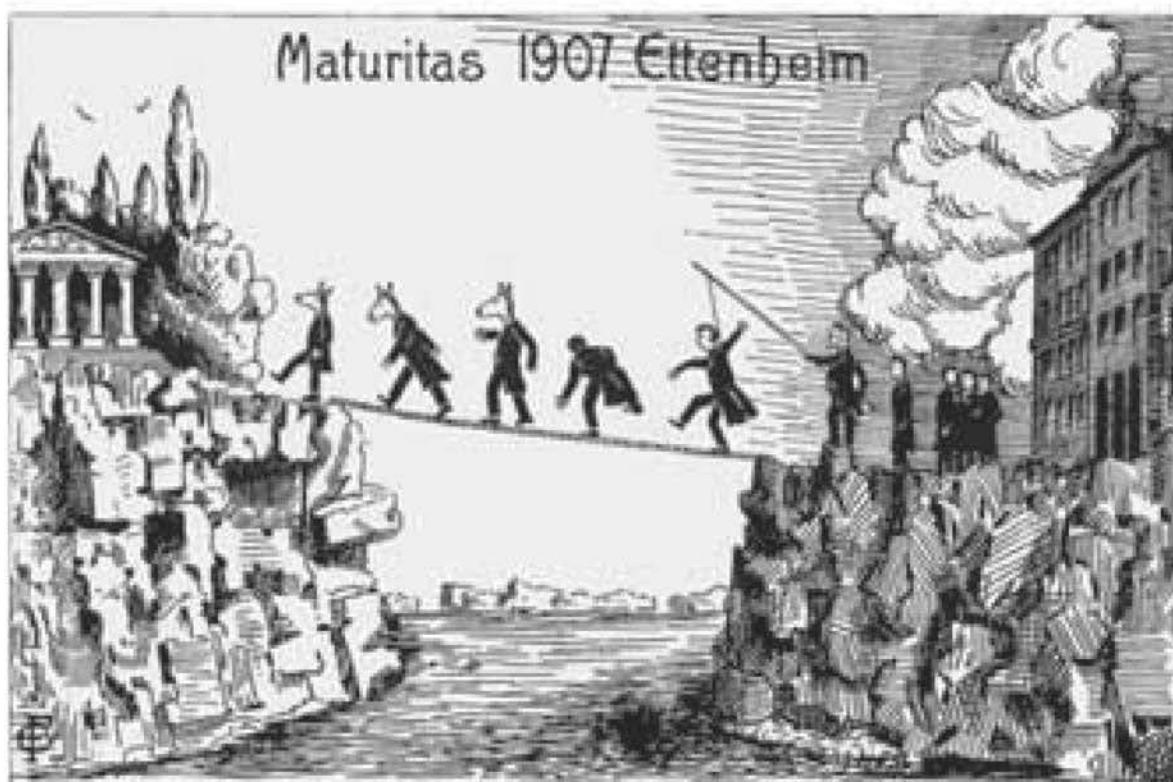


Bild geradezu dramatisch vollzogen. Mit einer langen Leine leistet der Lehrer den jungen Männer – es sind übrigens nur Männer und keine Frauen – auf dem Steg Hilfestellung, um ihnen über die Tiefen der Prüfungsschlucht hinwegzuhelfen. Der eine Schüler scheint noch zu straucheln. Doch je näher sich die Prüflinge auf den gegenüberliegenden Felsen zu bewegen, um so eindeutiger verwandeln sie sich in den Zustand eines Maulesels. Aufrecht und erhobenen Hauptes schreitet dann der neue Mulus nach bestandener Prüfung auf das Elysium, den für die Helden bestimmten Ort, zu.

Zwanzig Schüler haben in diesem Jahr die Prüfung bestanden, fünf davon waren Ettenheimer. Aus der näheren Umgebung kam je einer aus Orschweier, Kenzingen, Kippenheimweiler und Schuttern. Für die gab es damals keine Schülerbeförderung! Die restlichen Schüler, deren Eltern weiter weg wohnten, waren wohl bei einer Professorenfamilie untergebracht. Zwei Brüder, Ernst und Friedrich von Fischer, waren in Mannheim zu Hause. Die Initialen F und E verraten Ernst von Fischer als den Künstler der Karte. Besondere Erwähnung verdient der Abiturient Ernst Ochs aus Ettenheim, der spätere Mundartforscher und Begründer des „Badischen Wörterbuchs“. Sein Vater war Volksschullehrer in Ettenheim und später dann auch sein Bruder Fritz.

Ab 1906 galten neue Vorschriften, sodass jetzt auf der Adressenseite der Karte sowohl die Anschrift als auch eine Mitteilung an den Empfänger geschrieben werden durfte.



1908: Die Szene, die sich hier vor dem Ettenheimer Gymnasium abspielt, wird durch einen trauernden Mulus dominiert. Der Abiturient, der die Prüfung bestanden hat, weint seiner Schule zum Abschied ein paar Tränen nach. Die zurückbleibenden Frösche, nämlich die jüngeren Schüler, führen zu seinen Ehren einen Reigen auf und bewundern ihn in der Gloriolen, die ihn umgibt. Der lateinische Ausspruch „Forsan et haec olim meminisse iuvabit“ könnte bedeuten, „Vielleicht werden wir uns eines Tages an dieses – gemeint ist die Schulzeit – voll Freude erinnern“.

Die Karte ist ein Beispiel dafür, dass die Ettenheimer Schüler auch die Abiturientenkarten anderer Gymnasien kannten und dort abguckten. So ist in der Sammlung von Dieter Städele eine Konstanzer Abiturientenkarte von 1901 enthalten, die bis hin zu den Tanzbewegungen der Frösche fast völlig identisch ist.

Auf der Adressenseite dieser Karte ist der zur Information der Empfänger bestimmte Satz „Mulus Salutem Dicit“ schon vorgegedruckt, so dass der Abiturient/Mulus nur noch seine Unterschrift unter den lateinischen Gruß setzen musste.

In diesem Schuljahr sind es 19 Abiturienten, davon nur vier aus Ettenheim und aus Orschweier, Grafenhausen, Broggingen, Wagenstadt und Herbolzheim insgesamt sechs. Die anderen neun kommen wieder von weit her, je einer sogar aus Andernach und Antwerpen.

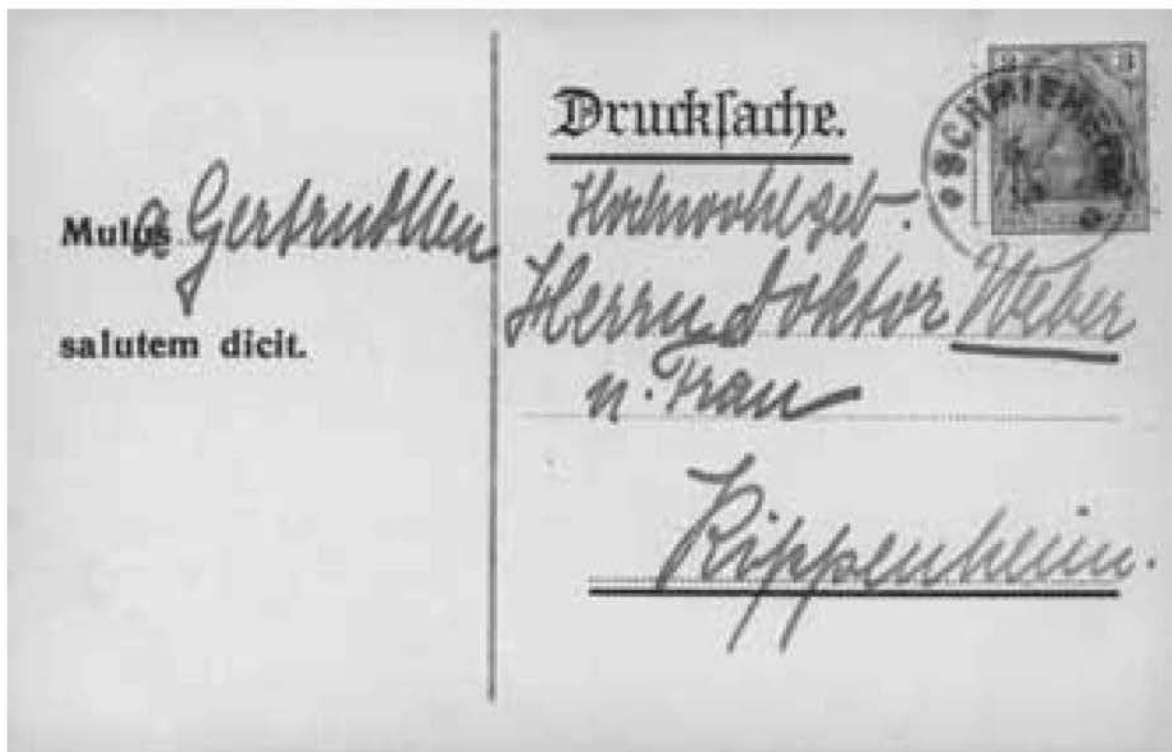


1909: In der Oberprima des Jahres 1909 ist es der aus Berlin stammende Walter Petz, der die Abiturientenkarte entworfen und auch signiert hat. Der Abiturient präsentiert sich als Held, der die Schwierigkeiten des Schulalltags in Form der Schlangenbrut gemeistert hat und nun die Siegesfackel hoch hält. Er sehnt sich nach dem Sonnenschein im Hintergrund, ist sich jedoch bewusst, dass auch in Zukunft Berge, Wolken, Regen und Blitze das Leben erschweren werden.

Auch in diesem Jahr setzt sich die Abitursklasse mit 14 Schülern aus zumeist Auswärtigen zusammen. Ettenheim ist mit Josef Henninger und Herta Lion nur zweimal vertreten. Dann noch Ringsheim und Kenzingen. Die anderen sind irgendwo zwischen Freiburg und Berlin zu Hause. Hervorzuheben ist, dass zum ersten Mal zwei Mädchen am Ettenheimer

Gymnasium ihr Abitur ablegen konnten: Herta Lion/Ettenheim und Anna Marbe/Freiburg.

Damals war nicht absehbar, dass auch Herta Lion, Tochter des jüdischen Kaufmanns Josef Lion in Ettenheim, Opfer des nationalsozialistischen Rassenwahns werden würde. Sie war die beste Schülerin ihres Jahrgangs, hielt die Abiturientenrede, studierte Medizin und heiratete den nichtjüdischen Studienkollegen Dr. Otto Wiegand. 1919 ließ sie sich in Offenburg nieder, wo sie als Frauen- und Kinderärztin praktizierte, bis sie, wie alle jüdischen Ärzte, im September 1938 die Approbation verlor. Im Januar 1944 wurde sie verhaftet und sollte in das KZ Theresienstadt deportiert werden. Auf dem Transport dorthin nahm sie Medikamente ein und verstarb in der Zelle eines Krankenhauses in Karlsruhe. Ihr grausames und bedrückendes Schicksal wurde von Margret Oelhoff im Buch des Historischen Vereins von 1988 dargestellt.



Mula/Mulus

Karte 1910 (s. S. 207)



1910: Das Thema der Karte von 1910 ist sicherlich Dankbarkeit. In dem mit Zypressen bestandenen Heiligen Hain wird den Göttern ein Feueropfer dargebracht. Der weiße Rauch steigt wohlgefällig auf. Mit dieser stark stilisierten Zeichnung wird erneut klassische Bildung demonstriert. Vielleicht sollen Schwert und Lorbeerkranz Ausdruck für Kampf und Sieg sein.

Obwohl unter den 24 Schülern des Jahrgangs drei Mädchen sind, lautete der Aufdruck für die Mitteilung „Mulus salutem dicit“. Die Mädchen der Klasse wurden also nicht berücksichtigt. Dies veranlasste die Abiturientin Gertrud Neu, Tochter des evangelischen Pfarrers von Schmieheim, dazu, die männliche Endung „us“ von „mulus“ durch „a“ zu ersetzen, sodass sie nun mit gutem feministischem Gewissen als „mula“ unterschreiben konnte.



Wieder sind nur vier Schüler aus Ettenheim, zwei aus Altdorf und je einer aus Schmieheim, Orschweier, Herbolzheim und Kenzingen. Doch der größte Teil der Klasse kommt aus weiter Ferne.

1912: Eine sehr liebevoll und frei von antikem Pathos gestaltete Karte ist den 17 Abiturienten von 1912 gelungen. Ihr Motto: „So leb denn wohl Pennälerzeit, leb wohl“. Sicherlich ist nicht nur der Abschied vom Gymnasium gemeint, das hinter dem Tor zu erkennen ist. Der Gruß des elegant gekleideten jungen Herrn gilt vielleicht noch mehr dem winkenden Ettenheimer Mädchen. Hat einer jener zehn auswärtigen Abiturienten die Abschiedskarte eigentlich für seine Liebste gezeichnet? Die Auswärtigen kamen aus Freiburg, Straßburg, Karlsruhe, Heidelberg, Neckarburken, Stutt-

gart, Godesberg, Essen, Neunkirchen und Köln. Nur vier waren Ettenheimer. Je einer kam aus Kenzingen, Herbolzheim, Schmieheim. Das einzige Mädchen der Klasse war Luise Jaffé aus Godesberg. Doch ihr galt das Winken ja nicht.

Sieben weitere Schüler legten als Schulfremde die Prüfung in Ettenheim ab, wohl eine einmalige, doch recht kuriose Angelegenheit. Diese Externen kamen ebenfalls von weit her. Die zwei interessantesten seien genannt: Adolf Himstedt aus Loebau in Westpreußen und Anatolija Dmitrieff aus St. Petersburg. Ob diese externen Prüflinge wie die regulären Schüler ebenfalls eine Abiturientenkarte verschickten, ist unbekannt.

Passend zu dieser Abschiedskarte gaben die Schüler der Ettenheimer Pennälerverbindung 1913 ein eigenes Büchlein mit „Mulusliedern“ heraus, in dem selbstverständlich das bekannte Studentenlied „Gaudeamus igitur“ seinen Platz gefunden hat. Bemerkenswert ist jedoch insbesondere, dass dieses Liedheftchen mit dem Titel „Nun leb denn wohl Gymnasium!“ auch ein achtstrophiges Lied enthält, das ebenfalls dem Abschiedsthema der Abiturientenkarte von 1912 gewidmet ist:

*So leb denn wohl Gymnasium!
 Ich scheid ohne Trauern.
 Ich trieb mich lang genug herum
 In deinen dumpfen Mauern.
 Du sollst mir stets in Ehren sein,
 Doch kriegt kein Pferd mich mehr hinein.
 Trallarum, lorum, larum,
 Hic finis est curarum.*

Und die Quintessenz der Abiturprüfung, die Umwandlung zum Mulus, findet ihren Ausdruck in der fünften Strophe: „Heut ächzet kein Pennäler mehr, ein muntres Maultier trabt daher.“

Die Abiturientenkarten von 1913 bis 1939

Nicht alle Abiturientenkarten lagen zur Interpretation für diese Veröffentlichung vor, außerdem wären es zu viele gewesen. So sollen wenigstens einige Motive der bekannten Karten aufgezählt werden. 1913 blickt ein im Wasser mühsam Voranschreitender zu der hinter den fernen Bergen aufgehenden Sonne empor, 1921 ist abermals der Abschied thematisiert, 1925 geht es der Goldenen Freiheit entgegen, 1926 werden zwei Lehrer kariert, 1926 vergießt ein einzelner Maulesel ein paar Abschiedstränen, 1927 schwebt ein Adler mit einem Lorbeerkranz über dem Gymnasium, 1929 stöhnt ein Abiturient unter einer Druckerpresse und 1930 scheint noch einmal die Sonne verlockend hinter dem Gebirge hervor. Fantasielos wirken dagegen die Karten von 1932, 1933 und 1934, die nur simple Klassenfotos bieten.

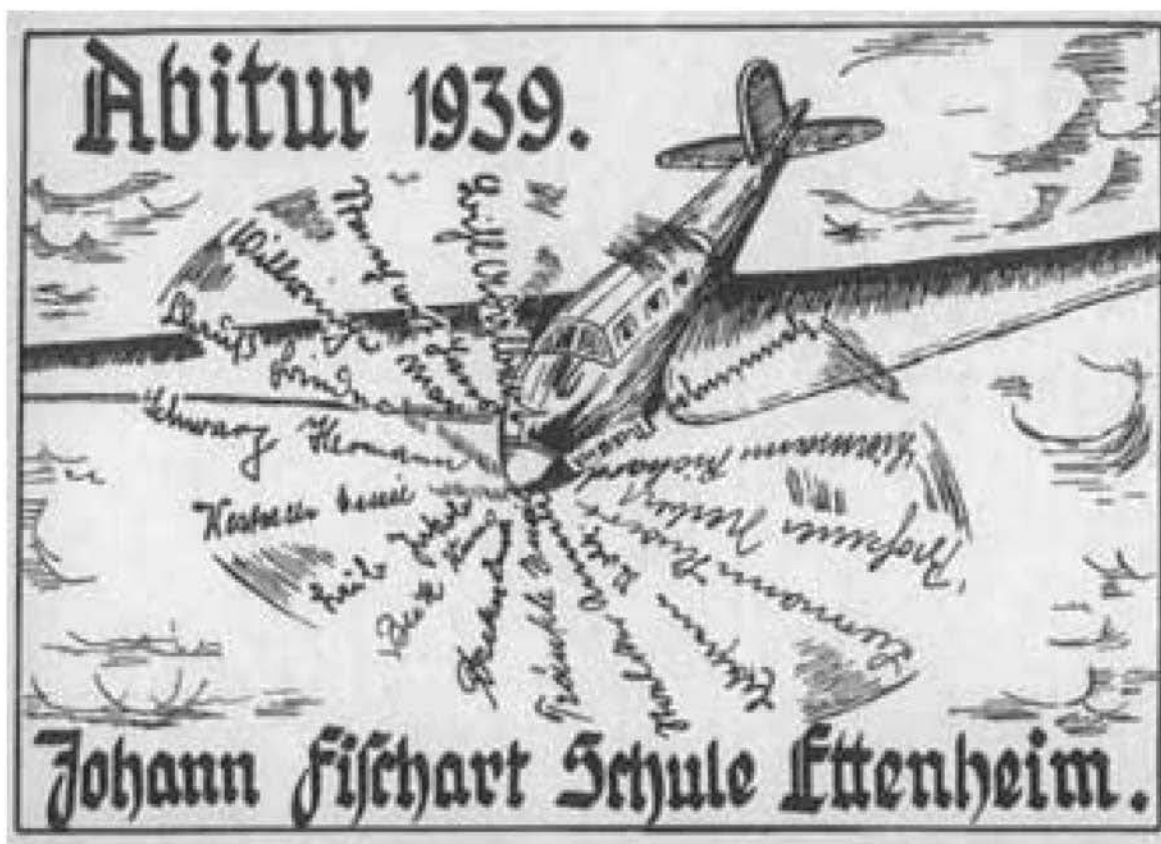


1938: Auf der Abiturientenkarte von 1938 hat das Gymnasium Ettenheim den Namen „Johann-Fischart-Schule“. Warum es ab 1937/1938 im Dritten Reich nach dem in Straßburg geborenen Schriftsteller Johann Fischart (1546–1591) benannt wurde und warum bald nach dem Ende der Nazi-herrschaft dieser Name wieder verschwand, wäre eine Untersuchung wert.

Inhaltlich ist der zeitgeschichtliche Bezug zum Dritten Reich und zum Krieg auf dieser Karte nicht so eindeutig erkennbar wie auf einigen Karten der Gymnasien von Konstanz und Rottweil. Lediglich die Nennung der Partei, des Arbeitsdienstes oder der Laufbahn als Soldat neben den üblichen Berufsmöglichkeiten ist klar auf die nationalsozialistische Zeit ausgerichtet.

Zum ersten Mal seit 1901 findet man in dem aus zwölf Schülern bestehenden Jahrgang überwiegend Schüler aus Ettenheim und Umgebung. Nur noch zwei Schüler kommen nicht unmittelbar aus der Gegend. Ebenfalls zum ersten Mal sind vier Mädchen in einer Oberprima.

Obwohl das Lehrerkollegium den jüdischen Schülern gegenüber keineswegs freundlich eingestellt war, konnte 1938 noch Erich Valfer aus Kippenheim als letzter jüdischer Schüler das Abitur in Ettenheim machen. Danach gelang es ihm 1939 über verschiedene Stationen illegal nach Palästina auszuwandern. In einem Schreiben an das Institut für Zeitgeschichte in München hielt er 1987 fest, dass sein Schulkamerad Rudolf Kurz aus Rust ihn



mutig gegen einen Nazi-Lehrer in Schutz genommen habe. Dies war auch der Grund, weshalb er selbst „nie bereit war, das ganze deutsche Volk mit einer Kollektivschuld zu belasten“. Dieser Vorgang und die komplizierten Wege seiner Auswanderung sind ebenfalls in dem Buch über das Schicksal der jüdischen Gemeinden von 1988 ausführlich dokumentiert.

1939: War mit dem Flugzeug auf dieser Abiturientenkarte der „Johann Fischart Schule“ das Aufrüsten Deutschlands gemeint, war es eine Vorahnung auf den Ausbruch des Zweiten Weltkrieges im September 1939? Ist es eine militärische Maschine, die von dem Propeller mit den Namen der Schüler vorangetrieben wird. Auch wenn das Hakenkreuz auf dem Flugzeug bewusst weggelassen oder vielleicht nur vergessen wurde, ist dennoch die inhaltliche Nähe zum Dritten Reich spürbar. Denn die Verwendung der Sütterlinschrift, mit der die Hälfte der 16 Schüler ihre Unterschrift leisteten, ist ein Hinweis darauf. Damals galt sie als die eigentliche deutsche Schrift, die allerdings ab 1941 von den Nazis doch nicht mehr erlaubt war.

In diesem Jahrgang sind nur noch wenige Schüler von auswärts, die meisten wohnen in Ettenheim und Umgebung, darunter auch zwei Ettenheimer Mädchen.



1940: Eine Schlittenfahrt ist das Thema der Abiturientenkarte von 1940. Mit einem Professor, der den Schlitten steuert, fahren Schüler den Berg hinunter. Durch das Fernglas beobachtet ein Soldat mit Stahlhelm von oben die Klassenkameraden. Von den neun Schülern, sieben Jungen und zwei Mädchen, die im Abiturientenverzeichnis des Gymnasiums aufgeführt sind, nehmen jedoch nur fünf an der gemeinsamen Fahrt teil. Das hat auch den Grund darin, dass mindestens zwei Klassenkameraden bei der regulären Reifeprüfung nicht mehr dabei waren, da sie schon etliche Monate zuvor zum Militärdienst einberufen wurden. Namentlich bekannt sind Heinz Seitz, Sohn des damaligen Bürgermeisters, der seinen Stellungsbefehl zur SS schon im November erhalten hatte, und Leo Duffner, der am 4. Dezember 1939 zur Wehrmacht eingezogen wurde. Diesen Schülern wurde ein Abgangszeugnis ausgehändigt, das ihnen „gemäß Erlass des Herrn Reichsministers für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung vom 8. Sep-

tember 1939“ die Reife ohne Prüfung zuerkannte. Voraussetzung hierfür war der Nachweis der Einberufung zum Wehrdienst.

Unter den von dem Mitschüler Hermann Blum getreu portraitierten Abiturienten ist auch Magda Stoelcker zu erkennen, die als Einzige von den beiden Mädchen der Klasse abgebildet ist. Sie wurde Ärztin, hatte eine Praxis in Ettenheim und ist seit vielen Jahren Mitglied im Historischen Verein. Sie stellte auch eine Fotokopie der Abiturientenkarte von 1940 für diese Abhandlung zur Verfügung.

Auf den ersten Abiturientenkarten vor dem Ersten Weltkrieg erscheint sehr oft am Horizont eine Sonne als Ausdruck des hohen Zieles, dem die Schüler entgegenstrebten. Bei dieser Karte aus dem Kriegsjahr 1940 ist nichts dergleichen zu finden. Man könnte eher sagen, dass die Fahrt der Schüler rasant bergab geht, was im Nachhinein durch die tatsächlichen Ereignisse im Krieg gestützt würde. Jedoch wie das eine oder andere Gespräch mit Ettenheimern ergab, die Schüler dieses Jahrgangs kannten, scheint diese kritische Deutung keineswegs der Einstellung der damaligen Abiturienten entsprochen zu haben, die durchaus noch mit Begeisterung in den Krieg gezogen seien.

Abiturientenkarten von 1941–1945

Zum hundertjährigen Jubiläum der Schule 1941 haben auch die zwölf Abiturienten des Jahrgangs eine Karte verschickt. Sie enthält eine Zeichnung des Gymnasiums, einen neutralen Jubiläumsspruch und den Hinweis auf das Kriegsabitur. Ob die neun Schüler von 1942 und die sechs von 1943 ebenfalls eine Karte zustande brachten, ist nicht bekannt. 1944 und 1945 wurde kein Abitur abgenommen oder die entsprechenden Unterlagen sind wegen der Kriegsergebnisse verlorengegangen.

Abiturientenkarten aus der Nachkriegszeit

1946: Nach dem Krieg nahmen die Abiturienten von 1946 die alte Tradition der Abiturientenkarten wieder auf. Die zehn Schüler, sechs davon sind Mädchen, kamen fast alle aus Ettenheim. Sie sind alle glücklich, dass sie die Prüfung trotz der Schwierigkeiten in der Nachkriegszeit bestanden haben. Für die Hilfe vom „Fräulein Doktor“ und Herrn Kistner, die das Auto mit der ganzen Klasse zum Ziel geschoben haben, sind sie offenbar sehr dankbar.

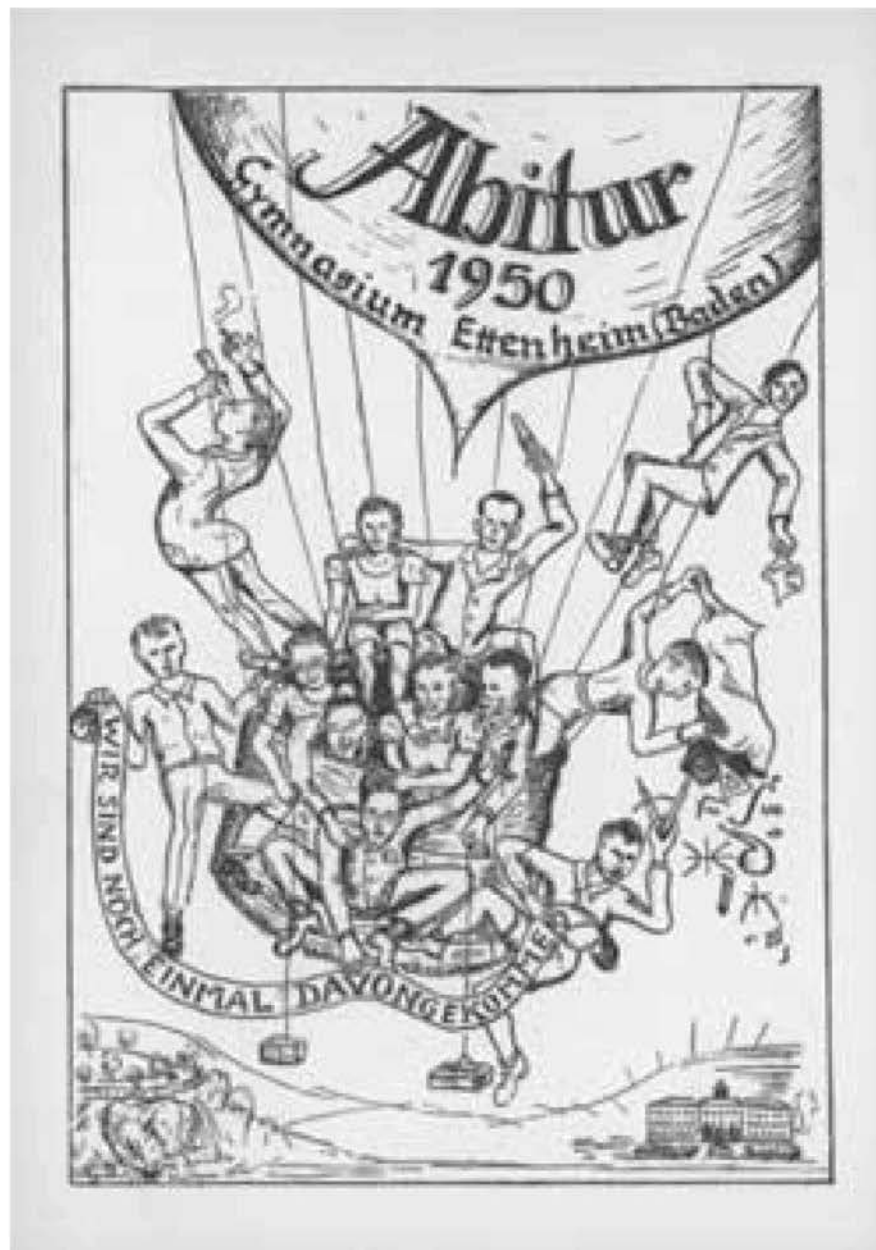
Einige der Schüler, unter ihnen Hans Bölle und Gerhard Wiesler, waren 1943 mitten aus der Obersekunda zusammen mit mehreren Untersekundarnern als Flakhelfer eingezogen worden. Im Jubiläumsband des Gymnasiums von 1991 wurde von Hans Bölle und Sepp Ullrich der Bericht „Als aus Buben Soldaten wurden“ veröffentlicht. Mit einer durch den Krieg be-



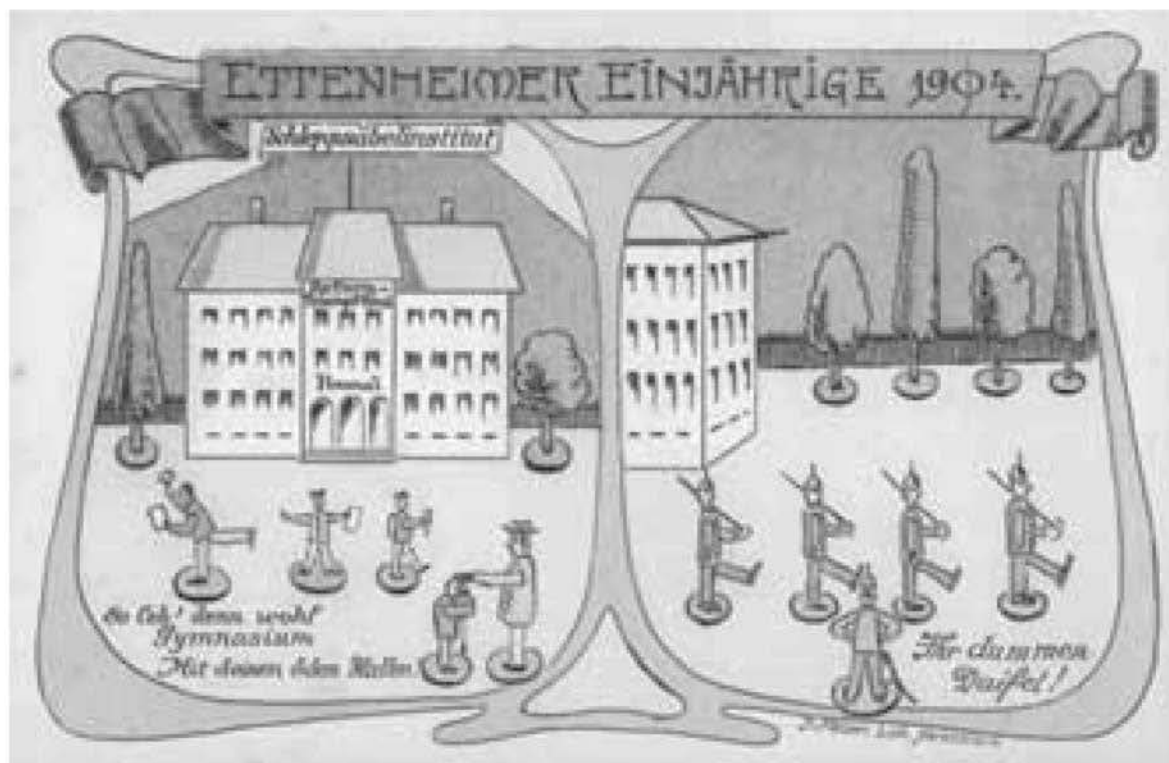
dingen Verzögerung konnte dann wenigstens der eine oder andere „Bub“, falls er heimkehrte, 1946 das Abitur nachholen. So auch Hans Bölle, der nach dem Abitur Tiermedizin studierte, promovierte und zuletzt Leiter des Tierhygienischen Instituts in Freiburg war. Seinem Gymnasium blieb er treu verbunden und war lange Vorsitzender der Ettenheimer Schulgemeinde. Er verstarb 80-jährig im Dezember 2007. Bis zu seinem Tod war er ein treues Mitglied im Historischen Verein.

1950: Die letzte von Schülern des Ettenheimer Gymnasiums verschickte Abiturientenkarte gibt eine fröhliche und unbeschwerte Stimmung wieder. Alle zwölf Abiturienten von 1950, neun Jungen und drei Mädchen, schweben in einem Luftballon davon, entledigen sich der Schulutensilien und verkünden erleichtert auf einem Spruchband, dass sie noch einmal davongekommen sind. Ein einziger, vielleicht nachdenklicher oder besorgter Schüler schaut mit dem Fernglas in die Zukunft.

Die Initialen „GD“ links unten im Bild verraten Gerhard Dees als Zeichner der Karte. Der Maulesel oder „Mulus“ der früheren Jahre scheint vergessen zu sein. Es ist auch kein „Mulus salutem dicit“ mehr auf der Rückseite der Karte abgedruckt. Dafür hat die Abiturientin Gertrud Henninger auf der vorliegenden Karte mit etlichen Unterschriften ihrer Klassenkameraden fein säuberlich notiert: „Es grüßt die Abiturientia“.



Unter den Abiturienten gab es nach langer Zeit wieder einmal einen Schüler, der im städtischen Internat im Palais Rohan lebte. Zur Stützung des Gymnasiums hatte die Stadt wieder ein Schülerheim gegründet, das im September 1948 in Anwesenheit des südbadischen Staatspräsidenten Leo Wohlleb, des Landtagspräsidenten Dr. Karl Person und des französischen Gouverneurs Chauchoy eingeweiht wurde.



Eine Auswahl aus den verfügbaren Einjährigenkarten von 1904 bis 1915

Auch die Untersekundaner des Ettenheimer Gymnasiums, das heißt die Schüler der 10. Klasse, machten nach der Versetzung in die Obersekunda ihrem Bekanntenkreis voll Stolz die Mitteilung, dass sie das „Einjährige“ erreicht hatten.

Und sie hatten allen Grund, sich über diesen Abschluss zu freuen. Denn mit dem Versetzungszeugnis in die Obersekunda hatten sie die Voraussetzung zur Teilnahme an einem freiwilligen und auf zwölf Monate verkürzten Wehrdienst erworben. Die „Freiwillig-Einjährigen“ mussten zwar für Unterkunft, Bekleidung, Verpflegung und einen Teil der Ausrüstung selbst aufkommen, waren danach aber gleich Offiziersanwärter.

Nach dem Ausbau der schon 1841 gegründeten Höheren Bürgerschule zu einer Schule mit sechs Klassen im Schuljahr 1875/76 war das Ettenheimer Realgymnasium berechtigt, den Schüler nach entsprechender Prüfung das „Zeugnis über die wissenschaftliche Befähigung zum einjährig-freiwilligen Heeresdienst“ auszustellen. Die Schüler hatten damit das so genannte „Einjährige“, ein Begriff, der gelegentlich auch heute noch für die „Mittlere Reife“ verwendet wird. Die erste bekannte Einjährigenkarte wurde 1904 versandt, die letzte 1933.

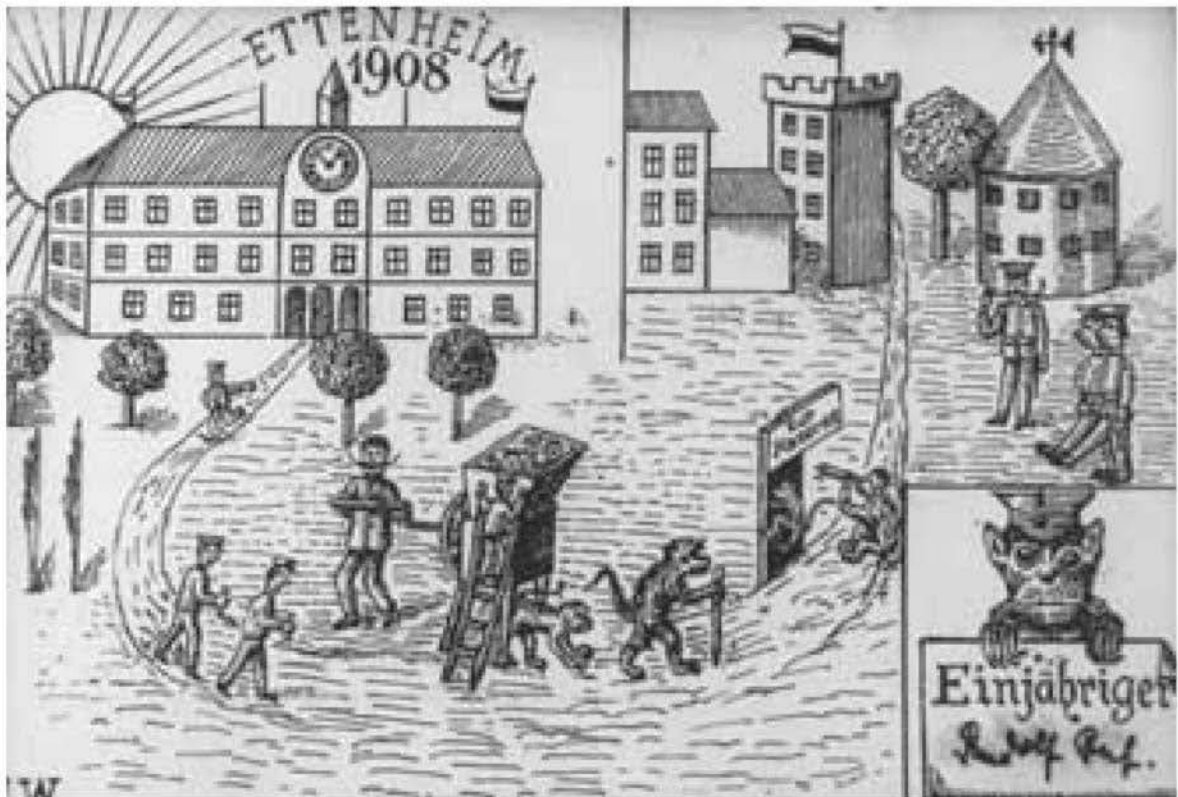
1904: Genau der Thematik des „einjährig-freiwilligen Militärdienstes“ entsprechen mehrere Einjährigenkarten. Die Karte von 1904 ist klar in zwei



Bereiche geteilt: Links im Hof vor dem Gymnasium, das hier wegen der künftigen Ausbildung zum Offiziersanwärter ironisch als „Schleppsäbelinstitut“ bezeichnet wird, verabschieden sich die Glücklichen, das Einjährigen-Zeugnis schwenkend, „von den öden Hallen“. Sie müssen aber auch einen in Tränen aufgelösten Mitschüler zurücklassen, der das Ziel nicht erreicht hatte. Rechts auf der im Jugendstil gestalteten Karte stehen die Erfolgreichen auf dem Kasernenhof, wo sie jetzt als „dumme Daifel“ beschimpft und gedrillt werden. Auf dieser Karte haben die „Einjährigen“ gerade mal in dem unteren Dreieck Platz, ihren Namen zu schreiben. Mehr ist auch nicht notwendig, denn die Botschaft ist ja schon durch das Thema der Karte eindeutig bestimmt.

1905: Derselbe Inhalt wie auf der vorigen Karte wird auch hier mit stilvollem Pathos präsentiert: Links die Schülmütze und rechts die Offiziersmütze des „Einjährig-Freiwilligen“. Die Kaiserkrone über den beiden macht durchaus Sinn, denn die Karte von 1905 wurde ja noch im Kaiserreich gezeichnet, das erst nach Beendigung des Ersten Weltkriegs im November 1918 mit der Abdankung Kaiser Wilhelms II. sein Ende fand. Dem Schüler wurde unter dem Lorbeerkrantz die Schulfeder, dem Offizier dagegen das Schwert zugeordnet.

1908: Neben dem schon bekannten „Mulus“ oder Maulesel und dem Frosch erscheint auf dieser Karte eine neue Tierart: Der Affe. Nach Verlas-



sen des Gymnasiums führt der Weg der Einjährigen direkt zu einer Mühle. Soll die Mühle die Prüfung darstellen, oder ist eher die Musterungsmühle gemeint, durch die sie von einem schnauzbärtigen Feldwebel gedreht werden? Aus dieser Mühle kommen die Schüler als Affen heraus, um dann in der Kaserne rechts gedrillt zu werden. Offenbar haben die Affen die gleiche Bedeutung wie die „dummen Daifel“ auf der Karte von 1904.

1910: Die Einjährigen von 1910 stellen sich auf dieser Karte als Frösche dar, die vom Lehrer aus dem Teich gefischt werden. Da man hier keinen Hinweis auf den Militärdienst findet, haben sich vielleicht in diesem Jahrgang die meisten Schüler für den Besuch der Oberstufe und damit für das Verbleiben im Gymnasium entschieden. So werden sie als „Frösche“ den Weg bis zur Abiturprüfung gehen und dann die Umwandlung zum „Mulus“ erleben.

1912: Nicht ohne Hindernisse erreichen die Untersekundaner des Jahrgangs 1912 ihr begehrtes Ziel. Um dorthin zu gelangen, müssen in der Schule große Schwierigkeiten überwunden werden. Zwei Schüler sind schon beim ersten Anstieg gescheitert. Während der eine kopfüber nach unten stürzt, liegt der andere schon am Boden. Rechts wird außerdem ein Gymnasiast von einem Raben, wohl Symbol für einen bestimmten Lehrer, außer Gefecht gesetzt. Ein Lehrer schwingt den in früheren Zeit als päd-





gogisches Hilfsmittel beliebten und kräftig verwendeten Stock. Freundlich dagegen wirkt der Professor mit Zylinder, der den Schlüssel zum Erfolg hinter seinem Rücken trägt und den Schülern wohlwollend nachwinkt. Der Zaun auf halber Höhe bedeutet die Prüfung, die eine Ausbildung zum Offiziersanwärter erst ermöglicht. Auf der Spitze des Berges werden die Erfolgreichen mit einem Siegeskranz belohnt, ein auf Schülerkarten häufig vorkommendes Motiv.

1915: Als die Schüler des Jahrgangs 1915 das „Einjährige“ machten, befand sich Deutschland schon mitten im Ersten Weltkrieg, der am 1. August 1914 ausgebrochen war. Ab Februar 1915 wurden deutsche U-Boote ohne Einschränkung gegen feindliche Handelsschiffe eingesetzt. Die Kriegseignisse und hier besonders der U-Boot-Krieg gegen England spiegeln sich in der Einjährigenkarte dieses Jahres wider. Die Schüler, die sich über Steg und Stufen mühsam bis zum Abschluss des „Einjährigen“ im Gymnasium hochgearbeitet hatten, sehen sich schon als Matrosen im Einsatz auf einem U-Boot. Als Lohn lockt das Eiserner Kreuz, eine moderne Variante des antiken Siegeskranzes.

Die Einjährigenkarten von 1917 bis 1933

Die Karten von 1917 und 1918 zeigen eine Urkunde mit dem Wappen der Pennälerverbindung, dem Stadtwappen und dem Eisernen Kreuz. Die beigefügte Losung „Durch Kampf zum Sieg“ bezieht sich auf den noch andauernden Weltkrieg. Auf der Karte von 1922 werden wieder Schüler in eine Prüfungsmühle gesteckt, aus der Offiziersanwärter der Freiheit entgegen marschieren. 1924 sitzen die „Einjährigen“ in einem Luftschiff, wobei ein Schriftband mit dem lateinischen Spruch „Per aspera ad astra“ verkündet, dass man nur durch große Mühen zu den Sterne gelangen kann. Auf den Karten von 1925 und 1927 sind es Berge, die überwunden werden müssen, um dahinter die Freiheit zu finden. Die letzte bekannte Einjährigenkarte enthält lediglich ein Foto der sechs Jungen und sechs Mädchen der Klasse mit dem Schriftzug „Einjähriges 1933“. Damit ging in Ettenheim die rund 30 Jahre dauernde Tradition der Einjährigenkarten zu Ende.

Literaturhinweise

- 125 Jahre Gymnasium Ettenheim. (1841–1966). Ettenheim, 1967. (Abiturientenkarten: 1902, 1905, 1907, 1910. Einjährigenkarten: 1904, 1905, 1918. Außerdem Verzeichnis der Abiturienten von 1901–1967).
- 150 Jahre Gymnasium Ettenheim. 1841–1991. Ettenheim 1991. (Abiturientenkarten: 1901, 1912, 1939, 1941. Einjährigenkarte: 1915).
- Uttenweiler, Bernhard: Vier Ausstellungstafeln mit Abiturienten- und Einjährigenkarten des Gymnasiums Ettenheim im Rahmen der Foto- und Postkarten-Ausstellung des Historischen Vereins Ettenheim 1983. (nicht veröffentlicht).
- Städele, Dieter: Kitsch und Kunst im Kleinformat. Schülerpostkarten – ein vergessener Brauch. Südkurierverlag Konstanz, 1986. (Umfangreiche Sammlung Konstanzer und Rottweiler Schülerpostkarten mit einigen Karten vom Gymnasium Ettenheim: Abiturientenkarten: 1902, 1904. Einjährigenkarte: 1904, 1918 und 1905).
- Mezger, Werner: Die Bräuche der Abiturienten. Vom Kartengruß zum Supergag. Ein Beitrag zur Schülervolkskunde. Universitätsverlag Konstanz, 1993, 2. Aufl. 1994. (Kapitel über Abiturientenkarten).
- Wielandt, Ulf: Schülerpostkarten aus Donaueschingen. In: Festschrift 225 Jahre Fürstenberg-Gymnasium. Donaueschingen, 2003.
- Uttenweiler, Bernhard: Ettenheim – Ein liebenswertes Barockstädtchen. Sutton-Verlag Erfurt, 2003. (Kapitel: „Ettenheim eine Schulstadt – Vom Kindergarten bis zur Höheren Bürgerschule“ mit Abiturientenkarte von 1901 und 1912 und Aufnahmen von Schülern des Gymnasiums mit Schülermützen).
- Uttenweiler, Bernhard (Hrsg.): Ettenheim. Geschichte der Stadt in Bildern und Dokumenten. – Ettenheim, Ettenheimweiler, Ettenheimmünster, Altdorf, Münchweiler, Wallburg. Ettenheim, 2005. (Abiturientenkarte 1901 und Einjährigenkarte 1904).
- Zur Karte von 1901: Hans Bölle: 1901 gab's die ersten Abiturienten am Gymnasium Ettenheim. In: Geroldsecker Land 35 (1993).
- Zur Karte von 1904: Josef Rest, Medard Barth, Bernhard Uttenweiler: Aufsätze zur Geschichte der südlichen Ortenau und zum Kult des hl. Landelin von Ettenheimmünster. Ettenheim, 1986.

- Zur Karte von 1904: Institut für Stadtgeschichte Karlsruhe: Gedenkbuch für die Karlsruher Juden. Karlsruhe 2008ff. Im Internet zugänglich unter: <http://my.informedia.de/gedenkbuch>. Außerdem in: Historischer Verein Ettenheim: Schicksal und Geschichte der jüdischen Gemeinden Ettenheim, Altdorf, Kippenheim, Schmieheim, Rust, Orschweiler. Ettenheim, 1988/1997.
- Zur Karte von 1909: Margret Oelhoff: Dr. Hertha Wiegand geb. Lion – ein Einzelschicksal. In: Schicksal und Geschichte der jüdischen Gemeinden Ettenheim ..., 1988/1997.
- Zur Karte von 1938: Bernhard Uttenweiler: Erich Valfer. Ein junger Mann muß seine Heimat verlassen. In: Schicksal und Geschichte der jüdischen Gemeinden Ettenheim ..., 1988/1997.
- Betr. Jüdische Schüler: Wolfgang Heizmann: Jüdische Schüler am Gymnasium Ettenheim 1841–1939. In: Schicksal und Geschichte der jüdischen Gemeinden Ettenheim ..., 1988/1997.

Wolf von Windeck und seine Hinterlassenschaft

Suso Gartner

Der Artikel skizziert die Wirtschafts- und Lebensverhältnisse des Ortenauer Ritters Wolf von Windeck (um 1497–1542) auf Grund der umfangreichen Auflistung seiner Hinterlassenschaft und von gleichzeitigen urkundlichen Nachrichten. Eine Edition des Faszikels mit über 1000 Personen-, Orts- und Flurnamen aus der Ortenau ist geplant.

Das Erbe

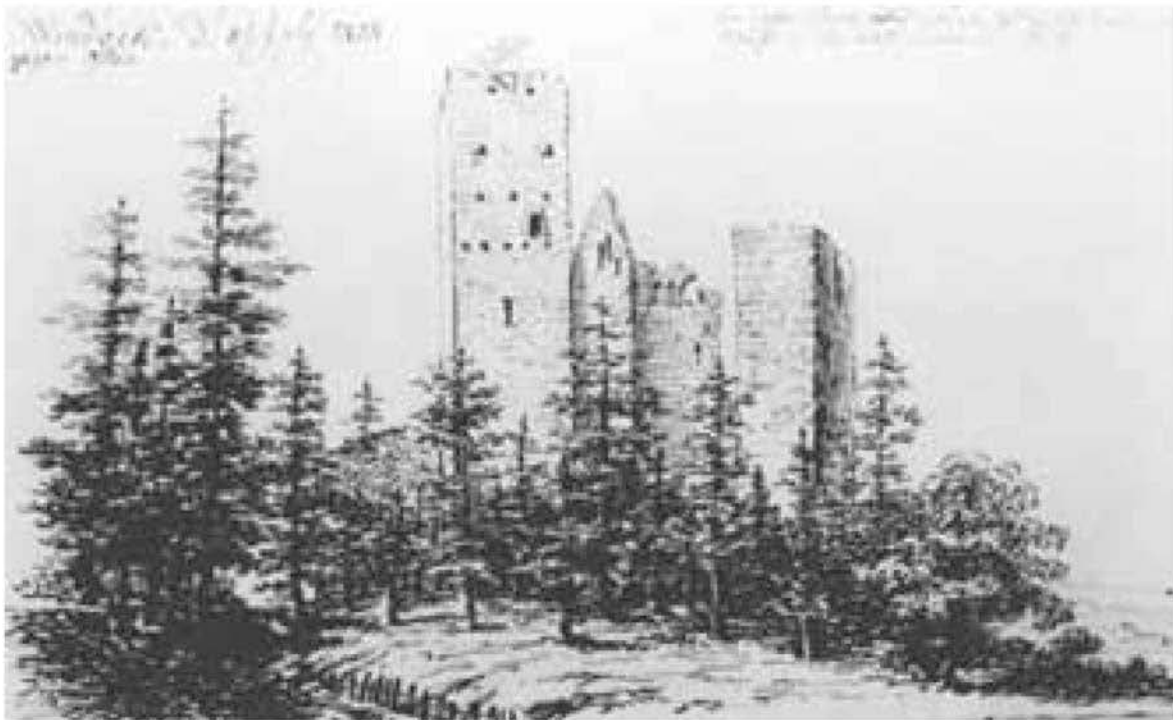
Am 17. Juli 1543 trafen sich Verwandte und Vögte der Erben des Ortenauer Ritters Wolf von Windeck im Bischöflichen Hof in Straßburg mit Jakob von Windeck, dem ältesten Sohn der sechs hinterlassenen Kinder Wolfs, um eine Übereinkunft über die Verteilung der Lehen zu treffen. Jakob von Windeck erhielt aus dem Kirchensatz zu Ottersweier als Lehenträger 40 Gulden, die beiden anderen Söhne Ludwig und Georg je 30. Dafür sollte Jakob die Lehen empfangen und vermannen. Aus den 100 Gulden, welche der Ottersweierer Kirchherr Kaspar Wurtz jährlich zahlen musste, sollte das in Missbau und Abgang geratene Schloss Altwindeck wieder aufgerichtet und „widerumb in baw vnd wesen“ gebracht werden.

Nach dem Tod Wolfs von Windeck hatte man innerhalb eines Jahres die gesamte Hinterlassenschaft des Windeckers zusammengestellt und in einem Inventar aufgelistet. Es umfasste die Eigen- und Lehengüter, Einkünfte und Verbindlichkeiten sowie eine Liste des Hausrats zu Bühl (Baden) und auf dem Schloss Altwindeck.¹

An erster Stelle unter den Lehenstücken standen die Lehen vom Reich, nämlich das Gericht zu Bühl mit dem freien Wochenmarkt, dem Zoll und Ungeld als Mannlehen. Dann folgten die Lehen von Seiten der Markgrafschaft Baden: der Hof zu Rüchelnheim, der Anteil am Schloss Altwindeck mit Zubehör wie dem Lochwald sowie den Wäldern und Wassern auf dem Schwarzwald, dem Hinteren Riegelhof und den Kirchensatz zu Ottersweier und Bühl. Das dritte markgräfische Lehenstück bezog sich wiederum auf die Burg Altwindeck, mit Wald, Wasser und Weide im Schwarzwald, einen Anteil am Lochwald, die Scheuer zu Waldmatt mit dem Keller darunter, die Verleihung der Burgkaplanei und weitere Besitzstücke und Gefälle.²

Die Lichtenbergischen Lehen des Junkers beinhalteten den Burgsess zu Lichtenau, das Rietlehen in der dortigen Mark und Einkünfte im Elsass.

Unter den vom Straßburger Stift herrührenden Lehen befanden sich Gelder vom Zollkeller zu Straßburg, die Burg Schopfheim und das dortige Dorf mit dem Kirchensatz und zahlreiche elsässische Einkünfte. Zuletzt wur-



Altwindeck um 1818. Skizze von J. T. Schaffroth aus dem „Schaffroth-Skizzenbuch“ im Stadtmuseum Baden-Baden.

den einzelne Lehenstücke genannt wie Korn- und Geldgülden im Bereich von Lichtenau sowie Waldgelder u. a. im Bühlertal.

Nach den Lehenstücken folgte das Eigentum an Renten, Zinsen, Gülden, Gütern, Häusern und Höfen mit Nennung der entsprechenden Urkunden:

1. die Zinsbriefe
2. Zinsen, von denen keine Urkunden (Briefe) vorhanden waren
3. die Briefe über Korngülden
4. Gülden, von denen keine Urkunden vorhanden waren
5. Urkunden über liegende Güter
6. Güter, die Junker Wolf selbst besessen (genossen) hatte
7. Urkunden ohne Ertrag („vngibige“ Briefe, die man rechtfertigen musste)
8. Schuldurkunden und Schuldzettel
9. ein Inventar des Hausrats zu Bühl und auf Windeck

und zuletzt die „Widerzinsen“, d. h. Zinsen, welche man selbst zahlen musste.

Unter den liegenden Gütern befanden sich u. a. eine Behausung zu Oberkirch, der Ackerhof zu Renchen, ein Haus in Offenburg, eine Trotte mit Keller in Kappel(windeck), die Behausung und Güter in Bühl, die man von

dem Wollenschleger für 300 Goldgulden gekauft hatte. Zahlreich waren auch die Äcker und Matten, die Junker Wolf aus seinem Renchener Hof verwalten und verleihen ließ.

In Straßburg besaß Wolf von Windeck ein Haus und Hof im Goldgießen, in Offenburg neben einer Behausung ein Gütlein außerhalb der Stadt.

In Bühl lag eine Behausung, in der der Schaffner wohnte, und der alte Windecker Hof, in Kappelwindeck der Kappelkeller und ein Rebhof gen. Schweighof. Ein weiterer Rebhof zu Waldmatt hieß Lochhof.³ Es folgten weitere Rebhöfe: auf der Krafteneck, des Musers Hof zu Lauf, der Rebhof im Ringelbach, im Hetzlinstal (Herztal) und ein Rebhof bei Waldmatt. Wolf besaß zudem das Schloss Neuwindeck mit umliegenden Gärten, Böschen, Reben und einer Trotte.

Danach folgen noch zu bezahlende Schuldbriefe, übrig gebliebene Schulden aus der Rechnung der Rebleute von 1541 und Zinsen, welche Wolf von Windeck zu seinen Lebzeiten zu geben hatte, laut einem von seiner eigenen Hand geschriebenen kleinen Büchlein. Darunter waren Beträge, die Junker Wolf selbst bezahlen musste, Zinsen, welche ein Schaffner zu Straßburg jährlich zahlte und Zinsen, die der Pfründe auf Altwindeck gehörten.

Umfangreich ist die Liste des Silbergeschirrs und der Kleinodien. Sie sind einzeln benannt und taxiert. Darunter Becher mit adligen Wappen, Gold- und Silberschmuck in Form von Kettchen und Ringen, z. T. mit Edelsteinen besetzt. Geschätzt hatte sie Meister Heinrich, Goldschmied zu Offenburg.

Dann folgt ein Inventar des Hausrats und der fahrenden Habe aus Wolfs Behausung zu Bühl und auf dem Schloss Altwindeck, so wie man sie am 16. und 17. Juni 1542 angetroffen hatte. Dabei werden die Räume der Bühler Gebäude genannt, in denen man den Hausrat vorfand: Zuoberst auf der Bühne; in der Kammer neben dem kleinen Stüblein, in der Harnischkammer, in der Kammer des Junkers, im Rumpelkammerlein. Oben zwischen den Kammern lag ein alter „Reißtrog“ und einige zerbrochene Fenster, die aus dem Hennengraben stammten. In der Stube stand ein Lotterbett mit Bettwäsche, ein Schränkchen (kensterlin) mit einem Gießfass, zwei Tische, ein Holzstuhl, ein vierbeiniger Stuhl und ein großes Altes Testament mit rotem Leder überzogen und Spangen (Buchschießen) aus Messing. Weitere Betten, Bettzeug, Messgewänder und kirchliche Gerätschaften befanden sich in der Kammer „durch die Stube“. In der Kammer „durch die Küche“ hatte man Küchengerätschaften wie Kessel, Tischtücher und Tröge aufbewahrt.

Im Haus vor der Stube fand man alte Tücher, in der Küche und in der Badstube verschiedene Kessel, im Speisekammerlein ein Speisetröglein. Im Keller unter dieser Behausung lagen 7 Fuder Rotwein in 4 Fässern, zwei Vierling Rotwein beide mit etwa 18 Ohm und 16 Ohm Weißwein in zwei Vierlingen.

Eine große Menge Wein befand sich auch in den Kellern des alten Windecker Hofes, im Kappelkeller, in der dortigen Scheuer und in den Kellern zu Riegel und Waldmatt. Insgesamt lagen in den 5 Kellern 81 Fuder 6 Ohm Weiß- und 12 Fuder 6 Ohm Rotwein.⁴ Mit dem Wein aus Renchen waren es dann 112 Fuder 6 Ohm Weiß- und 18 Fuder 6 Ohm Rotwein.

Es folgte eine Zusammenstellung des Hausrats auf Altwindeck. Als Räume werden genannt: die große Stube mit Schränkchen, Sitzgelegenheiten, Tisch, Spannbett und anderem, eine große Kammer „durch die Stube“ mit Tisch, Kesseln, Häfen, Bettstatt und Bettzeug. In ihr befanden sich drei gemalte Tafeln mit den Bildern des Hl. Sebastian, von Jesus und St. Michael, Kannen, Tröge und eine große Bettstatt mit Bettzeug.

Im unteren Teil (Stock) hatte man Tischzeug, Kannen, Schüsseln, 5 Betten mit Bettzeug, einen großen Spiegel stehen. In der Nebenkammer befanden sich eine Waage, drei Schließtröge und ein Schrank. Vor der Stube lagen ein altes zerbrochenes Schränkchen und eine alte mit Eisen beschlagene Kiste. In der oberen Kammer waren verschiedene Betten, Bettzeug und ein Trog. In der anderen Kammer „obenuff“ darüber standen ein großes Spannbett mit Himmel und zwei Fußschemeln, vor der Kammer zwei leere abschließbare Tröge.

Im hinteren Haus war ein großer leerer Trog, ein eisernes Gehenk für eine Waage und einige Stücke von zersprungenen Büchsen. Unten in der Kapelle lag offenbar nur ein altes mit Eisen beschlagenes Tröglein.

Die nun folgende Inventierung hatte Wolfs Sohn Jakob von Windeck auch im Namen seiner Geschwister in Anwesenheit des Schultheißen zu Renchen Heinrich Küeclin und weiterer Zeugen vorgenommen. Dabei werden eine Vielzahl von Kleidungsstücken aufgezählt, die zur Garderobe eines ritteradeligen Hausstandes gehörten: u. a. verschiedenfarbige Brust- und Kragenröcke aus Damast und Sammet, Mieder, Schürzen, Pelze. Mäntel, Hosen, Bett- und Tischzeug sowie eine Anzahl von Tuchstoffen verschiedener Herkunft (Barchant, Mechelisch).

Es folgte eine Liste der Harnische, Schwerter, Degen, Messer, Bögen, Armbrüste, Fausthämmer, verschiedene Büchsen mit Feuerschlössern sowie das Zaumzeug fürs Ross.

Küferwerkzeuge werden genannt, Felle, Schuhe, Zinngeschirr, Becher, Häfen, Pfannen, Spieße, Kessel, Lichtstöcke, 21 Bücher, Teller aus Holz, Schränkchen, Garn, Säcke, Seile fürs Wild, Flaschen, Gläser, Werkzeuge sowie Wagen und Karren.

An Wein waren 21 Fuder neuer Weißwein, 10 Fuder Firnweißwein, 4 Fuder neuer Roter und 2 Fuder Firnrotwein vorhanden. Insgesamt verfügte man über 37 Fuder und 2 Fuder „Trusen“ sowie 3 Ohm Branntwein.

Die Inventarlisten geben nicht nur einen umfassenden Einblick in den Besitz des verstorbenen Junkers Wolf von Windeck, sondern lassen auch einige Rückschlüsse auf den damaligen Zustand der alten Feste zu.

Die Burg Altwindeck, auf der noch Ritter Reinhard Ende des 14. und Anfang des 15. Jahrhunderts seinen Sitz hatte, war wohl um 1542 noch bewohnbar, aber einiges deutet darauf hin, dass sie von Wolf, der als Amtmann in Oberkirch und Renchen zu tun hatte, nur noch selten aufgesucht wurde.

Von den beiden Wohngebäuden auf Altwindeck war offenbar nur noch eines mit Hausrat versehen, das hintere Haus scheint nicht mehr genutzt worden zu sein. Auch in der unterhalb liegenden Kapelle stand nur noch ein Trog. Heiligenbilder und Kirchengesamtheit hatte man in der großen Kammer untergebracht. Alles deutet darauf hin, dass dort schon lange keine Messe mehr gelesen worden war.

Anders stand es um die Behausung in Bühl. Es handelte sich damals wohl um ein zweistöckiges Gebäude mit einem großen Weinkeller darunter und einem Nebenhaus.

Diese Bühler Gebäude, die Vorgängerbauten des heutigen „Badischen Hof“, waren im 16. Jahrhundert wohl standesgemäße adelige Unterkünfte,⁵ nichts deutet aber nach den bislang bekannten Zeugnissen auf eine „Tiefburg“ im Sinne einer ausgebauten und wehrhaften Wasserburg hin.⁶ Wahrscheinlich waren die Gebäude und Gärten, wie später belegt, von einer Mauer umschlossen und der oberhalb an der Landstraße (Hauptstr.) stehende Torturm („Hexenturm“), dessen genaues Baudatum unbekannt ist, mag zusammen mit der am Haus vorbeifließenden Büllot den wehrhaften Eindruck im oberen Teil des mit Gräben umgebenen Bühl verstärkt haben. Auch das am nachmaligen Badischen Hof angebrachte Wappen und die in Bühl abgehaltenen Rittertage der Ortenauer Ritterschaft deuten auf einen standesgemäßen Sitz der sich häufig in Kriegsdiensten und Amtsgeschäften befindlichen Ritter von Windeck. Wer war nun dieser Wolf von Windeck?

Wolf von Windeck

Wolfgang oder Wolf von Windeck, vermutlich um 1497 geboren,⁷ stammte aus der Ehe des Ritters Jakob von Windeck und der Guta von Homburg, die Ende Februar 1476 geheiratet hatten.⁸ Sein Vater Jakob war, wie auf seinem Grabstein im Chor der Ottersweierer Kirche zu lesen stand, am 7. April 1504 gestorben.⁹ Als Vormund der unmündigen Kinder Jakobs mit Namen Wolfgang, Berchtold und Barbara stellten Sebastian von Windeck, Kirchherr zu Ottersweier, Ritter Hans Bock und Niklas von Fleckenstein einige Urkunden aus.¹⁰ Sebastian von Windeck hatte in Bologna studiert und vielleicht auch dafür gesorgt, dass sein Pflegling Wolf eine geeignete Ausbildung bekam.¹¹ Am 1. Juni 1509 belehnte Bischof Wilhelm von Straßburg Wolf von Windeck mit den bischöflichen Lehen.¹² Am 24. April 1511 leistete Wolf persönlich Kaiser Maximilian in Niederbaden (Oos) den Lehenseid für seinen Teil am Reichslehen Bühl.¹³



Wolf von Windeck mit dem Hl. Christophorus. Fenster aus der ehemaligen Pfarrkirche von Ottersweier. Bad. Landesmuseum Karlsruhe BLM Inv. 2003/1631.

Im Jahre 1512 wurde die St. Barbarakapelle auf dem Ottersweierer Kirchhof erbaut. An einem der drei Fenster befand sich auch das Wappen Wolfs von Windeck mit den zwei Büffelhörnern an dem ungekrönten Jungfrauenbild über dem geschlossenen Helm, das mit je drei weißen und gelben Kugeln besetzt war. Im Jahre 1512 wurde Wolfgang von Markgraf Christoph von Baden mit dem Hof (Kolbenhof) in Rüchelnheim belehnt.¹⁴

Am 16. April 1513 vermachte Guta von Homburg ihrem Sohn Wolfgang ihren Anteil von 800 Mark Silber an den jährlichen Stadtsteuern der Reichsstädte Weil und Dinkelsbühl, damit er desto „fruchtbarliche und geschickter“ zur hl. Ehe greife und sich mit einer ehrsamem und tugendreichen Person im Ehestand versehe.

Dabei machte sie zur Bedingung, dass ihr Sohn mit ihrem Vorwissen und Einverständnis seine Wahl treffen sollte. Im Oktober 1513 heiratete Wolf von Windeck Johanna von Thann.¹⁵ Er war 1515 volljährig.¹⁶

In dem zwischen 1514/1516 erbauten Chor der Bühler Pfarrkirche stiftete Wolf ein Glasfenster. Ein weiteres enthielt das Wappen der von Thann (oder Dahn): drei silberne Adler im roten Feld mit einem Affen als Helmzierde, der sich im Handspiegel beschaut. Es war die Stiftung seiner Ehefrau Johanna aus dem Jahr 1516.¹⁷

Im Chor der 1517 erbauten Kirche zu Ottersweier befanden sich weitere mit Glasmalereien geschmückte Fenster. Sie stellten verschiedene Heilige dar und waren vom Kirchherrn Sebastian von Windeck, Hans Bock, Ritter Georg von Bach und Wolf von Windeck und seiner Gemahlin Johanna von Thann gestiftet worden.¹⁸ Wolf von Windeck ist auf einem der Glasgemälde in Rüstung und mit dem windeckischen Wappen zusammen mit dem Heiligen Christophorus dargestellt, seine Gemahlin Anna von Thann mit der Heiligen Anna Selbdritt, beide in zeitgenössischer vornehmer Kleidung. Wolf von Windeck „[...] kniet als bartloser Ritter in Rüstung vor dem hl. Christophorus, der als Riese mit dem Jesuskind auf den Schultern das Meer durchschreitet. Im Hintergrund ist ein Berg und wogendes Wasser.“¹⁹ Dem Erzengel Michael und den Heiligen Christophorus, Sebastian und Barbara war 1453 die Kapelle in der Ottersweierer Pfarrkirche geweiht worden.²⁰

Zahlreichen Besitz hatten die Windecker in Renchen. Ein Hof ist 1320 erstmals urkundlich belegt.²¹ Der bzw. ein Windecker Hof lag 1535 an oder bei der Allmendgasse hinter bzw. in der Nähe des Pfarrhauses.²² Nach dem Tod des letzten männlichen Windeckers 1592 kamen die Windecker Güter durch Erbfall an die Herren von Fleckenstein. Inwieweit die Windecker in amtlicher Funktion auf der Burg bzw. dem Renchener Schloss tätig waren, ist noch nicht hinreichend geklärt. Am Ende des Dreißigjährigen Krieg waren von den Windecker Höfen wie auch von dem Schloss auf dem Schlossberg nur noch geringe Reste übrig geblieben.



*Anna von Thann
mit der Hl. Anna.
Fenster aus der
ehemaligen
Pfarrkirche von
Ottersweier. Bad.
Landesmuseum
Karlsruhe. BLM
Inv. 2003/1632.*

Einkünfte hatte Wolf in Bühl durch seinen Anteil am Reichslehen mit dem Gericht, dem freien Wochenmarkt, dem Ungeld und dem Zoll.²³ Dazu kam 1521 der Anteil seines verstorbenen Bruders Bechtold. Den Gülthof zu Waltersweier hatte seine Frau Johanna von Thann, Tochter des Ludwig von Thann und Enkelin der Margarete Röder, Gemahlin Philipps von Schauenburg, als Erbe ihrem Ehemann zugebracht.²⁴ Wolf kaufte 1522 von seinem Vetter dem Edelknecht Philipp von Altdorf, genannt Wollenschleger, den Hof auf der Synung zu Bühl, den man den alten Windecker Hof nannte, für 300 Gulden.²⁵ Im selben Jahr siegelte Wolf hinter seinem Onkel Sebastian von Windeck, Kirchherr von Ottersweier, bei einer Eheabredung zwischen Philipp von Windeck und Bärbel Meyer, der Tochter des edelfesten Klaus Meyer, Amtmann zu Sasbach, und der Margareta von Enzberg. Unter den Mitsiegler sind Jakob von Schauenburg zu Berghaupten und Jörg von Enzberg zu Bach „unser lieber Schwager und Fründ“.²⁶ Vom Grafen Bernhard von Eberstein wird Wolf 1523 mit dem „Gnadenjagen“ im ebersteinischen Wildbann am Bernstein, Widenbach und Sickenwald belehnt.²⁷

All diese Zeugnisse zeigen Wolf von Windeck in engem Kontakt und verwandtschaftlicher Verbundenheit mit Adelsgeschlechtern der Ortenau. Die Jagd, als adeliger Zeitvertreib, gehörte zu den standesgemäßen Vorrechten gegenüber den bürgerlichen und bäuerlichen Schichten der Bevölkerung.²⁸

Werfen wir einen Blick auf die neben dem Markgrafen von Baden weitere maßgebende politische Macht in der Ortenau, den Bischof von Straßburg. Zusammen mit dem Grafen von Fürstenberg hatte er die die Reichslandvogtei Ortenau inne.²⁹

Der Bischof von Straßburg Wilhelm III., Graf von Honstein (1475–1541), ein bei Kaiser, Fürsten und Nachbarn angesehener vielbeschäftigter Vermittler, hatte bei seinem Regierungsantritt 1506 ganz im Sinne eines Landesfürsten die Gemeinden Ulm, Renchen, Sasbach und Kappelrodeck huldigen lassen.³⁰ Zu Reformen und Ausgleich bereit,³¹ versuchte Wilhelm – allerdings erfolglos – die reformatorische Bewegung in seiner Diözese aufzuhalten.³² Auch im Bauernkrieg nahm er, wie der mit ihm befreundete Markgraf Philipp von Baden, eine gemäßigte Haltung ein.³³ Angesichts der bedrohlichen Vorgänge war Verhandlungsgeschick und Eingehen auf die berechtigten Forderungen der Bauern von Nutzen.

Wolf von Windecks Rolle in dieser kritischen Zeit mögen den Straßburger Bischof, der selbst damals zum Ausgleich drängte,³⁴ dazu veranlasst haben, ihm das Amt Oberkirch zu übertragen.³⁵ Die bischöfliche straßburgische Herrschaft Oberkirch umfasste zeitweise folgende sechs Gerichte:

1. Stadtgericht Oberkirch mit Lautenbach, Ödsbach, Butschbach
2. Gericht Kappelrodeck mit Seebach, Furschenbach, Waldulm, Ringelbach
3. Gericht Sasbach mit Obersasbach, Malchhurst, Sasbachwalden
4. Gericht Oppenau mit Ibach, Ramsbach, Peterstal, Griesbach
5. Gericht Ulm mit Stadelhofen, Tiergarten, Mösbach, Erlach, Haslach
6. Gericht Renchen mit Wagshurst, Honau³⁶

Wolf von Windeck vertrat als Amtmann in der Pflege Ortenberg und zu Oberkirch die bischöflich-straßburgischen Interessen.³⁷ Um seine Verwaltungs- und Amtsgeschäfte wahrnehmen zu können, musste er sich öfters in Oberkirch aufhalten. Dort besaß Wolf von Windeck offenbar auch ein Haus.³⁸

Zusammen mit Markgraf Philipp erneuerte Wolf 1525 die Waldordnung zu Bühl. Ein Schreiben des Rats Hieronymus (Veus) an seinen Freund Junker Wolf vom 26. Januar 1526 aus Esslingen über den vierten Teil an der Reichssteuer Dinkelsbühl und Weil deutet wohl auf ein gutes Einvernehmen zu dieser Zeit mit der badisch-markgräflichen Seite in der Bühler Gemeinherrschaft hin.³⁹

Wir finden Wolfs Namen in der Folgezeit auch bei Streitschlichtungen.⁴⁰ Die Stadt Straßburg bat ihn, den Amtmann in der Pflege Ortenberg, einen durch das Kloster Allerheiligen wegen unerlaubten Pirschens (Jagd-frevel) verhängten Arrest auf die Güter des Hans Brun aus dem Kappler Tal wieder aufzuheben.⁴¹ Im selben Jahr beschloss Wolf als bischöflich-straßburgischer Hofmeister, im Namen des Bischof Wilhelm von Straßburg zusammen mit dem badischen Kanzler Dr. Hieronymus Ve(h)us namens des Markgrafen Philipp und anderer Räte in Niederachern, einige Artikel des Renchener Vertrags (Pfarrkompetenzen, Erhebung des Kleinzehnten, „Ehefreiheit“, Todfallrecht und Erschatz) abzuändern und am 27. Juni 1527 erklärte schließlich die Ortenauer Ritterschaft in Offenburg, dass sie nach der Niederwerfung des Bauernaufstandes den Renchener Vertrag nicht mehr annehmen könne.⁴²

Zusammen mit Jost von Rosenberg und Wilhelm Hummel von Staufenberg erneuerte Wolf am 30. Oktober 1527 den Waldbrief über den Forst die „Moß“. 1528 nimmt Wolf mit anderen bischöflichen Räten im Namen des Bischofs die Huldigung der Stadt Ettenheim vor. Aus dem gleichen Jahr datieren einige Lehenerneuerungen durch Markgraf Philipp.⁴³

Einen interessanten Einblick in die Zeitverhältnisse bietet ein Vertrag, der unter Vermittlung des Junkers Wolf von Windeck am 11. Mai 1528 zustande kam. Einige Bauern hatten in dem bäurischen „Aufruhr“ 1525 dem Junker Klaus Meyer, Vogt zu Sasbach, Schmach, Schaden und anderes zugefügt. Tatsächlich war seine Lage um den 20. Mai 1525 bedrohlich gewe-

sen. Er schreibt unter diesem Datum an Wolf von Landsberg: „[...] all seine Habe daselbst sei entwerthet; nicht einmal einen Knecht dürfe er schicken und die Hauptleute [der Bauern] hätten die ganze Regierung im Lande an sich gerissen.“⁴⁴ Der Grund, weshalb es in der nördlichen Ortenau unruhig blieb, lag in dem Widerstand der Grafen von Hanau-Lichtenberg, die den Ortenauer Vertrag nicht anerkennen wollten und mit Repressionen gegen die Bauern drohten.⁴⁵

Klaus Meyer verklagte die Aufrührer vor dem kaiserlichen Hofgericht zu Rottweil und die Angelegenheit kam dann an Bischof Wilhelm von Straßburg, ihrem „gnädigen“ Fürsten und Herren. Die Untertanen und ihre Vertreter baten vor dem rechtlichen Beschluss Wolf von Windeck, ihren „gnädigen“ Herrn Amtmann, ihnen gegenüber Junker Klaus Meyer, Schwager des Windeckers, zu einem gütlichen Vertrag zu verhelfen. Die Gerichte Renchen und Ulm, die Heimbürgen, Gemeinde und die „Menge“ in den beiden Gerichten als Vertreter der Bauern bekannten, dass die dem Junker Meyer zugefügten Schmähungen zum Abbruch seiner Ehre unwahr seien. Meyer habe nie etwas Unrechtes von ihnen gefordert, ihnen keinerlei Neuerungen und Lasten auferlegt und habe sich redlich und ehrlich in seiner Amtsverwaltung gehalten. Als Schadensersatz leisteten sie 40 Gulden und jeder von ihnen verpflichtet sich, ihm für einen Tag mit der Fuhr oder mit dem Leib zu fronen.⁴⁶

Das Bühler Kondominium, die gemeinsame Herrschaft der Windecker mit den Markgrafen von Baden, barg wegen der Abgaben (Bete) der Untertanen, der Waldnutzung und Fronordnung mannigfachen Konfliktstoff. Durch Verhandlungen versuchte man die Streitpunkte aus der Welt zu schaffen.

Unter den 12 Punkten, die am 28. Mai 1528 durch einen Vertrag geregelt wurden, beleuchtet der 11. Punkt die damalige Situation: Alle Gebote und Verbote, die den gemeinsamen Stab zu Bühl betreffen, ebenso die Ordnungen, sollen durch einen gemeinsamen Schultheißen zu Bühl verkündet werden, mit Vorbehalt der landesfürstlichen Obrigkeit des Markgrafen.⁴⁷ Die Gewichtsverteilung spiegelt sich auch in der Besetzung der Verwaltung und bei den Einnahmen wider. Von den 12 Richtern des Bühler Gerichts setzte der Markgraf 9, der Windecker 3; Baden ernannte den Schultheißen, Windeck den Gerichtsboten. Am Zoll und Ungeld hatte Baden 7, Windeck 5 Teile zu beziehen. Die Herrschaft Baden konnte jährlich 3 Fuder Wein, Windeck 2 Fuder auf der Bürgerstube in Bühl als Bannwein verzapfen. Neue Einkünfte versuchte sich Wolf dadurch zu verschaffen, dass er seit 1530 die Weinfuhren des Klosters Schwarzach aus dessen Rebhöfen in Altschweier und Bühlertal mit Zoll zu belegen suchte.

Als Amtmann in der Pflege Ortenberg ist Wolf 1534 im Auftrag des Bischofs Wilhelm III. von Straßburg (1506–1541) bei einem Untergang der Allmende der Stadt Oberkirch tätig.⁴⁸ Er schlichtet einen Streit wegen eines Zinses an die Lautenbacher Kapelle.⁴⁹ Am 12. Juli 1535 musste wieder-

rum Bischof Wilhelm einen Zwist zwischen seinem Amtmann zu Oberkirch Wolf von Windeck und den bischöflichen Untertanen der Gemeinde Erlach wegen eines Wegs oder Durchtriebs von Vieh durch den Wald des Windeckers regeln.⁵⁰

Zahlreiche Güterkäufe und Transaktionen sind aus den folgenden Jahren belegt: Einlösung der Hälfte des Dorfs Lampertheim vom Domkapitel (1536),⁵¹ Kauf von 13 Jeuch Acker, Matten, Gültgüter, ein Haus und Hof zu Wagshurst für 77 Pfund Pfennig (1537),⁵² Belehnung mit einem Zehnten zu Buchheim bei Freiburg an Hans Veltin Schnewelin von Kranzau (Crantznow).⁵³ 1538 übergibt Wolf seine leibeigenen Leute im Gericht Achern gegen 300 Gulden Straßburger Währung an die beiden Pfandherren der Ortenau und verzichtet auf seine Ansprüche.⁵⁴

In Bühl verschärfte Wolf als Bannherr des Hägenichwaldes oder der niederen Mark zusammen mit seinem Mitamtman Bastian von Botzheim durch neun Zusatzartikel den alten Waldspruch von 1516, weil zu befürchten war, dass durch die extensive Abholzung der Bäume durch die Nutzungsberechtigten in den Kirchspielen Ottersweier und Kappelwindeck die Wälder in Abgang geraten würden.⁵⁵

Weitere Käufe Wolfs datieren aus den Jahren 1541.⁵⁶ Klagsachen und Streitigkeiten gab es in diesem Jahr mit dem badischen Statthalter und den badischen Räten. Sie beschwerten sich über den Schultheißen von Kappelrodeck wegen dessen Maßnahmen gegen die badischen Eigenleute. Wolf von Windeck nahm ihn in Schutz und wies darauf hin, dass der Schultheiß gemäß dem Befehl des Bischofs von Straßburg als Landesherren gehandelt habe.⁵⁷ Vor dem Rat der Stadt Straßburg musste Wolf sich rechtfertigen, weil er einige Leute des Junkers Rorhart von Neuenstein wegen Waldfrevels in Haft genommen hatte.⁵⁸

Einen Einblick in die Verhältnisse in Bühl gibt ein Vertrag Wolfs mit den Betlegern zu Bühl vom 2. Juni 1541,⁵⁹ in dem es um den Einzug der Güter- und Leibbete ging. Durch die Verzeichnung und den Austausch von Untertanen mit Baden sowie dem Kloster von Schwarzach sollten alle erfasst werden, die sich in Bühl niedergelassen hatten oder sich mit einem „Ungenossen“ (einem andern Herrn gehörig) verheiraten wollten. Allerdings war auch bestimmt worden, dass hinsichtlich der Güterbete (Steuer) die Markgräfischen und Windeckischen gleich und maßvoll gehalten würden und dass die Armen nicht zu hoch belegt werden sollten. Wegen der unerlaubten Nutzung der Weiden und des Eckerich (Eichelmast) in den Windeckischen Wäldern wollte man sich gütlich einigen oder einen Gerichtsentscheid abwarten. Mit der Markgrafschaft Baden wurde ein Vergleich wegen der strittigen Zinken Waldmatt und Hatzenweier durch einen Untergang und eine Steinsetzung verabredet.⁶⁰

Ende Januar 1542 stellte Wolf gegenüber Philipp Graf zu Hanau und Herr zu Lichtenberg den Lehenrevers über den Empfang der Lichtenbergi-

schen Lehen aus. Anstelle der Lichtenbergischen Eigenleute zu Ottersweier, die Wolf mit Zustimmung des Lehenherren für 300 Gulden verkauft hatte, setzte er als Eigengüter sein Haus und Hof zu Waldmatt, 20 Steckhaufen Reben und weitere genannte Matten, Büsche Äcker ein.⁶¹

Am 18. März 1542 starb Wolfs Frau Johanna von Thann und wurde vor dem Chor der Kirche zu Ottersweier begraben: „Anno Domini MvCXLII uff den XVIII dag Martii starb die edel ersam frauw Johanna von Windeck, geborne von Thann, des edlen vesten junkher Wolffen von Windeck, amptman in der pflug Ortenberg gewesen, seiner vest gemahel, deren selen gott genedig und barmherzig sein volle. Amen. Anno di. 1545 vollendet.“⁶² Auf dem inzwischen verschwundenen Grabstein war das windeckisch-tannische Allianzwapen angebracht. Auch Wolf ist in diesem Jahr gestorben.⁶³

Die zahlreichen Renchener Belege lassen vermuten, dass sich Wolf mit seiner Familie hauptsächlich in seinem Renchener Hof aufgehalten hat. Es muss sich wohl um eine größere Anlage gehandelt haben. Im Jahre 1618 bei der Teilung der Erben Hüffel und Fleckenstein ist von dem Haus, Hof, Scheuer, Stall, Backhaus, Garten samt dem Kellergarten und dem Haus darinnen sowie von einer Behausung, darin der Ackermeier wohnt, die Rede. Es wird damals auf 1000 Pfund taxiert.

Reformation und Bauernkrieg

Wie verhielt sich Wolf von Windeck im Bauernkrieg und wie war seine Haltung zu den neuen reformatorischen Umbrüchen? Werfen wir zunächst einen Blick auf die Situation in der Markgrafschaft Baden-Baden und auf das Dekanat Ottersweier.

Der badische Kanzler Dr. Veus hatte für die reformatorischen Impulse Luthers durchaus Verständnis. Allerdings untersagte ein am 30. August 1522 veröffentlichtes Markgräfliches Mandat alle Neuerungen. Markgraf Philipp selbst stand offensichtlich zunächst dem Wirken einiger Prädikanten aufgeschlossen gegenüber. Die Priesterehe blieb 1529 erlaubt, die evangelische Predigt geduldet. Landesfürstliche Eingriffe regelten in der Abtei Schwarzach selbst und in den von ihr abhängigen Pfarreien die Kompetenzen (Mindesteinkommen). 1525 wurden die beiden Pfarreien Schwarzach und Vimbuch mit weltlichen Geistlichen besetzt. Auseinandersetzungen mit dem Schwarzacher Leutpriester machten 1528 dabei der Abtei schwer zu schaffen.

Wie es im Jahr 1532 um das Dekanat Ottersweier bestellt war, lässt sich dem Bericht des Sasbacher Pfarrers Erhard Spet an Bischof Wilhelm entnehmen. Er zählt unter die lutherischen Pfarrer: die verheirateten Pfarrer zu Kappelwindeck, Steinbach, in Neuweier (Kaplanei), Sinzheim, Sandweier, Iffezheim. In Vimbuch wurde der Mönch Ambros Phoeber vom Abt bestellt. Er hat ein Eheweib und etliche Kinder.

Gegen Ende der Regierung Markgraf Philipps zeigt sich die Tendenz, in der Kirchenpolitik in vorsichtiger Weise ohne Preisgabe der Neuerungen wie der Priesterehe und der Erteilung des Abendmahls unter zweierlei Gestalt, auf die altkirchliche von den Reichtagsabschieden geprägte Politik einzuschwenken. Im letzten Religionsmandat vom 7. März 1533 wurde die Messfeier, die man früher mehr oder weniger übergangen hatte, ausdrücklich in altkirchlicher Weise vorgeschrieben.

Einer der wichtigen Streitpunkte war die Höhe der Kompetenz, der Einkünfte der Pfarrstellen. Bei der Besetzung der Bühler Pfarrstelle 1528 durch den Pforzheimer Priester Hans Ruoch versprach der zuständige Pfarr-Rektor Sebastian von Windeck im Namen seines Neffen Wolf von Windeck, „die Präsentation zu erteilen, wenn die badischen Räte zur Erhöhung der geringen Kompetenz mitwirken wollen“.⁶⁴

Das Mitwirkungsrecht der Gemeinde bei der Besetzung der Pfarrstellen, die Besoldung der Pfarrer aus dem großen Zehnten, die Rechte der Bauern an Wald und Wasser waren Forderungen, die in den sogenannten Zwölf Artikeln, dem Programm der aufständischen Bauern, ihren Niederschlag fanden und aus der Hl. Schrift hergeleitet wurden. Das Schwinden der alten Rechte, der ökonomische Druck gepaart mit der Willkür und Eignung einiger herrschaftlicher Vorgesetzten hatte schon lange zuvor Unmut erregt und kleinere Aufstände verursacht.

Schon im Jahr 1514 war es in Bühl und Umgebung durch Bastian Gugel, einem Steinmetz von Altschweier, zu einem Aufruhr gekommen. Die neue Ordnung abtun, das alte Recht handhaben und als Zeichen dafür das Bannwasser ausfischen, waren Forderungen Bastians, die dem Bühler Vogt als Vertreter der Obrigkeit nicht gefallen konnten. Gugel Bastians Anspruch: „der Vogt ist nit meister, wir sind meister“ rief Markgraf Philipp mit seinen Truppen auf den Plan. Die Anführer flohen, Bastian Gugel wurde in Freiburg gefasst, verhört und schließlich enthauptet.⁶⁵

Zehn Jahre später Ende April 1525 kam ein Bauernhaufen aus dem Kloster Schwarzach in einer Stärke von etwa 400 Mann nach Bühl und verlangte, dass die Bühler ihnen zuschwören sollten. Es gelang dem badischen Kanzler und den Räten dies zu verhindern. Am folgenden Tag zogen die Bauern jedoch in Bühl ein und taten sich an der Habe des Pfarrers gütlich.⁶⁶

In einer Antwort auf die Beschwerden der Bauern im Bühler Gerichtsstab machten Markgraf Philipp und Wolf von Windeck den Supplikanten am 17. Mai 1525 kleine Zugeständnisse. Hinsichtlich der Erbordnung wurde eingeräumt, dass man zu Lebzeiten in einem Testament vor einem Gericht sein Vermächtnis festlegen konnte. Beim Rüggericht wurde zugestanden, dass „hinfür kheiner nichtß zue rügen schuldig seye, er möge dann solches zuerecht genugsamb beweissen“. Kein Vogt oder Schultheiß zu Bühl sollte mit „Fürkauf“ (Aufkauf) von Wein, Korn oder Hanf Han-

del treiben. Die Untertanen im Gerichtsstab durften zur selben Zeit wie die Wirte Wein ausschenken. „Zuem Funfften lassen wir unuß gefallen“, dass in Zukunft kein Fremder mehr als Bürger angenommen werde, er habe zuvor ein Pfund Pfennig den Vogtsherren entrichtet. Davon sollte die Hälfte der Summe der Gemeinde gehören.⁶⁷ Dieser „Bescheid“, der während der Bauernunruhen kurz vor dem Renchener Vertrag (25. Mai 1525) erfolgt war, ist insofern bemerkenswert, da er auf einige Beschwerden und Forderungen der Bauern des Bühler Amts einging und Abhilfe in Aussicht stellte.⁶⁸

Markgraf Philipp und sein Kanzler Dr. Hieronymus Vehus sowie die Vertreter der Stadt Straßburg verhandelten angesichts der bedrohlichen Lage schließlich mit den Bevollmächtigten der Bauern Jörg von Wimpfen von seiten des oberen und Wolf Tucher, Schultheiß zu Bühl, von seiten des unteren Haufen. An den viertägigen Gesprächen in Renchen vom 22. Mai 1525 an nahmen Hummel von Staufenberg und Wolf von Windeck als Vertreter der ortenauischen Ritterschaft teil.

Die Bestimmungen des sogenannten Renchener oder Ortenauer Vertrags wurden anfangs auch eingehalten, später, nach den schweren Niederlagen der Bauernhaufen, aber nach und nach revidiert. Maßnahmen wie das Verbot des Waffentragens, der Kirchweihen, die Überwachung der Wirtshäuser als Keimzellen bäuerlicher Unruhestiftungen sowie die Aufstellung einer streifenden Rotte von 42 Reisigen sorgten jetzt für „Ruhe und Ordnung“.

Zusammenfassung

Mit Wolf von Windeck tritt uns ein wichtiger Vertreter des Ortenauer Ritteradels entgegen. Wolf hat in seiner Jugend, vielleicht unter der Obhut seines Onkels Sebastian, eine angemessene Bildung genossen. Für seine Dienstpflichten und Tätigkeiten als Amtmann und Vertreter des Bischofs von Straßburg waren auch Grundkenntnisse in Latein notwendig. Größere Schreibarbeiten und schwierige Verhandlungen führten indessen bürgerliche Notare und humanistisch gebildete Juristen. Schon einige von Wolfs Vorfahren waren in Fürstendiensten gestanden, hatten ihre Töchter reichen Patriziern zur Ehe gegeben. Die Heirat Wolfs mit Johanna von Thann war wohl mit dem Einverständnis der Mutter geschehen und hatte eine ansehnliche Summe Geld eingebracht. Als Amtmann und im Dienst des Bischofs hatte sich Wolf außerdem zusätzliche Einkünfte gesichert. Ausgaben wie Schenkungen und Stiftungen an die Kirche gehörten zum damalig üblichen Verhaltenscodex eines Adligen. Auf der von Franz von Sickingen einberufenen Landauer Ritterversammlung am 13. August 1522 vertrat Wolf mit Jörg von Bach die Ortenauer Ritterschaft, was seinen angesehenen Rang unterstreicht.

Wie Bischof Wilhelm III. von Straßburg und Markgraf Philipp von Baden scheint auch Wolf von Windeck zum Ausgleich und für Reformen unter Wahrung der grundsätzlichen eigenen Rechte und Positionen bereit gewesen zu sein. Wenig wahrscheinlich ist es, dass sich Wolf in der Zeit der religiösen Veränderungen selbst mit den komplizierten theologischen Streitfragen und Kontroversen auseinander gesetzt hat.⁶⁹

Die von Wolf von Windeck für seine windeckischen Rebhöfe im Amt Bühl eingeführte Rebbauordnung, zahlreiche Güter- und Gültkäufe, Umschichtungen und Arrondierungen zeigen einen auch im wirtschaftlichen Bereich aktiven Vertreter des Ortenauer Adels. Die gesellschaftlichen Verpflichtungen und eine angemessene adlige Lebensführung, die Versorgung und Ausbildung der sechs Kinder dürften nicht geringe Kosten verursacht haben. Auch galt es, die unwirtschaftlichen und fast nutzlos gewordenen Burgen, die man aber als Stamm- und Lehensitze nicht ganz verwaarloßen lassen konnte, instand zu halten. Zählt man jedoch die Summen der Loszettel aus der Hinterlassenschaft Wolfs zusammen, so kommt man auf ein Vermögen von über 11.000 Pfund.⁷⁰ Was allerdings die obrigkeitlichen Rechte in der Gemeinherrschaft Bühl anbelangt, so musste sich Wolf und seine Nachkommen als badische Lehenträger mit den Ansprüchen des vorrangigen Mitgerichtsherren in Verhandlungen auseinandersetzen und konnten dabei auch schnell angesichts der landesfürstlichen Übermacht ins Hintertreffen geraten.

Die Aufteilung von Wolfs Hinterlassenschaft in sechs gleiche Teile, die gestiegenen Ansprüche der badischen Landesfürsten, die Auswirkungen der Reformation und Streitigkeiten unter den Erben kündigten schwierige Zeiten an.

Anmerkungen

- 1 GLAK (= Generallandesarchiv Karlsruhe) 72/9039; alte Signatur: 72 v. Windeck, Konv. 1, Fasz.4; im Folgenden zitiert als Inventar. – Weiteres Exemplar: Freiherrlich Gayling von Altheim'sches Gesamtarchiv Schloss Ebnet, II.3. Archiv der Freiherren von Fleckenstein, Bestand von Windeck, Signatur C/16.- Regesten der Herren von Windeck (= RHW). Aus dem Nachlaß von Karl Reinfried bearbeitet von S. Gartner. Hg. StgI Bühl 1991. Eine ergänzte u. verbesserte Auflage ist vorgesehen.
- 2 K. Andermann, Die Markgrafen von Baden und der Adel im südlichen Ufgau und in der nördlichen Ortenau, in: ZGO 151 (2003), 105–109; S. Gartner, Die Windecker und ihre Burgen, Bühl 2. Aufl. 1998 (mit Stammtafel).
- 3 Zu Bühl und Kappelwindeck s. Der Landkreis Rastatt, Kreisbeschreibungen des Landes Baden-Württemberg, hrsg. von der Landesarchivdirektion Baden-Württemberg, Bd. 1, 407–422; S. Gartner u. E. M. Hall, Kappelwindeck, Beiträge zur Geschichte und zu den Flurnamen, Bühl 1994.
- 4 Inventar, 61r; s. auch Gartner, Kappelwindeck, 63.
- 5 1618 bzw. 1595 wird der windeckische Hof zu Bühl samt dem Vorhof und dem neuen vordersten Haus genannt. GLAK 72 v. Windeck Nr. 8. Teilbuch.

- 6 K. Reinfried, Die ehemaligen Edelhöfe im Amtsbezirk Bühl, in: Ortenau 1/2 (1910/11), 3.
- 7 Belehnung mit dem Bühler Reichslehen durch Kaiser Maximilian 1511 April 24, Niederbaden GLAK 72/ v. Windeck, 6.
- 8 RHW 530.
- 9 Jakob von Windeck war unter den im bayerischen Erbfolgekrieg von der Kurpfalz angeworbenen Rittern aus der Ortenau. ZGO 26 (1874), 219 und 234, wo sein Tod vermerkt wird. GLAK 67/1414, Wappenbuch, 19r; RHW 621.
- 10 GLAK 44/11469; RHW 634; GLAK 37/4940; 1506 April 23, ABR (= Archives Départementales du Bas-Rhin)16 J 183 (10).
- 11 K. Reinfried, Religionsänderungen im Landkapitel Ottersweier während des 16. und 17. Jahrhunderts, in: FDA NF XII (1911), 71 f. Anm. 1; K. Reinfried, Die Anniversarstiftungen des Landkapitels Ottersweier, in: FDA NF VII (1906, 212 Anm. 3.
- 12 Noch am 27. Okt. 1510 wird Sebastian von Windeck als Vogt Wolfs in einem Lehenrevers genannt; RHW 637 u. 639.
- 13 GLAK 72/ v. Windeck, 16.
- 14 GLAK 67/1414, 160–164.
- 15 Inventar, 122 v: 1513 Okt. 22.
- 16 GLAK 44/11473 vom 12. Juni 1515. Seit dem Spätmittelalter war das 18. Lebensjahr der häufigste Termin für die Volljährigkeit. Lexikon des Mittelalters I, Sp. 471.
- 17 FDA NF III, 276–279; RHW 645.
- 18 K. Reinfried, Die Windeckischen Inschriften, Wappen und Glasmalereien in den früheren Kirchen zu Ottersweier, Bühl, Kappel-Windeck und Steinbach, in: FDA NF 3 (1902), 268–274; B. Herrbach-Schmidt, Glasgemälde aus der St. Johanneskirche in Ottersweier, in: Die Glasgemälde der Großherzöge von Baden. Hrsg. Kulturstiftung der Länder u. Bad. Landesmuseum, Karlsruhe, o. J., 53 Nr. 23 BL.M Inv. – Nr. 2003/1631 Hl. Christophorus mit Wolff von Windeck u. BL.M Inv.- Nr. 2003/1632: Hl. Anna Selbdritt mit Anna von Thann.
- 19 K. Reinfried, Die Windeckischen Inschriften, 271 Anm. 3; H. Roth, Ottersweier. Badisches Dorf und Vorposten der Österreichischen Landvogtei Ortenau, Ottersweier, 1999, 23–25.
- 20 K. Reinfried, Die Pfarrei Ottersweier mit ihren ehemaligen und jetzigen Filialen, in: FDA XV (1882), 58 u. 64.
- 21 RHW 57. – H.-M. Pillin, Die Grimmelshausenstadt Renchen und ihre Geschichte, Renchen 1992, 15; GLAK 34/59, 12. Juni 1320.
- 22 GLAK 67/1329, 177. RHW 719. Fraglich ist, ob die Windecker auch zeitweise im bischöflichen Schloss auf dem Schlossberg residierten.
- 23 1521 März 12, Worms: Belehnung durch Kaiser Karls V. GLAK 72/v. Windeck, 6.
- 24 RHW 658.
- 25 RHW 661.
- 26 RHW 664.
- 27 RHW 665.
- 28 K.-H. Spiess, Aufstieg in den Adel und Kriterien der Adelszugehörigkeit, in: Zwischen Nicht-Adel und Adel, Stuttgart, 2001, 9.
- 29 C. H. Ciz, Vom Fürstbischof zu Straßburg zum Markgraf von Baden: Herrschaft Oberkirch, Oberkirch 2003, 3. O. Kähni, Die Landvogtei Ortenau, in: Vorderösterreich. (Hg.) F. Metz, Freiburg i. Br. 4. Aufl. 2000, 297–303.
- 30 Pillin, Renchen, 43. – Über Wilhelm III: L. G. Glöckler, Geschichte des Bisthums Straßburg, Straßburg 1879, 344–385; R. Wolff, Die Reichspolitik Bischof Wilhelms

- III. von Strassburg, Graf von Honstein. 1506–1541, Berlin 1909, 47: auf der Jagd mit Kaiser Maximilian; 149: hohes Ansehen bei Karl V. und den Reichsständen; 51: Freundschaft mit Markgraf Philipp, 113, 131, 168; E. Gatz (Hrsg.), Die Bischöfe des Heiligen Römischen Reiches 1448 bis 1648, Berlin 1995, 310–312.
- 31 Wolff, Reichspolitik, 173 unterstreicht seinen religiösen Reformwillen.
- 32 Zur Reformation in Straßburg s. Histoire de Strasbourg, G. Livet u. F. Rapp, Strasbourg 1987, 142–153.
- 33 Wolff, Reichspolitik, 219 betont seine Milde gegenüber den besiegten Bauern.
- 34 Pillin, Renchen, 42.
- 35 RHW 670. Die von K. Reinfried angegebene Quelle im GLAK konnte noch nicht verifiziert werden.
- 36 M. Krebs, Gesamtübersicht über die Bestände des Generallandesarchivs Karlsruhe, II. Teil, Stuttgart 1957, 293: 169: Akten Oberkirch (1303–1857); H.-M. Pillin, Die Entstehung der bischöflich-straßburgischen Landesherrschaft in der mittleren Ortenau, in: Ortenau 72 (1992), 99–108 mit Karte, 104. G. Wunder, Das Straßburger Landgebiet, Berlin 1967, 78: „Die Bischöfe faßten die Landvogtei Ortenau mindestens zeitweilig mit ihrem älteren Distrikt Ullenburg zu einer größeren Verwaltungseinheit zusammen, der sogenannten Vogtei oder Pflege Ortenberg.“ – F. Rapp, Hochstift Strassburg, in: Handbuch der Baden-Württembergischen Geschichte, 1995, Bd. 2, 497 – 499.
- 37 Den Titulaturen zufolge fungierte Wolf von Windeck als Amtmann in der Pflege Ortenberg (1526, 1528, 1529, 1531, 1532, 1533, 1535, 1536, 1537), wohl zugleich auch als Amtmann zu Oberkirch (1528); 1533 wird der Edelknecht Wolf von Windeck Vogt von Oberkirch genannt. Zusammen mit Jost Münch von Rosenberg, (ab 1539 mit Bastian von Botzheim) als ortenauischer Amtmann bzw. Oberamtleute in der Pflege Ortenberg (1527, 1530), als bischöflich-straßburgischer Hofmeister (1526), bischöflicher Rat (1528) und zuletzt 1541 als bischöflich-straßburgischer Amtmann zu Oberkirch betitelt. – Vgl. auch H.-M. Pillin, Oberkirch, Bd. 1. Die Geschichte der Stadt von den Anfängen bis zum Jahre 1803, Lahr 1975, 35–47 u. 131 f.
- 38 Inventar, 108r.
- 39 Hieronymus Veus, Kanzler. GLAK 72/ von Windeck, 9. Dorothea Meyer war mit Dr. Hieronymus Vehus verheiratet; ihre Schwester Barbara mit Philipp von Windeck. K. Reinfried, Das ehemalige Wasserschloss Bach zu Kappel-Windeck bei Bühl, in: Alemannia NF III, 138 f. Vgl. G. Kattermann, Markgraf Philipp I. von Baden (1515–1533) und sein Kanzler Dr. Hieronymus Veus, Diss. Freiburg i. Br. 1935, 33, 40, 58, 64, 73, 85.
- 40 1526 Juni 16, RHW 672; 1527 August 3, RHW 675.
- 41 RHW 673. – Vgl. auch den Familiennamen Brun im Register der Edition.
- 42 RHW 674.
- 43 1528 Mai 4, GLAK 44/11476–11479.
- 44 Hartfelder, Geschichte des Bauernkriegs, 385.
- 45 Hartfelder, Geschichte des Bauernkriegs, 400 f.
- 46 Erzb. Archiv Freiburg (EBA UH 263). RHW 680. – Nach G. Kattermann, Markgraf Philipp I. von Baden, 13 ff. heiratete Veus Dorothea Meyer, die Tochter des bischöflich-straßb. Amtmanns in Sasbach.
- 47 GLAK 37/4961. – Der Landkreis Rastatt I, Kreisbeschreibungen des Landes Baden-Württemberg, hrsg. von der Landesarchivdirektion, Stuttgart 2002, 412 f.
- 48 1534 April 5, RHW 720.
- 49 1534 Juni 24, RHW 717.
- 50 GLAK 67/1329, 176; RHW 722.

- 51 RHW 727.
- 52 GLAK 67/1329, 182 f.
- 53 GLAK, 67/1414, 61 f.: 1537 Juni 9.
- 54 GLAK 119/995. Die Namen der Leibeigenen werden aufgeführt.
- 55 1539 April 2, RHW 734.
- 56 1541 Febr. 7, RHW 737.
- 57 1541 April 29, RHW 738.
- 58 1541 Mai 29, RHW 739.
- 59 GLAK 67/73, 73r – 79r.
- 60 GLAK 134/159, 18 -86 (1537–1541: Streit zwischen Baden und Windeck).
- 61 1542 an. 29, GLAK 67/1414, 138–140; RHW 745.
- 62 FDA NF III 1902, 273. – RHW 746.
- 63 GLAK 134/159, 86. Wolf ist im Juni 1541 schwer krank.
- 64 K. Reinfried, Religionsänderungen im Landkapitel Ottersweier, in: FDA NF XII (1911), 77.
- 65 S. Gartner, Altschweier gestern und heute. Hg. Heimat- u. Verkehrsverein Altschweier, Altschweier 2006, 100.
- 66 K. Hartfelder, Zur Geschichte des Bauernkrieges in Südwestdeutschland, Stuttgart 1884, 378–397; besonders, 381 f.
- 67 GLAK 65/138, 19f. Spätere Kopie.
- 68 GLAK 65/138, 19 f.
- 69 Siehe dazu K. Andermann, Ritterschaft und Konfession – Beobachtungen zu einem alten Thema, in: Zwischen Stagnation und Innovation. Landsässiger Adel und Reichsritterschaft im 17. und 18. Jahrhundert. Hg. K. Andermann u. S. Lorenz (Schriften zur südwestdt. Landeskde Bd. 56) 2005, 98.
- 70 K. Andermann, Adlige Wirtschaften auf dem Land. Zu den ökonomischen Grundlagen der Ritterschaft in der frühen Neuzeit, in: Rittersitze. Facetten adligen Lebens im Alten Reich (Kraichtaler Kolloquien Bd. 3) Tübingen 2002, 167.

Der Zimmerer Waldbrief von 1389

Karl Maier

Am 16. Dezember 1389 – es war ein Donnerstag – „um die erste Stunde oder nahe bey“ bat eine Gruppe Bauern aus dem Kirchspiel Zimmern in der Ortenau den kaiserlich und kirchlich anerkannten Notar am bischöflichen Gerichtshof in Straßburg Johannes Scherer um eine Beratung. Das Kirchspiel Zimmern setzte sich damals zusammen aus den Orten Urloffen, Riechelnheim und Zimmern – hier stand auch das Gotteshaus, das St. Martin gewidmet war.¹ Der Begriff Kirchspiel hatte zu jener Zeit nicht nur eine religiöse Bedeutung, sondern umfasste auch die rechtliche und politische Gemeinschaft. So erscheinen die drei genannten Dörfer immer wieder unter dieser Bezeichnung als eine Prozesspartei mit einer gemeinsamen Vertretung.

Über die Konsultation am 16. Dezember ließ der Straßburger Notar eine Niederschrift aufsetzen, dessen lateinisches Original und deutsche Übersetzungen unter dem Namen „Zimmerer Waldbrief“ in die regionale Geschichtsschreibung eingeführt wurden. Erfunden hat ihn, soweit wir sehen, der Dekan und bedeutende Lokalhistoriker Wilhelm Weiß aus Urloffen. Einmal wählt er auch „Urloffter Waldbrief“ wie übrigens auch hundert Jahre nach ihm Kurrus und Kauß.²

Als Verhandlungspartner des Notars hatten die Bewohner des Kirchspiels eine Delegation von zwölf Männern aus ihren Ortsteilen bestimmt, die Riechelheimer „Rieflin Solemann, Henslin Weber, Henslin Schneider, Claus Mundunkh, Heintzmann Pfister, Durchmann Lawelin und Roudolf, die Zimmerner Werner Graf, Walter Ortliep, Johannes Jacob und Albrecht Schmid sowie Claus Dunnenberg, Henslin Lutlod, Rieflin Zehender und Henslin Sunderwasser der Ältere“ aus Urloffen.³ Sie baten Scherer, ihnen eine alte lateinische Urkunde zu übersetzen und zu erklären, wobei sie erwarteten, dass durch den neu festgelegten Inhalt tatsächlich vorhandene Verhältnisse legitimiert und verloren gegangene Rechtssicherheit wiederhergestellt werden würde.

Scherer kam den Bitten nach, übersetzte die alte Urkunde mündlich ins Deutsche, in die Muttersprache „lingua maternita“ und deutete sie.⁴ Er ließ die Bauern schwören, dass der Inhalt des Dokumentes der ihnen bekannten Realität entspreche, soweit ihre Erinnerung zurückreiche. Sodann verfasste er ein Protokoll, nun wieder in Latein, über das, was in seiner Kanzlei geschehen war. Am Ende bestätigten vier Zeugen mit ihren vier Siegeln, alles sei in der dargestellten Weise abgelaufen.

Bei dem Rechtsgegenstand handelt es sich um nichts weniger als um die „Stiftung“, der Kirche St. Martin in Zimmern, ihren Bau, ihre Ausstattung

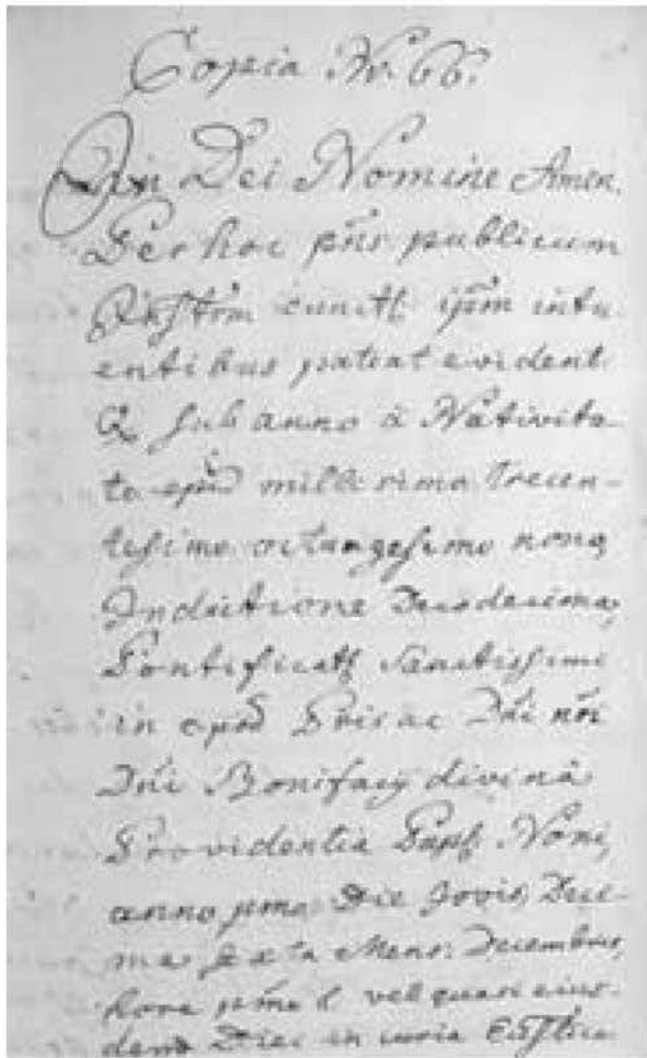


Abb. 1: Copia 66 des Ortenauischen Stockurbars von 1727.
Stadtarchiv Offenburg.

und wirtschaftliche Absicherung durch den sog. Freier Leute Wald. Der Mann, aus dessen Hand die „Gottesgabe“ kam, war der gleiche, der auch den Korker Wald spendete, ein reicher Edelmann namens Eppo, dessen Herkunft und Lebenszeit sich im Sagenhaften verlieren.

Ohne für uns erkennbaren Bezug zur alten lateinischen Stiftungsurkunde bestätigen die Anwesenden auf Antrag Gertrudes von Vegersheim, der Witwe des Ritters Kunz von Schauenburg, dass ihre Kinder kraft väterlichen Erbrechts, den Pfarrer der Kirche von Zimmern präsentieren dürfen, was bekanntlich ein wesentlicher Teil der Patronats Herrschaft darstellt.

Die lateinische Niederschrift, die von Scherer als gültiges Rechtsdokument hergestellt wurde, bildet die literarische Grundlage aller „Instrumente“, die in den folgenden Jahrhunderten über die Eppische Stiftung verfasst wurden. Jener Urbrief, den Scherer übersetzt und erläutert hatte, ging verloren, aber auch die Neufassung von 1389 schien bislang unauffindbar, und alle Kenntnisse über das frühe St. Martin und den Freier Leute Wald fußen auf einer deutschen Übersetzung.

Abb. 2: Kopie des Zimmerer Waldbriefes von 1705, Pfarrarchiv Urloffen.

Nun scheint aber, und das ist verwunderlich, die ganze Zeit über das Original Scherers im Archiv der Urloffener Gemeinde oder, was wahrscheinlicher ist, in dem von St. Martin gelegen zu haben.

Wie bekannt, hat, nachdem Markgraf Ludwig von Baden 1701 mit der Reichslandvogtei Ortenau belehnt worden war, seine Verwaltung die Eigentumsnachweise der wichtigsten neugewonnenen Ländereien gesammelt und im sog. „Ortenauischen Stockurbar“ als Buch zusammengestellt.⁵ In dieser Bestandsaufnahme ist die Copia 66 eingefügt. Sie besteht aus einem Text in lateinischer Sprache, dessen Inhalt den bekannten deutschen Berichten über Eppos Vermächtnis entspricht. Ein Jeremias Kugler kopierte sie 1726 in „Waldsteegae“, das wir wohl mit dem Schlößchen Waldsteg in Bühl/Neusatz identifizieren können, denn dort arbeitete 1725 ein markgräflicher Beamter gleichen Namens.⁶

Obwohl 1705 im nahen Oberkirch/Ulm eine neue deutsche Abschrift hergestellt worden ist, suchte Kugler ein möglichst altes Dokument für seine Vorlage, sicher auch aus dem Prinzip, dass früher geschriebenes Recht als vertrauenswürdiger galt als gegenwärtig verfasstes. Er hatte keinen Grund, an dem einzigen genannten Datum 1389 als Ausstellungsjahr zu zweifeln, da kein Notar den Text mit einem später liegenden Einschub oder Vidimus erweitert hatte.

Die wichtigsten Argumente für den originalen Charakter des Inhaltes der Copia 66 liefert Kugler selbst in einem redaktionellen Nachwort, das auch in Latein geschrieben ist. Darin berichtet er, er habe für seinen Beitrag ein „Instrument“ auf Pergament von einem Michal Ruflin, „Praefecto villa Orlophem“ erhalten.⁷ Ein Standesbuch der Pfarrgemeinde St. Martin in Urloffen belegt für das frühe 18. Jahrhundert einen „Michael Rieflin praefectus volgo Stabhalter“.⁸ Die beiden aus dem Mittelalter stammenden Namen Riefelin und Rufelin sind austauschbar. Damit wäre die Herkunft der Vorlage geklärt. Deutlich beschreibt der Kopist den äußeren Zustand der Urkunde, sie sei zwar unversehrt, die Abkürzungen könne man jedoch ihres Alters und der Altersblässe wegen nur schwer lesen, die Unterschrift des Notars sei kaum zu entziffern. Auch fällt es Kugler auf, dass vier Stellen, an denen einmal Siegel hingen, jetzt leer seien.⁹

Das Schriftstück, das Kugler abgeschrieben hat, kam also aus Urloffen, das inzwischen zum Hauptort des Kirchspiels und zum Sitz des Pfarrers geworden war. Vielleicht hatte Kugler sogar das Original Scherers in seiner Hand, Siegel heftete man üblicherweise nicht an Kopien.

In der Praxis fand dieser wichtige Text weder unter den Lokalhistorikern noch unter den Notaren, die sich mit der Vergangenheit Zimmerns beschäftigten, große Beachtung. 1389 hatte Scherer Gemeinden und Einzelpersonen angeboten, auf Wunsch die Urkunde abzuschreiben. Dieser Aufforderung kamen wohl nur wenige nach, denn außer im Stockurbar ist keine Spur zu entdecken. Überhaupt hat sich erst der katholische Pfarrer von

Urloffen Wilhelm Weiß (1861–1900) der historischen Belange von St. Martin angenommen, dann allerdings sehr intensiv.¹⁰ Dabei muss die rechtliche Qualität der Schenkung immer wieder Fragen aufgeworfen haben, denn zwischen dem Beginn des 16. Jahrhunderts und der Mitte des 18. holten mindestens sechs öffentlich bevollmächtigte Urkundsbeamten die Akten aus dem Archiv, um sie zu sichten. Aber nur der erste, Zacharias Beck, nahm sich den lateinischen „Hauptbrief“ vor.¹¹ Da er ihn jedoch ins Deutsche übertrug, konnten sich seine Nachfolger die Arbeit erleichtern und von einer in der eigenen Sprache verfassten Grundlage ausgehen. Darüber geriet die lateinische Quelle in Vergessenheit. Becks Übersetzung ist leider undatiert. Aber wie Frau Fischer mit Hilfe des Straßburger Stadtarchives herausgefunden hat, ist seine Person durch eine weitere Urkunde aus dem Jahre 1506 belegt.¹² Da kein zweiter Zacharias Beck bekannt ist, müssen wir davon ausgehen, dass die deutsche Version um dieses Jahr entstanden ist, und nicht möglicherweise schon in der Kanzlei Scherers. Ansonsten stehen die Informationen auf fester Grundlage. „Düser Brief ist gezogen undt geteutschet aus seinem Lateinischen Haupt Brief durch mich Zachariam Beckh aus Baptlicher und Keyserlicher Oberkeiten offen Notarien, undt lutet meiner Verstandnus gleichförmig in der Substantz und seiner wissenlicheit dieselben Haupt Brief von Wort zu Worth, daß ich obgeschribener Notari öffentliche bezeuge ...“¹³

Über 100 Jahre später bestätigte der Oberkircher Notar Christoph Seyßer die Übersetzungsleistung Becks, als er den deutschen Text 1627 kopierte und vidimierte. Das Original Seyßers blieb nicht erhalten, es wurde aber 1705 von dem ebenfalls in Oberkirch wohnhaften Notar Johannes Schawberg kopiert und im selben Jahr oder später von Albertus Engelhart beglaubigt.

Diese Entwicklung belegen zwei vollständige Abschriften aus dem 18. Jahrhundert, die eine gehört dem Pfarrarchiv Urloffen, sie endet mit dem Namenszug Engelharts aus dem Jahre 1705, die andere fügt den Hinweis auf eine weitere notarielle Bearbeitung von 1745 durch Theobaldus Friedericus Schoell aus Kehl hinzu, dessen Unterschrift und Signet wohl als original anzusprechen sind; dieser Text zählt zum Bestand Gaisbach.¹⁴

Eine dritte Quelle aus dem 18. Jahrhundert überliefert den „Extract Einer Stiftung des Waldts, genannt der Fryer Leuth Walde u. St. Martins Kirchen zu Zymmern und der Kirchspielsleuthen ...“, der sich auf den zweiten Teil der Verschreibung, dem Kern der Stiftung, beschränkt. Auch sie liegt im Schauenburger Archiv.¹⁵

Überblicken wir die Arbeit der Notare, so kommen wir zu dem Schluss, dass unser Vermächtnis vermögensrechtlich von einiger Bedeutung gewesen sein muss. Man zählt nicht nur Besitzanteile zusammen, sondern überprüft Wort für Wort und legt das Ergebnis der nächsten Instanz zur Durchsicht vor. Leider erfahren wir nichts über Zweck oder Auftraggeber, so

dass wir nicht erkennen können, welche Probleme jeweils die Neuauflage nötig machten.

Es ist am Rande deutlich geworden, dass die Texte nur als Handschriften in Archiven zu lesen sind. Einem größeren Kreis greifbar sind zwei gedruckte Ausgaben. 1885 bat der schon oft genannte Dekan Weiß R. Freiherr von Schauenburg um eine neuerstellte Kopie des Waldbriefes aus dem Gaisbacher Archiv und veröffentlichte sie in seinen Forschungen über das Dekanat Offenburg. Leider haben sich in die Druckfassung einige z. T. sinnentstellende Fehler eingeschlichen. Sein Aufsatz über Waldbriefe ist allerdings außerordentlich informativ und anregend.¹⁶

Leichter erhältlich als die Publikation von Weiß ist der Artikel Erich A. Hubers in der „Ortenau“ 1957, in dem unser Text verkürzt einbezogen wird. Huber greift, wie er schreibt, auf ein besonderes Original zurück, das er, als Pergament in Schweinsleder gebunden, im Gemeindearchiv Urloffen gefunden hat. Hier fehlen die Namen der Zeugen, die letzten Bemerkungen Scherers zum äußeren Ablauf der Verhandlung und damit die Wiederholung von Ort und Zeit; ferner alle Anmerkungen der Notare, die sich später mit der Sache beschäftigt haben.¹⁷ Frau Fischer vermutet, es habe sich um eine Kopie oder gar um das Original Seyßers gehandelt.¹⁸ Dafür spricht auch der Begleittext der inhaltlich mit Hubers Version gleichlautenden handschriftlichen Wiedergabe des Waldbriefes in der Urloffener Pfarrchronik. Hier nennt der Autor, höchstwahrscheinlich Pfarrer Weiß, zwar nicht den Namen des Kopisten, wohl aber das Entstehungsjahr des „Pergamentes“, 1627.¹⁹

Versuchen wir, nachdem wir die literarische Überlieferung des Waldbriefes verfolgt haben, die wichtigsten Informationen über die Geschichte des Kirchspiels zusammenzustellen. Seit Jahrhunderten waren die Waldgebiete, soweit sie nicht vom Landes- oder Grundherrn beansprucht wurden, in dörflichem Gemeineigentum geblieben. Wo sich mehrere Orte einen größeren Forst teilten, hatte sich die Organisationsform der Waldgenossenschaft als brauchbares, wenn auch nicht unproblematisches Ordnungselement entwickelt. Während des 14. Jahrhunderts scheint dieses System allerdings in eine Krise geraten zu sein. Man erinnere sich, Notar Scherer musste das alte Herkommen, auf dem die Praxis der Waldwirtschaft beruhte, mit der schriftlichen Fixierung der Rechtgrundlage in Einklang bringen und damit neues Recht schaffen.

Über ein konkretes Beispiel eines solchen Mangels im Zimmerer Wald berichtet der „Korker Waldbrief“ in einer seiner Ausgaben: „Derselbe Herr (Eppo) hat auch an demselben Wald (dem Korker) einen Wald und Waide an die Zimmerer Kirche gegeben und doch nicht unterscheidend bezeichnet. Um dieselbe Gottesgabe seien die drei Kirchspiele Kork, Bodersweier und Linx auch die von Zimmern uneins geworden, daß Totschläge deshalb geschehen sind.“²⁰

Diese Unsicherheit der Überlieferung muss in dieser Zeit in der ganzen Region als verbesserungswürdig empfunden worden sein, denn alle Waldgemeinschaften in der Nachbarschaft Zimmerns gaben sich während des 15. Jahrhunderts schriftliche Satzungen.

Bekanntlich grenzte unser Kirchspiel an einen Kreis von Waldgebieten, die von mehreren Dörfern gemeinsam genutzt wurden. Im Norden lag der Ulmhardt, im Westen der Korker Wald und im Südosten der Staufenberg Hart.²¹ Sie gaben sich neue Statuten 1410, 1477 und 1478. Vergleichen wir die Zimmerer mit denen der anderen Waldgemeinschaften, so müssen wir einen wesentlichen strukturellen Unterschied zwischen ihnen feststellen. Die Stiftung St. Martin bildet keine Genossenschaft, wie sie z. B. Kauß definiert, dass sich selbständige Gemeinden zu einem bestimmten Zweck zusammenschließen.²² Das Kirchspiel Zimmern war bereits ein geschichtlich gewachsener Verband, eine überörtliche Pfarrei, weshalb das lateinische Protokoll von 1389 seine Mitglieder auch als „prochiani“, Pfarrangehörige, bezeichnet, als sie die „Gottesgabe“ erhalten, wie z. B. die Oppenauer Kirche den „Oppenauer Hochwald“ als Kirchspielgut zugewiesen bekam.²³ Im Zimmerer Waldbrief erscheint daher weder das Wort Waldgenossenschaft noch Waldgenosse, die wir z. B. in den Regelungen des Korker Waldes, des Moos- oder Önsbacher Waldes finden können.

In der Alltagswirklichkeit dürfte dies keine Auswirkungen gehabt haben. Nutznießer des Freien Leute Waldes sind „der Kirchenherr und derselben Kirchspielsluten, weite oder nahe darum gelegen,“²⁴ genauso wie es die einzelnen Bauern der zusammengeschlossenen Dörfer des Korker oder Hartwaldes gewesen waren.²⁵

Eine weitere Eigentümlichkeit des Zimmerer Briefes gegenüber den anderen Ordnungen betrifft einen Passus, der wahrscheinlich schon in der frühesten lateinischen Urkunde stand, „doch kheinem Vogt, noch Kayser, noch König, noch einhem Edlen, wann allein mit dem Pfarrer derselben Kürchen, die genannten Kirchspielslütthe über solchen Wald und desselbigen gemeinschaft gesetzt“.

Diese Beschwörung der ausschließlichen Verfügungsgewalt in den Händen des Pfarrers und der Pfarrangehörigen, einer Immunität also, dürfte schon 1389 anachronistisch geklungen haben, als unsere Region bereits unter mächtigen Herrschaften aufgeteilt, und das Kirchspiel Zimmern mit der ganzen Landvogtei dem Bischof von Straßburg verpfändet war. Erstaunt stellt man allerdings fest, dass alle Waldordnungen, außer der von Zimmern, Landes- oder Grundherren Privilegien einräumen. Im Ulmhardt übten die Schauenburger die Waldvogtei aus, die Staufenberg bestimmten als Forstherren über den nach ihnen benannten Hartwald, und der Korker Waldbrief erkennt die Grafen von Lichtenberg ausdrücklich als Bann- und Schirmherren an, wie sich der Einfluß auch ausgewirkt haben mag.

Was man im Zimmerer Waldbrief besonders vermisst, sind ausführliche Anweisungen für die praktische Waldarbeit. Nur die wichtigsten Aufgaben werden knapp angedeutet: „... sie (die Kirchspielsleute) sollen auch ohne große Nothdurft denselbigen Wald nit verkaufen wan allein zu gebrauch der Kürchen auch nit unnützlich verzehren, besonders die Wege und Straßen bawen ...“

Es fehlen allerdings auch verbindliche Weisungen, welches Personal die Arbeit im Walde organisieren soll, auf Waldknechte und Förster, Heimbürge und für die Aufsicht gewählte Vertreter. Vielmehr herrscht das Prinzip der direkten Teilhabe an Nutzung und Verantwortung, die Kirchspielsleute sollen „mit ihrer aller Rat und Verwilligung (Zustimmung) pflanzen.“ Zweifellos ein Beispiel früher, unmittelbarer Selbstverwaltung.

Dieses Bild von Unabhängigkeit wird leicht getrübt durch eine Verordnung Eppos für die Kirchspielsleute von Zimmern, die allerdings nicht im Zimmerer sondern im Korker Waldbrief steht:

„Es hat derselbe Herr Eppel auch einen großen Forst darin auch eine sonderlich starke Viehwaide zunächst am Korker Wald gelegen den Armen Heiligen zu Zimmern in einem großen Pergamentbrief geschenkt und dabei verordnet und festgesetzt, daß aus diesem Forst und Gewäld alljährlich in remedium animae dem Propst zu Allerheiligen drei Stück Wildschwein, vier Hirsche und zehn Rehböcke abgeliefert würden, damit die Brüder die Psalmen, welche sie zur Ehre Gottes singen, auf die Häute schreiben und andere heilige Bücher einbinden und sich mit dem Fleisch in Krankheit laben können.“²⁶ Diese Anweisungen fehlen bei Trenkle, Beinert und in der Handschrift GLA 154/206.

Ein wichtiger Fragenkreis konnte bisher nur am Rande gestreift werden: Wann hat Eppo gelebt, und wann sind seine Stiftungen errichtet worden. Eine ganze Reihe Forscher haben sich auch in den letzten Jahren um diese Probleme gekümmert, allerdings stärker an Hand des Korker Waldbriefes als auf der Grundlage des Zimmerner Textes. Leider sind die sorgfältig recherchierten Ergebnisse nicht miteinander in Einklang zu bringen. Dekan Weiß schlägt mehrere Namen vor, Nachkommen der Ettichonen und insbesondere die Zähringer Hugo von Ulenburg sowie Egeno I. und II.²⁷ Heinz G. Huber glaubt, dass unser Wohltäter schon in der Zeit der Alemannen oder während der Christianisierung zu finden sei.²⁸ Erich Arnold Huber möchte ihn mit Welf IV., dem Ehemann Utas von Schauenburg gleichsetzen.²⁹ Diese These vertritt auch Dieter Kauß, wenn er die Schenkungen Eppos ins 12. Jahrhundert verlegt und die Gründungssage der Nußbacher Kirche im Korker Waldbrief in den Bericht von einem Patroziniumswechsel umdeutet.³⁰ Das späteste Datum entwickelt Michael Bergmann für das erste Viertel des 13. Jahrhunderts als ein Ereignis im Zähringer Erbfolgestreit.³¹ Sicherlich könnte Eppo auch einfach eine erfundene Person gewesen sein im Sinne des „Waldschenkenden Fräuleins“,

welche einem vorhandenen Besitz eine besondere Legitimation geben sollte.³²

Die aufgeführten Autoren schrieben in erster Linie über den Korker Waldbrief, versuchen wir im nächsten Schritt die Informationen über eine Zeitbestimmung im Zimmerer Dokument zu sammeln.

Die Zimmerer Kirchspielsleute versichern dem Notar Scherer, die von ihnen geschilderten Verhältnisse hätten sich, soweit sie sich erinnern könnten, nicht verändert. Nimmt man für die Dauer eines öffentlichen Gedächtnisses 100 Jahre an, so kämen wir zum Ende des 13. Jahrhunderts. Andere Überlegungen verschieben diesen Zeitpunkt weiter in die Vergangenheit. Theodor Kurrus hat in einem Aufsatz über unser Dorf ältere Forscher bestätigt, dass die Zimmernorte bereits im 8. Jahrhundert entstanden seien.³³ Mit diesen Siedlungen sind Martinskirchen eng verbunden, die wiederum auf eine frühe fränkische Christianisierung schließen lassen. Ein zweiter der drei Kirchspielsorte, Urloffen, sei noch früher von Franken besiedelt worden, wofür nicht nur der Name Orlophheim spricht, sondern auch das 1980 entdeckte Gräberfeld.

Einen weiteren Grund für eine frühe Datierung der Waldstiftung liefert der Kirchenbau, wie er in unserem Brief beschrieben wird: „daß ein Edler, genandt Eppo, Sanct Martins Kirchen zu Zimmern gestiftet, und aus schlechten nachgültigen Holz gebauen ... hatt.“³⁴ Die Wissenschaft scheint sich einig zu sein, dass Holzkirchen in Europa nur bis 1000 üblich waren.

Auf der anderen Seite würde der Auftrag, an das Kloster Allerheiligen Rehböcke und Hirsche zu liefern, die These, dass Welf, der Ehemann Utas, der Stifter sei, stärken. Aber der Korker Waldbrief entstand erst rund 80 Jahre nach der Urkunde für Zimmern, und bevor nicht weitere Quellen verglichen werden können, bleibt das Problem der Entstehungszeit ungelöst.

Steht am Ende noch die Frage offen, was weiß man über das konkrete Objekt, über das wir nachgedacht haben, den Wald selbst, den Eppo dem Kirchspiel geschenkt hat. Die Antwort, die wir für heute geben müssen, ist erstaunlich: Er ist verschwunden. Kein Schlag, keine Gewinnbezeichnung, keine volkstümliche Überlieferung – vom Waldbrief selbst abgesehen – erinnert noch an den Freier-Leute-Wald. Das hat sich z. B. auf der Gemarkung Zusenhofen anders entwickelt. Schon unsere Quelle gönnt dem Forst nur höchst sparsame Worte: „und daß der nachbeschriebene Wald genannt der Freyen Lüte waldt zur und ahn Sant Martins Kirche“³⁵ (liegt). Das klingt knapp. Es hilft uns auch wenig, wenn berichtet wird, es führen Wege und Straßen durch seinen Bezirk. Greifbarer stellt sich die Westgrenze dar, dort stoßen der Korker und der Zimmerer Wald aneinander. Zwischen ihnen mögen Wiesen gelegen haben, u. U. durchsetzt mit Büschen und Gestrüpp. Man erinnere sich an die große fette Viehweide, um die man sich gestritten hat, und an die Hurst und Hecken, die be-



Abb. 3: Matthäus Seutter;
Chorographia Argentorati
Metropolis, ca. 1710. Ausschnitt.

sonders erwähnt werden. Wilhelm Weiß versucht die geographische Lage zu beschreiben und findet, dass sie den gesamten späteren Waldbesitz Urloffens umfasste.³⁶

Erich A. Huber folgt ihm dabei und belegt seine Meinung im Einzelnen.³⁷ Wenn die beiden Recht haben, dann muss der alte Namen im Laufe der Geschichte Stück für Stück verloren gegangen sein, weil die Flächen abgeholzt oder umbenannt wurden. In den Beschwerden während des Bauernkrieges wenden sich 1525 die Urloffener Abgesandten gegen einen Martin Ramshurster, dessen Hofgut im „Freier Leute Wald“ liegt und der das Weiderecht über Jahre hin ungestraft missbraucht.³⁸ Zur selben Zeit gibt es aber schon den „Rißeneckwald“³⁹ und vierzig Jahre später nennt eine Zusammenstellung der Ortenauer Waldungen durch das Amt Offenburg den „Freien Leute Wald“ schon nicht mehr beim Namen: „Item ein Waldt, der Urlaubheimer Waldt genannt, gehört dem Dorf Urlaubheim, Rychlen und Zimmern.“⁴⁰ Und ganz ähnlich 1629/1659: „Item der Urloffener Wald genannt liegt nit weit vom ... Korker Wald, gehört den Dörfern Urloffen, Riechlen und Zimmern.“ In diesem Text auch der Verweis auf schöne Matten, „dahero das Gewild ihr Geäs haben kann.“⁴¹

Während des 17. Jahrhunderts scheinen sich auch die Eigentumsverhältnisse verändert zu haben, über das Holz verfügt jetzt die politische Gemeinde. Der Pfarrer besitzt kein Mitspracherecht mehr, er erhält aber jähr-



Abb. 4: Topographische Karte über das Grossherzogthum Baden, 1842. Ausschnitt.

lich zwanzig Klafter Kompetenzholz auf Kosten der Pfarrgenossen ins Pfarrhaus geliefert.⁴²

Das Ortenauische Stockurbar, das oben schon angeführt wurde, bleibt jedoch auch 1727 bei der alten Bezeichnung, es bestätigt allerdings die neue Rechtssituation, wie wir sie dargestellt haben:

„Die Kirche wird von der Gemeinde erhalten, als welche den freyerleute Wald, der Kirche zuständig, genießt.“⁴³ Die Urkundensammlung zählt für Urloffern noch folgende Forstgebiete auf: der Holchen, am Freyerleuth Wald gelegen, der Rißenwald an der Renchner Landstraße und der Mührigwald im Urloffener Bann, wofür aber das Hochstift Straßburg zuständig ist.⁴⁴

Um 1710 zeichnete Matthäus Seutter eine Landkarte der Umgebung Straßburgs.⁴⁵ Sie könnte eine anschauliche Illustration der Beschreibung des östlichen Teils des Freier Leute Waldes abgeben, wie Weiß und Huber ihn beschrieben haben. Karl Ebert hat in seinem Aufsatz über die frühe Geschichte Zusenhofens schon auf diesen Zusammenhang hingewiesen, als er zwischen Zimmerner und Zusenhofener Freiwaldbezeichnungen eine Verbindung herstellte.⁴⁶ Zu Beginn des 18. Jahrhunderts muss also das ganze Gebiet zwischen der Kirche St. Martin und dem Renchner Wald noch mit nutzbarem Holz bewachsen gewesen sein. Wir können davon ausgehen, dass es sich um denselben Distrikt handelt, von dem oben als Ur-

lauffheimer Wald die Rede war, und auch jetzt wird der alte Name nicht mehr gebraucht, sondern ein neuer, der Rißeni-Wald. Über die Schreibweise waren sich die Behörden nicht einig, das Stockurbar verwendet Rißenwald, das Forstamt Rieseneckwald, und nur der Bürgermeister von Urloffen bleibt beim umgangssprachlichen Rißeni.

Dieser Forst wurde im 19. Jahrhundert ausgestockt und nicht mehr erneuert. Der Grund dafür war die neue St. Martinskirche, die man 1835 nun in Urloffen an der Dorfstraße errichtete. Aber schon vor Beginn der Arbeiten entdeckten die Ortsoberen, dass bei – wie das Forstamt leicht kritisch bemerkte – der „großartigen Anlage“, die man plante, die vorgesehene Bausumme nicht ausreichen würde. Der Ortsvorstand beschloss daher, obwohl bereits 14.940 Gulden, der Erlös eines außerordentlichen Holzschlages in allen Urloffener Waldungen, auf das Baukonto bezahlt worden waren, noch einmal diesen Teil des Gemeindeeigentums zu belasten. Da noch eine beträchtliche Summe fehlte, beantragte der Bürgermeister, den ganzen Rißeniwald abzuholzen, um mit dem Ertrag die Kalkulation auszugleichen.⁴⁷ Es gab ein paar Gründe, weshalb die Wahl gerade auf den Bereich an der Renchener Landstraße fiel. Einmal hatte man anderweitig genug nachwachsendes Holz, die Versorgung der Bevölkerung war also gesichert. Auch war man mit den Erträgen des Rißeni nicht zufrieden, wofür man dem „bekiesigten Boden“ die Schuld gab. Besonders aber ärgerte die Urloffener Bürger, dass ihre Nachbarn aus Renchen, Stadelhofen und Erlach in dem Wald, ohne die Eigentumsrechte zu beachten, schalteten und walteten, als gehöre er ihnen.⁴⁸

Von der ganzen Fläche zwischen Stangenbach und Renchener Wald, auf dem der östliche Abschnitt unseres geschenkten Forstes stand, wie wir annehmen, muss schon, der „Schmittschen Karte von Südwestdeutschland von 1797“ zu Folge, während des 18. Jahrhunderts ein Teil gerodet worden sein. Jetzt verplante man 80 Morgen.⁴⁹

Das Forstamt unterstützte den Antrag der Gemeinde, auch in Einzelheiten, so gab es z. B. zu bedenken, ob man nach der Maßnahme die 80 Morgen nicht besser auf Feldkultur umstellen wolle, statt sie wieder aufzuforsten. Rasch stimmte auch die Regierung zu, und die Holzversteigerung befreite die Gemeinde aus ihrer Notlage. Sie erbrachte den Betrag von 30.656 Gulden und am 28. Dezember 1836 berichtete die Gemeinde: „Das Erträgnis des abgeholzten Rißeni Waldes ist ... vollständig zum Kirchenbau verwendet worden“.⁵⁰

Damit endet die Geschichte des Freien Leute Waldes von Zimmern folgerichtig. Die Kirchspielsleute hatten den Wald vom sagenhaften Spender Eppo erhalten, um seinen Ertrag für St. Martin in Zimmern einzusetzen, ihre Nachkommen verkauften ihn, um die Nachfolgekirche St. Martin in Urloffen zu errichten.

Anmerkungen

- 1 Siehe die verschiedenen Ausgaben des Waldbriefes, welche im Aufsatz besprochen werden.
- 2 Weiß: Randbemerkung einer Abschrift des Freiherrn von Schauenburg, Pfarrarchiv Urloffen. Kurrus: Appenweierer Heimatblatt 1978, 33. Kauß: Die Ortenau 2007, 121 Anm. 3.
- 3 Wir berichten und zitieren nach der Kopie des Pfarrarchivs (PAU) XVIII/4 „Kirchenvision und Statistik“.
- 4 Stadtarchiv Offenburg 10/1/14 Copia 66 fol. 366b.
- 5 StAO 10/1/13. Für wertvolle Ratschläge bei der Übersetzung des lateinischen Textes bedanke ich mich bei Herrn Klaus Fessler, Achern, und Herrn Dr. Kauß, Oberkirch, herzlich.
- 6 Wie Anm. 4. Dazu: Stadt Bühl (Hg.), Stadtgeschichtliches Institut, Schloß Waldsteg (o.J.), 23.
- 7 StAO 10/1/14 Copia 66 fol. 661a.
- 8 PAU Totenbuch 30.10.1731.
- 9 Wie Anm. 7, fol. 661b.
- 10 Wilhelm Weiß: Zimmerer und Korker Waldbrief. In: Geschichte des Dekanates und der Dekane des Rural oder Landkapitels Offenburg. Heft 4. Offenburg 1895. PAU Pfarrchronik.
- 11 Wie Anm. 10; s. a. PAU Kopie des Waldbriefes von 1705, XVII74.
- 12 Landesarchiv Baden-Württemberg (Hg.): Archiv der Freiherrn von Schauenburg, Oberkirch, Urkundenregesten 1188–1803. Bearbeitet von Magda Fischer. Stuttgart 2007, Nr.114, 124.
- 13 Wie Anm. 11.
- 14 Schauenburger Archiv C.IV.f.II.lad.33. Vgl. Anm.12 Nr. 114.
- 15 Vgl. Anm. 12 Nr.115.
- 16 Wie Anm. 11, 20ff.
- 17 Erich A. Huber: Der Zimmerer Waldbrief. Aus der Geschichte einer eigenartigen Dorfgemeinschaft. In: Die Ortenau 37/1957, 191.
- 18 Wie Anm. 12.
- 19 PAU Pfarrchronik, unpaginiert.
- 20 Johannes Beinert: Geschichte des badischen Hanauerlandes unter Berücksichtigung Kehls. 1. Kehl 1909, 2. Kehl 1990, 99.
- 21 August Feßler: Mark- und Waldgenossenschaften in der Ortenau. In: Hermann Eris Busse (Hg.) Badische Heimat, Offenburg und die Ortenau. Jahresheft 1935. Hans Georg Zier: Die Wirtschaftsgeschichte der Ortenau. In: Die Ortenau 1960, 278.
- 22 Dieter Kauß: Die mittelalterliche Pfarrorganisation in der Ortenau, Bühl 1970, 97ff.
- 23 Wie Anm. 22 Feßler, 98.
- 24 Wie Anm. 3, gilt auch für die folgenden drei Zitate.
- 25 Gemeinde Appenweier (Hg.): 1100 Jahre Appenweier, 40 bzw. 21.
- 26 Wie Anm. 10, 10.
- 27 Wie Anm. 10, 14.
- 28 Heinz G. Huber: Nußbach im Renchtal. Oberkirch o.J., 28.
- 29 Wie Anm. 17, 194.
- 30 Wie Anm. 22, Artikel Nußbach, 20f.
- 31 Michael Bergmann: Studien zum Korker Waldbrief. Wissenschaftliche Prüfungsarbeit zum Staatsexamen der Universität Freiburg 1972, 28.

- 32 Vgl. Karl Maier, in: 1100 Jahre Appenweier, 37.
- 33 Theodor Kurrus: Zur Geschichte des Kirchleins in Zimmern. In: Appenweierer Heimatblatt 1978, 24.
- 34 Wie Anm. 3.
- 35 Wie Anm. 3.
- 36 Wie Anm. 10, 1.
- 37 Wie Anm. 17, 193.
- 38 GLA 74/4571/8, 9.
- 39 GLA 229/2578.
- 40 GLA 119/843.
- 41 GLA 119/846.
- 42 GLA 229/107457.
- 43 StAO 10/1/13 fol. 101b.
- 44 StAO 10/1/13 fol. 151b.
- 45 Matthäus Seutter: Chorographia Argentorata Alsatie, ca 1710. Vorlage: Kolorierte Karte des Heimatvereins Nesselried.
- 46 Karl Ebert, in: Ortsverwaltung Zusenhofen (Hg.): Zusenhofen 1152–2002. Oberkirch 2002. 31ff.
- 47 StAF B 728/1 Nr. 1666. Schreiben des Bürgermeisters und des Forstamtes an das Oberamt Offenburg.
- 48 Wie Anm. 47.
- 49 Ein verbindliches Dankeschön geht an Herrn Revierförster Hubert Huber und Herrn Uwe Kuhnes, beide aus Urloffen, die mir Landkarten und wichtige Informationen zu den Waldungen gaben.
- 50 StAF B 728/1 Nr. 1674.

Die Reproduktionen der Abbildungen stellte freundlicherweise Herr Martin Maier, Appenweier, her.

Hunger nach Bildern und Bildung

Beispiele früher Druckerzeugnisse in der Offenburger Historischen Bibliothek

Constanze Albecker-Gänsler

Der Hunger nach Bildern und Informationen führte im ausgehenden Mittelalter zu einer explosionsartigen Verbreitung von Druckerzeugnissen.

Der Rohstoff Papier stand zum ersten Mal in ausreichendem Maße zur Verfügung. In den großen Städten des Oberrheingebietes, wie Basel oder Straßburg etablierten sich Druckwerkstätten¹, die das damals neue Medium Buch druckten und herausgaben, um den nahezu unersättlichen Hunger nach Bildung zu stillen.

Im Folgenden werden drei Bücher aus dem Bestand der Offenburger Historischen Bibliothek vorgestellt, die im Spätmittelalter und der frühen Neuzeit, d. h. kurz vor oder kurz nach 1500 entstanden.

Diese Werke sind aufgrund der reichen Holzschnitt-Illustrationen hochinteressant und schön gestaltet. Der Gesamteindruck im Zusammenspiel von Text und Bild war von entscheidender Bedeutung, die reichen Illustrationen sollten die Aufmerksamkeit potentieller Käufer auf sich ziehen. Menschen, die der lateinischen Sprache oder des Lesens selbst nicht mächtig waren, konnte so der Inhalt anhand der Bilder erklärt und verständlich gemacht werden.

Ortus sanitatis

Der Hortus sanitatis erschien erstmals 1485 in deutscher Sprache mit dem Titel „*Gart der Gesundheit*“. Es ist eines der ersten Pflanzenbücher und diente als Enzyklopädie medizinischen Wissens. Als Autor gilt Johann Wonnecke von Caub, der seinen Namen in Johannes de Cuba latinisierte und vermutlich als Arzt in Frankfurt tätig war. Das Buch wurde ins Lateinische übersetzt und hatte mehrere verschiedene Auflagen. Das Exemplar der Offenburger Bibliothek wurde 1499 bei Johann Prüß in Straßburg gedruckt.

Der „Garten der Gesundheit“ beinhaltet im ersten Teil *de herbis et plantis* ein Pflanzenbuch über Kräuter und Pflanzen mit Beschreibungen von medizinisch anwendbaren Pflanzen, das mit zahlreichen Holzschnitten illustriert ist. Die Bilder sind teils naturalistisch gestaltet, teils phantasievoll und stilisiert. Manche Pflanzendarstellungen beziehen sich direkt auf die klassische Mythologie oder die Bibel. Die Darstellungen der Tiere sind sehr unterschiedlich. Je exotischer das Tier, desto abenteuerlicher seine



Der Autor

Johannes de Cuba sitzt in einem mit spätgotischen Formen reich verzierten Holzgestühl am Leseputl und unterrichtet vier junge Männer. Alle tragen zeitgenössische Tracht, der Lehrer als Zeichen seines Standes einen Talar. Die beiden vorderen Schüler folgen seiner Rede mit anteilnehmenden Gesten.



*De herbis et plantis,
Die Erdbeere*

Gestalt. Es sind auch reine Fabelwesen abgebildet. In ihrer Formensprache und Ikonographie sind die Illustrationen noch ganz dem Spätmittelalter verpflichtet und können stilistisch mit Illustrationen auf mittelalterlichen Spielkarten verglichen werden.

Der Hortus behandelt in den folgenden Kapiteln auch verschiedene Gattungen von Tieren: *de animalibus et reptilibus* über Tiere und Kriechtiere, *de avibus et volantibus* über Vögel und Fluginsekten, *des piscibus et natalibus* über Fische und Wassertiere. Es folgt ein Teil *de lapidibus in terre venis nascentibus* über Mineralien und Erze. Das letzte Kapitel des Buches trägt den Titel: *de urinis et earum speciebus* über den Urin und seine Arten.



*De herbis et plantis,
Die Narzisse*

Die Darstellung der Narzisse zeigt den selbstverliebten Narcissus als Blüte. Nach der Erzählung in Ovids Metamorphosen verschmähte der wunderschöne Jüngling alle, die um seine Liebe warben. Er wurde von einem enttäuschten Liebhaber verwünscht und liebte sein eigenes Spiegelbild, das er im Wasser erblickt hatte, bis er sich schließlich sterbend in eine Blume verwandelte.



Baum der Erkenntnis

Um den Baum der Erkenntnis windet sich als Verführerin eine „weibliche“ Schlange. Durch ihren Zuspruch missachtet Eva das göttliche Verbot, einen Apfel von diesem Baum zu pflücken, zu essen und ihn auch Adam zu reichen. Das Sinnbild schildert den Sündenfall der ersten Menschen, der ihre Vertreibung aus dem Paradies zur Folge hatte.

Das umfangreiche Werk ist systematisch aufgebaut. Zunächst erfolgt unter „capitulum“ eine Beschreibung der jeweiligen Pflanze, des Tieres oder Steines, dann sind unter „tractatus“ deren Anwendungen und Gebrauch geschildert, anschließend sind unter „operationes“ frühere Autoren genannt, bei denen die Pflanzen, Tiere oder Steine beschrieben werden, z. B. Plinius, Avicenna, Albertus Magnus.



De piscibus, Der Seehase

Das Fabelwesen leitet seinen Namen von seinem „hasenförmigen Kopf“ ab, ist hochgiftig und tötet einen Menschen bei bloßer Berührung. Die Asche des Seehasen könne in Form einer Emulsion Wimpern am Ausfallen hindern, so beschreibt der Hortus dieses Tier.



De urinis, Die Apotheke

Ein Arzt gibt einem Apotheker, der mit einem aufgeschlagenen Buch an einem Tisch sitzt, Anweisungen.

Vergil, Opera

Vergil (* 70 v. Chr. bei Mantua, † 19 v. Chr. in Brindisi), eigentlich Publius Vergilius Maro, einer der bedeutendsten römischen Dichter, hatte als Sohn eines Bauern Rhetorik, Philosophie, Medizin und Mathematik studiert. Mit der *Aeneis*, einem Versepos in zwölf Büchern, verfasste er das Nationalepos der Römer.

Herausgeber der ersten illustrierten Ausgabe von Vergils *Opera* (Werke) war Sebastian Brant. Das mit 214 großformatigen Holzschnitten illustrierte Werk wurde 1502 bei Johannes Grüninger in Straßburg gedruckt. Brant hat die künstlerische Gestaltung der Holzschnitte maßgeblich beeinflusst. Sein Ziel war es, mit den vielen Abbildungen den antiken Autor Vergil auch den Menschen nahe zu bringen, die nicht lesen konnten.

In diesem Buch finden sich zehn *Eklogen*, Hirtengedichte, die Vergil zwischen 42 und 37 v. Chr. schrieb. Sie schildern in kunstvollen Hexametern die sizilianische Hirtenwelt, das Traumland Arkadien und die italienische Gegenwart, die Zeit der Bürgerkriege und Landenteignungen. Darin enthalten sind auch die *Georgica*, ein vier Bücher umfassendes, in Hexametern geschriebenes Lehrgedicht vom Landbau, das zwischen 37 und 29 v. Chr. entstanden ist. Acker- und Getreidebau, Weinbau und Baumpflege, Viehzucht und Bienenzucht sind hier das Thema.

Die *Aeneis*, vielfach ediert, gilt als Hauptwerk Vergils. Es entstand zwischen 29 und 19 v. Chr. Es ist die von Vergil auf der Grundlage früherer Überlieferungen erzählte Geschichte von der Flucht des Aeneas aus dem brennenden Troja und seinen Irrfahrten, die ihn schließlich nach Latium führen, wo er zum Stammvater der Römer wird. Dieses Epos, das aus zwölf in hexametrischen Versen verfassten Büchern besteht, stellt den Gründungsmythos des römischen Reiches dar.

Im Kern geht es um das von Jupiter beschlossene *fatum* (Schicksal): die Errichtung einer gerechten Weltordnung unter Rom. Die Bücher I–VI könnte man als eine „römische Odyssee“, die Bücher VII–XII als eine „römische Ilias“ lesen. Vergil gehört zu den wichtigsten und einflussreichsten Dichtern der Weltliteratur.

Bemerkenswert ist, dass in den Holzschnitten die antiken Städte Karthago und Troja die deutsche Wirklichkeit um 1500 widerspiegeln. Es werden Fachwerkhäuser, Kirchen mit Glockentürmen und die erste Darstellung einer Bundschuhfahne gezeigt.

Die Holzschnitte stammen von der Hand des sogenannten Grüninger-Meisters. Gemeint ist der Zeichner, der für die Druckerei des Johann Grüninger 1502 den Vergil mit Plagiaten aus Dürers Graphik illustrierte. Vermutlich ist er identisch mit Ieronimus Greff, genannt von Frankfurt, Maler und Formschneider in Straßburg.²



Buch I

Der Dichter Vergil sitzt schreibend in einem mit spätgotischen Formen reich verzierten Holzgestühl. Durch die Muse wird ihm Jupiters Willen mitgeteilt. Oberhalb dieser Szene liegt die Stadt Carthago, vor deren Mauern die drei Schicksalsgöttinnen. Clotho spinnt den Lebensfaden, Lachesis misst den Lebensfaden und Atropos schneidet ihn ab. Am unteren rechten Bildrand ist das Parisurteil dargestellt, bei dem Venus als die schönste der drei Göttinnen von Paris den Apfel erhält.



Buch II

Aeneas flieht mit seiner Familie aus dem brennenden Troja, das wie eine mittelalterliche europäische Stadt anmutet. Seinen gebrechlichen Vater Anchises den er auf den Schultern trägt, und seinen Sohn Ascanias kann er retten, seine Gattin Creusa jedoch nicht.



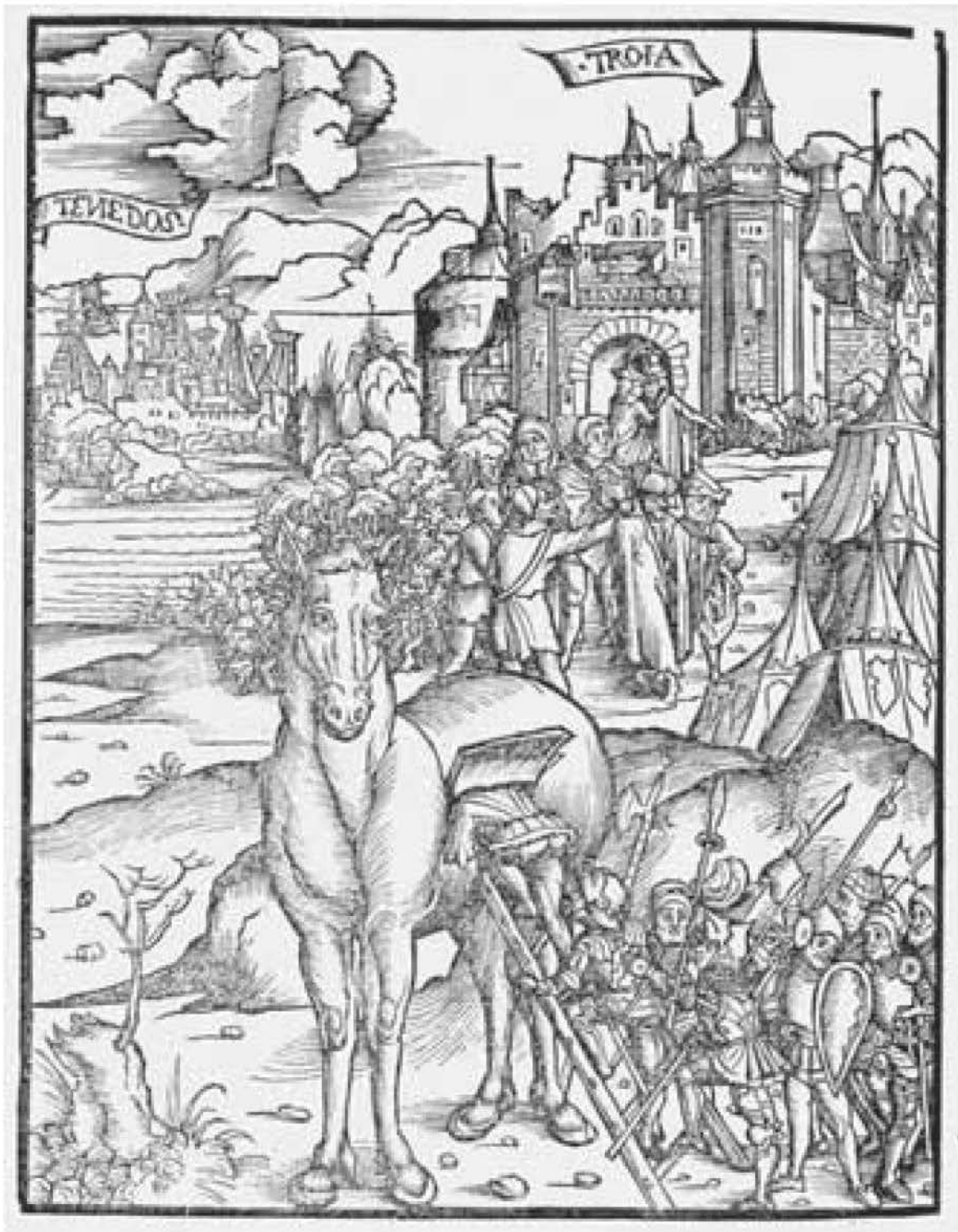
Buch VI

Aeneas steigt mit der Priesterin Sibylle in die Unterwelt hinab, die als Schlund eines Höllendrachs dargestellt ist. Links unten sieht man den Fährmann Charon, der die Seelen der Verstorbenen in seinem Boot über die Flüsse Acheron und Kolytos ins Totenreich bringt.



Buch X

Turnus, der das Lager des Aeneas stürmt, verhandelt mit Bauern, von denen einer eine Bundschuhfahne trägt. Das symbolträchtige Motiv aus den Bauernkriegen verweist auf die Zeitgeschichte in Mitteleuropa.



Die Trojaner begeben sich vor die Tore der Stadt, um ein riesiges hölzernes Pferd zu bestaunen, das sie für ein Weihgeschenk für Athene halten. Im Vordergrund sind die Zelte der griechischen Kämpfer zu sehen, die soeben den Bauch des Pferdes besteigen, um durch eine List in die belagerte Stadt zu gelangen.

Petermann Etterlins Kronika von der loblichen Eydtgenossenschaft

Das dritte Buch, die Chronik der Eidgenossenschaft, wurde 1507 in Basel bei Michael Furter gedruckt. Die Erstausgabe der ersten gedruckten Schweizer Chronik ist mit 29 Holzschnitten vom Meister DS illustriert.

Der Gesamttitel lautet: *Kronica von der loblichen Eydtgnoschaft, ir harkomen, und sust seltzam strittenn und geschichten. In der loblichen statt Basel von Michael Furter getruckt durch den fürnemen herren Petermann Etterliyn gerichtschriber zu Luzern zesammen gevasset und Rudolffen Huseneck, Fürsprech des Stattgerichts zu Basel corrigyrt, ist seliklich vollendet uff Fritag nach Sant Thomastag. Im Jar, als man zalt Tusent Fünffhundert und Siben. Uff den Vier und Zweintzigsten tag Decembri (1507).*

Nach der Chronik des Luzerners Schradin (1503), behandelt die Chronik Etterlins (um 1430/40–1509) erstmals die Geschichte der ganzen Eidgenossenschaft. Der Autor war Richter und Gerichtsschreiber in seiner Heimatstadt Luzern. Er nahm am Waldshuter- und am Burgunderkrieg teil. Als Gefolgsmann des franzosenfreundlichen Schultheissen Ludwig Seiler erhielt er tiefe Einblicke in die politischen Machenschaften seiner Zeit.

Seine in den Jahren 1505–1507 verfasste Chronik beginnt mit Meinrads Klostergründung in Einsiedeln (835) und reicht bis zum Gattenmord des Luzerner Söldners Hans Spiess im Jahr 1503. Mit der Herausgabe der Chronik betraute Etterlin den Basler Rudolf Husenegk.

Wenn auch die frühe Periode eine Zusammenschrift aus allgemeinen Werken Hartmann Schedels ist, so liegt der Hauptwert dieser Chronik darin, die Geschichte der Eidgenossen als ein zusammenhängendes Ganzes zu sehen. Besonders wertvoll ist die Darstellung der Zeit von 1468–1477, wo der Autor aus archivarischen Quellen schöpft und seine eigenen Erfahrungen aus den Burgunderkriegen einfließen lässt. Etterlins Verdienst ist es, das nationale Element in die schweizerische Geschichtsschreibung eingeführt und damit Generationen von Historikern beeinflusst zu haben.

Wertschätzung erfuhr die Chronik aber auch wegen ihrer Illustrationen³, die zu den bedeutendsten und schönsten in Schweizer Büchern aus dieser Zeit zählen. Von den 29, von 13 Stöcken gedruckten Holzschnitten sind 7 explizit für die Chronik geschaffen worden und, laut Hieronymus⁴, alleamt dem Meister DS zuzuweisen: darunter die beiden blattgroßen Holzschnitte mit Dedikationsszene, Reichswappen (Entwurf von Urs Graf), die große Ansicht von Luzern (die älteste der Stadt), der Rütlichschwur⁵, die berühmte Szene mit Tells Apfelschuss (die früheste erhaltene Darstellung) sowie eine Schlachtszene und die Belagerung einer Burg.

Die beiden letztgenannten Holzschnitte sind „als die ersten in Basel entstandenen Landschaftsbilder wichtig“⁶. Der Rest stammt aus dem Bildfundus Furters. 4 Holzschnitte aus der Meinradslegende von 1496 und 2 Kampfszenen aus dem Methodius von 1498⁷.

Es existieren zwei Druckvarianten der Erstausgabe. Die hier vorliegende, mit dem Widmungsholzschnitt, wird von Hieronymus als Erstdruck geführt. Der zweiten Variante fehlt derselbe⁸.



Holzschnitt von Urs Graf mit den Wappen der eidgenössischen Kantone von 1501, im Zentrum unter der Kaiserkrone das Habsburger Wappen mit dem Doppeladler.



Der Holzschnitt des Meisters DS zeigt den legendären „Apfelschuss“ des Schweizer Nationalhelden Wilhelm Tell, der nach der Sage die Schweiz um 1300 von der Herrschaft der Habsburger befreite.

Anmerkungen

- 1 Es herrschte eine strenge Arbeitsteilung in einer Offizin genannten Buchdrucker-Werkstatt. Für den Text waren die Buchdrucker zuständig, für die Illustrationen die Holz- oder Formschneider. Oft war der Zeichner der Holzschnitte wieder ein anderer. Sie arbeiteten Hand in Hand, doch jeder in seinem Metier.
- 2 1502 wird er in Straßburg Bürger und ist mit Anna Hirtz aus einer Straßburger Malerfamilie verheiratet. Im selben Jahr gibt er Albrecht Dürers Apokalypse, mit den Typen des Johann Prüß d. Ä. gedruckt heraus, und bezeichnet das Plagiat mit seinem Namen und Monogramm: „gedruckt zu Straßburg dur Iheronimum Greff den maler genannt von Franckfurt ... 1502“. 1507 ist er in Straßburg zuletzt als Bürger nachzuweisen.
- 3 Bock, Elfried: Die Holzschnitte des Meister DS, Berlin 1924, 7f.
- 4 Hieronymus, Frank: Oberrheinische Buchillustration 1500–1545, Basel 1983, 43a–f.
- 5 Typisch für den Stil des Meisters DS sind die großen, etwas derben Bauertypen des Rütlichswurs und des Apfelschusses.
- 6 Muther, Richard: Deutsche Buchillustrationen der Gotik und Frührenaissance (1460–1530), München 1884, 70, 86, 495.
- 7 Hieronymus, Frank: Oberrheinische Buchillustration 1500–1545, Basel 1983, 43a–f.
- 8 Ders.

Literatur

- Bock, Elfried: Die Holzschnitte des Meister DS, Berlin 1924.
- Hieronymus, Frank: Oberrheinische Buchillustration 1500–1545, Basel 1983
- Lerch-Bortoli, Anmerkungen zu Petermann Etterlins Kronika in: Festschrift A. Seebass, 117f.
- Muther, Richard: Deutsche Buchillustrationen der Gotik und Frührenaissance (1460–1530), München 1884.
- Quellenwerke zur Entstehung der Schweizer. Eidgenossenschaft III, 37f.
- U. Thieme, F. Becker: Allgemeines Lexikon der Bildenden Künstler von der Antike bis zur Gegenwart, 37 Bde., Leipzig 1907 u. 1908. Unveränderter Nachdruck der Originalausgabe Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG, München 1992. Monogrammist, 387, 574f.
- Schaub, Wiebke: in: Zum Druckwesen im deutschen Südwesten, in: Spätmittelalter am Oberrhein, Maler und Werkstätten, Ausstellungskatalog Karlsruhe 2001.
- Verzeichnis der im dt. Sprachbereich erschienenen Drucke des XVI. Jahrhunderts: VD16 Adams V457; VD 16, E-4110.
- Zemp, Josef: Schweizerischen Bilderchroniken und ihre Architekturdarstellungen, Zürich 1897, 89f.

Im Namen der Hyazinthe

Ein Barockgedicht auf dem Grabstein des Offenburger Franziskanerpaters Hyacinthus Pfister, OFMCon (1659–1736) im Kloster Unserer Lieben Frau in Offenburg

Manfred Merker

Franziskanische Studien II

Wenige Meter entfernt von der alten Klosterpforte des ehemaligen Offenburger Franziskanerklosters (1280–1808) steht an der Südwand des Kreuzgangs ein in dieser Form wohl einmaliges steinernes Schriftdokument barocker Grabsteinpoesie. Wer den schlichten Kreuzgang von der engen Nebenpforte der prachtvollen Klosterkirche aus betritt, sieht zunächst linker Hand die alte hölzerne franziskanische Klosterpforte von 1689 mit ihrem berühmten Chronogramm *Marte arDente CLaVstro eXVsto* („als die Flammen des Krieges wüteten und dabei dieses Kloster eingeäschert wurde“).¹ Vom selben Standpunkt aus nach rechts ist an der Wand auch die mannshohe Grabplatte eines Franziskanerpaters aus der Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert zu erkennen. Auf dem Weg dahin kommt man zunächst aber vorbei an der Franziskanergruft selbst, die jetzt verschlossen ist und nur durch einen mühsamen Einstieg unter dem Boden zu erreichen ist. Vielleicht führte einst unter der jetzt ebenerdigen Eisenplatte ein Treppengang in das Dunkel der grabenartigen Gruft unter dem Chor der Kirche hinab.

Weiter nach Osten in Richtung Marienkapelle und unterer Sakristei ist ein kleines Weihwasserbecken für die Trauernden in die Wand eingelassen, dann wird in wenigen Schritten unser Sandsteinepitaph erreicht, das knapp über dem Boden fast bündig in die Wand eingemauert ist. Er ist der einzige Grabstein dieser Art im gesamten Klosterbereich, was die Besonderheit des hier Bestatteten beweist. Genau über dem Epitaph wurde das lebensgroße bronzierte Medaillon des Petrus Canisius im Basrelief angebracht, das aber nicht in Verbindung mit der Grabplatte darunter gebracht werden sollte. Petrus Canisius (1521–1597) war als einer der ersten deutschen Jesuiten Generalvikar dieses Ordens in Deutschland, setzte sich unter anderem auf dem Konzil von Trient mit der neuen Lehre Luthers auseinander und wurde als der geistig führende Gegenreformer mit dem Ehrentitel „Zweiter Bonifatius Deutschlands“ 1925 heilig gesprochen. Dieses Bronzerelief jüngeren Datums ist sicher ein Zeugnis für das nachweisliche Wirken der Jesuiten im Offenburger Franziskanergymnasium. Unser Epitaph



Abb. 1: Der südliche Kreuzgang, Blick nach Osten

ist zwar künstlerisch gesehen älter, bezieht sich aber auf einen wesentlich jüngeren Zeitgenossen.

Der Grabstein, der, wie üblich, in der Nähe des Bestatteten, nicht aber direkt über seinem Grab steht, fordert am Anfang seiner 25 Zeilen langen Inschrift den Vorbeigehenden zum Verweilen auf: STA VIATOR, wörtlich: „Bleib steh'n, Wanderer!“ Dann erfolgt in den ersten zehn Zeilen ein zunächst nicht als solches erkennbares, erstaunliches Stück barocklateinischer Poesie, die in gereimter Form mit dem Namen und Leben des Toten spielt. Im zweiten unteren und längeren Teil werden die offiziellen Lebensdaten und Funktionen des Verstorbenen aufgezählt, abschließend fordert der Bestattete den Passanten zum Weitergehen auf mit der Mahnung, „an seinem Beispiel zu lernen, wie man leben und sterben soll“:

ABI VIATOR ET DISCE ILLIUS EXEMPLO VIVERE ET DISCE MORI

Das Epitaph ist aus dem Sandstein der Gegend angefertigt, wie er auch noch an den Fundamenten des Klosters zu finden ist, die den Brand von 1689 überstanden haben, z. B. wenig weiter östlich am Sockel der Marienkapelle.

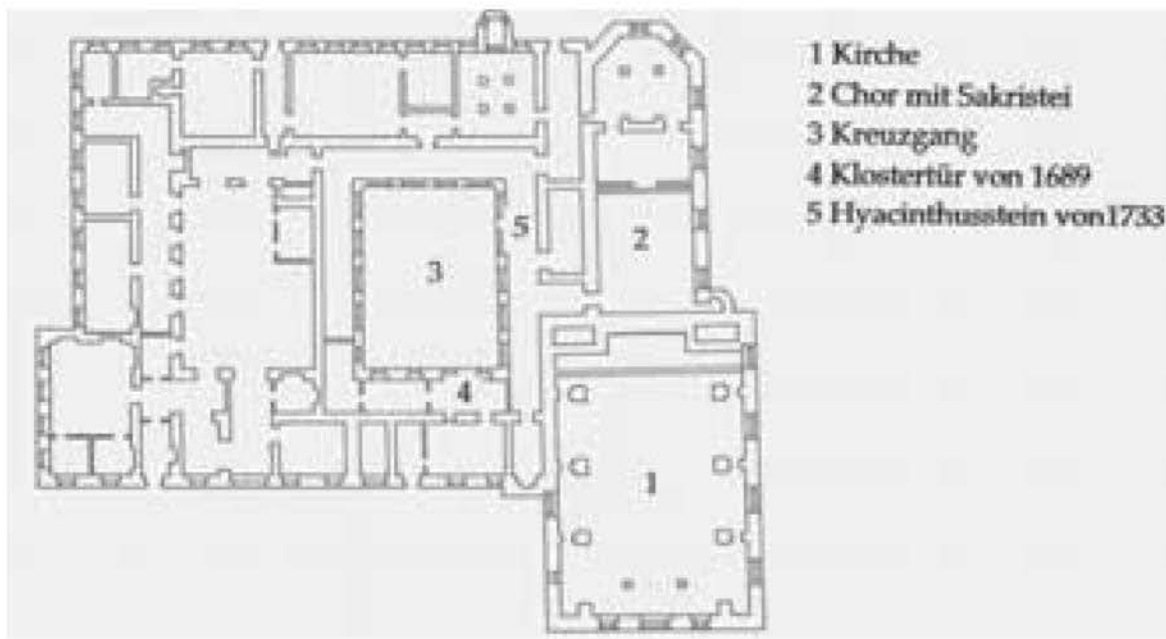


Abb. 2 : Grundriss des Franziskanerklosters, heute Kloster Unserer Lieben Frau

Die sorgsam von einem Meister seines Faches gemeißelten lateinischen Großbuchstaben haben eine ungeheure Plastizität von hohem ästhetischen Reiz und springen förmlich aus dem Stein heraus, als wären sie als erhabenes Relief gemeißelt (s. Abb. 5). Das Epitaph ist insgesamt schlicht gestaltet und wird nicht umrahmt von figürlichem Schmuck oder allegorischen Darstellungen, wie sie im Barock für hochgestellte Persönlichkeiten üblich waren. Das Gebot apostolischer Armut der Franziskanermönche verbot derartige Verschnörkelungen. So besteht die Grabplatte lediglich aus ästhetisch sauber gemeißelten Großbuchstaben in klassisch antiker Manier, die den Sandstein von oben bis unten überziehen und zum Verweilen und Deuten einladen.

Barockes Totengedenken. Grabmal, Epitaph, Epigramm

Wir wollen versuchen, unseren Grabstein in die Tradition der Zeit des Barocks vor 300 Jahren einzuordnen, um ihn aus dieser Annäherung besser zu verstehen. Ein Epitaph (gr. = „auf dem Grab“) mit kurzen Angaben zum Leben eines bedeutenden Toten wurde meist in der Nähe des Grabes aufgestellt, zum Beispiel an Außen- oder Innenmauern von Kirchen oder Klosterkreuzgängen, sowie an Friedhofsmauern. In Offenburg finden wir als Epitaphien in und an der katholische Stadtpfarrkirche Heilig Kreuz das des „Herrn Rudolf Blumenstein aus Straßburg und seiner geliebten Muoter, denen Got genedig sey“ von 1573; das des Caspar Widt mit prunkvollen



*Abb. 3 : Der Grabstein.
 Höhe: 135,5 cm (Gesamthöhe über dem Boden 166 cm),
 Breite: 79 cm, Tiefe (Dicke) der sichtbaren Sandsteinplatte: 2,5 cm, Innenrahmen der Inschrift: 72,5 cm quer, 129 cm längs; Buchstabenhöhe: 2,5 cm. Die Zwischenräume zwischen den Zeilen und auch den einzelnen Buchstaben sind variabel. Die Grabtafel ist in einem hervorragenden Erhaltungszustand bis auf einen unerheblichen mondsichelförmigen Oberflächenschaden im unteren Drittel um die 12. („obiit“) bis 17. („sperare“) Zeile und, fast symbolisch, dem kaum entzifferbaren letzten Wort der Inschrift und unseres aller Seins: „MORI“ (sterben).*

Umrahmungen aus gelbem Sandstein und einem mehrzeiligen, gelehrten lateinischen Distichon von 1596, das ebenfalls den „VIATOR“, den vorüber Gehenden, anspricht, und das des Reichsschultheißen Philipp Berger mit gotischer Inschrift und zentralem Relief des auferstandenen Christus aus dem Jahre 1585.² Gegenüber an der südlichen Außenmauer des Pfarrgartens verfällt, völlig ungeschützt, von Jahr zu Jahr mehr, eine kleine, kaum noch zu entziffernde lateinische Sandsteintafel aus dem Jahre 1634 für den „hoch verehrten und hoch gelehrten Herrn Christophorus Schütz“ („venerabilis“ wie unser Verstorbener!), der den wohlwollenden (caritivus) Vorübergehenden mit AEVITERNAM OPTA VIATOR QUIETEM um ein „Gebet für seine ewige Ruhe bittet“. In der näheren Umgebung bittet an

der westlichen Giebelwand der Leutkirche St. Martin von Gengenbach das Epitaph des verstorbenen Reichsschultheißen Franz Karl von Rienecker für sich und seine Gattin am Ende des Epigramms den Vorübergehenden, den er anfangs mit dem „STA, VIATOR“ zum Innehalten aufgefordert hat, um ein Amen für sich und seine Gattin. Die Jahreszahl der Grablegung erschließt sich aus dem spielerisch eingebauten Chronogramm **VoLente Deo ConIVgeM seCVtVs** („nach Gottes Willen ist er seiner Gattin nachgefolgt“) als 1771.³ Ebenfalls in Gengenbach fordert der Verstorbene eines schwungvoll mit barocken Konvoluten eingefassten Grabsteins aus dem Jahre 1724 den Passanten zum Innehalten, Lesen und Trauern auf:

„STA VIATOR LEGE ET LUGE“.

Als letzter Grabstein aus der Zeit unseres Steindokuments sei in der weiteren Umgebung als Parallele das zu unserem fast zeitgleiche Epitaph des berühmten Johann Ossiander (1622–1697) in der Tübinger Stiftskirche zitiert. Dem „STA VIATOR“ der Überschrift folgt in der zweiten Zeile der ebenfalls öfter vorkommende Topos „LEGE IN HOC LAPIDE, NISI IPSE LAPIS FUERIS LUGENS“ (Lies auf diesem Stein, wenn Du nicht selbst aus Stein bist, in Trauer)! Auch hier werden alle Lebensdaten und Ämter aufgelistet mit dem Hinweis, dass drei Schritte von hier der Tote begraben liegt. Bei unserm Grabstein sind es vier Schritte bis zur Gruft!

Eine für uns besonders interessante STA VIATOR-Parallele ist die Grabinschrift für den am 11.12.1843 verstorbenen Offenburger Gymnasialprofessor Joseph Schwemmlein. Sie wurde für den geliebten Lateinlehrer in 58 Zeilen klassischen Lateins verfasst von dem „ehemaligen Zögling des Verstorbenen K. L. Müller“. Veröffentlicht hat sie dessen Kollege, der Direktor des damaligen (Grimmelshausen-)Gymnasiums Prof. Franz Weißgerber, bereits im „Offenburger Wochenblatt“ vom 15.12.1843. Beginnend mit dem bekannten „Sta viator“ und anschließendem „siste gradum“ (hemme deinen Schritt) beendet der lateingeschulte Verfasser die „Grabinschrift“ mit einem unserer steinernen Inschrift vergleichbaren Schluss: „Mitte preces pro illo ad Deum et abi!“ (Schicke Bitten für ihn zu Gott und geh dann weiter). Die deutsche Übersetzung veröffentlichte Direktor Weißgerber eine Woche später im Wochenblatt von 22.12.1843.⁴ Diese Tradition barocken Totengedenkens fand also hier 100 Jahre nach unserer steinernen Hyacinthusinschrift eine papierene Fortsetzung in einer führenden Offenburger Zeitung.

Auch wenn das franziskanische Minoritengymnasium am Nordostende der Stadt 1823 in das Kapuzinerkloster an der Südwestecke der inzwischen mediatisierten Freien Reichstadt Offenburg verlegt worden war und beide Klöster durch die Säkularisation schon 1803 aufgelöst worden waren, konnte man hierfür 1843 offensichtlich noch ein breites lateinkundiges Publikum

voraussetzen. Auch hier muss der Nachruf für den, allerdings schon lange vorher von seiner „Krankheit zum Tode“ gezeichneten Verstorbenen vorformuliert gewesen sein. Im Barock war es ebenfalls üblich, einen Grabstein schon zu Lebzeiten in Auftrag zu geben, so dass wir bei unserer Grabinschrift davon ausgehen können, dass der Tote auch der Verfasser ist – es sei denn, dass auch er (als Novizenmeister oder Lektor) einen begabten Lateinschüler wie Prof. Schwemmlin hierfür gefunden hätte!

Vorstehende Beispiele wurden zu unserem Grabstein in Parallele gesetzt, um ihn einmal in die lange praktizierte Tradition barocker Epitaphienepigramme zu stellen, zum andern aber auch deswegen, um seine originäre Besonderheit und Bedeutung heraus zu stellen. Das soll nun im Einzelnen anhand einer dem Text folgenden wortwörtlichen deutschen Nachübersetzung der lateinischen Sandsteininschrift geschehen, die dann weiter unten um eine freie deutsche Nachdichtung ergänzt wird.

Die lateinische Grabinschrift

Der obere Teil des Grabepigramms, der mit 10 von 25 Zeilen und 58 cm von 128,5 cm knapp die Hälfte der Inschrift ausmacht, ist ein wacker gereimtes Stück barocklateinischer Grablyrik. Abgesehen davon, dass es in der Dichtung des klassischen Latein keine Reime gab, sie sogar als verpönt bewusst vermieden wurden, ist es schon ein erstaunliches Vorhaben und auch eine beachtliche Leistung, eine Grabinschrift in einem streng reglementierten Kloster zum Teil lyrisch zu gestalten. Fast die gesamte übrige klassische und barocke Lateinepigraphik auf Trauermonumenten weist die Form des elegischen Epigramms auf: Im Metrum des Daktylus folgt in den bekannten Distichen auf einen Hexameter alternierend jeweils ein Pentameter, wie wir das aus altgriechischen und lateinischen Grabinschriften, aber auch aus den Elegien der römischen Liebeslyrik von Catull bis Ovid kennen. Ein schönes Beispiel finden wir auch auf dem oben erwähnten Grabmal des Caspar Widt an der südlichen Kirchenmauer von Heilig Kreuz in Offenburg. In seinem Doppeldistichon beklagt der katholische Pfarrherr aus Straßburg „die gefährliche Seuche der Reformation“ und stellt sich im ersten Distichon dem VIATOR, gut lateinisch rhythmisiert, vor:

HOC QUIS SUB TUMULO LATITET SCIVISSE VIATOR
EXPETIS EN CASPAR NO (SC)I(T)E WYD A SUO

(„Wanderer, wenn Du erfahren willst, wer unter diesem Stein verborgen ist, nun, so wisse(t), dass es Caspar Wyd ist, der von seinem ...“).

Auf unsrem Grabstein im Kreuzgang dagegen wird ganz unüblich ein lateinisches, nicht durchgängig rhythmisiertes Gedicht nach deutschem

Reimschema dargeboten mit zahlreichen klassischen Stilmitteln und mythologischen Anspielungen, die in Offenburg sicher eine breite Schicht klassisch gebildeter Bürger verstehen konnte. Das hatten sie in der mittelalterlichen Lateinschule am Ölberg oder hier im Franziskanerkloster als Schüler des Minoritengymnasiums bei ihren gelehrten Patres gelernt, auf höherer Stufe seit 1660 auch bei den Rhetorik- und Philosophieprofessoren der Oberstufe, die auf Bitten der Stadt hierher berufen worden waren. Diese dürften auch zeitgenössische Kollegen unseres dichtenden Verstorbenen und auch des hoch gebildeten Verfassers der oben erwähnten Klostertürinschrift gewesen sein.⁵

Zu Anfang der Inschrift bittet der Verstorbene den Vorübergehenden um ein kurzes Verweilen (Zeile 1). Als Umrahmung fordert das Ende des Epi-

STA VIATOR
 HAC SUNT IN FOSSA PATRIS VENERABILIS OSSA.
 HAEC DATA SOLA SOLO, CAETERA MISSA POLO:
 FLORIS EI NOMEN, COMPLEVIT NOMINIS OMEN:
 ATQUE UT UTRUMQUE FERAT, FLOS HYACINTHUS ERAT.
 PINXERAT HUNC FLOREM PIETAS NON PICTA, VIGOREM
 GRATIA SUMMA DEI, RORIS AD INSTAR, EI
 AUXIT, ET, UT FLOREM DECUTIT, DISPERSIT ODOREM
 CIRCUMQUAQUE SUUM. SIC HYACINTHE, TUUM
 IMPLESTI NOMEN FRAGRANTIS FLORIS ET OMEN
 FLORUIT, ABLATUS, COELITIBUSQUE DATUS.
 OBIT
 IN FESTO ANGELORUM PRINCIPIS
 ET RELICTIS HISCE FESTIS
 ABIT
 AD CELEBRITATEM ANGELORUM
 SIC PIE SPERARE LICET.
 A.R. EX. P.M. HYACINTHUS PFISTER. ORD. MIN. S. F. C
 EX PROVINCIALIS
 CONVENTUS HUIATIS FILIUS
 PROVINCIAE PATER.
 ANNO MD.CC. XXX. VI. XXIX SEPTEMBRIS)
 ANNOS NATUS LXXVII. MENS. II. D. IX
 R I P
 ABI VIATOR ET DISCE
 ILLIUS EXEMPLO VIVERE DISCE MORI

gramms nach dem R. I. P. (= Requiescat in Pace, „möge er in Frieden ruhen!“) (Z 24) dazu auf, im Nachdenken über Leben und Tod weiterzugehen, und bildet damit den üblichen Abschluss barocker Epitaphien (Z 26). Zeile zwei bis elf umfasst dann das eigentliche, sehr persönliche Grabgedicht. Zeile zwölf bis 23 ist quasi der offizielle Teil mit Angaben über Namen, Funktionen, Lebenszeit und der auf den Tag genau exakten Lebensdauer des hier Begrabenen. Der Verfasser betont dann, dass hier nur die Gebeine des „verehrungswürdigen Paters“ in dem Graben (fossa), d. h. in der Grube bzw. im Grab liegen (Z 2), das Übrige, der (entscheidende) Rest sei aber nicht dem Boden (= solo) übergeben, sondern zum Himmel (-spol) geschickt worden (Z 3), wobei das seltenere *polum* statt *caelum* für Himmel gewählt wurde, um einen Reim auf *solum* zu bekommen. Dann folgt die Eröffnung, dass er den Namen einer Blume getragen habe und das Omen (= Vorzeichen, Schicksalsspruch) dieses Namens vollständig erfüllt habe, mit dem Reim von *nomen* auf *omen* (Z 4). Was auch immer dieses *NOMEN EST OMEN* hier heißen mag, zumal dieselbe Metapher der Namens Erfüllung als Lebensauftrag mit dem „implevisti nomen“ (du hast erfüllt deinen Namen) weiter unten (Z 10) wiederholt wird, muss zunächst im Dunkeln bleiben. Ebenfalls dunkel bleibt die Andeutung der folgenden Zeile 4, „dass er beides (er)tragen sollte“, in Verbindung mit der anschließenden Eröffnung, dass sein Blumename *HYACINTHUS* war. Hiermit ist zum ersten Mal eine fassbare persönliche Angabe genannt, während das Folgende sich in vager Metaphorik ergeht. Danach hatte diese Blume die Frömmigkeit gemalt, die selbst nicht gemalt worden war (Z 6). Vermehrte Kraft habe sie durch die höchste Gunst Gottes, ähnlich wie der Tautropfen, erhalten (Z 7) und dadurch, wie es sich für eine Blume gehöre, weithin ihren Duft verströmt (Z 8–9).⁶ Jetzt wechselt die bisherige dritte Person der Erzählung in die zweite Person der persönlichen (Selbst-?)Anrede: „So hast Du, Hyazinth, Deinen Namen und Dein Omen (Schicksalsspruch) als duftende Blume erfüllt“ (Z 9–10). Die Schlusszeile resümiert quasi als Kurzformel für ein blumengeprägtes und frommes Lebens abschließend: „Er stand in Blüte, wurde hinweggerafft, wurde den Himmlischen übergeben“ (Z 11). Zu verstehen ist die Fülle der vagen Andeutungen vielleicht nur aus dem immanenten Kontext der zugrunde liegenden altgriechischen Sage vom schönen Königssohn Hyakinthos und dem verliebten Musengott Apollon.

Der Hyacinthus-Mythos

Mit seinem Namen Hyacinthus und dem damit verbundenen Spiel mit dem vegetativen Werden und Vergehen der gleichnamigen Blume spielt der verstorbene Verfasser in unbefangener Vermischung von christlichen und antiken Vorstellungen mit dem altgriechischen Mythos von Hyakinthos und

Apollo. Dieser konnte bei allen Gebildeten aus der lateingeprägten Schulzeit des Humanismus und Barock als allgemein bekannt vorausgesetzt werden. Ovid gehörte neben Cicero und Vergil zu den am besten überlieferten Autoren der lateinischen Klassik, weil er seit Jahrhunderten ständige Pflichtlektüre in den Klöstern und Lateinschulen war. Hatte doch selbst der elfjährige Wolfgang Amadeus Mozart 1767 für sein Salzburger Gymnasium auf den lateinischen Text des Paters Rufinus Widl „Apollo et Hyacinthus seu Hyacinthi Metamorphosis“ die Musik komponiert (KV 38). Der für die jugendlichen Schüler heikle homoerotische Stoff wurde vom textenden Pater durch Beifügung des Vaters, König Öbalus, und der Schwester Melia leicht neutralisiert, wobei diese Rolle natürlich mangels Verfügbarkeit auch von einem Jungen gesungen werden musste, was das männliche Beziehungsgeflecht der Vier noch mehr verwirrt haben musste.

Der große augusteische Dichter Ovid bietet in den 15 Büchern seiner märchenhaft schönen Metamorphosen (= Verwandlungen) mit ihren fast 15.000 Versen und 250 Sagen einen unerschöpflichen Schatz für die gesamte griechische Mythologie. Im zehnten Buch lässt er den göttlichen Sänger Orpheus zum Saitenspiel die Geliebten von Göttern und Göttinnen („*deliciae deorum*“) besingen, ehe dieser selbst im elften Buch von rasenden Bacchantinnen des Dionysos aus Eifersucht auf dessen Lob der Knabenliebe nach dem Verlust seiner Eurydike zerrissen wird. Ovid bedichtet hier eindrucksvoll die Verwandlung von Götterlieblichen in Pflanzen: So wird der bildschöne Geliebte der Aphrodite, Adonis, als Adoniströschen verewigt, Apolls Geliebte Daphnis als Lorbeerbaum, der selbstverliebte Narkissos als Narzisse. Oft ist der jeweilige Mythos in der Tradition des hellenistischen Dichters Kallimachos aus Alexandria verbunden mit der späteren Stiftung kultischer Feste als Ursprungssagen (*Aitia*) an Orten, die schon seit Jahrhunderten fromme Verehrung genossen.

Ovid entfaltet in unübertrefflicher Meisterschaft der dramatischen, poetischen und metrischen Gestaltung seinen Hyakinthosmythos (Ovid, *Met.* X, 162–219): Der Musengott und Zeussohn Apoll wurde von „flammender Leidenschaft“ zu dem außerordentlich schönen Königssohn Hyakinthos erfasst, vernachlässigte seine göttlichen Pflichten in Delphi und suchte oft dessen Nähe zu gemeinsamem Sport und Spiel. Das „düstere Schicksal“ ihrer kurzen Freundschaft erfüllte sich beim gemeinsamen Diskuswerfen: Der Jüngling wurde vom Diskos des Gottes, den der eifersüchtige Windgott Zephyros vom Boden abprallen ließ, im Gesicht getroffen und getötet. Entsetzt hob Apoll den Sterbenden vom Boden auf, doch dessen Haupt sank in seinen Armen herab „wie eine zerknickte Lilie, war sich selbst zur Last und ruhte erschlaft an seiner Schulter“ (*Met.* X, Vers 195). Diesen Augenblick hat in neoklassischer Manier der französische Maler Jean Broc (1771–1850) in seinem Hauptwerk in unnachahmlich ergreifender Weise festgehalten (*Musee des Beaux Arts, Poitiers*).⁷

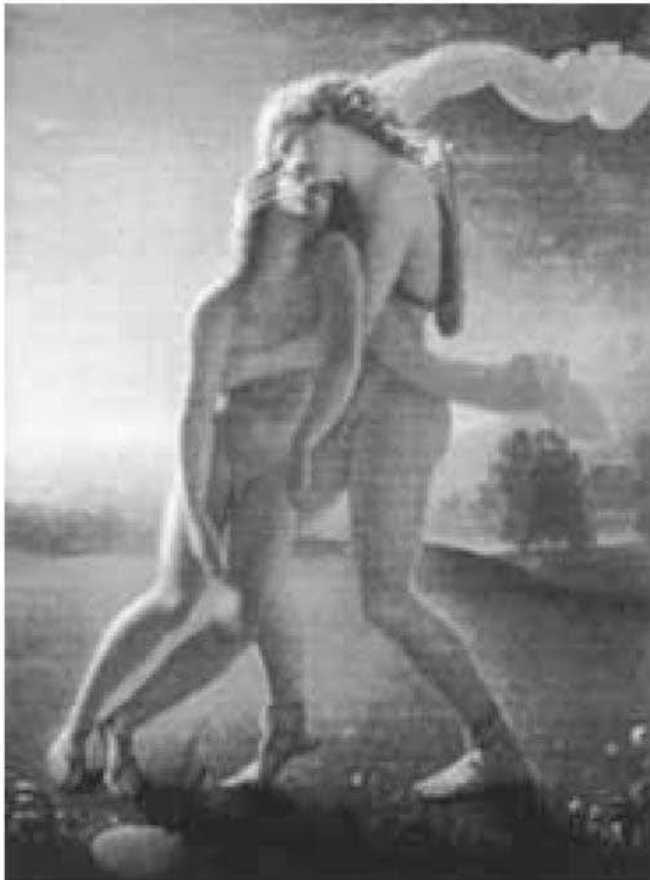


Abb. 4: Der sterbende Hyacinth in den Armen Apolls von Jean Broc (1801)

Danach erzählt Ovid, wie der trauernde Gott eine Erinnerung an den geliebten Jungen schaffen will, indem er seine Seufzer und dessen Blutstropfen in eine Pflanze verwandelt, die das „AI, AI“ seiner Klage und den Anfangsbuchstaben des griechischen Hyakinthos, nämlich ein Y, im Stempel tragen soll.⁸

Auf diesen Mythos spielt der verstorbene Verfasser in seinem Grabgedicht an, wobei allerdings lediglich auf die vegetative Verwandlung im Leben und Tod einer Pflanze abgehoben wird, ohne dass deutlich wird, worauf sonst noch angespielt werden soll. Dass der Verstorbene als engagierter Lehrer und Professor junger Schüler und Studenten, wie aus seiner Biographie unten noch zu erläutern sein wird, an verschiedenen Lateinschulen seines Franziskanerordens sicher auch von „pädagogischem Eros“ geleitet wurde, sei dahingestellt. Jede weitere Parallelisierung mit dem Hyakinthosmythos wäre wohl nur aus genauerer Kenntnis biographischer Daten begründbar. Sein weites Verströmen von Blumenduft im Gedicht hingegen steht sicher für das landesweite Wirken dieses erfolgreichen franziskanischen Philologen und Organisators in der oberdeutschen Ordensprovinz.

In der Vermischung von christlichen und antiken Vorstellungen wird die Hyazinthe hier zum Symbol einer frommen, liebevollen Haltung, die durch sie erst manifestiert wurde. Zudem hatte der junge Pater bei seinem Ordenseintritt bei der üblichen Affiliierung seinen Namen ja nicht nach dem

antiken peloponnesischen Königsspross, sondern nach dem Heiligen Hyacinthus, dem Schutzpatron von Polen (1180–1257, Fest am 17.08.) erhalten, der nach dem Studium in Krakau, Prag und Rom den slawischen Osten durch Klostergründungen missioniert hatte und 1594 heilig gesprochen worden war.⁹ Wie allerdings dieser in der hochmittelalterlichen Zeit der Stauferkaiser durch die Wiederaufnahme einer mythologischen Gestalt der griechischen Antike zu seinem Namen kam, kann nicht Gegenstand dieser Untersuchung sein.

Hyacinthus Pfister hatte für seine Hyacinthuslektüre mehrere gedruckte Ovidausgaben in der Franziskanerbibliothek in Offenburg zur Verfügung, von denen wie durch ein Wunder drei Prachtausgaben den Stadtbrand von 1689 und die Zerstörungen vieler Kriege und Notzeiten danach überdauert haben: Einmal eine großformatige von 1508 mit Ovids Metamorphosen, Heroides, liber sapphus und Ibis mit Randkommentar und Besitzangabe „F.F. Min. Convent Offonisburgi“ und später „Großherzogliches Gymnasium“ (unter „Rara F 489“ in der Offenburger Humanistenbibliothek). Ferner eine mittelformatige von 1568 (Basel), die nur die 15 Metamorphosenbücher enthielt – ebenso wie die kleinste (ca. 13,5 × 8 × 2,8 cm!), die m. E. bibliophil und wissenschaftlich gesehen wertvollste wegen der Abbildungen, der Druckqualität und des gediegenen Randkommentars und Registers: eine präziöse Meisterminiatur aus dem Jahre 1671, die für die beiden erkennbaren Benutzer also grade frisch (in Amsterdam!) gedruckt vorlag. Ein kleiner Zettel im vorderen Einbanddeckel nennt als Besitzer (und Stifter?) den Minoritenbruder Frater Leopold Schmautzius mit Jahreszahl 1704. Im Hyacinthusmythos des 10. Buches der Metamorphosen finden sich hier einige, ganz fein mit spitzer Feder geschriebene, fast unleserliche Eintragungen über dem Text in einer anderen Schrift, die auf eine Benutzung durch einen zweiten Frater schließen lassen. War es Hyacinthus Pfister beim Studium seines namensgebenden Verwandlungsmythos?

Der hier besprochene erste Teil der Inschrift erschließt sich uns eigentlich erst, wenn man ihn auch als Gedicht geschrieben sieht. Das simple Reimschema a a, b b, c c etc. der untereinander geschriebenen Verse als Reimgedicht wie üblich auch als solches zu schreiben, verbot sich jedoch aus zwei Gründen. Erstens wäre dann der Inschriftstein unförmig um 48 cm auf über zwei Meter vom Boden zu vergrößern gewesen. Zweitens kann man dem Dichter des Reimepigramms nicht völlig absprechen, dass er an einigen Stellen eine klassische Metrisierung der Zeilen versucht hat: Zeile 3, 5, 7 und 9 sind schön rhythmisierte Pentameter nach allen Stilregeln klassisch lateinischer Elegiendichtung nach dem Schema:

- . . / - . . / - // - . . / - . . / - .

Die vorletzte Zeile der Inschrift ist ein halber, die letzte ein kompletter Pentameter.

Dieser Rhythmus kommt nur bei den zusammengelassenen Zeilen zur Wirkung, nicht aber wenn sie untereinander stehen. In allen übrigen Verszeilen geht es dem Autor eher um das Gelingen eines (nicht immer) passablen Reimes, als um die Suche nach passenden, Rhythmus bildenden Längen und Kürzen für die Silben eines bestimmten Metrums.

Als Stilmittel beherrscht der Autor die volle Bandbreite Ovidischer Verskunst: Alliteration „sola-solo“ (Z 3) und „fragrantis-floris“ (Z 10), pinxerat ... pietas ... picta (Z 6); dichterischer Vergleich „ad instar roris“ (Z 7); direkte Anrede „sic, Hyacinthe, tuum“ (Z 9); Ironie, bzw. Oxymoron „caetera“ (Z 3) als der (entscheidende!) Rest, nämlich die Seele; Anapher „disce-disce!“ (Z 25/23); Enjambement „vigorem-gratia (von Z 6 zu Z 7), „eiauxit“ (von Z 7 zu Z 8), „odorem-circumquaque“ (von Z 8 zu Z 9); Enallage „gratia summa dei“ statt Normalbezug des Attributs „gratia summi Dei“ (Z 7). Die Hiatvermeidung wurde durchgängig beachtet, Elision gibt es von e- und -u in „atque ut“ (Z 5). Das übliche klassische „implevisti“ verkürzt er ohne Metrumszwang zu „implesti“ mit Dehnung des e. Das Reimspiel mit nomen und omen vom Anfang wird am Ende wiederholt, offensichtlich, weil er selbst als frommer Christ seinen antiken Namen als Lebens bestimmende Schicksalsfügung sieht: Ihm war sein Nomen ein Omen, es war sein Omen im Nomen!

Zur äußeren Form des Epitaphs dürfen wir feststellen, dass es sich um eine hervorragende Steinmetzarbeit handelt, deren fein ziselierten Buchstaben geradezu erhaben aus dem Stein herauszuspringen scheinen. Als Besonderheiten fallen auf: Das große G ist wie eine 9 gemeißelt, A und E (CAETERA), ebenso O und E (hier eher ein C!) verschmelzen zu einem Buchstaben: Das Y zeigt eine Unterlänge, ebenso das Q und viermal das sonst normal gemeißelte P. Das D ist ein großgeschriebenes kleines d, an zwei Stellen auch das T in PICtA und RELICtA. Das große I hat einen i-Punkt, das X ist nicht gradlinig, sondern gerundet. Besonders schön erscheint die Form des A. Punkte und Kommata scheinen willkürlich gesetzt oder nicht. Um die Zeilen gleichmäßig lang zu gestalten, hat der Steinmetz öfters gemogelt, um alles unterzubringen. Ganz zum Schluss ging ihm ausgerechnet beim „MORI“ doch etwas die Puste aus. An zwei Stellen scheinen Verschreibungen vorzuliegen (siehe unten zu Zeile 18 und 20!). Im ersten Teil der Grabinschrift füllen die Verse die ganze Linie aus. Der zweite Teil ist je nach Länge der Zeile unterschiedlich zentriert, wobei nur drei Zeilen die ganze Distanz nutzen. Sie ist mit 70,5 cm 12,5 cm länger als der erste Teil. Ansonsten ist es eine Freude, diese schöne Inschrift immer wieder neu zu lesen und zu erforschen.

HAC SUNT IN FOSSA
 PATRIS VENERABILIS OSSA:
 HAEC DATA SOLA SOLO,
 CAETERA MISSA POLO:
 FLORIS EI NOMEN,
 COMPLEVIT NOMINIS OMEN:
 ATQUE UT UTRUMQUE FERAT,
 FLOS HYACINTHUS ERAT.
 PINXERAT HUNC FLOREM
 PIETAS NON PICTA, VIGOREM
 GRATIA SUMMA DEI,
 RORIS AD INSTAR, EI
 AUXIT, ET, UT FLOREM
 DECUIT, DISPERSIT ODOREM
 CIRCUMQUAQUE SUUM.
 SIC HYACINTHE, TUUM
 IMPLESTI NOMEN
 FRAGRANTIS FLORIS ET OMEN
 FLORUIT. ABLATUS.
 COELITIBUSQUE DATUS.

MAN LEGTE HIER NUR DIE GEBEINE
 DES EHRENWÜRDIGEN PATERS ALLEINE
 IN DIESES GRAB. DOCH DIE RESTE,
 SIE SCHWEBTEN ZUR HIMMELSFESTE:
 ER BEKAM HIER DEN BLUMENNAMEN,
 DAS FÜLLTE SEINES LEBENS RAHMEN:
 HYACINTH WURDE EINST EINE BLUME
 ZU SEINEM UND DES GOTTES RUHME.
 DER BEWIRKTE, DASS GÖTTLICHE LIEBE
 IN DER BLÜTE ALS ZEICHEN BLIEBE
 UND DASS SIE AUCH PRÄCHTIG ERBLÜHE,
 DEM TAUTROPFEN GLEICH IN DER FRÜHE.
 ER LIESS DURCH DIE KRAFT IHRER DÜFTE
 WEITHIN ERFÜLLEN DIE LÜFTE.
 DU HAST, HYACINTH, DIESEN NAMEN
 DER BLUME VERSTRÖMT BIS ZUM AMEN.
 JETZT IST DIESES BLÜHENDE LEBEN
 IM TODE DEN ENGELN GEGEBEN.

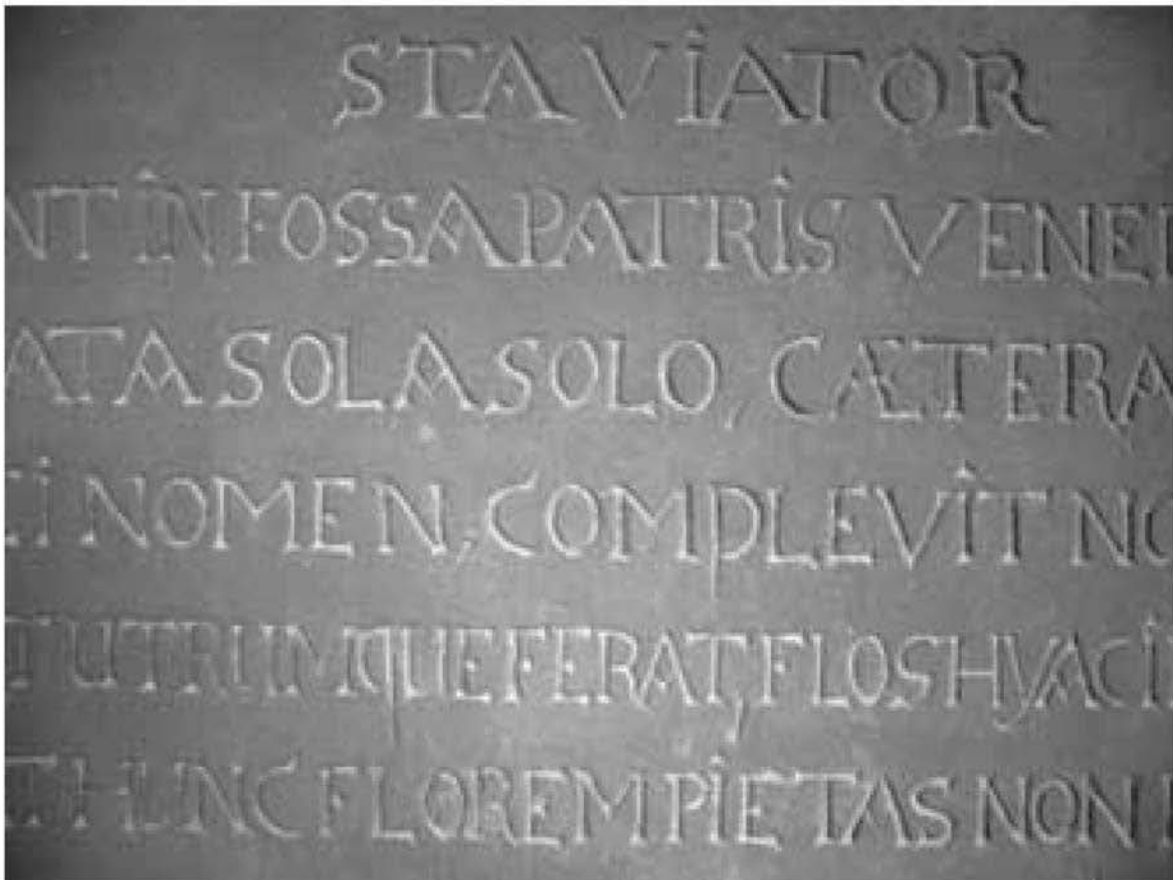


Abb. 5: Die Steinmetzarbeit

Wer war der Namensträger der Blume, Hyacinthus?

Der Name der Blume taucht im Text dreimal auf: im ersten Teil zweimal als Blumenmetapher des Namensträgers für die bildhafte Grablyrik seines Blühens und Vergehens, im zweiten Teil wird er einmal als der feste Namensbestandteil einer nachweisbaren Person gebraucht. Wer war Hyacinthus? Was sagt das Epigramm? Was geben die zeitgenössischen Schriftquellen in den Archiven her? Wo ist die erwähnte „fossa“ (der Graben/die Grube/das Grab) zu suchen, in der der Tote liegt?

Die Biographie erschließt sich im Anschluss an die poetisch metaphorische Epigraphik des ersten Teils quasi von rückwärts: Verblüht, hinweg genommen, zum Himmel gestiegen, wörtlich „den Himmlischen gegeben“ (Z 11) starb er „am Fest des Fürsten der Engel“, d. h. des Erzengels Michael also am 29.09. (Z 12). „Als das Fest verstrichen war“ (Z 14), „ging er endgültig fort“, d. h. er wurde begraben (Z 15), und zwar „zur Herrlichkeit der Engel“ (Z 16). Hier wird sprachlich die Ebene der Antike verlassen: Es sind die christlichen Engel, nicht die antiken „Himmlischen“ wie am Ende des ersten Teils. Es folgt „der fromme Wunsch, dass dies so sein

möge“ (Z 17). Die folgenden sechs Zeilen enthalten sehr präzise Angaben zum Leben und Wirken des Verstorbenen (Z 18–23): Nach einem ungedeuteten A. R. (Verschreibung von FR. = Frater zu A. R.?) folgt mit P. M. sein höchster Titel, nämlich Provincialis Minister, das bedeutet oberster Vertreter seiner franziskanischen Ordensprovinz, wahrscheinlich der oberdeutschen (Straßburger) Minoritenprovinz. Zeile 18 nennt auch zum ersten Male den vollen Namen des Bestatteten, „HYACINTHUS PFISTER, vom Orden der Conventualen der Minderbrüder des Heiligen Franziskus“, die als seelsorgerische Barfüßer der Stadtgemeinden hier in Offenburg seit 1284 ihr großes Kloster unterhielten. Eine scheinbare Wiederholung ist die erneute Nennung des Titels eines „ehemaligen Provinzials“ (Z 19). In der Zeile 20 wird mit „Huiatis filius“ (Huiatis als Genitiv zu Huias ist wahrscheinlich eine Verschreibung von huius = dieses) sein Heimatkonvent genannt, zu welchem die Mönche im Alter immer zurückkehrten, nämlich hier nach Offenburg. Dem „Sohn dieses Konvents“ folgt der Titel „Pater der Provinz“ (Z 21), was seine seelsorgerischen, pädagogischen und organisatorischen Funktionen in der oberdeutschen Franziskanerprovinz bezeichnen könnte. In den letzten beiden Zeilen dieser Kurzbiographie finden wir in lateinischen Ziffern nun eine sehr genaue Angabe seiner Lebenszeit, und zwar bezogen auf seinen oben genannten Tod, d. h. „gestorben im Jahre 1736 am 29.09. im Alter von 77 Jahren, zwei Monaten und zehn Tagen“ (Z 23). Der Todestag wird also einmal kalendarisch und einmal als Heiligentag (Z 13) aufgeführt.

Zusammen mit dem R. I. P., „Requiescat in pace“ (Z 24) haben wir jetzt eine genau zu identifizierende Person vor Augen, die in den Angaben heutiger Grabdaten einmal vorläufig lauten könnte:

HIER RUHT
HYACINTHUS PFISTER, OFMCon
geb. am 20. 07. 1659 gest. am 29. 09. 1736
R I P

Damit eröffnet die Grabinschrift dieses Klosterepitaphs einen Einblick in das Dichten und Leben eines bedeutenden Offenburger Franziskanerpaters der Barockzeit, der als Lehrer, Guardian (Klostervorsteher) und Ordensprovinzial an verschiedenen Orten weit über Offenburg hinaus in schwerer Zeit große Wirkung entfaltet hat: Kurz nach dem Ende des 30-jährigen Krieges geboren hat er die Kapitulation und Besetzung des nahen Straßburgs (1681), die Schrecken der türkischen Belagerung von Wien (1683–1699) und mit 30 Jahren den verheerenden Offenburger Stadtbrand im Pfälzischen Erbfolgekrieg (1688–1697) und danach noch den Spanischen Erbfolgekrieg (1701–1714) z. T. hautnah miterlebt und überlebt. Kurz vor dem Regierungsantritt von Maria Theresia und Friedrich dem Großen ist er

dann in einer weitgehend friedlichen und glücklichen Zeit in seinem Offenburger Heimatkloster gestorben und begraben worden.

Über ihn findet sich neben dem archäologischen Zeugnis des Grabsteins ein zweites, nicht unbedeutendes historisches Schriftzeugnis in den Archiven.¹⁰ Im Jahre 1709 musste die Satzung der altherwürdigen Offenburger „Eligius-Bruderschaft des Schmiede- und Wagnerhandwerks“ erneuert werden. Unter dem Schutz des westfranzösischen Heiligen der Merowingerzeit Eligius (588–659, Gedenktag katholisch 1.12.), dem Patron der Goldschmiede, Schlosser und Metallarbeiter, hatte diese sich urkundlich bereits 1496 in Straßburg konstituiert: Der damalige oberste franziskanische Provinzial der oberdeutschen Minoritenprovinz, Frater Gregorius, der damit ein früherer Vorgänger unseres Paters Hyacinthus war, hatte 1486 ein Ordenskapitel in Offenburg abgehalten und dann zehn Jahre später diese nicht ganz unvermögende Bruderschaft der geistlichen Gnade aller frommen Werke der Minoriten des Heiligen Franziskus, wie Messen, Gebeten und Fürbitten, unterstellt. Schon die Begine Gertrud von Ortenberg († 1335), die deswegen auch in der Klosterkirche begraben werden durfte,¹¹ und die Offenburger „Sebastiansbruderschaft der Schützen“¹² hatten sich 1451 dem geistlichen Schutz des franziskanischen Barfüßerordens anvertraut.

1497 hatte der Rat der Stadt Offenburg dann die Satzung genehmigt, ebenfalls in präzisierter und erweiterter Form 1671. Durch so genannte Gnadenbriefe nahmen die Eligiusbrüder als Gönner und Wohltäter des lange Zeit einzigen Offenburger Ordensklosters teil an den dort geübten geistlichen Handlungen, sie selbst verpflichteten sich zur Unterstützung der Barfüßer. So steht in der 1671 erneuerten Satzung der Passus, bei der Heiligen Messe „solle ein jeder seinen groschen ohne widerredt oder streiten geben, und im kloster, im cryzgang oder anderwertß soll kein streiten oder widerred mehr geschehen“. Dass diese Bestimmungen bereits nach kurzer Zeit erneuert wurden, begründet die Urkunde der Bruderschaft vom 25. Juni 1709 eindrucksvoll wie folgt: „*Erstlich* ist diese bruderschaft vor 215 jahren erfunden und gehalten, aber in disen betrüebten und gefährlichen kriegßzeithen etlich jahr hindurch schlecht und unachtsamb in obacht genommen worden, theils wegen des anno 1689 beschehenen brandts- und zerstörung sowohlen der kürchen alß gantzen statt, teils aber auß lawigkeit einiger Christen. Nun mehro hat der grundtgüetige gott die seelen seiner dienner mit dem liecht des verstandts erleuchtet“. Dann folgt die Erneuerung der 10 Artikel, die auch die jährliche Abgabe eines „halben reichßthallers, vier wax kertzen auf den altar undt vier auf die todten bahr zu raichen“ festsetzt. Von der Hand des unten genannten franziskanischen Unterzeichners ist folgender Passus ergänzt: „Weiter ist von dem convent vergünstiget worden, das, wan ein frembder schmidt- oder wagner gesell, welcher bey einem meyster allhier in arbeith gestanden undt hie absterben sollte, in dem platz vor der kirchen kann begraben werden.“

Unterzeichner ist neben Frater Thomas Libert (?) nun niemand anders als der Fr(ater) Hyacinthus, guar(dianus) min(orum)! Auf Latein folgt die Beglaubigung seiner Beurkundung: „Prenominatum contractum ratifico et confirmo ego frater Hyacinthus Pfister, min(ister) pro(vinci)alis et commiss(arius) gener(ali)s die 27 9bris (Novembris) 1711“. („Ich ratifiziere hiermit und bezeuge den obigen Vertrag“ – es folgen sein Name und die vom Grabstein bekannten Titel). Am 28. August 1725 hat dann Frater Kilianus als stellvertretender Guardian im Auftrag seines Konvents die fünfte Bestimmung über die Aufbahrung eines verstorbenen Eligiusbruders noch einmal leicht modifiziert.

Leider sind beide handschriftlichen Zusätze und Signaturen, die Ernst Batzer 1906 noch vor Augen hatte, nach 100 Jahren im Stadtarchiv inzwischen verloren gegangen, so dass uns dieses einmalige persönliche Handzeichen des Hyacinthus nicht mehr zugänglich ist. Nur die beiden Papierblätter der Urkunde von 1709/11 sind, sogar mit rotem Siegellack bekräftigt, noch einsehbar.¹³

Aus Textquellen außerhalb Offenburgs erfahren wir noch weitere biographische Details aus dem Leben des Hyacinthus Pfister, der bei uns „pater venerabilis“ (verehrungswürdiger Pater), an anderen Stellen „vir integerimus“ (hoch angesehener Herr) genannt wird.¹⁴ Danach versah er nacheinander in mehreren Franziskanerklöstern seiner Ordensprovinz das Amt eines Guardians und wirkte lange Zeit als ausgezeichnete Lektor im schwäbisch-bayerischen Barfüßerkloster Maihingen, wo er bereits mit 29 Jahren einen öffentlichen Disput mit seinen Studenten gehalten hatte. Das dortige ehemalige Kloster des Birgittenordens im Ries hatten 1607 die Franziskaner übernommen, hier war auch noch vor Offenburg ein Seminar für Knaben errichtet worden, zu dessen Kosten das Offenburger Kloster auf Konventsbeschluss in Speyer jährlich 30 Gulden entrichten musste. Bei dem prächtigen barocken Ausbau des Klosters (1703) und der Klosterkirche (1712–1719) hat Pater Hyacinthus sicher genauso mitgewirkt, wie beim Neubau seines zerstörten Heimatklosters in Offenburg durch seinen Mitbruder Eusebius, ebenfalls bezeugt durch die Jahreszahl 1703 im Torbogen des Klosterhofes. Damit ist ein weiteres Datum seiner Biographie plausibel geworden.

Leider brachte eine Spurensuche in der Offenburger Franziskanerbibliothek nicht den gewünschten Erfolg. Vermutet wurde sein Handexemplar von Ovids Metamorphosen mit handschriftlichen Randnotizen, wie wir es von den Klassikereditionen des Humanisten Beatus Rhenanus in der Humanistenbibliothek von Schlettstadt vor Augen hatten. Zwar fanden sich drei Prachtexemplare der Metamorphosen aus der Zeit nach 1500 und aus seiner eigenen Zeit mit leider nur gedruckten Randkommentaren. Eigenhändige Einträge gab es aber nur am Anfang und Ende, wie in Abb. 7 abgebildet, und wenige dünne Notizen über den Zeilen des 10. Buches. Da



Abb. 6 : Urkunde der Eligiusbruderschaft von 1709 (1711) mit Siegel

der Vergleich mit der unterzeichneten Eligiusurkunde durch den Archivverlust nun leider nicht mehr vollzogen werden kann, muss offen gelassen werden, ob es die Handschrift von Hyacinthus ist, was vom Eintrag gerade im Jahre 1705 aber sehr nahe liegt.

Pater Hyacinthus erscheint auch in einer Urkunde des Rates der Stadt Überlingen vom 4. August 1705 als Kustos (wahrscheinlich der Custodia Alsatae) mit bestimmten Verwaltungs- und Gerichtsfunktionen, nachdem er sich bereits um dessen Konvent verdient gemacht hatte. Dort wurde er mit 42 Jahren auch, quasi als Höhepunkt seines Lebens und seiner franziskanischen Laufbahn, auf einem Kapitel unter seinem eigenen Vorsitz am 4. Mai 1711 für drei Jahre zum 73. Provinzial seiner oberdeutschen Ordensprovinz seit 1239 gewählt. Als solcher hatte er im Auftrag des franziskanischen Ordensgenerals in Italien, der ihn auch bestätigen musste, wichtige Aufgaben zu erfüllen: Regelmäßige Visitationen der Klöster seines Amtsbereichs, Kontrolle der Ordensregeln und Lehr- und Studienpläne und sofortige Ahndung von Fehlverhalten und Missständen, z. T. mit Verhängung von Gefängnisstrafen. Er hatte die Vertretung gegenüber den weltlichen und geistlichen Obrigkeiten und den Stiftungen wahrzunehmen, stellte Gnadenbriefe aus und ernannte oder bestätigte Beichtväter, Ordenspriester, Professoren und Lektoren. Auch die Aufsicht über den 3. Orden



Abb. 7: Handschriftlicher Schlusseintrag aus dem Jahre 1705 in Ovids *Metamorphosenausgabe* von 1671

(Frauenklöster) lag in seinen Händen, ebenso das Aussprechen der Exkommunikation und Lossprechung davon. Um diese umfangreichen Funktionen wahrnehmen zu können, war er in der oberdeutschen Ordensprovinz („Custodia Alsatiae“, „Custodia Rheni“ und „Custodia Lacus“ = Bodensee) mit ihren über zwei Dutzend Klosterkonventen oft auf Reisen, oft zu Fuß. Namentlich seine häufige Anwesenheit in Überlingen am Bodensee und im Kloster Maihingen im Ries ist bezeugt. Ein Itinerar seiner Wege müsste noch erstellt werden. Am 14. September 1720 führte er als Exprovinzial den Vorsitz eines Kapitels in Villingen, auf dem einer seiner Nachfolger, Andreas Sartorius aus dem Schwäbisch Gmündner Konvent, zum 76. Ordensprovinzial gewählt wurde. Sartorius war fast im gleichen Alter wie Pfister, hatte das Ordenskleid 1684 in Maihingen erhalten, dann ab 1692 Philosophie in Überlingen gelehrt, wie Pfister verschiedene Klöster als Guardian geleitet und ist, auch als Provinzsekretär (1708–1712), sicher unserem Offenburger Pater häufig begegnet.

Als Hyacinth Pfister in den zwanziger Jahren des inzwischen 18. Jahrhunderts seine Zelle im Mutterkloster am Klosterplatz an Offenburgs nord-

östlicher Stadtmauer aufgesucht hat, fand er dort weitere 19 geistliche Mitbrüder vor: 12 Priester, 3 Kleriker, 4 Laienbrüder.¹⁵ Am 7. September 1732 erlebte er, vier Jahre vor seinem Tode, im Offenburger Heimatkloster noch einmal ein großes Ordenskapitel der oberdeutschen Minoritenprovinz, auf dem unter dem Vorsitz des Exprovinzials A. von Fleckenstein als 80. Provinzial Placidus Beuter gewählt wurde. Es zeugt von der Bedeutung dieses Franziskanerklosters, das dies seit 1445 bereits das 17. Kapitel in Offenburg war – es sollte das letzte vor 1789 sein! Im selben Jahre 1732 wurde auch sein letzter Offenburger Guardian, Laurentius Fischer, gewählt.

Hyacinthus Pfister ist dann im Folgejahr nach einem reich erfüllten Leben als Franziskanermönch im Mutterkloster seiner Heimatstadt Offenburg gestorben und vor Ort begraben worden. Sicher ist als seine letzte Ruhestätte einer der Grablegen anzunehmen, die 1759 mit der Zahl „31“ an verborgener Stelle die unterirdische Gruft unter dem vorderen Chor der Kirche beschließt, möglicherweise als drittletzte Bestattung unter der Nummer 29.

Schlussbetrachtungen

Wir haben uns aus der Sicht des Jahres 2008 über 300 Jahre hinweg einem Manne genähert, der durch sein sehr persönlich gestaltetes Grabgedicht und seine Lebensdaten auf der Grabplatte Anlass zu weiterem Nachforschen wurde – eine durchaus dankbare Aufgabe für den Archäologen, Philologen, Mythologen und Historiker. Durch seine Beurkundung der Satzung der Offenburger Eligiusbruderschaft 1711, andere auswärtige Urkunden des gleichen Jahres, die datierten Klosterneubauten in Offenburg und Maihingen, nicht zuletzt auch durch die noch vorhandenen Bücher lateinischer Klassikautoren, die er in seiner Klosterbibliothek in Händen gehalten haben mag,¹⁶ tritt uns mit Hyacinthus Pfister, OFMCon ein bedeutender Ordensgeistlicher der Barockzeit deutlicher vor Augen. In den dunklen Jahren nach dem 30-jährigen Krieg war aus dem einfachen Barfüßerbruder im Offenburger Orden der Minderen Brüder des Heiligen Franziskus ein angesehener Lehrer, Beichtvater, Redner und Organisator geworden, der seinem mächtigen und angesehenen Orden als Pater, Guardian, Kustos und oberster Ordensprovinzial an zahlreichen Orten Süddeutschlands gedient hatte. Er hat sich mit seiner in dieser Form einmaligen Grabinschrift selbst ein steinernes literarisches Denkmal gesetzt, das alle Zeiten überdauern sollte und uns noch heute unmittelbar anspricht. Dank der Hermeneutik der kritischen historischen und philologischen Methode lässt sich aus den gefundenen Quellen zwischen den Eckdaten seines Grabsteins nun fast eine kleine Biographie erstellen:

JOHANNES HYACINTHUS PFISTER

- 1659 20.07. Geburt des Jo(h)annes Pfister in Offenburg
- 1677/8 (ca.) Eintritt in das hiesige Franziskanerkloster mit dem Anlegen des Ordenskleides, Affiliierung in den Orden mit dem Klosternamen „Frater Hyacinthus“ und Profess
- 1688 öffentliche Disputation mit seinen Studenten im Kloster Maihingen im Ries
- 1689 Stadtbrand (Marte arDente) von Offenburg, Zerstörung seines Klosters (CLaVstro eXVsto)
- 1703 Barocker Wiederaufbau der Klöster in Offenburg und Maihingen, Lehrtätigkeit in Maihingen
- 1705 04.08. Kustos in Überlingen; Neuorganisation des dortigen Konvents
Sein Eintrag in einer Metamorphosenausgabe Ovids dem Jahre 1671 in der Klosterbibliothek in Offenburg
- 1711 Guardian des Offenburger Franziskanerklosters
- 04.05. Wahl zum 73. Ordensprovinzial auf dem Kapitel von Überlingen als minister provincialis et commissarius generalis
- 09.11. Als solcher: Eigenhändige Ergänzung und Beurkundung der Satzungen der Eligiusbruderschaft von 1709 in Offenburg
- 1720 14.09. Vorsitz beim Kapitel in Villingen als Exprovinzial zur Wahl des 76. Provinzials der oberdeutschen Minoritenprovinz
- 1725 (ca.) Rückkehr in sein Nativkonvent Offenburg
- 1732 07.09. Sein letztes Ordenskapitel im Offenburger Franziskanerkloster
- 1736 29.09. Tod im Alter von 77 Jahren, Beisetzung und Grab im Offenburger Franziskanerkloster. Grabsteinsetzung vor Ort

In Offenburg geboren und getauft, in Offenburg auch gestorben und begraben: War Johannes Pfister, Bruder Hyacinthus, vielleicht der bedeutendste Vertreter der „Frates Minores Sancti Francisci Conventualium“ des Offenburger Barfüßerklosters des Heiligen aus Assisi? Auch wenn irgendein besonders exponiertes Herausragen eines Minderbruders sich aus dem Geist der strengen Regeln des Minoritenordens verbietet, muss man nach dem bisherigen Stand des Erforschten doch sagen, dass Hyacinthus Pfister sicher zu den wichtigsten Gestalten in der über 500-jährigen Geschichte des Offenburger Franziskanerordens gehört. Das gilt auch, wenn er nicht in der offiziellen Liste der hiesigen Guardiane auftaucht (1711 unterzeichnet er



Abb. 8: Torbogen mit Jahreszahl 1703 im Franziskanerkloster (jetzt Kloster ULF) Offenburg

aber als solcher!) und kein Werk von ihm überliefert ist, außer der Grabinschrift.¹⁷

Vieles bleibt nach wie vor im Hintergrund. Wie viele Mönche, Schüler und Studenten hatte Frater Hyacinthus unter sich? Wie sahen die damaligen Lehrpläne für seine Unterrichtsfächer genau aus? Wie lange war er auf den Reisen zu seinen Klöstern unterwegs? Wie sah er aus, was charakterisierte sein Wesen? Wer waren seine Eltern, wo wohnten und wo arbeiteten sie?

Aus den Taufbüchern der Stadt Offenburg (1633–1746) erfahren wir wenigstens, dass er der Sohn der Eltern (parentes) Jo(hann)es Jacob Pfister, Civis (= „Bürger der Stadt“) und seiner Ehefrau Apollonia Bauring war und am 21. Juli 1659 von Pfarrer Jacobus Contger („baptizans“) getauft wurde („baptizatus“) im Beisein der Taufpaten („patrini“) Jacob Blankenbach, Gastgeber auf der Pfalz, und Barbara Kopfin, des Claus Stollen „uxor“ (= Gattin).¹⁸

Nachzutragen ist also in seiner obigen Biographie: 21. Juli 1659 als Datum der Taufe des Johannes Pfister und die Namen seiner Eltern in Offenburg.



Abb. 9: Auszug aus den Offenburger Taufakten vom 21. Juli 1659

Die dunklen Aussagen und Metaphern seines Grabgedichtes lassen über ein erfülltes und als gelungen betrachtetes Leben nur vage Vermutungen zu, denen nachzugehen müßig wäre. Was bleibt ist ein frommer Mann in bewegten Zeiten zwischen unsäglichen Zerstörungen und mit Leid erfüllten Einzelschicksalen im ausgehenden mörderischen 17. Jahrhundert und dem triumphalen kulturellen Neubeginn der Barockzeit. Hyacinthus hatte in einem verwüsteten Land mit verödeten Dörfern und Landschaften, in Ruinen liegenden Burgen und verarmten und entvölkerten Städten, durch die er reisen musste, auch noch den entsetzlichen Feuerbrand (**Marte arDente**) erleben müssen, der seine Heimatstadt Offenburg und sein Kloster 1689 in Trümmer legte (**CLaVstro eXVsto**). Er hatte, wie die gerettete Klostertür, durch die er jahrelang aus- und eingegangen war, die Katastrophe heil überlebt und beim erweiterten barocken Neubau (1703) am Ende der Lange Straße mitgewirkt. Nach seinem segensreichen seelsorgerischen, pädagogischen und organisatorischen Wirken in den südwestdeutschen Klöstern seines Minoritenordens, hatte er sich im Alter eine Grabinschrift gestaltet, die ganz den klassisch gebildeten, aber auch verspielten Barock-



Abb. 10 : Hyazinthe
(Rittersporn) aus der *Antologia
Magna* des Theodor de Bry (1626)

menschen zeigt. Wie sein Zahlen verschlüsselnder Mitbruder und Zeitgenosse ein paar Meter weiter an der geretteten Klostertür gerade ein ausgeklügeltes Chronogramm für das Offenburger Katastrophenjahr 1689 gebastelt hatte, reimte Pater Hyacinthus Pfister seine erfolgreiche Lebensgeschichte im sprachlichen Spiel mit antiken und christlichen Bildern auf seinen Grabstein und fordert uns damit auf, über sein gottgeleitetes Leben nachzudenken in der Besinnung auf den eigenen Tod. Im besinnlichen Innehalten vor diesem steinernen Zeitzeugnis kann für uns damit über alle Jahrhunderte hinweg auch eine Begegnung stattfinden mit einem frommen Franziskanerbruder, der in der Überwindung einer schweren Leidenszeit ein sichtbares Zeugnis für ein sinnerfülltes Leben gegeben hat, der ein wenig stolz ist auf seine Lebensbilanz, die auch wir Nachgeborenen in Stein gemeißelt lesen sollten.¹⁹ Diese wird bei dem oben erwähnten handschriftlichen Schlusseintrag in einem der größten Werk der Weltliteratur, zu dem Hyacinthus Pfister aufgrund seines blumigen Namens eine ganz persönliche Beziehung hatte, nämlich in Ovids *Metamorphosen*, oberhalb der schönen Blumenvignette mit drei Worten auf eine Formel gebracht. Sie gilt genauso für seine Zeit, wie auch für unsere, und das auch in beiden möglichen Übersetzungen der mehrdeutigen lateinischen Sentenz, die uns zur Wahl gestellt werden: „Vor unser Glück sind Hindernisse gesetzt“ oder

„Das Unglück ist segensreicher als das Glück“. Hyacinthus hatte in seinem erfüllten Leben in schwerer Zeit mit beidem seine Erfahrung gemacht. Auf dem Höhepunkt seines Lebens konnte 1705 dieses philosophische knappe Resümee formulieren, wer nach dem Überleben der ADVERSA („Widrigkeiten schlimmster Kriegszeiten“) nun mitten im prächtigen Wiederaufbau eines großen Barockklosters und einer neu aufblühenden Heimatstadt die SECUNDA („Zeiten glücklichen Gelingens“) eines erfüllten Alters in Frieden und Wohlstand noch vor sich hatte.

FINIS
PRAESTANT ADVERSA SECUNDIS
1705

Anmerkungen

- 1 Franziskanische Studien I: Merker, Manfred : „Die Klosterpforte des ehemaligen Franziskanerklosters in Offenburg“ in: Die Ortenau 87 (2007), 329–360. Hier sei gleich zu Anfang ein Dank an den heutigen Klosterkonvent unter der Leitung von Mutter Sr. M. Martina ausgesprochen, der mir durch einen ergänzten Forschungsauftrag weitere Recherchen am geschichtsträchtigen Ort ermöglichte. Herrn Kellputt, der aufgrund seiner Stellung als Hausmeister des Klosters immer wieder neue praktische Hinweise zu den Arkana der Franziskanerzeit geben konnte, gilt ein besonderer Dank.
- 2 Wingenroth, Max: Die Kunstdenkmäler des Kreises Offenburg, 1908, 489 ff., und Scheurer, Werner: Die Stadtkirche Heilig Kreuz Offenburg, Lindenberg 2004. Ihm, auf den auch der Hinweis auf den in Anm. 18 erwähnten Taufbucheintrag und mancher Literaturhinweis zurückgeht, sei an dieser Stelle für seine tatkräftige Mithilfe beim Recherchieren gerade im Bereich kirchlicher Themen und für sein Korrekturlesen ganz herzlich gedankt.
- 3 Roschach, Julius: Chronogramme der Barockzeit in Gengenbach in: Die Ortenau 67 1987, 133–143
- 4 Merker, Manfred: PROPOSITIQUE TENAX. Ein lateinisches Geburtstagsgedicht aus dem revolutionären Offenburger Vormärz in: Die Ortenau 81 (2001), 199–220
- 5 Siehe unter Anmerkung 1 besonders die Seiten 352 ff.! Eine zeitgenössische amtliche Beurteilung aus dem Jahre 1715 belegt, dass Amtsbewerber in Offenburg das Latein sogar noch sprechen konnten: Der Verwalter der Landvogtei Brée schreibt über den Schultheißen-Kandidaten Göppert an Markgräfin Augusta Sibylla: „Göppert ist Handelsmann, wohnt demselben bey ein gutes Judicium naturale, auch verstehet er und redet die lateinisch und französische Sprach.“ An dem älteren Mitbewerber Droll wird bemängelt: „Das Studium und die Latinität gehen ihm völlig ab.“ Hanßmann, a.a.O. 50.
- 6 Einen wichtigen Hinweis zur Deutung verdanke ich in diesem Zusammenhang meinem gelehrten Schweizer Korrespondenten in Sachen Chronogrammforschung, Herrn Peter Lienhard aus Gunten am Thuner See. Er erschließt aus dem Schlüsselwort „pinxerat“ (Z6) den kompletten Bezug der Stelle auf den liebenden Gott Apollo. Damit wäre die „summa gratia dei“ (Z7) für unseren Franziskanerpater nicht die höchste Gnade unseres christlichen Gottes, obwohl diese z. B. von dem Religionsphilosophen Michael von Brück auch als „zärtliche Liebe Gottes“ übersetzt wird. Sowohl „gratia“ als auch „pie-

- tas“ wäre dann die zärtliche Hinwendung des Gottes zu seinem sterbenden Freund Hyakinthus, aus dessen Blut er eine Frühlingspflanze mit den Zeichen seiner von Liebe erfüllten Klage im Buchstaben des Blütenstempels geschaffen/gemalt hat. (Siehe die Anmerkung 8 und die Abbildung 10!). Im maßgeblichen lateinisch-deutschen Handwörterbuch von K.E. Georges (Bd. 2, 1962, S. 1702/3) finden sich als Übersetzungen für *pietas*: zärtliche Liebe, Anhänglichkeit, Mitleid und liebevolle Frömmigkeit.
- 7 Paglia, Camille: *Die Masken der Sexualität*. München 1995, besonders die Kapitel 3, Apollon und Dionysos, 130ff. und Kapitel 20, Der Schöne Knabe als Zerstörer, 624ff. Der Name Hyakinthos ist m. E. minoisch-kretischen Ursprungs, wie Labyrinthos (Irrgarten) und Asaminthos (Badwanne). Das verweist auf eine vorgriechische Vegetationsgottheit in der einst minoischen Peloponnes.
 - 8 Hyazinthen gehören zur Zwiebel bildenden Gattung der Liliengewächse, Untergruppe Hyacinthaceae und wachsen wild im Iran auf den Bergwiesen von Golpayegan und Quamsar südlich von Teheran. In ihrem Stempel sind die Seufzer Apollons „AI, AI“ und das Y von Hyakinthos (altgr. YAKINΘOΣ, – ein H gab es im Griechischen nicht!) abgebildet. Gemeint ist jedoch nicht unsere Hyazinthe, sondern der dunkelblaue Gartenrittersporn. Siehe Abb. 10 aus der *Antologia Magna* (1626) und ebenso im zitierten Merian-Katalog die Abbildung Nr. 19: „Gartenhyazinthe“ 52). Sie steht in Zusammenhang mit der Wiedergeburt der Natur im Frühjahr: Im antiken Sparta wurde ein dreitägiges „Hyakinthia“-Fest gefeiert, in Persien gehört beim seit Jahrtausenden begangenen 13-tägigen Neujahrsfest No-Ruz noch heute eine Hyazinthe (pers. „sombol“) zu den sieben obligaten Tischsymbolen. (Hinweis von Frau Dr. des. Jasmin Fariwar-Mohseni, Isfahan/Wiesbaden). Auch in den floralen Darstellungen der großen Moscheen von Schiraz und Isfahan taucht sie immer wieder auf.
 - 9 YAKINΘOΣ -Hyacinthus-Giacinto-Jacint-Jacchon. Die bedeutendste Quelle für sein Leben ist die *Vita* des Stanislaus von Krakau (1352). Dazu: D. Flavigny, *Son Giacinto e i sui tempi*, Rom 1957. In den Konventslisten taucht der Name übrigens erneut auf für Hyacinthus Neff in Maihingen (!), der dort 1755 seine Dissertation verfasste. Selbst ein ungewöhnlicher Name wie Tiberius war als Mönchsname verbreitet.
 - 10 Batzer, Ernst: *Die Bruderschaft des hl. Eligius. Vier Urkunden zur Geschichte der Minoriten und des Handwerks in Offenburg* in: D'r Alt Offenburger Nr. 346 (1905), 347 und 348 (1906) und als Einzeldruck 1906 bei Adolf Geck. Sta OG 42 DKK Batz.
 - 11 Derkits, Hans: *Die Vita der Gertrud von Ortenberg. Historische Aspekte eines Gnadenlebens* in: *Die Ortenau* 71 1991, 77–125.
 - 12 Batzer, Ernst: *St. Sebastian Bruderschaft der Schützen. Beilage Nr. 350 des D'r Alt Offenburger vom 28. Januar 1905.*
 - 13 *Findbuch Urkunden des Archivs der Stadt Offenburg*, 1.
 - 14 Eubel, Konrad: *Geschichte der oberdeutschen (Straßburger) Minoriten-Provinz*. 1886 Angaben zu Hyacinthus Pfister 174; 312 vollständiger lateinischer Abdruck des im Text erwähnten Magistratsbeschlusses von Überlingen, und 366 mit Anm. 768.
 - 15 Eubel a.a.O., 304 nach einer zeitgenössischen Aufzeichnung, die als die vom Provinzkapitel in Würzburg 1618 gemäß dem Dekret des Papstes Paul V. für Offenburg bestimmte Richtzahl („*numerus praescriptionis*“) acht Fratres festsetzt.
 - 16 Günther, Hans-Jürgen: *Humanistischer Geist in Offenburgs alten Bibliotheken*, im Katalog zur Ausstellung „*Neue Welt und altes Wissen*“, Offenburg 2007, 15–21. An dieser Stelle möchte ich dem Leiter der Offenburger Stadtbibliothek und Hüter der kostbaren Franziskanerbibliothek, Herrn R. Eisermann, für sein Entgegenkommen beim Sichten und Fotografieren der 500 Jahre alten Lateinklassiker und der *Antologia* ganz herzlich danken.

- 17 Eine (unvollständige) Liste findet sich bei L. Heizmann, *Geschichte der Offenburger Klöster*. Offenburg o. J., 2. An wissenschaftlichen Werken aus dem Offenburger Kloster werden für diese Zeit sowieso lediglich drei Dissertations- bzw. Disputationsschriften überliefert: Frater Protasius Zweifel: *De sanguine et quibusdam meteoris* (1743), Patritius Haindl: *Th. ex tribus philosoph. Part.* (1758) und Gabriel Onymus: *De principiis ad m. Scoti et Arist.* (1755); Eubel a.a.O. S. 382. Sicher geht die eine oder andere der immerhin 18 Franziskanerdissertationen aus dem Kloster Maihingen zwischen 1722 und 1778 auf Anregungen unseres Offenburger Paters Hyacinthus zurück, vielleicht sogar die seines jüngeren Namensvetters Hyacinthus Neff 1755 „*De legibus tributorum*“.
- 18 Stadtarchiv Offenburg. Taufbuch 6: 1633–1746 für Juli 1659. Fiche 72, 138. Hier geht ein besonderer Dank an Frau Amalia Dreher vom Stadtarchiv Offenburg für ihre stets freundliche Bereitschaft beim Beschaffen aller gewünschten Archivmaterialien. – Der noch in Süddeutschland gebräuchliche Name Pfister ist eine Berufsbezeichnung für Bäcker, besonders für solche, die in einer „Kloster- oder Hofpfisterei“ gearbeitet haben. Vorfahren unseres H. Pfister könnten also schon im Rahmen kirchlicher Einrichtungen gewirkt haben. Pfister ist auch als Name eines Freiburger Franziskaners überliefert. Das Deutsche Wörterbuch der Brüder Grimm (32 Bände, Hirzel/Leipzig 1854–1960) bezeichnet mit „pfistern“ das losprustende Unterdrücken eines spontanen Lachens.
- 19 Magister, Kim Astrid: *Grabinschriften, die nicht gelesen werden sollten*. Dresden 2008.

Literatur

- Ernst Batzer: *Die Bruderschaft des hlg. Eligius zu Offenburg*. Offenburg 1906.
 ders.: *St. Sebastian Bruderschaft der Schützen in: D'r Alt Offenburger 1905*, Beilage 350.
 ders.: *Zur Geschichte der Offenburger Schulen*. Offenburg 1937.
 Hakan Baykal/Jasmin Fariwar-Mohseni-Najaf: *Von Persien zum Iran. 3000 Jahre Geschichte und Kultur*. Theiss Verlag Stuttgart 2007.
 Theodor de Bry: *Antologia Magna*. Frankfurt 1626.
 Hermann Brommer: *Offenburg Kloster Unserer Lieben Frau*. Regensburg 1997.
 Hans Derkits: *Die Vita der Gertrud von Ortenberg. Historische Aspekte eines Gnadenlebens*. In: *Die Ortenau* 71 (1991), 77–125.
 ders.: *Die Lebensbeschreibung der Gertrud von Ortenberg*, Diss. (masch.) Wien 1990.
 Bernhard Duhr: *Geschichte der Jesuiten in den Ländern deutscher Zunge*, 6 Bde. München/Regensburg 1907–192.
 Konrad Eubel: *Geschichte der oberdeutschen (Straßburger) Minoriten-Provinz*. Würzburg 1886.
 Isnard W. Frank OP: *Lexikon des Mönchtums und der Orden*. Stuttgart 2005.
 Michael Friedmann: *Die Offenburger Innenstadt. Ein historischer Stadtrundgang Offenburg 1979*.
 Günter Grass: *Das Treffen in Teltge*. Göttingen 1997.
 Hans-Jürgen Günther: *Humanistischer Geist in alten Offenburger Bibliotheken*. Offenburg 2007.
 Karl Hanß: *Geschichte der Ortenau*, Bd. 3. *Die Städte der Ortenau und ihrer heimlichen Hauptstadt Straßburg*. Offenburg 1999.
 Ludwig Heizmann: *Geschichte der Offenburger Klöster*. Offenburg o. J.

- Eugen Hillenbrand: Unser fryheit und alt harkommen. Mittelalter in Offenburg und in der Ortenau. Offenburg 1990.
- Annemarie Hilz: Die Minderbrüder von St. Salvator in Regensburg 1226–1810. Regensburg 1991.
- Franz Huber/Otto Kähni: Offenburg. Aus der Geschichte einer Reichstadt. Offenburger Köpfe – Offenburger Gestalten. Offenburg 1951.
- Lazaro Iriate: Der Franziskus-Orden. Handbuch der franziskanischen Ordensgeschichte. Altötting 1984.
- W. Kehr (Hrsg.): Handbuch der historischen Buchbestände in Deutschland, VIII Baden-Württemberg und Saarland. Hildesheim/New York 1994.
- Reinhard Klotz: Das Franziskanerkloster in Offenburg. In: Die Ortenau 58 (1978), 417–439.
- Raoul Manselli: Der solidarische Bruder (aus dem Italienischen). Zürich/Einsiedeln 1984.
- Maria Sibylla Merian, Künstlerin und Naturforscherin 1647–1717. Katalog zur Frankfurter Ausstellung 1997/98 (Hrsg. Kurt Wettengl) 2004.
- Manfred Merker: Die Klosterpforte des ehemaligen Franziskanerklosters. Untersuchungen zur ältesten Tür der Stadt. In: Die Ortenau 87 (2007), 329–360.
- ders.: PROPOSITIQUE TENAX. Ein lateinisches Geburtstagsgedicht aus dem revolutionären Offenburger Vormärz. In: Die Ortenau 81 (2001), 199–219.
- L. I. Mone: o. T. In: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins V. Karlsruhe 1854.
- Ute Obhof: Provenienzen der Bibliothek der ehemaligen Franziskaner in Offenburg. ZGO 145 (106 NF) 1997.
- Camille Paglia: Die Masken der Sexualität (aus dem Amerikanischen). München 1995.
- Publius Ovidius Naso: Metamorphosen. Epos in 15 Büchern lateinisch-deutsch hrsg. von Hermann Breitenbach. Zürich 1958, bes. Buch 10: Die Lieblinge der Götter.
- Julius Roschach: Chronogramme aus der Barockzeit in Gengenbach. In: Die Ortenau 67 (1987).
- Martin Ruch: „Eine herrliche Büchersammlung ist es gewesen“. Die Humanistenbibliothek von Offenburg. In: Die Ortenau 70 (1990).
- Werner Scheurer: Die Stadtkirche Heilig Kreuz Offenburg. Lindenberg 2004.
- Manfred Thierer (Hrsg.): Lust auf Barock. Himmel trifft Erde. Lindenberg 2002.
- W. M. Treichlinger: Wohl ist ihr und auch mir. Gesammelte Grabsprüche. Zürich 1955.
- Isolde Tröndle: Die historische Bibliothek des Grimmelshausen-Gymnasiums in Offenburg. Ihre Geschichte und ihr aktueller Bestand. In: Die Ortenau 69 (1989).
- Max Wingenroth: Die Kunstdenkmäler des Kreises Offenburg. Tübingen 1908.
- Eike Wolgast: Der Weg zum Pfälzischen Erbfolgekrieg und zur Zerstörung Offenburgs. In: Die Ortenau 69 (1989).

Abbildungen/Fotos

M. Merker: 1, 2, 4, 5, 6, 8; Jörg Lüben: 3, 7, 10; Tycho Klettner: 9

Die Glashütte der Herrschaft Hohengeroldseck am Grassert und die Bedeutung des Waldes für ihren Betrieb

Dr. Franz Hahn und Walter Schneider

Unweit des Stammsitzes der geroldseckischen Herrschaft wurde 1615 am Grassert eine Glashütte in Betrieb genommen. Möglicherweise ersetzte diese eine schon um 1500 bei der Hohengeroldseck betriebene Hütte.¹

Vorüberlegungen zu ihrem Bau wurden bereits 1614 vorgenommen. Auf den 9. November 1614 datiert ein Bericht an Herrn Jacob von Geroldseck über das Gehölz und den Wald in der Herrschaft Geroldseck.² Es sei zunächst zu entscheiden, ob der ganze Wald und alles Gehölz abgeholzt und der Berg zum Zehnten gut gemacht werde, oder ob dies nur vom (selbst) gefallenen Holz erfolgen solle. Dabei spiele auch die Abschätzung eine Rolle, was man von der Glashütte als jährliche Nutzung haben werde und wie lange man diese betreiben könne.

Wenn man das Wasser der Schutter zum künftigen Bleien aufhalten möchte, so sei bei der Durchführung darauf zu achten, dass dieses für den guten Fisch- und Krebsbestand in den Bächen nicht schädlich sei. Dieser Punkt bedürfe einer künftigen Aufsicht und Kontrolle.

Die eigentliche Entscheidung sei dahingehend zu treffen, ob der Wald insgesamt umgehauen und dem Aussterben überlassen werden solle. Weil das Wasser, ehe es in die Schutter fließt, durch das Dorf laufen muss und Schaden anrichten könne, bedürfe es einem Zeugenschein. Bei diesem Punkt sei auch zu bedenken, welche Beschwerne der Weiher für die Güter der Untertanen zur Folge habe.

Wie auch immer man sich entscheide: Für das Waldgebiet müsse abgeschätzt werden, wie viele Klafter Buchenholz sich ergäben und wie diese zugeteilt werden sollen. Weil man wegen des Waldes diesen vor etlichen Jahren mit großer Bereitschaft gleichmäßig neu aufgeforstet hat, sei dieser zunächst ordentlich abzumessen. Danach könne weiter beratschlagt werden.

Wenn man um die Geroldseck die Gelegenheit zum Betrieb von Feldern und Wäldern genau besichtigt hat, wird sich mit Viehzucht, Weide oder Rindermast weiterer Nutzen ziehen lassen und auch allerhand verbessert werden können.

Vorgeschlagen wird, die Situation vor Ort bei besserem Wetter und mit der nötigen Zeit gemeinsam persönlich in Augenschein zu nehmen.

In einem weiteren untertänigen Bericht (ohne Datum) wird konstatiert, dass der Wald nicht ganz abgeholzt werden soll. Dabei werden bestimmte



Abb. 1: Deckblatt der Glashüttenakte der Herrschaft Hohen Geroldsecks Bergwerk aus dem Jahr 1615

Markierungsgrenzen angegeben. Das Flößen könne ohne dass Schaden angerichtet werde, durch verständige Flößer vorgenommen werden, die auch gut zu bekommen seien.

Da der Wald nicht umgehauen oder ausgeforstet werden solle, verstehe es sich um so mehr, dass das liegende Holz zunächst zu gebrauchen ist, danach sei ein Schlag zu machen und das Holz wieder wachsen zu lassen. Sofern dies für die Gemeindewiesen erfolgen solle, so sei daraus der Wald zu einem Schlag zu machen.

Benötige man aus dem Wald Brennholz, so könne man jedes Jahr einen guten Teil heraushauen, wieder nachwachsen lassen und wieder nachhauen. Jährlich könnten auf diese Weise 200 bis 300 Klafter Holz gemacht werden. Danach wieder ein Schlag und so weiter.

Ein weiteres Schreiben liegt vom 26. September 1615 vor. Dieses stammt von Graf Jacob zu Hohengeroldseck und Sulz etc.:

Jakob hat sich nunmehr entschlossen, eine Glashütte im Grassert errichten zu lassen. Als Hüttenmeister beabsichtige man einen Herrn Martin einzustellen. Mit diesem hat Jakob durch Beamte aushandeln lassen:

Das Werk werde Martin und seinen Arbeitern anvertraut. Bis das Werk in Gang gebracht sei, habe er eine gebührende Kautions und zwar wenigstens 300 Gulden zu besichern. Hinsichtlich der Hütten waren diese auf eigene Kosten zu bauen. Für die Hütten und Häuser des Hüttenmeisters, Glasers und Schürfers werden zu einem gebührenden Zinssatz Hofplätze zur Verfügung gestellt werden. Dem Hüttenmeister und allen Arbeitern werde zugelassen, nach den gebräuchlichen Landesregeln zu bauen und zu pflanzen. Dies betreffe auch die Unterhaltung ihres Viehs wie auch der Schweine.

Sollten der Hüttenmeister, Glaser etc. außerhalb des Hüttenwaldes und anderwärts im Tal etwas kaufen wollen, so müssen diese Güter mit Ehre nach des Herrschafts Brauch und Recht angenommen werden. Von der Frohn würden der Hüttenmeister etc. auf das Ganze befreit werden. Zu anderen Diensten und Kriegsgeschäften der Herrschaft haben sie sich wie die anderen Untertanen zur Verfügung zu stellen. Seitens der Herrschaft wurde bewilligt, solange Martin noch nicht mit dem „Gläsern“ angefangen hat, er wöchentlich eine Abgabe in Höhe von 2 Reichstaler oder 5 halben Gulden zu leisten habe.

Es sind auch auf Kost und Lohn Steine zu brechen, auch die Erde abzuholen und diese zuzubereiten. Vor Beginn mit dem Gläsern sind auch die Häfen anzufertigen. So würde wöchentlich auf die Abgabe eines Teils in Höhe von zwei Gulden verzichtet. Dies jedoch nicht länger, als bis das Werk in Gang gebracht wurde.

Hinsichtlich der wöchentlichen Besoldung des Hüttenmeisters dürfe er Glas für sich behalten und verkaufen. Sollte der Preis einbrechen, so habe der Hüttenmeister ein Zubringen zugesagt. Hinsichtlich des Weinschanks habe er sich zu erklären.

Schließlich wurde verabredet und versprochen, dass der Hüttenmeister aufrichtig und ehrsam die rangendlichsten Glasgesellen samt ihres Korbzeuges herzubringen und bestellen werde. Das hergestellte Glas ist fleißig aufzuheben. Es ist miteinander (und nicht das seinige zuvor) zu vertreiben und zu verkaufen. Dies sei für diesen Dienst ein allgemeines Gelübde und eine Vereinbarung. Jeweils ist immer ein zweifaches Protokoll zu führen, das vom Hüttenmeister zu unterschreiben ist. Eines bleibe bei ihm, das andere bei der Kanzlei.

Weitere Informationen sind einem Brief vom 10. November 1615 zu entnehmen. Dieser stammt offensichtlich von Herrn Martin:

Bei allen Glashütten sei es üblich, dass der Glas- oder Hüttenmeister bestimmte Vorrechte und Befreiungen erhalte. Aus eigener Erfahrung würde



Abb. 2: Erlass zur Bestellung des Hüttenmeisters vom 21. September 1616

man bis zu dem Zeitpunkt zur ersten Glasherstellung eine wöchentliche Besoldung von 5 Gulden begehren. Sobald das Glaswerk mit der Hilfe Gottes gerichtet ist und ohne Zweifel einen glücklichen Fortgang habe so begehre er, wie es der übliche Stand regelt, eine wöchentliche Besoldung von zwei Reichstalern und anteiliges Glas in Geldveranschlagung wie es verkauft werde.

Bei einem solchen Werk sei es auch erforderlich, dass man Wein auschenken dürfe und fremde Personen beherberge, die Glas kaufen möchten. Auch sei es üblich, diese Personen kalt und warm zu verpflegen.

Für die erforderlichen Gärten und Hofstätten sei man entsprechend des Landesbrauches bereit, ein „landtuchtiges“ Geld oder einen Zins dafür zu geben. Es wird darum gebeten, dafür auch Weidungen zur Verfügung zu stellen und den Auf- und Abtrieb des Viehs zu gestatten.

Die Herrschaft wird ersucht, eine diesbezügliche Anordnung zu verfügen. Alle rechtschaffenden Personen, die für das Werk gebraucht werden (Handwerker, Tagelöhner und andere) würden ihren Verdienst erhalten und richtig ausbezahlt werden. Dieses Werk solle nicht verhindert werden.

Auf den 21. September 1616 datiert die nächste, vorhandene Unterlage. Dabei handelt es sich um den Erlass zur Bestellung des Hüttenmeisters:

Jacob, Herr zu Geroldseck und Sulz etc. hat eine Glashütte im Grassert (im Schuttertal) auf dessen Eigentum soweit errichten lassen, dass man innerhalb weniger Tage mit dem Glasen anfangen und dieses fortsetzen könne. Deshalb wird ein erfahrener Hüttenmeister, der zugleich getreuer

Verwalter des ganzen Werkes sei, nunmehr bestellt. Man werde das ganze Werk Herrn Balthaß Greiner aus Neuen Lauterburg als einem kundigen und langgeübten Meister anvertrauen.

Neben den gewöhnlichen Aufgaben hat er sich allem Habe und allen Gütern zu verpflichten. Auch ist er schuldig, von dem übernommenen Werk monatlich Rechnung und Leistung vorzulegen. In keinem Fall darf er von sich aus irgend etwas anstehen lassen.

Bezüglich der Hütten werden dem Hüttenmeister, Glaser etc. zu gebührendem Zins Hofstätten zur Verfügung gestellt. Diese können von diesen auf eigene Kosten erbaut werden. Bei Wegzug oder Ablösung der Hütten würden diese nach Ermäßigung der Kosten entweder durch die Herrschaft wieder gekauft oder selbst verkauft werden können.

Es wird gegönnt und zugelassen, dass zur Unterhaltung des Viehs, zum Hin- und Hertrieb wie auch für die Schweine zur Eichelzeit, hinreichend Weide und Eicheln beansprucht werden können. Wolle man aber außerhalb des Hüttenwaldes einkaufen, so müssen diese Güter nach dem Brauch und Recht der Herrschaft angenommen werden.

Für die Bestellung erhält der Hüttenmeister wöchentlich zwei Gulden. Das Glas, das der Hüttenmeister von seiner Hand herstellt, dürfe er für sich behalten und verkaufen. Sollte das Glas springen oder brechen, so habe man sich so, wie es die neu begriffene Hüttenordnung auferlegt, zu verhalten. Wenn er einen Lehrjungen halte, so steht das von diesem hergestellte Glas alleine der Herrschaft zu. Dafür hat diese dem Jungen Kleidung und Werkzeug zur Verfügung zu stellen.

Den Weinschank zu führen wird dem Hüttenmeister zugelassen. Wie andere Wirte hat er damit getreulich umzugehen.

Nachdem dem Hüttenmeister das gesamte Werk einschließlich dessen Einnahmen und Ausgaben anvertraut wird, so habe er damit aufrichtig und getreu zu ihrer Gnaden frommen Nutzen umzugehen und zu handeln. Er hat seine Register über das Glas und das einnehmen und ausgeben von Geld fleißig und richtig zu halten. Dies, damit er

- jederzeit Rechnung, Rede und Antwort stehend verhandeln könne
- die tauglichsten Glasgesellen mit ihrem Werkzeug nach Hüttengebrauch herbringen könne
- einen Stand wie es sich gehöre führe
- das gemachte Glas täglich fleißig aufhebe und dieses miteinander und nicht das seinige zuvor vertreibe
- alles benötigte Zeug rechtzeitig herbeischaffe und mit dem Holz auf das genaueste umgehe und keinen Mangel erscheinen lasse
- die Hüttenordnung in allen Punkten und Artikeln ernstlich einhalte
- wie es sich einem Diener zusteht und gebührt, er sich als einen aufrichtigen und getreuen Hüttenmeister unweigerlich erzeige.



Abb. 3: Lageplan der Glashütte des Jacob Herr zu Hohengeroldseck im Grassert, Schuttertal

Um diesem allem zuzuleben und nachzukommen hat Balthaß Greiner mit handgegebener Treu und geleistetem, leiblichen Eid dies versprochen und zugesagt. Zu dessen Urkunde wurde dieser Bestallungsbrief verfasst und auf dieser das Kanzleisiegel angebracht.

Kohler³ beschreibt die Situation im Folgejahr 1617 wie folgt: „Aus einer Abrechnung vom 5. Januar 1617 erfahren wir einiges über die Produktion: 6475 Trinkgläser, 80 Guttern, 575 Bund Fensterglas, 9120 Scheiben. Von den Trinkgläsern gingen 150 ins Schloss Dautenstein, dort wurden auch 17 Bund Fensterglas verarbeitet. Das andere war offensichtlich zum Verkauf bestimmt. Aber wenn man geglaubt hatte, die Leute würden sich um das Glas von der Grasserthütte reißen, so sah man sich bald enttäuscht. Es sprach sich nämlich rasch herum, dass dieses Glas der Qualität nach ziemlich minderwertig sei. So ging das Geschäft nur an kleinen Orten und mit kleinen Mengen. Das große Geschäft aber, das man besonders in Straßburg erhofft hatte, blieb aus. Von 280 Bund Fensterglas, die man dorthin geschafft hatte, wurden ganze 21 Bund verkauft. Das andere blieb am Lager sitzen. Die Straßburger waren offenbar zu anspruchsvoll. Was mochte der Grund für den Misserfolg sein? Warum hatte die Hütte bisher nichts als Ärger gebracht? Es musste an der Leitung liegen. Der erste Hüttenmeister taugte nichts, der zweite war nicht viel besser, vom dritten, einem gewissen Wenzel, ließ sich der Graf einen Bericht geben, um der Sache auf den Grund zu kommen.

Da wird zunächst einmal festgestellt, dass die ersten Meister vom Glasen überhaupt nichts verstanden. Hinzu kam, dass auch der Ofen nicht in Ordnung war. Was Wunder, dass beim Glasen nichts rechtes herauskam. So geriet die Hütte bald in Verruf, und kein rechter Gesell wollte bleiben. Überhaupt die Gesellen! Glasen ist ein Handwerk, bei dem man viel schwitzt. Wer aber schwitzt, wird durstig und will trinken. Der Hüttenmeister klagt darüber, dass die Glaser, wenn er Wein gehabt habe, „nicht nur zur Notdurft sondern überflüssig, bis sie sich genugsam beweinet, gezechet“. Statt aber nachzuglasen, wie es andernorts der Brauch war, ließen sie die Arbeit hängen. Wenn er aber keinen Wein hatte, liefen die Gesellen in die Wirtshäuser der Umgegend, um ihren Durst zu löschen. Das wirkte sich auch wieder nicht günstig aus.

Ein „untergeneigter Bericht, die Glashütte betreffend“, stammt ohne weitere Datumsangabe aus dem Jahr 1617:

Andreas Wenzel bekennt öffentlich und gibt kund, dass Jakob von Hohengeroldseck zum Datum dieses Schreibens die nachfolgende Bestallung aufrichten lies.

Die Glashütte im Grassert ist errichtet und nunmehr soweit erbaut worden, dass man das Glasen fortsetzen könne. Ein gewisser Hüttenmeister, der zugleich Verwalter des gesamten Werkes ist, sei zu bestellen. Für dieses Amt hat sich Andreas Wenzel aus Bermiegersweyler angeboten. Mit

diesem wurde durch die Beamten der Herrschaft das nachfolgende ausgehandelt und beschlossen:

Die Herrschaft vertraut ihm als geübtem und kundigem Meister das gesamte Werk an. Neben der gewöhnlichen Eidspflicht, alles zu tun, um das Werk in Gang zu bringen und zu halten, hat er sein gegenwärtiges und zukünftiges Hab und Gut als Versicherung für diese Zusage verschrieben. Wie auch sein Vorgänger hat er für das anvertraute Werk monatliche Rechnung vorzulegen und Bericht zu erstatten. Bezüglich der Hütten und Unterkünfte, der Unterhaltung des Viehs, der Nutzung der Weiden und Eichen und der Besoldung erfolgte ebenfalls die gleiche Regelung wie bei Hüttenmeister Martin. Dies betrifft ebenso die Aufrichtigkeit und Treue sowie die o. a. Punkte im Erlass vom 21. Oktober 1616.

In einer weiteren Handschrift (ohne Adressat und Absender; offensichtlich ein Begehren von Jakob zu Hohengeroldseck an die Glashütte) erfolgen Anfragen,

- wie lange und in welcher Form man das Hüttenwerk betreiben möchte
- wie viel Brennholz in der Woche man für die Öfen glaube gebrauchen zu müssen
- wie lange der gestern besichtigte Wald hierzu reichen würde
- wie viel man für den Morgen oder das Klafter Wald bezahlen wolle
- was man zur Stärkung des Waldes und zur Erbauung von Häusern und Feldgütern vor habe
- ob man nicht auch Trinkgläser und runde Scheiben herstellen wolle, weil das breite oder Tafelglas dieser Herrschaft nicht sonderlich gebräuchlich ist.

Abgeschlossen wird diese Handschrift mit dem Hinweis, dass Glaser und Gesinde sich gemäß der Hütten- und der Landesordnung zu verhalten haben und der Herrschaft gegenüber getreu zu sein versprechen. Dafür werden sie von den gemeinen Diensten und Frönen befreit und in Schutz und Schirm aufgenommen.

Eine weitere Unterlage, die die Antwort zu dieser Handschrift darstellt, wird von Glaser Caspar Schenk verfasst.

Demzufolge war zu diesem Zeitpunkt das beste Holz nahe der Glashütte hinweggehauen. Das übrige Holz war so weit von der Hütte entfernt, dass es nur mit großen Unkosten herangeschafft werden konnte.

Man wolle großes und breites Glas wie in Lothringen und Burgund herstellen. Solches habe man in Deutschland noch nie für Fenster verwendet. Ebenfalls wolle man große Flaschen und Kolben brennen. Trinkgläser sollten keine hergestellt werden.

Das Glas wird von 4 oder 5 Personen hergestellt. Diese brauchen aber ihre Knechte und Mägde zur Arbeit, so dass zusammen ungefähr 15 Personen zu besolden sind.

Die Glaser „Caspar schenekh“ und „hannß Gramer“, die zuvor in der Hütte auch geglast und sich im Kreuzwald aufgehalten haben, begehren gegen einen gewissen Zins das Glaswerk im Wolfersbach am Grassert wegen dem fehlenden Holz an anderer Stelle im Grassert neu aufzurichten. Am bisherigen Standort ist das Buchenholz bis auf die Höhe ausgehauen.

Man könne auf der Hütte so hübsches und gutes Glas wie an keinem anderen Ort in Deutschland herstellen. Das Werk müsse allerdings richtig aufgestellt sein.

Es wird im Weiteren abgewogen, ob es wegen dem Wald besser wäre, die Hütte hinauf zur Höhe oder wegen dem Wasser eher in die Ebene hinunter zu verlegen. Oben könne man wegen der Fuhre viele Kosten ersparen. Allerdings müssen genügend Quellen vorhanden sein und es muss hinreichend Frischwasser zugeleitet werden können.

Im Jahr seien etwa 800 Klafter Holz erforderlich. Da die Herrschaft mit der Verrückung der Hütte hohe Kosten habe, würde man in Höhe von 200 Gulden für das Holz mitbezahlen.

In einem weiteren Bericht wird festgehalten, dass der Bau die Herrschaft 500 Gulden gekostet hat. Diesen Betrag haben die Meister der Glashütte der Herrschaft erstattet und dadurch den Bau gekauft. 13 Gulden wurden für das Buchenholz bezahlt. Das Eichengehölz musste stehen gelassen werden.

Zur Abfuhr des Holzes zur Hütte wurden Ochsen gehalten. Jeder Abträger erhielt pro Woche $\frac{1}{2}$ Gulden.

Die Meister gaben den Gesellen für die Herstellung von 100 Spiegel- oder besten Gläsern $\frac{1}{2}$ Gulden. Jeder Schürer erhielt die Woche $1\frac{1}{2}$ Gulden.

Um 7 Uhr morgens wurde mit der Arbeit begonnen; diese dauerte bis gegen 5 Uhr abends. Um 7 Uhr wird Suppe und um 12 Uhr zu Mittag gegessen. Der eine Schürer tritt morgens um 7 Uhr an und schürt bis Mitternacht. Der andere von Mitternacht bis morgens um 7 Uhr usw.

Ein Verzeichnis gibt Auskunft darüber, was aus einem Schmelzvorgang in etwa hergestellt werden konnte.

So wurden aus einem Trinkglashafen auf das wenigste 250 bis 300 Trinkgläser gewonnen. Mit einem großen Rundglashafen können 6 Trinkglashäfen gefüllt werden. Dies ergibt etwa 1500 Trinkgläser.

Hingegen können aus einem solchen, großen Rundglashafen etwa 22 bis maximal 30 Bundgläser gemacht werden.

Ist der Ofen voll in Betrieb, so werden innerhalb von 24 Stunden 40 Fuhren Holz verbraucht.

Würde der Ofen verändert, so könne auch der halbe Betrieb gefahren werden. Es wäre dann auch nur die Hälfte des Holzes etc. erforderlich. Die Erde für die Trinkglashäfen könne man aus Hambach oder auch Cander (Kandern?) zu viel geringeren Kosten erhalten.

Der Kühllofen, in dem das Buntglas abkühlt, wird ebenso wie der Strecklofen künftighin abgeschafft. So können auch die Glaser in der Woche wohl 6-mal glasen und zu rechter Zeit ihren Feierabend bekommen. Bei der Herstellung von Buntglas wurde bisher höchstens 5-mal in der Woche geglast. Dies solle künftighin in der Woche nicht mehr als 2, 3 oder 4-mal geschehen.

Ein weiteres, nicht näher datiertes Schreiben wird vom Hüttenmeister an die Herrschaft gerichtet. Er kann ihr gegenüber die Not und Klage nicht unterlassen. Auch für sein Weib und seine Kinder bittet er untertänig ihm zu verhelfen. Er kann seinen Verpflichtungen gegenüber der Herrschaft nicht nachkommen und stehe davor, Haus, Garten und Matten miteinander verkaufen zu müssen.

Er geht darauf ein, wie gut und umfassend er für die Herrschaft weiterhin Glas herstellen könne und auch wie dieses bald verkauft werden könne.

Danach trägt er sein Anliegen vor: Er ist von weit her und mit vielen Mühen zugezogen. Er wurde von der Herrschaft angesprochen und eingestellt. Er hatte für die Hütten und viele Leute fast alle Kosten zu tragen. Obwohl er es nicht wollte, hat er bereits Vieh und andere Sachen verkauft. Sein Geld hat er in seinem Haus angelegt.

Die Herrschaft wird darum gebeten, ihm, seiner Frau und seinen Kinder eine gnädige Hilfe zu geben. Als er ankam, gab es noch keine Behausung bei der Hütte. Deshalb ist er zunächst mit dem Gesinde bei dem „Hans jacoben“ eingezogen und hat dort sehr viel Geld lassen müssen. Er schließt mit dem Hinweise, dass wenn man in ein fremdes Land kommt, man dann nicht wisse, wo man hin soll.

Die nächste, vorliegende Handschrift stellt ein Memoriat über die Inaugenscheinnahme und Befindung aller Gelegenheiten und Beschaffenheiten der Holz- und Wasservorkommen in der Herrschaft zur Nutzung im Zusammenhang mit der Glashütte dar.

1. Wald Grassert

In diesem liegt eine ansehnliche Summe Eichen- und Buchenholz. Das Eichenholz kann ganz nützlich für Ramschenkel, hübsche Bretter usw. verwendet werden. Wagner könnten daraus Holz zu Speichen fertigen und aus den Buchen Felgen. Ebenso kann Kohlen- und Brennholz daraus gewonnen werden. Außerhalb der Glashütte könne man für diesen Wald einen höheren Nutzen finden.

2. Im Lutzenthal

Mit guter Gelegenheit könnte man hier einen Weiher herstellen. Sollte mit der Zeit ein Ablassen notwendig sein, so könne dies über die Schutter erfolgen.

3. Im Pegelsbach

Dort sind bereits Weiher vorhanden. Neben diesen besteht die Gelegenheit, noch zwei oder drei Weiher anzulegen. Auch eine Sägemühle könnte errichtet werden, weil an diesem Ort gutes Bauholz vorhanden ist.

4. Im Granert gegen Neuhausen

In dieser Gegend liegt viel gefallenes Holz. Wenn es ganz weit entlegen ist, so könne auch Brennholz daraus gemacht werden. Was den Grund und Boden betrifft, so wird darauf zu achten sein, in welcher Weise dieser künftighin auch zu Nutzen gebracht werden kann.

5. Im Deychelberg bei der Mühle im Schuttertal

Obwohl hier wenig Eichenholz vorhanden ist, kann das reichlich vorkommende Kiefernholz zu Geld gemacht werden.

6. Bretharbach und steineckh und Schenckenwaldt

Hier liegt viel Eichen- und Kiefernholz. Dies zu Nutzen zu führen und auf die Schutter zu bringen erscheint sehr gelegen. Die dortigen Felder können mit der Zeit durch Bebauung mit der Zeit zu weiterem Nutzen gebracht werden.

7. Im Lutzenhart

Gefallenes Holz liegt hier mittelmäßig. Auch zwei oder drei Weiher könnten angelegt werden. Da eine nur geringe Schwellung des Wassers dazu erforderlich ist, könne dies auch mit ganz geringen Kosten geschehen.

8. Im Lachenberg und Steubacher Graben

Hat nicht viel gefallenes Holz. Aber weil dies gegen die Schutter liegt, könnte man auch der Schutter zu einen Weiher anlegen.

9. Dautensteiner Wald gegen den Unerspach

Hier könnte einiger Ackerbau eingerichtet werden.

10. Im Aychberg

Dieser ist wie der Dautensteiner Wald beschaffen.

11. Im großen und kleinen Hanert (Reichenbach)

Von ebener Gestalt.

12. In der Langeneckh

In diesem Wald hat es neben den Eichen teils Buchenholz, welches alles auch leicht auf das Wasser zu bringen ist. Dieses kann von Wagnern für Schaufeln, als Brennholz oder zum Kohlen zu brennen verwendet werden.

13. Im Lutzenthal gegen Langenhart

Dort ist kein gefallenes Holz vorhanden, deshalb ist in diesem auch nichts zu beseitigen.

14. Schutterwald, im Beilin genannt

Dieser Wald beinhaltet etwa 400 Jauchert. So kann man darin in jedem Jahr 20 Jauchert abbauen und zu Klafter Holz machen. Also erbringt der Wald in 5 Jahren 100 Jauchert, in 10 Jahren 200 Jauchert, in 15 Jahren 300 Jauchert, in 20 Jahren 400 Jauchert und das Klafter um 1½ Kreuzer. Nach 20 Jahren würde dies wieder von vorn anfangen. Es ergäben sich also in jedem Jahr 300 Kreuzer Einnahmen.

Wolle man zu einem höheren Nutzen jährlich kommen, so würde der folgende Vorschlag unterbreitet: Ein Teil des Waldes würde zu Baufeldern und Wiesen gemacht und ein Meyerhof eingerichtet. Nichts desto weniger würde das erwachsene Holz jährlich zu Geld gemacht werden können. Das eine würde dem anderen zur Hilfe kommen und der Wald könne dann jährlich 400 Kreuzer Ertrag ergeben.

15. Berghaupten, im Bellerberg

Unten an der Kinzig und gegen den Battenbach an den Halden unten gegen das Dorf: Dieses Gebiet liegt gegen den Sonnenaufgang und hat guten Boden. Das Holz ist aber weniger gut auf die Kinzig zu bringen.

Auf und um die Silbergruben, gegen Litzelbach, in den Colgruben, oder Coleck, auch Schafferberg; alles gegen den Battersbach gelegen, auch bei der „hackenbacher aychen, oben hin umb Schopffing waldt“:

Es gibt ein Wasser, an dem Sägemühlen gebaut werden könnten. Allerdings wurde Bericht gegeben, dass es im Sommer auch einmal kein Wasser geben kann. Allein ist hier der Grund und Boden und auch das Holz außerordentlich sehr gut. Es könne an die Kinzig gefahren und auch eine Glashütte gemacht werden.

16. Lutzelbach

Dieser stellt sich gleichermaßen dar. Die Buchenhalden gegen die Kinzig bestehen aus ganz gutem Holz; auch der Grund und Boden sind gut.

Im Weiteren ist in den Unterlagen ein ungefährer Überschlag zu den Kosten, die mit dem Umbau der Glashütte verbunden sein werden, enthal-

ten. So werden für die Hütten- und Werkzeugkosten 200 Kreuzer; für die Erstellung eines Hauses, in dem der Hüttenmeister seine Wohnung finden soll 100 Kreuzer; Lohnkosten zur Beschaffung des Holzes 107 Kreuzer; Kosten für das Holz 117 Kreuzer und weitere Lohnkosten veranschlagt. Die Gesamtkosten werden in der Summe mit 735 Kreuzern und 5 Groschen veranschlagt.

Abschließend liegt noch eine Übersicht über die Ausbringung des Glases in einem Zeitraum von 9 Wochen vor.

Demzufolge wurden hergestellt:

9928 gemeine Trinkgläser
794 weiße Trinkgläser
1654 Scheiben und
608 Bund Fensterglas

Hinsichtlich des Fensterglases ist auch eine Einzelauflistung der Tagesausbringung für 31 Tage übermittelt. Die geringste Produktion lag bei 6 Bund/Tag und die höchste bei 31 Bund/Tag (der Durchschnitt bei 19,6 Bund/Tag).

Die Produktion der Hütte für das Jahr 1619 wird wie folgt angegeben:⁴

35.800 Scheiben
22.068 Stück Milchglas
25.568 Trinkgläser
4.500 Wassergläser und
300 Flaschen.

Kohler⁵ umschreibt die Situation um die Glashütte zu diesem Zeitpunkt wie folgt: „Es spricht auch für den besseren Ruf der Glashütte am Grassert die Tatsache, dass sich um diese Zeit der Glaser von Durlach nach den Erzeugnissen der Hütte erkundigt und eine Art Preisliste verlangt. Er möchte wissen, was das hundert Scheiben gilt, das Hundert Guttern und das Hundert Trinkgläser. Er möchte auch ein Muster haben von den großen und den kleinen Scheiben, um zu sehen, wie sie „an der Farb“ wären. Auch interessiert er sich für die Preise von Wassergläsern mit Füßen, desgleichen für „viereckete“. Man darf diese Erkundigung des Durlacher Glasers als gutes Zeichen für den Stand der Hütte am Grassert ansehen.“

Trotz dieser offenbar zunächst recht guten Weiterentwicklung scheint der Betrieb der Glashütte kurz nach 1624 erloschen zu sein. Ob der bevorstehende Krieg seinen Teil dazu beigetragen, ist nicht mehr als eine reine Vermutung.

Quellenverzeichnis:

Fascikel: Generallandesarchiv (GLA) 229/83801.

Jenisch, Bertram/Maus, Hansjosef: Schwarzwälder Waldglas, Glashütten, Rohmaterial und Produktion der Glasmacherei; in: Alemannisches Jahrbuch 1997/98, 468–472.

Kohler, O.: Die Glashütte am Grassert; in: vorliegende Kopie ohne weitere Quellenangabe. 191.

Anmerkungen

- 1 Jenisch Bertram/Maus Hansjosef, 468.
- 2 Soweit im Folgenden nichts anderes angegeben, bezieht sich die Quelle auf GLA 229/83801.
- 3 Kohler O., 191.
- 4 Jenisch Bertram/Maus Hansjosef, a.a.O., 468.
- 5 Kohler O., 191.

Danksagung

Die Autoren sind Herrn Gerhard Finkbeiner aus Schuttertal für wertvolle Hinweise und die Zurverfügungstellung des Lageplanes zu Dank verpflichtet.

Waren für die Weills

Eine Untersuchung der Lieferantenstruktur der Eisenwarenhandlung Weill aus Kippenheim anhand des „Höfer-Fundes“

Lina-Mareike Dedert

Zu Beginn der 1990er Jahre entdeckte Hans Höfer auf dem Dachboden seines Hauses in Kippenheim verschiedenste Schriftstücke aus den Jahren 1819 bis 1891. Wie nach eingehender Betrachtung des Materials ermittelt werden konnte, bieten sie einen exemplarischen und äußerst seltenen Einblick in das Leben und Handeln einer jüdischen Geschäftsfamilie während dieser Zeit: der Familie Weil[1]¹, direkten Vorfahren des Komponisten Kurt Weill², denen das Haus bis 1900 gehörte.

Der „Höfer-Fund“ untergliedert sich in zwei Teile. Der größere steht im Zusammenhang mit einer Eisenwarenhandlung, die zur Jahrhundertmitte von Kurts Großonkel Heinrich, auch Löb oder Naphtali genannt, gemeinsam mit dessen Mutter Eva aufgebaut wurde. Sukzessiv traten zwei weitere Brüder dem Geschäft als Teilhaber bei: Nathan, Kurts Großvater, und Jakob. Insgesamt besteht dieser Teil überwiegend aus geschäftlicher Korrespondenz, Kalendern, Bestellungen, Rechnungen, Preislisten, Mahnungen oder Lieferbescheinigungen. Zwischen den einzelnen Schriftstücken finden sich immer wieder großformatige Beiblätter, auf denen Stichworte wie „Preiscouranta vom Jahr 1858“³, „Facturas vom Jahr 1858“⁴, „Quittungen vom Jahr 1859“⁵ oder „Briefe vom Jahr 1860“⁶ notiert wurden. Bei einem großen Teil des „Höfer-Fundes“ handelt es sich demnach um die Buchhaltung der Eisenwarenhandlung. Dafür sprechen auch Vermerke wie „Factb. Fol. [Zahl]“ oder „C^{to} C^t [Zahl]“, mit denen die einzelnen Rechnungen von Heinrichs Hand versehen wurden.⁷ Folglich waren die Inhaber über die von Ulrich Baumann beklagte herkömmliche „Sackbuchhaltung“ der jüdischen Händler, die er als „Dilemma der Forschung“ bezeichnet, schon weit hinaus.⁸ Ferner verweist die Buchhaltung auf Deutsch auf die Umsetzung einer entsprechenden Forderung im 9. Konstitutionsedikt vom 13. Januar 1809, das zahlreiche Bestimmungen zur rechtlichen und sozialen Emanzipation der badischen Juden enthielt.⁹

Mit Hilfe der Unterlagen des „Höfer-Fundes“ können zahlreiche Aspekte und Entwicklungen im Leben einer landjüdischen Familie beispielhaft ausgeleuchtet und in Beziehung zur sozioökonomischen Emanzipation der badischen Juden im 19. Jahrhundert gesetzt werden. Nicht nur, dass es möglich ist, wirtschaftlichen Fortschritt nachzuzeichnen – auch Einblicke in die privaten Lebensumstände gewähren die Schriftstücke. Im Rahmen dieses Artikels können natürlich nicht alle Punkte Berücksichtigung fin-

den. Deshalb wird im Folgenden das Hauptaugenmerk auf das Warenangebot der Eisenwarenhandlung gelegt und der Frage nachgegangen, woher die Waren stammten, wie sie den Laden erreichten und welche Schlüsse in Bezug auf das Verhältnis zwischen den Weills und ihren Lieferanten gezogen werden können.

Um 1860 waren im Großherzogtum Baden rund 350 Eisenbahnkilometer in Betrieb und somit der Verkehrsanschluss in südlicher, westlicher und östlicher Richtung hergestellt. In Kombination mit Handelsverträgen resultierte das in einer starken Ausweitung der Handelsbeziehungen. Die Zufuhr von Rohstoffen vereinfachte sich, die Versendung von Waren gestaltete sich schneller, günstiger und verlässlicher.¹⁰ Die verbesserten Bedingungen ließen große Lagerhaltungen obsolet werden und hatten großen Anteil an der Detaillierung der Ladengeschäfte. Es eröffneten sich neue Einkaufs- und Absatzmärkte. Kundenbedürfnisse konnten einerseits besser bedient, aber andererseits auch erst geweckt werden. Insgesamt hob die modernere Infrastruktur den Handel aus seiner herkömmlichen lokalen Fixierung. Der vielschichtige Beitrag der Eisenbahn zum wirtschaftlichen Wachstum wird daher auch als „Verdoppelungseffekt“ bezeichnet.¹¹

Kippenheim, geographisch vorteilhaft im Oberrheingraben gelegen, erfuhr mit dem Anschluss an das europäische Eisenbahnnetz eine kaum zu überschätzende Aufwertung. Ein von der Eisenbahn begünstigter Raum habe dauerhaft wirksame Standortvorteile gegenüber Gemeinden, die in größerer Entfernung zu einer Bahnlinie lägen, stellt Willi A. Boelcke dazu fest.¹² Lange Zeit hatte Kippenheim nur einen Bahnhof für den Personenverkehr, der 1,5 km vom Ortskern entfernt lag. Die Bahnstation wurde bereits 1846 eröffnet, sechs Jahre nachdem mit dem Ausbau der Strecke von Mannheim Richtung Süden begonnen worden war. Güter aber konnten nur in den Bahnhöfen Dinglingen bei Lahr im Norden (5 km entfernt) und Orschweier bei Mahlberg im Süden (4 km entfernt) abgefertigt werden. Erst ab 1876 wurde eine Güterabfertigung am Kippenheimer Bahnhof möglich.¹³

Ein ernsthaftes Hindernis stellten die Entfernungen der einzelnen Bahnhöfe zum Ortskern offenbar nicht dar. Ein Großteil der Waren, die die Eisenwarenhandlung der Familie Weill erhielt, wurde per Bahn geliefert. Jene, die über Freiburg oder Emmendingen kamen, wurden bis nach Orschweier gebracht und jene, die beispielsweise über Karlsruhe geliefert wurden, bis zur Station Dinglingen. Sämtliche Güter mussten dann mit Hilfe von Fuhrwerken weitertransportiert werden, bevor sie den Kunden im Ladenlokal zur Verfügung standen.¹⁴ Weills hatten zwar Pferde und Wagen, setzten diese aber nicht für Gütertransport ein, wie etwa die nachfolgende Rechnung eines Kippenheimer Fuhrunternehmers zeigt.

Rechnung für Natan Weil von 1859

[...]

7t	Kolen in Dinlingen geholt	2	42
8t	Eissen nach Dinlingen gefirt	3	12
			<hr/>
	Sume	26	42

[...]

Johannes Schillinger¹⁵

Auf diese Weise verband die Familie Weill das alte Verkehrsmittel der Fuhrwerke mit dem modernen der Eisenbahn. Dieser technischen Innovation standen zu dieser Zeit noch viele skeptisch gegenüber. „Es gab aber genug Feinde dieser Neuerung, und man hörte oft Spottlieder auf dieselbe singen [...]. Waren einmal die Kartoffeln nicht geraten, so musste der Rauch der Eisenbahn schuld sein“, weiß Rosalie Hauser dementsprechend in ihren Erinnerungen zu berichten.¹⁶ Ein solch kombiniertes Vertriebsnetz erforderte ein hohes Maß an Organisation und Koordination. Unerlässlich war auch eine gute Beziehung zu den lokalen Fuhrleuten. Der reibungslose Ablauf hing von einer vertrauensvollen, professionellen Zusammenarbeit ab, bei der der eine nicht zu lange auf seine Ware warten durfte und der andere nicht zu lange auf seine Bezahlung. Andere Faktoren wie die Straßenverhältnisse, die gerade bei ungünstiger Witterung zum Problem wurden¹⁷, oder die veraltete Technik der hölzernen, mehrspännigen Frachtwagen ließen sich dagegen weniger beeinflussen. Grundsätzlich sollte die Beauftragung von Fuhrleuten als eine unternehmerische Maßnahme bewertet werden.

Auskunft über die Art der Lieferungen geben die zahlreichen Frachtbriefe, die der „Höfer-Fund“ beinhaltet.¹⁸ Diese Briefe enthalten neben den Bedingungen des Transportes, Angaben zu Aussteller und Empfänger, der Route, den benutzten Eisenbahnen, entstandenen Kosten sowie der gelieferten Ware. Die fast 100 Frachtunterlagen entstammen mit wenigen Ausnahmen einem Jahr: 1856. Da davon ausgegangen werden muss, dass die Geschäftsgründung nur kurz zuvor erfolgte, ermöglicht diese Auffälligkeit Rückschlüsse. Dementsprechend wirken angesichts der Kürze des Bestehens Umfang und Häufigkeit der Lieferungen vielversprechend. Augenscheinlich gelang es, das Geschäft zügig im wirtschaftlichen Kreislauf zu etablieren. Indes muss allein das Ausmaß nicht deckungsgleich mit der Profitabilität sein.

Die Lieferungen waren hauptsächlich für den Laden bestimmt. Nur vereinzelt zeigt sich ein privater Hintergrund, etwa bei „2 Kisten Kleider“, die Judas Hochstetter aus Karlsruhe an Eva sandte, oder bei „1 Faß Cichorien“

und „1 Sack Gerste“, die Eva bei der Freiburger Firma Kuenzer & Comp. bestellte. In diesem Zusammenhang stehen auch „1 Kiste fabricirter Tabak“, die Christian Griesbach aus Karlsruhe an Heinrich versandte, oder „1 Fäßchen Oel“, das Heinrich von Th. Gaetschenberger aus Heidelberg erhielt.

Als Versender der Ware für das Ladengeschäft treten am häufigsten die badischen Hüttenverwaltungen von Kollnau und Hausen, die Drahtfabrik Theophil von Brunn aus Wieslet im Wiesental, das Freiburger Eisenwerk Philipp Anton Fauler, die Frankfurter Eisen- und Stahlfabrik Philipp Passavant & Sohn, die Elberfelder Eisen-, Stahl- und Messingfabrik Adolph Zeppenfeldt, die Metallgroßhändler J. Ettliger & Wormser aus Karlsruhe und Wolf Netter aus Bühl, die Gebrüder Lenel aus Mannheim oder das Gaggenauer Hammerwerk von Louis Goerger auf.

Geliefert wurden Ausgangsmaterialien wie Stab-, Band-, Flach-, Rund-, Fein-, Guss-, Zain-, Kessel- oder Hufeisen sowie Schwarz-, Weiß- oder Schaarbleche, Bleirohre, Stahl, Zink und Zinn. An Fertigwaren gelangten Draht, Nägel, Sensen, Pflüge, Riester, Achsen, Büchsen oder Radreifen nach Kippenheim. Als Dinge des täglichen Bedarfs listen die Frachtbriefe Öfen, Herde, Wetzsteine, Pfannen, Deckel oder Messer auf. In der Warenstruktur zeigt sich der zeitgenössische Trend, zunehmend in Ladengeschäften vorgefertigte, für den anonymen Markt produzierte Waren anzubieten. Die neuen, standardisierten Produktionsmethoden wirkten sich günstig auf die Preise aus.¹⁹

Im weiteren „Höfer-Fund“ findet sich weiterführende Korrespondenz zu zahlreichen in den Lieferscheinen genannten und anderen Zulieferfirmen. Besonders umfangreich sind die Unterlagen zu den Unternehmen J. Ettliger & Wormser²⁰, Eisenwerk Fauler²¹ sowie zu den badischen Hüttenverwaltungen von Hausen bzw. Kollnau²² und der Fürstenbergischen Hüttenverwaltung Hausach.²³ Aus diesem Grunde werden diese Geschäftsbeziehungen im Anschluss genauer erläutert.

Am umfangreichsten sind die überlieferten Schriftstücke zum Eisen-großhandel J. Ettliger & Wormser, sie betreffen die Jahre 1855 bis 1861. In großem Maße handelt es sich um Rechnungen oder Zahlungsaufforderungen. J. Ettliger & Wormser aus der Karlsruher Herrenstraße 13 war ein langjähriges jüdisches Familienunternehmen. In den Unterlagen zu dieser Geschäftsbeziehung findet sich u. a. ein Schreiben, das Heinrich davon in Kenntnis setzen möchte, dass neue Teilhaber aufgenommen wurden und diese aus der Familie Ettliger stammen. Auch einer der Reisenden der Metallgroßhandlung hieß Ettliger.²⁴

Der Kontakt zu Ettliger & Wormser bestand zum einen über reisende Vertreter, die regelmäßig den Laden aufsuchten und über das Angebot informierten. Sie nahmen sowohl neue Aufträge als auch Zahlungen entgegen, wie erhaltene Quittungen belegen. Die Eisenwarenhandlung nutzte

nicht nur die regulären Angebote, sondern gab auch Sonderanfertigungen in Auftrag, wie die zahlreichen Nachfragen zu den genauen Maßen zeigen. Zum anderen lief der Kontakt über den postalischen Weg, aber auch Telegramme sind im Fund erhalten. Inwieweit Heinrich oder seine Brüder Ettliger & Wormser persönlich in Karlsruhe aufsuchten, ist nicht ersichtlich, jedoch liegt die Vermutung persönlicher Besuche durchaus nahe, da dort enge Verwandte der Weills lebten.

Laut Briefkopf konnten über Ettliger & Wormser „Eisen- und Gusswaren, Bleche, Drähte, Stahl, Kupfer, Messing, Zink, Blei, Erz etc.“ bezogen werden. Die Eisenwarenhandlung bestellte regelmäßig und in großen Mengen Fertigwaren und Rohmaterialien. Eine Rechnung soll einen beispielhaften Eindruck vermitteln:

F^o: 449/450

[...]ruhe, den 31 Januar 1859

Rechnung für Herrn Löb Weill, Kippenheim

von J. Ettliger & Wormser

Sandten Ihnen auf Ihre Ordre Rechnung und Gefahr

durch hr. Bucherer, Dinglingen———— Ziel __ Monat oder pr comtant __ % Sconto²⁵ —————

W	5	Bund	Hufstäbe	[vers. Größen]	536	8.48	47.10
	6	”	Bandeisen	[vers. Größen]	415	9.55	41.12
	11	Stück	Achsen		437	11.30	30.[...]
	22	”	Büchsen		178	7.20	13.03
	10	”	Rostbalken		45	7.50	3.33

1 Kiste W t^o 26 62 enth

9	Stück	unjustirte Gewichte	½ ¼ r		–. 4½	–. 41
13	”	”	d ^o 27	1. 2. 3r 20½	9.33	1.59
2	”	”	d ^o	10r 18½	8.35	1.36
3	”	Ringe an 3r Gewichten			–.02	–.06
2	”	”	10r	d ^o	–.04	–.08
1	Mille	Blech[...]	t ^o 5		–.42	–.42
1	”	”	t ^o 6		–.48	–.48
8	”	Faßnieten				7.35
		[vers. Größen]				7.35
6	Dzd	Blechlöffel [...]			–.32	<u>3.12</u>
						f 235.41

ab 10 % Rabatt v. f 18. 45

1.52233.49²⁸

Neben den in obiger Rechnung erwähnten Produkten bestellten Weills landwirtschaftliche Geräte wie Pflüge und dazu gehörende Riester zum Führen derselben oder Küchengeräte wie Öfen oder Herde mit Zubehör wie Kochbrillen, Pfannen, Kasserollen, Kessel, Deckel oder Schöpf- bzw. Schaumlöffel aus Messing.

Die Rechnungen waren in der Regel zahlbar binnen eines halben Jahres. Grundlage dessen war der sogenannte Wechselkredit, der auch als Kaufmanns- oder Lieferantenkredit bezeichnet wird und speziell dem Einkauf von Waren dient. Dank der Einräumung eines Zahlungszeitraumes ist es dem Käufer möglich, die Ware oder die daraus hervorgegangenen Produkte weiterzuverkaufen, um so den Einkauf zu refinanzieren. Nachteilig ist jedoch der Verlust des Skontoabzuges, dieser Rabatt wird nur bei einer sofortigen Barzahlung der Rechnung eingeräumt. Derartige Wechsel wiederum können gehandelt und übertragen werden, so dass der Käufer die Zahlungen nicht unbedingt an den eigentlichen Lieferanten zu leisten hat. Es finden sich auch im „Höfer-Fund“ entsprechende Belege, dass Forderungen gegenüber den Weills den Besitzer wechselten.²⁹ Nicht nur der Handel mit Wechseln oder die Zinsberechnung verkomplizierten den Warenaustausch, hinzu kam noch eine Fülle an verschiedenen Währungen, so dass Rosalie Hauser resümiert:

„Mit dem Rechnen hatte man es in dieser Zeit nicht leicht. In der Schule, wie im Geschäft machten die verschiedenen Geldsorten viel Arbeit, besonders an der Grenze, wo auch mit Franken gerechnet werden musste, machten die verschiedenen Geldsorten: Dukaten, Louisdor u. s. w. und das Silbergeld: Kronen, Taler, preußische Taler etc. die in Gulden und Kreuzer ausgerechnet werden mussten, viel Rechnerei. Auch amerikanisches Geld kam in den Handel. Und erst die verschiedenen Maße.“³⁰

Eine Aufstellung aller Bestellungen des Eisenhandels aus dem Jahre 1860 zeigt, dass dem von Ettliger & Wormser eingeräumten Zahlungsziel selten entsprochen wurde. Zum 1. Januar 1860 bestanden noch offene Rechnungen des Vorjahres in Höhe von 6411 Gulden und 3 Kreuzern. Im Laufe des Jahres 1860 wurden dann Waren im Wert von rund 3900 Gulden an den Kippenheimer Laden ausgeliefert. Beglichen wurden die Schulden nur sukzessiv, teilweise mit der Inzahlunggabe von Alteisen oder per Barzahlungen mit bis zu 300 Gulden. Zum 1. Januar 1861 standen immer noch 6792 Gulden und 36 Kreuzer aus.³¹

Teilweise finden sich in den Unterlagen kleinere Auseinandersetzungen über angeblich falsche Gewichte der gelieferten Waren oder die Nichtlieferung einer Ware. Die Tatsache, dass die offenen Rechnungen nicht sonderlich schnell beglichen wurden, führte lediglich zu der wiederholten Bitte

um Bezahlung. Die wurde zumeist derart formuliert: „Es soll uns sehr angenehm sein, wenn Sie uns baldigst mit namhaften Zahlungen an Handen gehen würden.“³² Darauf folgte sehr häufig die höfliche Bitte um neue Aufträge: „Obiges Versandte werden Sie in zeitlichen Besitz erhalten haben, und halten wir uns Ihren fernren Aufträgen bestens empfohlen.“³³ Verspätete Zahlungen hatten demnach offenbar keine größeren Missstimmungen zur Folge.

Das Eisenwerk Philipp Anton Fauler war in Freiburg im Breisgau ansässig und verfügte über eine Zweigstelle in Falkensteig am Eingang des Hölentals. Die Werke boten verschiedenste mit Hilfe von Gussverfahren hergestellte Produkte wie Herde, Öfen, Kochgeschirre, Röhren, landwirtschaftliche Geräte oder gar metallene Grabkreuze an. Explizit warb man auch damit, nach Zeichnungen und Modellen auf Kundenwunsch zu arbeiten. Außerdem betrieb Fauler ein Walzwerk. Besitzer der Werke war in der hier betrachteten Zeit Eduard Fauler, der zugleich von 1859 bis 1871 als nationalliberaler Politiker das Bürgermeisteramt der Stadt Freiburg bekleidete.³⁴

Die überlieferte Korrespondenz stammt aus den Jahren 1856 bis 1861. Neben Briefen sind Rechnungen, Preislisten und Mitteilungen über geänderte Preise im Bestand erhalten. Die Häufigkeit, mit der Weills bei Ettlinger & Wormser bestellten, lässt sich nicht auf das Freiburger Eisenwerk übertragen. Während ersteren im Durchschnitt fünfmal monatlich ein Auftrag erteilt wurde, war dies bei Letzterem zweimal im Monat der Fall.³⁵ Die per Bahn nach Orschweier gelieferte Ware bestand hauptsächlich aus schmalen Zaineisen, die als Rohlinge von Huf- und Nagelschmieden benötigt wurden, sowie Pflügen, Büchsen, Kolben, Zahnrädern, Bratöfen und sogenannten Schaarplättchen, die von Steinmetzen benutzt wurden. In Kippenheims Nachbarort Schmieheim befand sich ein Steinbruch. Auch von der Sonderanfertigung nach Modellen machten Weills Gebrauch.

Ähnlich wie bei Ettlinger & Wormser hatten sich bei dem Eisenwerk Schulden auf Grund nicht innerhalb der Frist gezahlter Rechnungen ergeben. Der Umgang mit diesen war jedoch nicht der gleiche:

Freiburg i.B., den 12 Juli 1860

Mit dem Abschlusse meiner Bücher beschäftigt, beehre ich mich Ihnen beiliegend den Auszug Ihrer werthen Rechnung zu übersenden, und ersuche Sie höflich denselben prüfen und nach Richtig finden den Saldo von:

fl 1243. 41 zu m. Gunsten auf neue Rechnung
pr 1 Juli gef. vortragen zu wollen.

Indem ich Ihren baldgefälligen Nachrichten entgegen sehe, zeichne mit Hochachtung

Ich sehe nur der baldgef. Ausgleichung des alten Saldos entgegen, damit doch die Zinsen= berechnung einmal aufhören kann, denn dies ist mir meinem Geschäftsfreund gegenüber gar nicht angenehm. In dieser Erwartung grüße ich Sie bestens

[...] Ph. Ant. Fauler
[...] Rutsch³⁶

Aus weiteren Schreiben geht hervor, dass Heinrich mit eben jener Verzinsung der noch offenen Rechnungen nicht einverstanden war. In diesem Zusammenhang antwortete ihm das Eisenwerk im August 1861:

[...] Was die Zinsrechnung betrifft, so bin ich zu je vollständig berechtigt und ist es ganz [...] wenn Sie Sich daran stoßen, so ist es mir auch lieber, daß Sie eben bei Verfall Anschaffung machen dann fällt es von selbst weg, aber Sie müssen als Geschäftsmann recht wohl einsehen und begreifen, daß ich bei ohnehin schwachen [...]eine größere Summe nicht unverzinslich stehen laßen kann, eine 6%ge Verzinsung, wie es das Handelsgesetz bestimmt, ist selbst für den hätigen Geschäftsmann was sie jedenfalls auch sind, keine hinlängliche E[...] schädigung, [...] das Geld im Geschäfte beßer rentabel zu machen weiß! [...]³⁷

Auch machte Fauler die Bearbeitung neuer Aufträge von der Bezahlung zumindest eines Teils der Rückstände abhängig. Partiiell beglich Heinrich die Außenstände mit der Übersendung von Alteisen, wobei er mit dessen Vergütung nicht immer einverstanden war. Dass es sich bei dieser Geschäftsbeziehung um eine „drückendste Abhängigkeit vom Großhändler oder Fabrikanten“ handelte, wie Arthur Prinz schreibt, ist jedoch als eher unwahrscheinlich einzustufen. Prinz führt weiter aus, dass jene Zulieferer, die die Waren kreditierten, sich im Gegenzug das Recht herausgenommen hätten, festzulegen, welche Waren das jeweilige Ladenlokal zu führen hätte

und zu welchem Preis dies geschehen solle.³⁸ Ein derartiger Grad an Einmischung durch Fauler in die Geschäfte der Familie Weill zeigt sich nicht.

Die Unterlagen zu den Eisenwerken in Hausen³⁹ bzw. Kollnau beziehen sich auf die Jahre 1856 bis 1859. Größtenteils sind es Empfangsbestätigungen, Zahlungsaufforderungen, Auftragsbestätigungen und Rechnungen. Insgesamt sind die Bestellungen nicht mit der Größenordnung der zuvor genannten Zulieferer vergleichbar. Die Eisenhandlung hat über die badischen Hüttenverwaltungen lediglich Rohmaterialien wie Stab-, Klein- und Feineisen in geringeren Mengen bezogen. Hierbei wurde das Werk in Hausen häufiger als das in Kollnau beauftragt. Die Zahlungspraxis der Kippenheimer Eisenhandlung ist jedoch derjenigen beim Metallgroßhändler Ettlinger & Wormser und dem Eisenwerk Fauler sehr ähnlich. Auch wenn die Außenstände bei den badischen Hüttenverwaltungen aufgrund geringerer Auftragsvolumina nicht die Dimension der Vorgenannten erreichten, zeigt sich in den Zahlungsaufforderungen ein schärferer Ton:

Herrn Löb Weill in Kippenheim

Hausen 14. Sept. 1859

Zum drittenmal sehen wir uns veranlaßt den
 Rückstand vom vorigen Jahr ad ~~~~~ f70. –
 in Erinnerung zu bringen, und zum zweitenmal die
 Posten vom Januar ad ~~~~~ 126. –
 ferner sind jetzt verfallen die Bezüge [...] Februar d. J. 140. –
 zus: f 336. –

deren Berichtigung wir umgeh[...] [...] gegen sehen, andernfalls
 wir unsren Vorschriften gemä[...] Posten vom vor: Jahr gerichtl.
 betre[...] müßte[...]

[...]htungsvoll
 [...]Bh: hüttenverwaltung
 [...]Ber⁴⁰

Hausen war mit einer jährlichen Produktion von 25.000–30.000 Zentner Eisen das größte Eisenwerk Badens. Der Hauptteil der Produktion wurde in die Schweiz abgesetzt. Bereits im Jahre 1837 begann das Werk unter den Auswirkungen des badischen Beitritts zum Zollverein ein Jahr zuvor zu leiden. Für das Jahr 1849 gibt Boelcke den Rückgang der Rendite mit 4,76 % an.⁴¹ Weitere Elemente des Niedergangs waren die Verbesserungen im Bereich des Transports und der Technik. Auch bei größter Rabattgewährung und zunehmender Reduzierung der Frachtkosten konnten sich die Werke auf Dauer nicht gegen die Konkurrenten vom Niederrhein, aus Eng-

land, Frankreich oder Belgien behaupten, die eine fortschrittlichere Verhüttung auf Steinkohlebasis praktizierten. Die badische Verhüttung wurde in den 1860er Jahren sukzessiv eingestellt. Ähnliches galt für die Werke auf fürstenbergischem Gebiet. Lediglich aufgrund von Schutzzöllen gelang es diesen geographisch ungünstig gelegenen Werken, gewinnbringend zu produzieren. Mit der zunehmenden Eisenpreissenkung ab 1858/59⁴² und infolge obiger Faktoren ließ sich diese künstliche Situation nicht länger aufrechterhalten, so dass die fürstenbergische Eisenproduktion bereits 1862 eingestellt wurde.⁴³

Der geschäftliche Briefverkehr zwischen den Weills und der fürstenbergischen Hüttenverwaltung in Hausach stammt aus den Jahren 1856 bis 1860. Die Unterlagen bestehen mehrheitlich aus Quittungen, Zahlungsaufforderungen, Lieferbenachrichtigungen, Auftragsbestätigungen und einer Mitteilung zu Preiserhöhungen. Der Kontakt zur Hüttenverwaltung war neben postalischer auch persönlicher Art. Äußerungen wie „bei Ihrer nächsten hierherkunft“⁴⁴ oder die auf Hausach datierten Zahlungsbelege, auf denen „heute zu diesseitiger Casse baar entrichtet“⁴⁵ notiert wurde, lassen diesen Schluss zu. Die Mitteilung der Preiserhöhungen bietet einen Einblick in das Angebot des Werkes:

[...]

Hausach, den 21 Dezbr 1856[?]

Hiermit beehren wir uns, Sie davon in Kenntniß zu setzen, daß wir zu Folge des allgemeinen Preis. Aufschlages [...] Masseisen, und der hierauf sich gründenden Preis= Er[...] der mit uns concu[...] [...] für Schmied= und [...]eisen, uns veranlaßt fanden auch unsere Preiße _____an auf [...] notirten

Beträge zu erhöhen.

Durch vorzügliches Rohmaterial sind wir übrigens in den Stand gesetzt, Ihnen fortan eine, Sie gewiß sehr befriedd= gende Qualität zu[...]fern, und empfehlen uns daher zu Ihren geneigten ferneren Aufträgen bestens, in deren an= genehmen Erwartung achtungsvollst zeichnen:

Fürstl: Fürstbg: Hüttenverwaltung.

Klosterknecht

[Rückseite]

Materialeisen	fl ~~	
---------------	-------	--

Stabeisen	fl 10. 12	
-----------	-----------	--

Kleineisen	fl 11. 12	
------------	-----------	--

pr. 50 Kilogr.
Loco hier gestellt

Schaar, ordinaire	fl 11. 15		Ziel 6 Monate oder pr comptant
Schaar, facionirte	fl 12. 15		3 % Sconto
Riester, gerade	fl 14. 15		Gold nur zum Frankfurter
Riester, gebogene	fl 16.[...]		[...]
Stulpen	fl 13. 15		
Zaineisen, geschmiedet	fl [...]		
Zaineisen, gewalzt	fl [...]		

Für bestes Altschmelz u. Gußeisen in reiner unverbrämter

Waare vergüten wir bei Abnahme von mindestens gleichem Ge-

wichte Neueisen franco hier gelegt für Schmelzeisen fl 3. 48 | pr 50
Gußeisen fl 3 36 | Kilogr.

[...] ⁴⁶

Die Lieferbenachrichtigungen wiederum erlauben Rückschlüsse über das Bestellverhalten des Weill'schen Eisenwarengeschäfts. Offensichtlich bezogen sie über Hausach in größerem Umfang landwirtschaftliches Gerät:

Nachnahme: _____ Hausach den [...] 1857

Durch Fuhrman Gäslen von Lahr senden wir Ihnen

unten verzeichnete Waaren trocken und rostfrei _____

Sie belieben damit laut Bericht zu verfahren, dem Fuhrman
aber der solche innerhalb 2 Tagen unangelhaft zu überlie-
fern hat, an Fracht zu bezahlen 18 kr bis Lahr

_____ Fürstlich Fürstenbergisches Hütten=Amt

Zeichen	Anzahl		Badische Zentner	Pfund
	40	Radreif	7	17
	24	Stulpen	2	6[...]
	30	gerade Rister	3	21
	30	halbe Schaar	1	99
	20	gebogene Rister	1	15
	12	ditto	1	16
	12	Reif[...]		<u>79</u>
			18	12

Walzen besitzen wir noch imer nicht, indem wir bei dieser Witterung nicht
Arbeiten können. ⁴⁷

Aus diesen Benachrichtigungen wird auch ersichtlich, dass die Ware die Kunden häufig nur per Fuhrwerk aus dem verkehrsunünstig gelegenen Hausach erreichen konnte. Teilweise lieferten die von der Hüttenverwaltung beauftragten Fuhrleute lediglich bis „zum rothen Haus“⁴⁸ in Lahr und Weills mussten dann den Weitertransport selbst organisieren.

Die bereits angestellten Beobachtungen bezüglich des Zahlungsverhaltens setzen sich auch bei dem fürstenbergischen Zulieferer fort. Dies zeigt u. a. ein Schreiben der Hüttenverwaltung vom 4. Januar 1859:

herrn Loew Weill in Kippenheim

Hausach d. 4^{ten} Januar 1859.

Wir bescheiden Ihnen hiemit den richtigen Empfang und die Gutschrift der uns von Ihnen unterm 9^{ten} [...] gewordenen Baarzahlung von:

fl. 500, Fünf Hundert Gulden, und ersuchen Sie ebenso dringend als höflich um den Rest unseres verfallenden Guthabens mit fl. 908.55 gefälligst sofort einzusenden, da wir auf Lichtmeß sehr bedeutende Zahlungen für Holz zu leisten haben. Einen Preißabschlag laßen wir mit Neujahr nicht eintreten, wünschen Ihnen dazu aber Alles Gute, und zeichnen achtungsvollst

F.F. Hüttenverwaltung
Klosterknecht⁴⁹

Die Eisenwarenhandlung war, wie die nunmehr ausführlich aufgezeigten Geschäftsbeziehungen verdeutlichen konnten, sowohl Kunde von Großhändlern, die als Zwischenstation zu den Herstellern fungierten, als auch Kunde der Produzenten selbst. Gerade dieser direkte Kontakt zum Produzenten gewann im Zuge der sich verstärkenden Entwicklung hin zur „Direktvermarktung zwischen Fabrik und Kleinhandel durch Vertreter“⁵⁰ an Bedeutung.

Offenbar handelte es sich bei den Geschäftspartnern überwiegend um Mitglieder der christlichen Bevölkerungsmehrheit. Daraus haben sich trotz der noch nicht bestehenden vollständigen Gleichberechtigung der badi-schen Juden offensichtlich keine Hindernisse ergeben. Die religiöse Zugehörigkeit hatte zu diesem Zeitpunkt erkennbar nur wenig oder gar keinen Einfluss auf die Ausbildung wirtschaftlicher Beziehungen. Auch wenn zuvor bereits geschäftliche Interaktionen zwischen Minderheit und Mehrheit

keine Seltenheit waren, verloren sie zur Mitte des 19. Jahrhunderts zunehmend den bedrohlichen Hintergrund. Dieser Umstand sollte nicht nur als die beispielsweise in den Edikten geforderte Öffnung der Minderheit verstanden werden, sondern auch als eine höhere Bereitschaft der Mehrheit, einen vorurteilsfreieren Umgang mit der Minderheit zu pflegen.

Insgesamt ist festzustellen, dass sich das Angebot der geographisch weit verteilten Zulieferer nur geringfügig unterschied. Dieser Umstand war für das Familienunternehmen Weill in mehrfacher Weise von Vorteil. Zum einen konnten auf diese Weise die Preise verglichen und das günstigste Angebot genutzt werden. Zusätzlich konnten Lieferengpässe oder Geschäftsschließungen wie im Fall der badischen und fürstenbergischen Eisenwerke kompensiert werden. Der Niedergang der südwestdeutschen Eisenindustrie konnte über die Kontakte der Eisenwarenhandlung zur aufstrebenden niederrheinischen Montanindustrie wie beispielsweise der Eisen-, Stahl- und Messingfabrik Adolph Zeppenfeldt in Elberfeld ausgeglichen werden.

Ein weiterer Vorteil der zahlreichen Geschäftspartner bestand darin, dass ein Anbieter gewechselt werden konnte, wenn auf Grund der unpünktlichen Weill'schen Zahlungsweise eine Auftragsausführung verweigert wurde. Inwieweit die offenen Rechnungen und Androhungen von Klagen aber Schlussfolgerungen über die Profitabilität des Geschäfts erlauben, ist fraglich. Fest steht, dass die Papiere zur Eisenwarenhandlung keine Unterlagen zu gerichtlichen Auseinandersetzungen enthalten, wie sie beispielsweise für den ersten Teil des „Höfer-Fundes“ charakteristisch sind. Folglich waren die Weills doch immer in der Lage, die Außenstände bei ihren Lieferanten auszugleichen. Eine Ausnahme stellte ihre Zahlungsweise nicht dar. Es war zu dieser Zeit der fehlenden Banken und geringen Barmittel⁵⁰ üblich, die Ware über Wechsel- bzw. Kaufmannskredite zu kreditieren. Eine solche Vorgehensweise verfolgte das Eisenwarengeschäft auch gegenüber den eigenen Kunden, so dass häufig erst auf die Bezahlung dieser Außenstände gedrungen werden musste, bevor es möglich war, die Schulden bei den Lieferanten auszugleichen.

Neben Frachtbriefen und Unterlagen zu den Geschäftspartnern geben erhaltene Auftragsgesuche Einblick in das Geschäftsverhalten der Familie. Sie erhielten regelmäßig Schreiben, die über den zeitnahen Besuch eines Vertreters und neue Angebote informierten. So schreibt die Lahrer Kaffee- und Tabakfabrik Hugo & Comp.:

LAHR im Breisgau, Datum des Poststempel

P.P.

Wir beehren uns hiemit Ihnen anzuzeigen, dass Jemand aus unserem Hause demnächst sich erlauben wird, Ihnen seine Aufwartung zu machen. Es sollte uns recht freuen, wenn Sie alsdann Veranlassung nehmen würden, uns Ihre schätzbaren Aufträge auf unsere ve[rsch]iedenen Fabrikate: **Cichorien-Café**, prima Qualitäten in [...] Verpackungen, **Cigarren**, als Pfälzer, mittelfeine und feine Sorten, in allen zu wünschenden Qualitäten und Verpackungen, sowie geschnittene **Rauchtabake**, in gewöhnlicher, mittelfeiner und feiner Qualität. Loos oder in beliebigen Paquets verpackt, zu erneuern und zeichnen inzwischen

Achtungsvollst
M. Hugo & Comp.⁵²

Weitere Gesuche stammen etwa von der Schwetzingen Zigarrenfabrik Johann Georg Fries, dem Karlsruher Textilhändler L. Heilbronner oder dem Trödelhändler Rau aus Freiburg. Auch wenn die überlieferten Gesuche überwiegend den privaten Konsum widerspiegeln, verdeutlichen sie dennoch die gängige Praxis, dass die Eisenwarenhandlung von Reisenden des jeweiligen Unternehmens aufgesucht wurde. Diese Vertreter informierten dann über das Angebot, nahmen Aufträge oder Zahlungen entgegen. Die persönliche Beziehung war demnach eine wesentliche Komponente der Geschäftsbeziehungen. In dieser Beobachtung manifestiert sich eine Strukturveränderung des Handels zur Mitte des 19. Jahrhunderts. Im Zuge des Wegfalls von Messen und Märkten erfuhr insbesondere auf dem Land die direkte Beziehung zwischen Vertretern und Händlern sowie Händlern und Kunden eine große Aufwertung.

Nicht nur von dieser Neuerung machte die Familie Weill Gebrauch, auch das wesentlichste Mittel des Fortschritts, die Eisenbahn, wurde von der Eisenwarenhandlung intensiv genutzt. Ohne die Eisenbahn wäre es definitiv nicht möglich gewesen, das Geschäft dauerhaft zu etablieren. Dank des Schienenverkehrs konnte der Dorfladen große Entfernungen überbrücken und ein Kontaktnetz aufbauen, das ihn in eine vorteilhafte Vermittler- und Verteilerposition brachte. Dies war eine beachtliche logistische Leistung, die nicht nur zuverlässige Vertriebspartner benötigte, sondern ebenso eine genaue Koordination der Zuständigkeiten innerhalb der Familie. Die

fortschrittlichen Entwicklungen in der metallverarbeitenden Industrie, die günstige Preisentwicklung und Ausdifferenzierung des Handels mit Metallen und Metallprodukten hatten ebenfalls großen Anteil an der Neugestaltung der familiären Erwerbsstruktur. Die neue wirtschaftliche Ausrichtung der Familie bedeutete den für das badische Judentum im 19. Jahrhundert charakteristischen Übergang von einer ambulanten Handelstätigkeit zu einem mit wesentlich mehr Renommee behafteten festen Ladengeschäft.

Anmerkungen

- 1 Abweichende Schreibweisen des Nachnamens werden im Folgenden aus Gründen der Übersichtlichkeit zugunsten der Form „Weill“ vereinheitlicht. Die ursprüngliche Form des Namens tritt als „Weil“ bzw. „Weyl“ in Erscheinung. Im Laufe des 19. Jahrhunderts pflegten die Mitglieder der Familie allerdings vermehrt die Version „Weill“ zu verwenden. Ein Zeitpunkt oder Urheber ist nicht klar zu benennen. Eine mögliche Ursache liegt in dem Umstand begründet, dass in Kippenheim „jeder Dritte“ diesen Zunamen trug. Siehe zur Familiengeschichte auch Uwe Schellinger: Familienbande. Ein Brief von Müllheim nach Kippenheim als Indikator für die Genealogie und Verwandtschaft von Kurt Weill und Selma Stern, in: Das Markgräflerland 2 (2004), 93–113.
- 2 Der 1900 in Dessau geborene Kurt Weill studierte ab 1918 an der Berliner Hochschule für Musik. 1926 heiratete er die Sängerin und Schauspielerin Lotte Lenya. Ein Jahr darauf begann Weill eine Zusammenarbeit mit Berthold Brecht, in deren Folge die „Dreigroschenoper“ oder „Aufstieg und Fall der Stadt Mahagonny“ entstanden. Nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten im Jahr 1933 ging Weill nach Paris und zwei Jahre später emigrierte er in die USA. Am New Yorker Broadway war er erfolgreich mit Musicals wie „Lady in the Dark“. Im Alter von nur 50 Jahren starb Weill 1950 an einem Herzinfarkt, siehe weiterführend bspw. Jürgen Schebera: Kurt Weill 1900–1950. Eine Biographie in Texten, Bildern und Dokumenten, Mainz 1990 oder Ronald Sanders: Kurt Weill, München 1980.
- 3 Hauptstaatsarchiv Stuttgart (im Weiteren abgekürzt mit HStA): J 387 28/63.
- 4 HStA: J 387 122/101.
- 5 HStA: J 387 3/75.
- 6 HStA: J 387 122/101.
- 7 Ersteres ist eine Rechnungsnummer des hauseigenen Ablagesystems, während letzteres als *Conto Corrent* aufzulösen ist. Das Wesen des Kontokorrents besteht darin, dass sich beide Vertragspartner ihre gegenseitigen Forderungen stunden und in regelmäßigen Abständen gegeneinander aufrechnen. Schuldner ist jeweils die Partei, zu deren Ungunsten der Saldo des Kontokorrentkredits steht. Der Saldo wird auf neue Rechnungen vorgetragen. In ihm gehen die verschiedenen Forderungen auf, was zur Folge hat, dass nur der Saldo eingeklagt werden kann. Für die Gewährung bzw. die Inanspruchnahme des Kontokorrentkredits, der vergleichbar mit dem heute bekannten Dispositionskredit eines Girokontos ist, sind freilich zuvor vereinbarte Zinssätze zu entrichten.
- 8 Vgl. Ulrich Baumann: Zerstörte Nachbarschaften. Christen und Juden in badischen Landgemeinden 1862–1940, Hamburg 2000, 40.
- 9 Auf weitere Ausführungen zu den Charakteristika des „Höfer-Fundes“ wird an dieser Stelle verzichtet und stattdessen auf die detaillierte Darstellung Uwe Schellingens verwiesen, ders.: Der Kippenheimer „Höfer-Fund“. Quellen zur Sozial- und Wirtschafts-

- geschichte des Ortenauer Landjudentums im 19. Jahrhundert, in: Die Ortenau. Zeitschrift des Historischen Vereins für Mittelbaden 87 (2007), 463–480.
- 10 Vgl. Franz Kistler: Die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse in Baden 1849–1870, Freiburg 1954, 148.
 - 11 Siehe Hermann Aubin/Wolfgang Zorn (Hg.): Handbuch der deutschen Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Bd. 2, Stuttgart 1976, 567.
 - 12 Vgl. Willi A. Boelcke: Sozialgeschichte Baden-Württembergs 1800–1989. Politik, Gesellschaft, Wirtschaft, Stuttgart 1989, 111.
 - 13 Um einen Überblick über das komplizierte Tarifsyst \ddot{u} m der einzelnen Bahnen zu geben, sei hier aufgeföhrt, in welche Tarife die Kippenheimer Güterstation aufgenommen wurde: badisch-elsass-lothringischer Gütertarif; Tarif der Württembergischen Bahnen, der Main-Neckarbahn (badischer Gütertarif), der Hessischen Ludwigsbahn, der Rheinischen Bahn, der Schweizer Nationalbahn mit den Stationen Basel, Rielasingen und Winterthur sowie verschiedene Tarife für den direkten Bezug von Steinkohle und Koks von den Saargruben, vgl. Walter Staudenmeyer: Kippenheim – Schmieheim. Ein Streifzug durch die Geschichte von A bis Z, Kippenheim 1992, 43.
 - 14 Gerade aufgrund der Ausweitung im Zulieferungsbereich der kurzen Distanzen nahm der Bedarf an Pferden und Fuhrwerken zu, vgl. Monika Richarz: Emancipation and Continuity. German Jews in the Rural Economy, in: Werner E. Mosse/Arnold Paucker/Reinhard Rürup (Hg.): Revolution and Evolution. 1848 in German-Jewish History, Tübingen 1974, 108.
 - 15 HStA: J 387 82/81.
 - 16 Rosalie Hauser: „In meinem Heimatdorfe Rust ...“. Erinnerungen einer badischen Jüdin an das Alltagsleben im 19. Jahrhundert, hrsg. v. Karl-Heinz Debacher und Jürgen Stude, Rust 2004, 57. Hauser wurde 1840 in Rust unweit von Kippenheim geboren und betrieb dort mit ihrem Ehemann Sigmund ebenfalls ein Eisenwarengeschäft.
 - 17 Vgl. Hans-Jürgen Enzweiler: Staat und Eisenbahn. Bürokratie, Parlament und Arbeiterschaft beim badischen Eisenbahnbau 1833–1855, Frankfurt am Main 1995, 40.
 - 18 HStA: J 387 2/57.
 - 19 Vgl. Aubin/ Zorn: Deutsche Wirtschafts- und Sozialgeschichte, 341.
 - 20 HStA: J 387 29/47.
 - 21 HStA: J 387 4/93.
 - 22 HStA: J 387 17/60.
 - 23 HStA: J 387 119/64.
 - 24 HStA: J 387 29/47. Das Schreiben zu den neuen Teilhabern ist einem Vordruck vom 1. Oktober 1860, der Name des Reisenden unter anderem einem nicht genau zu datierenden Brief des gleichen Jahres zu entnehmen.
 - 25 Ersteres würde den eingeräumten Zahlungszeitraum definieren und letzteres den Rabatt bei Barzahlung. Gemeint ist das französische „per comptant“ (bei Barzahlung).
 - 26 Die Abkürzung ist mit „Typ“ aufzulösen.
 - 27 Gemeint ist „dito“.
 - 28 HStA: J 387 29/47.
 - 29 Siehe beispielsweise HStA: J 387 23/51. M. Winterer aus Ettenheim fordert hier in zwei Schreiben von Heinrich die Begleichung einer „Anweisung“, die eigentlich von G.L. Ritzhaupt aus Heidelberg ausgestellt wurde.
 - 30 Hauser: Erinnerungen einer badischen Jüdin, 101/103. Mit einem Schreiben des Hammerwerks Louis Goerger aus Gaggenau an Heinrich vom 28. August 1861 findet sich im „Höfer-Fund“ ein treffendes Beispiel für die von Hauser beschriebene „Umrechnung“:

[...]

Ihre gefl. Baar=

sendung habe Ihnen lt: untenstehenden [...] nur mit 199. 9 c gutgeschrieben, wobei ich Ihnen den höchsten frkfetr: Cours berechnete. Sollten Sie nicht damit einverstanden seyn, so bin ich bereit Ihnen das Geld wieder zu retourniren.

[...]

3 Pistolen à f 9. 38~~~~	f 28.54
1 fr: d'or~~~~~	10.-
300 fes in Geld à f 9. 32	140.15
Papiergeld ~~~~~	<u>20.-</u>

F 199. 9, siehe HStA: J 387 22/78.

Bei der ersten Währung handelt es sich beispielsweise um spanische Goldmünzen.

- 31 Um den tatsächlichen Wert der genannten Summen einschätzen zu können, seien hier verschiedene Jahresgehälter aus dieser Zeit angeführt: Jahreslohn eines Hauptmannes: 1600 Gulden; Jahreslohn eines Kanzleibeamten: 1227 Gulden; Jahreslohn eines Kassierers bei Post oder Eisenbahn: 1306 Gulden; Jahreslohn eines Vorstandes eines Postamtes: 1650 Gulden, vgl. Kistler: Verhältnisse in Baden, 207.
- 32 HStA: J 387 29/47, zitiert aus einer Rechnung vom 3. Mai 1859.
- 33 Ebd., zitiert aus einer Rechnung vom 15. September 1859.
- 34 Siehe Gabriele Blod: Die Entstehung der israelitischen Gemeinde Freiburg 1849–1871, Freiburg im Breisgau 1988, 38.
- 35 Die Folgerungen ermöglichen die in den Unterlagen zu beiden Geschäftsbeziehungen jeweils enthaltenen Gesamtaufstellungen der Bestellungen eines Jahres. Die Aufstellungen sind Abschriften aus den Hauptbuchern der Zulieferer.
- 36 HStA: J 387 4/93.
- 37 Ebd.
- 38 Vgl. Arthur Prinz: Juden im deutschen Wirtschaftsleben. Soziale und wirtschaftliche Struktur im Wandel 1850–1914, hrsg. v. Avraham Barkai, Tübingen 1984, 135.
- 39 Interessanterweise wei Wolfram Fischer zu berichten, dass das Werk in Hausen von einem Emmendinger Juden, Lowel, begründet worden sein soll. Dieser habe 1680 das Recht erhalten, dort nach Eisenerz zu schürfen und zwei Jahre später hätten bereits zwei Schmelzöfen bestanden, vgl. ders.: Handwerk und Industrie im Markgräflerland, in: ders.: Wirtschaft und Gesellschaft im Zeitalter der Industrialisierung, 404.
- 40 HStA: J 387 17/60.
- 41 Vgl. Willi A. Boelcke: Wirtschaftsgeschichte Baden-Württembergs. Von den Römern bis heute, Stuttgart, 1987, 180.
- 42 Diese Verbilligung des Roheisens setzte bereits mit der wirtschaftlichen Krise 1857 ein und sollte sich bis zu den Grunderjahren fortsetzen. Wichtige Faktoren dessen waren niedrige Kohle- wie Transportpreise. Es ist anzunehmen, dass jener Umstand entscheidend zum Aufbau der Weill'schen Eisenwarenhandlung beigetragen hat. Vgl. Stefi Jersch-Wenzel (Hg.): Die Produktion der deutschen Hüttenindustrie 1850–1914. Ein historisch-statistisches Quellenwerk, Berlin 1984, 19.
- 43 Vgl. Boelcke: Wirtschaftsgeschichte, 181.
- 44 HStA: J 387 119/64, zitiert aus einem Schreiben vom 31. März 1859.
- 45 Ebd., zitiert aus einer Quittung vom 18. Januar 1858.
- 46 HStA: J 387 17/60.
- 47 Ebd.

- 48 HStA: J 387 119/64, zitiert aus einer Lieferbenachrichtigung über 122 Gulden und 30 Kreuzer ohne Datum.
- 49 HStA: J 387 17/60.
- 50 Boelcke: Sozialgeschichte, 264.
- 51 Bis 1870 als in Mannheim die Badische Bank gegründet wurde, fehlte für das Großherzogtum ein leistungsfähiges staatliches Bankinstitut. Die bis dahin existierenden Privatbanken oder Kreditkassen verfügten nicht über eine ausreichende finanzielle Kapazität. Zudem beschränkte sich ihr Wirkungskreis meist auf die wenigen Städte, vgl. Wolfram Fischer: Ansätze zur Industrialisierung in Baden 1770–1870, in: ders.: Wirtschaft und Gesellschaft im Zeitalter der Industrialisierung. Aufsätze – Studien – Vorträge, Göttingen 1972, 373.
- 52 HStA: J 387 29/41.

Krankenversorgung im Mittelalter

Beispiel Stollhofen

Ernst Gutmann

Die Krankenversorgung im Mittelalter

Zunächst übernahmen die Klosterfrauen der Beginen (1377¹) die Krankenpflege in und um Stollhofen. Sicher war auch die benachbarte Abtei schon früh mit heilkundigen Mönchen ausgestattet. Sonst aber war der einzelne Mensch auf die Hilfe im Familienverband oder durch die Nachbarschaft angewiesen. Vor allem auf dem Land war nur eine Versorgung durch kräuterkundige Frauen oder durchziehende „Quacksalber“ möglich. In den Städten und Klöstern war die Versorgung besser. Wer konnte, ging am „Markttag“ in die nächste Stadt, wo es „Würzkrämer“ oder Apotheken gab. Schon früh gab es Apotheken in Klöstern, z. B. im benachbarten Schwarzach. Aber auch der von der markgräflichen Regierung privilegierte „Bader“ (ab 1472²) in Stollhofen konnte sich mit Krankheiten aus. Später übernahmen dann die „Spitäler“ und auch „Ärzte“ die Versorgung.

Noch um 1900 war in Stollhofen der „Wundarzneidiener“ Johann Eder tätig. Er wurde auch der „Balwierer“ genannt. Er war die „Anlaufstelle“ für die Kranken im Ort. Seine Nachkommen führte später einen Kaufladen, in dem man u. a. auch Drogerieartikel kaufen konnte.³

Die Pest

Die schrecklichste und gefürchtetste Krankheit ist und war die Pest. Sie durchzog um 1348–1349 ganz Mitteleuropa und dezimierte die Bevölkerung gnadenlos. So verlor Straßburg von etwa 15.000 Einwohner damals etwa 5.000.

Schon im 12. Jahrhundert kam es zu einzelnen Pestwellen, die durch die Kontakte mit den Lepraerden in Palästina und Arabien durch die Kreuzzüge aufgetreten waren. Auch der wachsende Fernhandel und die höhere Bevölkerungsdichte in den Städten mit der mangelnden Hygiene dürften mit dazu beigetragen haben. In diesem Zusammenhang gehören auch die Bestimmungen des 3. Laterankonzils (1179⁴), die eine völlige Absonderung der Aussätzigen von den Gesunden vorsahen (*lebrosi cum sanis habitare non possunt*).

Die Ausbreitung der ersten bekannten Pestwelle soll aus dem Morgenland die Küste von Marseille vor 1348 erreicht haben. Von dort aus zog die Krankheit den Handelsstraßen folgend durch ganz Mitteleuropa.

Eben um 1348 erreichte die Pest auch unseren Ort. Die Grabplatte von 1348 auf dem Stollhofener Friedhof könnte auf dieses Ereignis hindeuten.⁵

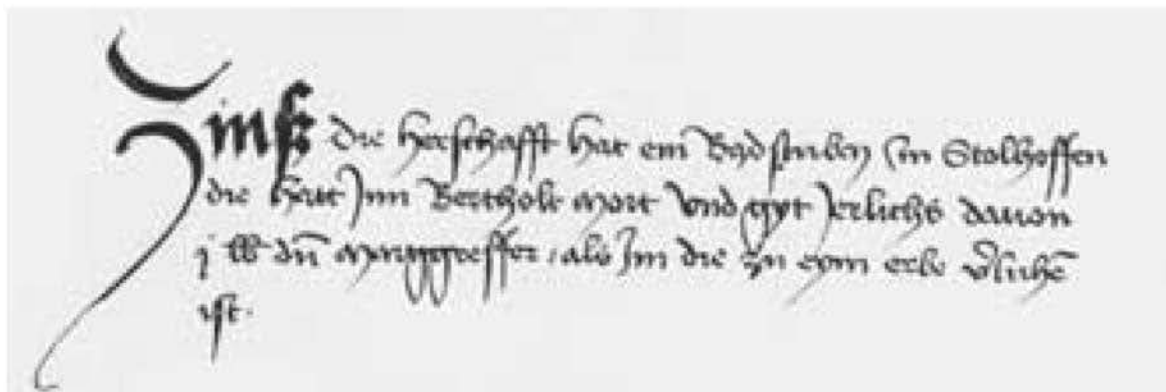
Die Pest war ein Sammelbegriff verschiedener ansteckender Krankheiten, denen unsere Vorfahren nur durch eine totale Isolierung (Quaranta, Quarantäne 40 Tage Isolierung) Einhalt gebieten konnten. Zur Pest zählt man heute u. a. die Schwarze Pest, eine von den Ratten übertragene Krankheit, die mit größter Sicherheit in den Tod führte. Weiter gab es eine gefürchtete Lungenpest, die schon nach wenigen Tagen mit absoluter Sicherheit den Tod zur Folge hatte. Weiterhin fand die Lepra oder der Aussatz den Weg zu uns. Diese Krankheit ist heute noch in tropischen Ländern (Indien) weit verbreitet. Solche Kranke kamen dann in sog. „Gutleuthäuser“ in „Sondersiechenhäuser“.

Auch 1478 und 1502 ist eine Pestwelle durch unsere Heimat gezogen. Wie weit Stollhofen betroffen war, wissen wir heute nicht mehr. In den „Landesherrlichen Verfügungen“ des Markgrafen Philipp II. von Baden (1570–1588) erkennt man die erneute Ausbreitung einer Pestwelle, die im Norden des badischen Landes bei Ettlingen 1572 begann, um dann 1574 erneut massiv auszubrechen. Vorangegangen waren mehrere schlechte Erntejahre ab 1570. Die durch Nahrungsmangel geschwächte Bevölkerung traf es daher besonders hart. Schon 1570 erhielt der Amtmann von Stollhofen den Befehl, zu verhindern, das „Ausländische“ im Ried (Ottersdorf usw.) für Wucherpreise Korn aufkaufen und somit den Nahrungsmangel noch mehr verschärfen würden. Die „Frucht“ sei schon auf Kärch verladen worden, die Beteiligten sollten schärfste Arreststrafen erhalten. Auch die folgenden Ernten im Jahre 1571 waren schlecht, sodass der Befehl des Ausfuhrverbotes nochmals an alle Ämter ausgegeben werden musste.

Im August 1572 zeigten sich dann wieder die ersten Pestfälle. Die Kanzlei in Baden forderten die Ämter auf, alle Fälle sofort anzuzeigen.

1574 im Oktober zeigten sich dann schwerste Fälle der Pest, so das die Kanzlei allerstrengste Befehle erlassen musste:

„Baden, 1574 Oktober 8, Markgraf, Canzler und Rätthe,- da die schwere Krankheit der Pestilenz, durch Gottes Verhängnis und zur Strafe unsers boshafte Leben an den Orten zu grassieren anfange, so wird befohlen die infizierte Orte nicht zu besuchen und der Gemeinschaft dieser Bewohner zu entsagen. Es soll kein Wirt oder anderer Bürger von solchen Orte komend aufnehmen, ohne des Statthalters Erlaubnis. Da aber auch die unsauberer Haushaltsführung die Ursache zur Infizierung sei, so wird streng verboten unsauberes Wasser auf die Gassen zu schütten, tote Hühner, Katzen und dergleichen auf selbige zu werfen und die Schweine innerhalb der Stadt in den Gassen hin- und her laufen zu lassen. Ausgehend an die Ämter: Baden, Ettlingen, Rastatt, Steinbach, Stollhofen, Beinheim, Kuppenheim, Bühl, Gernsbach, auf mitwohlgefallen ebersteinschen Teil.



1472 Badstube zu Stollhofen. GLA 66/8383

Der Vogt von Stollhofen soll diese Dekret dem Schwarzacher Gotteshaus überbringen, zur Nachlebung mit Wohlgefallen.“ So folgen nun in regelmäßigen Abständen weitere Befehle. Die Vögte mussten wöchentlich dazu Stellung nehmen. Im November 1582 musste der Wochenmarkt der Residenzstadt Baden-Baden wegen massiver Pestfälle nach Scheuern verlegt werden.⁶

Die Badstube

Wie in allen Städten des Mittelalters, so gab es auch in Stollhofen eine Badstube. Der „Bader“ erfüllte u. a. mit seinem „Handwerk“ somit die Funktion eines Arztes, eines Frisörs und eines Bademeisters. Im ältesten Berain von 1472 heißt es: *„Die Herrschaft hat auch eine Badstube zu Stollhofen, die hat inne Bertold Most und gibt jährlich davon ein Pfund Pfennig dem Markgrafen“*.⁷ Diese Badstube war somit ein markgräfliches Erblehen, heute würde man es Pacht nennen, an den Bader. Noch genauer sind die Einträge 1511. Sie berichten von der Badstube in der Gasse vom Rathaus. Der Bader trug den passenden Namen „Daniel Bader“.⁸

Der Bader hatte das Recht, wie auch die Gastwirte sein „Schild“ auszuhängen, den typischen Baderteller. Die mittelalterlichen Badstuben waren etwas anrühig, in großen Städten hatte sie einen schlechten Ruf. Doch in einer kleinen Stadt wird es wohl sittsam zugegangen sein. So gingen jeden Samstagabend die Bürger der Stadt mit Weiblein und Kindern gemeinsam in die Badestube. Dort hatte der Bader in großen Kübeln das heiße Wasser für seine Kundschaft bereit gestellt. Die Badestube lag, wie oben schon erwähnt in der Gasse des Rathauses. Man kann heute diese Gasse mit der Sackgasse zum heutigen Anwesen Alfred Müller fixieren. Heute befindet sich immer noch ein Stockbrunnen auf diesem Grundstück aus dem damals der Bader sein Wasser schöpfte. Das Abwasser wurde über den allgemeinen in der Gasse verlaufenen städtischen Abwassergraben durch einen Durchfluss in der Stadtmauer, in den Stadtgraben geleitet.⁹

Der Bader

Das Berufsbild des mittelalterlichen Baders oder Barbierer war äußerst differenziert. Es umfasste einen breiten vielseitigen Bereich der nichtwissenschaftlichen Heilkunde, darunter auch das Badewesen, Körperpflege, Kosmetik, Chirurgie, Zahn- und Augenheilkunde und auch der Tierheilkunde. Im Gegensatz zu den akademisch vorgebildeten „Ärzten“ war seine Tätigkeit ein „Handwerk“, das sich auf die Erfahrung und Übung einer umfassenden Heilkunst entwickelt hatte. Im Ständebuch des Jost Amman (1568) beschreibt Hans Sachs das Berufsbild des Baders: *„Ich bin berufen allenthalben, kann machen viele Salben, frische Wunden heilen mit Gnaden, dergleiche Beinbrüche und anderen Schaden, Franzosen heilen (Syphilis), den Staren stechen, den Brand löschen und Zähne ausbrechen, dergleichen Barbiern, Zwagen und Schern, auch Aderlassen tue ich gern.“*¹⁰

Die badische Zunftordnung der Barbierer von 1684¹¹

„Weil man in dieser Kunst nicht Holz, Stein, Eisen oder dergleichen wie ein anderes Handwerk, sondern am Ebenbild Gottes erschaffenen menschlichen Leib Untertanen zu curiren hat, deswegen auch jedem rechtschaffenen Wundarzt große Geschicklichkeit und Vorsicht erfordert würde.“

In den Urkunden um 1590 erscheint keine markgräflich privilegierte Badstube mehr. Vielleicht war die Badstube in den privaten Besitz des Baders gelangt. Vermutlich aber wurde sie damals wegen der durchziehenden Pestwelle vorübergehend geschlossen. An Stelle des Baders traten die Gutleuthäuser oder Spitäler. Nach der Einrichtung der Garnison befand sich dann immer auch ein „Scherer oder Chirurgus“ unter den Soldaten.

Gutleuthaus

Von einem „Spittel-Stückel“ einem Spital-Acker auf der Hohhard erfahren wir erstmalig im Jahre 1398.¹² Die Vermutung, unsere Vorfahren hatten schon um 1398 ein „Spital“ oder eine Quarantänestation, kann somit mit großer Sicherheit angenommen werden. Ein Sondersiechenhaus oder Gutleuthaus erscheint dann konkret im Jahre 1478 in den Urkunden. Es lag an der „Gutleuthausohhard“ am Rande vom Holerwald.¹³

Die Abbildung von 1602 zeigt ein Mauerviereck in dem an einer der inneren Seite eine Hütte anlehnt.¹⁴

Durch die Pestwelle genötigt, versammelten sich die Abgeordneten der Gemeinden des badischen Amtes Stollhofen und das Klosteramt Schwarzach im Jahre 1590. Sie vereinbarten das Sondersiechenhaus an Westrand des Holerwaldes durch eine Stiftung zu sichern, bzw. neu aufzubauen.



*Stadtplan v. Stollhofen von 1602. GLA HfK XVII fol. 56.
Gutleuthaus am unteren Rand (s. Beilage)*

Als Grund wurde der akute Pestfall der Tochter Walburga, des Söllinger Bewohners Peter Erhard genannt. Als Siechenmeister wurde von Stollhofen der Bürger Bastian Knäblin (Sebastian Knäbel) und Marzolf Becker von Schwarzach ernannt. Unterzeichner waren damals Jacob Lepper Schultheiß zu Stollhofen, Jacob Schäfer Bürgermeister, Bastian Knäblin Gutleuthauspfleger. In gewisser Literatur wurde diese Gutleuthausstiftung dem Kloster Schwarzach zugesprochen. Tatsächlich kam die Initiative zu diesem Unternehmen nur aus der Bürgerschaft vom Amt und Stadt Stollhofen und den Einwohner vom Klosterstab Schwarzach.

1590

„Zuwissen und Kund sey männiglich mit diesem Brief, denach vor kürzverschiene Jahren, zwischen beiden Gemeinden zu Stollhofen und Schwarzach dahin verglichen und fürgenommen worden, auf ihren der Gemeinde hebanden Bann zur erhaltung der Presthaftigen und des Aussatzes befleckten Personen ein Sondersiechenhaus aufzurichten und bauen zu lassen, welches bishero nit vollendet und ohne ausfühlich verblieben. Als jetziger Zeit weiland Peter Erhard seeligen von Selingen, Stollhofener Amts hinterlassene Kind, Walburga durch Schickung Gottes allmächtiger solche schreckliche Krankheit des Aussatzes behaftet befunden worden, so will sich die Notduft erheischen, derweil es nicht soviel Vermögens, das es sich nicht in andere dergleichen Häusern zur Pflege einkaufen möchte. Ihren Unterschleif und Unterhalt zu geben. Und damit dem angesagten Sondersiechenhaus fürhin in verseimlichen Baues und solche Presthaftige arme Personenm darin deso bar erhalten mögen werden, so haben aus sonder christlichen Mitleiden und in Bewahrung, was ein Werk der Barmherzigkeit ist. Der Armenherberge zu erschaffen, sich alle teilen die drei Gerichte, im Namen ihrer ganzen Gemeinden, des Stollhofener Gerichtes, sodann die beide Schwarzacher und Vimbucher Gerichtsstäbe, auf heut dato sämtlicher mit vorgehaltenen Rat und Gutachten, gegeneinander vereinigt, verglichen und bewilligt. Das sie daran Mittel doch gemein haben sollen und wellen in allenmassen nachsuchen so glaublichen. Das sie obgemelten vor Jahren verordnete Gutleuthaus, durch die drei Gerichte, in gemein und vollends den Bau aufrichten und fürhin in gleichen Kosten, was jederzeit notwendig würt erhalten und vorlegen solcher Kosten allwegen in drei Teilen geteilt werden. Daran das obgemelte Gericht sein besonderst zu gebühren drittenteil und Zins soviel als das andere ausrichten und bezahlen gleichgestellt mit Fuhr und andere Arbeit gehalten werden soll. Auch kein einig Vorteil vor den anderen nicht haben oder suchen in keiner weise oder weg ungebührlich.

Hierauf haben sie mit gemeinen Rat, ihren getreuen Pfleger geordnet, nämlich dieser Zeit Basche Knäblin, Bürger zu Stollhofen und Marzolf Beckher zu Schwarzach, sie bei ihrem Namen und Glauben empfangen, gutachten auf solche Behausung und Personen zu haben. Was ihnen dann mangelt, oder Schadhafft, obgemelten Gericht anzubringen und alles traulich und bestens zu bewerten. Wo dann Bau- oder anderweitig Kosten entstehen, darüber Rechnung tun sollen und ihren Eigennutz darin nicht sehen, sondern der Almosenwohlfahrt bedenken. Daneben ist auch abgered und zu allen Teilen verwilligt, im fall über kurz oder lang, unter obgemelten Gerichtszwang, eine solche befleckte Person befunden würde, soll sie in desselben Ortskosten in das Sondersiechenhaus ohne anders Zutun geliefert und angenommen werden. Was aber weiterhin mit der Person gesche-

hen würde, soll in den drei Gerichten verteilt und jedes der Gerichte für sich ausrichten.

*Dem also steht und rechtsprechlich nachzukommen und zu halten, haben sie von ihren Gemeinden Abgeordnete versprochen und gelobt und geschworen auch hiermit wissentlich Kraft dieses Brief für sich und allen ihren Nachkommen angenommen. Das zu Verkund haben obgenannte beide Gerichte Stollhofen und Schwarzach ihres Gerichts secret Insigel und sodann dieweil Vimbacher Gerichtsstab kein eigenes Insigel. So haben sie mit fleiß gebeten dem ehrsamen und achtbaren Hans Seyler, Schultheißen daselbst das gewöhnliche Pittschafft neben den oben genannten Insigel gehenkt. Deren gleichlauteder (Vertrag) der sei jedem Teil einer behändig gegeben und mitgeteilt. Den vierten Monatstag February von Christi geburt gezahlt, tausendt fünfhundert und neunzig Jahr“.*¹⁵

1616, 16. Juli

Nachdem das badische Amt Beinheim in das Stollhofener Amt mit eingebunden worden war, wurden auch die beiden Amtsorte, die Stadt Beinheim und Leutenheim, Mitglieder des Sondersiechenhausverbandes. Ihr Anteil betrug 20 Gulden, der Stollhofener Anteil 100 und der Schwarzacher Anteil ebenfalls 100 Gulden. Unterzeichner waren die ehrsamen Herren Egidie Stämmler Zollschreiber zu Hügelsheim als bevollmächtigter Anwalt des Beinheimer Amtes, Jacob Jörgen Schultheiß von Stollhofen, Bastian Knäblin Gutleutpflieger zu Stollhofen, Hans Seifriedten Schultheißen zu Schwarzach und Hans Seyler Schultheiß zu Vimbuch.

Vermutlich wurde dann dieses Vertragswerts nochmals nach der Übernahme des Landes 1594 durch das Durlacher Markgrafenhaus bestätigt. Denn der neue Vertrag von 1616 verweist auf einen Vertrag von 1597.

1616

*„Zuwissen und Kundt und Offenbar seye jedermänniglichen hiemit dißem Brieffe, daß uff heut dato, die in der Wochen july, Als man gezählet nach nach unsers lieben Herrens Jesu Christi Geburt, Eintausent fünfhundert Neunzig und sieben Jahr, zwüschen den Erwöhlten, Erhsamen und Ehrbaren Herren Egidie Stämmler Zollschreiber von Hügelsheim. Als vollmächtigter Anwaldt ganzen Beinheimer Amtes an einem und dann Jacob Jörgen Schultheißen (von Stollhofen). Als Bastian Knäblin Gutleuthauspflieger zu Stollhofen, Hans Seyfriedten Schultheißen zu Schwarzach und Hans Seyler Schultheißen zu Vimbuch: Freundliche Nachbarliche getroffene Vergleichung und bestehenden Contracts, Abredungs wegen das Gutleuth- oder Sondersiechenhauses zu Stollhofen, so was die **Burgerschaft** (von Stollhofen) daselbsten und die zwei Gemeinden Schwarzach und Vimbuch vor*

ziemlichen Jahren zur Unterschleifung der Presthaften und die von dem Aussatz befleckten Personen, die sie jeden ihrem Gebürthen und Angehörigen jederzeit bekommen möchten aufgerichtet und erbaut. Und zur Gemein bis obgemelten verblichener Zeit erhalten worden. Wiederum erheischen den Notdurft nach, in beisein Nachbenannter Personen als Eigenschafften achtbaren und wissens Jacob Leppers Schultheißen, Jacob Schäffer Bürgermeister und gemelten Bastian Knäblins Gutleuthauspfleger zu Stollhofen, Matthias Seütter Schultheißen und Verweser zu Söllingen Georg Beßer Bürgermeister zu Hügelsheim. Item Georg Huber Schultheiß, Hans Reinlins Bürgermeister und Marzolf König Gutleuthauspfleger zu Schwarzach, Hans Seiller Schultheißen Börtsch Grünwaldt des Gerichts und Hans Schneider Einwohner zu Vimbuch. Item Hans Börthen Stabhalter und Hans Langen des Gerichts zu Beinheim. Sodann Börtsch Weber Schultheis von Leutenheim ec. –

In der Stadt Stollhofen Renoviert, Erneuert und zwischen erwähnten drei Gemeinden hierzu verordneten obgemelten Personen mit zugesagten bevollmächtigten Anwälten des Amtes Beinheim. Dieweil solches Gutleuthaus die jenigen so der allmächtige Gott mit diese Seuch des Aussatzes in ihrem Amt erheischen und beladen mögten gebühlich und erforderden Notdurft nach zu erhalten. Auch ist ferner betrachtet das Beinheim dem Stollhofener Amt etwas Incorporiert sich dies gemelten Gutleuthaus halber miteinander nachbarlich vereinbart vergliechen abgered und eingewilligt.

Erstlich weil auf einhundert Gulden zu auferbauung vielgemelten Sondersiechenhaus angelegt dreien Gemeinde aufgenommen und dieselben ausgelegt das daß Amt Beinheim an und für solches zu tun zwanzig Gulden jehnen erstatten und mit tragen soll bezahlen oder was dato dies Brief mit einem Gulden Landeswährung dieselbe Summe bis zur ablößung jährlich verzinsen sollen und wollen. Und soll hingegen die Gemeinden Beinheim und Leutenheim ins gedachte Gutleuthaus zu ewigen Zeiten und so lang derselbige beständig verbleiben würden alle die Ihrigen mit dieser abscheulichen erblichen Krankheit behaftet und bedeckt under Ihren und unter ihren Nachkommen befunden würden. Es sei Mann, Weib, Alte oder Junge Personen so jederzeit dahin kommen möchte. So haben aus christlicher mit jeder zur schuldiger Barmherzigkeit sich zu allenteilen obgemelten Personen im Namen ihrer angesagten Gemeinde Burgerschaften und deren Nachkommen vergliechen solches Gutleuthaus gemeinlich zu halten und was jederzeit Notwendig ist daran an Besserung gehen und verwend werden würd. Soll solches alwegen in vier gleichen Teil gemacht und vom dem Amt Stollhofen, item das Schwarzacher und Vimbucher Gerichtsstab, so dann was dem Amt Beinheim als jeden ein Teil bezahlt und ebenmäßig ein gleichheit mit allen anderen.

Und dessen wurd waren verkundt haben die drei Gericht zu Stollhofen, Schwarzach und Beinheim ihre Städt- und Gerichtsinsiegel und dann die-

*weil Vimbacher Gerichtsstab kein eigen Insiegel hat, doch auf ihr fleißige Bitte der Edle und furnehme Herr Niklaus Häußel, fürstlich markgräflich badischer Schaffner zu Schwarzach für dieselbe sein gewenliches Insiegel, doch in allweg an diesen Brief gehangen. Daran vier in der **Stadtschreiberei Stollhofen** von dieser Hand gleichlautet vier verfertigt und jeden Teil einen behändig und zugestellt worden. Geben und geschehen den sechzehnten Monatstag Juli als man nach der gnadenreichen geburt unseren eigene Erlöbers und Seligmachers Jesu Christi gezählet sechszeinhundert und sechzehn.“*

Auch in diesem Vertragswerk von 1616 ist von einer Beteiligung des Klosters an dieser Vereinbarung nichts zu sehen. Das Kloster wurde damals sogar von einem badischen Schaffner verwaltet. Es war die Zeit in dem das Kloster faktisch keine Selbstständigkeit mehr hatte.¹⁶

Die Akten vom Gutleuthausfont liegen in Karlsruhe und im Pfarrarchiv und umfassen einige Dutzende Bücher. Auf dem Deckblatt von 1691 finden wir folgende Notiz:

„Zu wissen seye hiermit, daß Anno 1689 die Stadt Stollhoffen nebst anderen Orten der Markgrafschaft Baden, durch die Franzosen eingeäschert und sämtliche Documenta und Scripta über das Gutleuthaus auf der Hordhard bei Stollhofen vernichtet wurden ...“¹⁷

Im Bürgerbuch von 1741 findet sich folgender Vermerk:

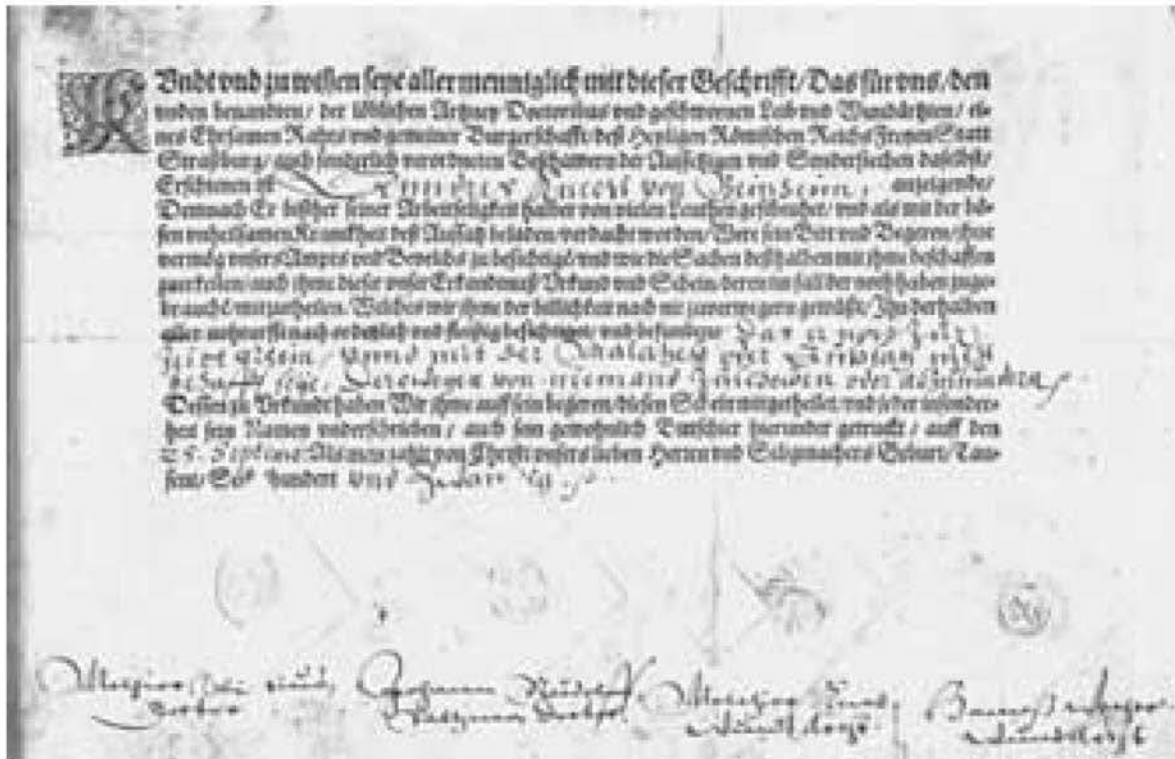
„Gutleuthauß“ in allhisiger Ort und Statt war auch ein Gutleuthauß welches vermög verschreibungen von 1693 zusammen mit Beinheim und Schwarzach gemeindlich seye und seyend zur dessen verrechung sowohl von Stollhofen als auch von Schwarzach Pflerer (ein)gesetzt worden. Der Ort des Gutleuthauß liegt nächst Stollhofen und ist der Platz, allwo solches vor Verheerung hiesiger Statt gestanden ...“

Somit wurde das Gutleuthaus 1689 vernichtet und später nicht wieder aufgebaut. Noch 1880 bestand dieser Gutleuthausfont, die vorhandenen Güter blieben in der Hand der Pfarrei.¹⁸

Wie funktionierte ein „Gutleuthaus“?

Die Funktion des Gutleuthauses beleuchtet die Geschichte des Beinheimer Bürgers und Viehbauern Andreas Knecht von Beinheim in den Jahren 1618–1620.

Nachdem Bewohner von Beinheim gegenüber dem Amtmann Bernhard von Baden und dem Bürgermeister den Pestverdacht gegen Andreas



Der Gesundheitschein von 1620. GLA 229/102567

Knecht angezeigt hatte, wurde er zum Meister Philipp Jacob Dinger, dem Barbier von Rastatt geschickt. Der Barbier schickte den armen Viehbauer, ohne dass er ihm ein Schriftstück ausgehändigt hatte, sofort in das Gutleuthaus nach Stollhofen. Der Viehbauer saß dann einige Monate im Siechenhaus, ohne dass die Krankheit ihren üblichen schrecklichen Verlauf nahm. Der Siechenmeister Bastian Knäblin schickte ihn dann, mit Unterstützung des Stadtrates von Stollhofen, mit einem Passierschein nach Straßburg. Dort ließ er sich von vier Ärzten untersuchen. Das Ergebnis wurde ihm in einem Zertifikat, per Datum vom 25. September 1620 in einem „Gesundheitschein“ mitgeteilt. Damit durfte er wieder nach Hause nach Beinheim zu seiner Familie zurückkehren.

Dieser in den Akten beiliegende „Gesundheitschein“ ist schon ein Vordruck, in dem dann nur die jeweiligen persönlichen Daten eingesetzt wurde. So modern waren die Ärzte schon 1620.

*„Kundt und zu wissen seye allen menniglichen mit diesem Geschriff/das für uns/den unden benandten/der löblichen Arzney Doctoribus und geschworene Leib undt Wundärzten/eines Ehrsamem Raths und gemeiner Buergschaft/deß heyligen Römischen Reichs Freye Statt Straßburg/auch sonderlich verordnete Beschauer von Aussetzigen und Sondersiechen dasselbst/erschienen **Anndres Knecht von Beinheim** anzeigend. Demnach es bisher seiner Arbeitseligkeit halber von vielen Leuthen gescheuhet/und als*



Urkunde von 1590. GLA 67/251,6. Gründung oder Stiftsbrief zum Sondersiechen oder Gutleuthaus

*mit der bößen unheilbaren Krankheit deß Aussatz beladen/verdacht worden/Were sein Bitt und Begehren ihne vermög unsers Ampts und Bevelches zu besichtigen/und wie die Sachen deßhalben mit Ihme beschaffem zuerkenne/auch ihme diese unser Erkenntnus Urkund und Schein/deren in fall der noth zuhaben zugebrauche/mitzuteilen. Welches wir ihme der billigkeit nach nit zu verweigern gewußt/Ihm derhalben aller nothdurft nach ordentlich und fleißig besichtigt/und befunden. **Das er zur Zeitt rheim und mit der Malattzey oder Aussatz nicht behafft seye. Derowegen von neimand zuscheuen oder abzusondern.** Dessen zur Urkundt haben wir ihme auff sein begehren/dieser Schein mitgeteilet/und jeder insbesonderheit seinen Namen unterschrieben/auch sein gewonliche Bittschier hierunter gedruckt/auf den 25. Septemb. als man zahlt von Christi unser lieben Herren und Seligemachers Geburt/Tausend/Sechshundert **und zwanzig.***

Melchior Obitieux Doctor, Johann Rudolf Salzmann Doctor, Melchior Knab Wundarzt, Hanns Weger Wundarzt.¹⁹

Das städtische Spital 1583

Aus dem Jahre 1583 ist ein Urkundenfaszikel erhalten, das ein neues Spital innerhalb der Stadtmauer bezeugt. Im Gegensatz zu dem außerhalb der

Stadt gelegenen Gutleut- oder Sondersiechenhaus, das für pestbehaftete Kranken als Unterkunft diente, war es damals üblich, ein Spital innerhalb der Mauer aus verschiedenen Mitteln zu stiften und zu unterhalten. Das Spital diente damals als Krankenhaus, Herberge, Waisenhaus und Altersheim. Spitäler finden wir schon früh in den benachbarten groeren Städten der Markgrafschaft zu Baden-Baden und Pforzheim. Im Jahre 1583 bestand laut den zitierten Unterlagen in den Städten Baden-Baden, Kuppenheim, Steinbach und in den Marktflecken Bühl und Rastatt Spitäler oder Siechenhuser. Zur Finanzierung wurden städtische oder kirchliche Stiftungen herangezogen oder neu errichtet. Folgende Gründe zur Errichtung eines Spitals sind in den Akten notiert:

„Die schon seit Jahren durchreisenden Personen, die während der Reise krank werden, wurden an der Grenze zu Lichtenau (Lichtenberg) wieder zurückgeschickt und fanden sich dann jammernd und klagend zu Stollhofen wieder ein. Durch den Aufenthalt in einem Spital, könnte man die Kranken wieder Reisefahig machen und dann in ihre Heimat zurückschicken.

Aus der Fruhmestiftung von 1448 von der edlen Rittersfrau Elisabeth von Rust, seien so viele Güter und Geld zusammen gekommen das man es sogar für die Erhaltung der Landstrae nach Lichtenau verwendet hatte. Dieses sei aber nicht im Sinne der Stifterin. Man könne mit diesen Mitteln ein Stiftsbrief mit 190 Gulden erstellen und das von der Fruhmestiftung erhaltene Pfrundehaus hinter der Kirche St. Erhard als Spital einrichten. Ebenfalls könnte man einige zugelaufene Kinder dort unterbringen.“

Der kirchliche Verwalter Seeger bestätigte dieses hochchristliche Vorhaben auf den 10. Mai 1583. Doch scheint man dann dieses Spital nur wenige Jahre geführt zu haben. 1590 scheinen Teile der vorhandenen Mittel dem „Gutleuthausfonds“ zugeführt worden zu sein. Auch zur Finanzierung der Schule sind Teile der Güter verwendet worden. Die Übernahme des verschuldeten Landes durch das durlacher Fürstenhaus 1594 und deren Bemühungen die Finanzen in Ordnung zu bringen, hätte dieses Spital sicher dann doch nicht überleben lassen.²⁰

Krankenversorgung in der Garnison 1594–1707

Sicher hatten die Soldaten in der Garnison eine eigene Versorgung. Doch darf man es nicht in der Form eines regelrechten Spitals verstehen.

Am 3. Oktober 1645 finden wir im Kirchenbuch der Stadtpfarrei den Eintrag einer Taufe. Daniel, Sohn von Nikolaus (Familiennamen fehlt) vom bertoldischen Regiment und seine Ehefrau Maria von Freyburg, Taufpate Daniel Knauds „Feldscherer“ und Magdalena Ehefrau des edlen Leutnants.²¹

Aktenkundig wurde im Jahre 1653 in der Garnisonsliste ein „Mathias Wolf der Scherer“.²²

Krankenversorgung um 1900

Im Dorf Stollhofen versah damals der „Wundarzneidiener“ Hauptmann Johann Eder seinen Dienst. Heute würde man ihn als Sanitäter bezeichnen, damals bekam er den Namen „der Balwierer“ (Barbier). Er war im Ort zuständig für allerlei Krankheiten bei Mensch und Tier und diente außerdem auch noch als Leichenschauer und Fleischbeschauer. Noch im Jahre 1909 erscheint er im hohen Alter von 82 Jahren in der Besoldungsliste der Gemeinde.

Stiftungen von Aloisia Rand

Im Jahre 1816 wanderte die Witwe des gerade verstorbenen Gastwirtes Jacob Riester, Scholastica Riester geb. Zeller mit ihrer Tochter Aloisia nach Amerika aus. Diese Aloisia kam als ältere Dame erstmalig wieder um 1880 in ihre Heimat zurück. Sie stiftete u. a. auch ein Armenhaus, eine Kapelle, einen Kindergarten und einen Armenfonds.

Nachdem das „Armenhaus“ um 1885 seinen „Dienst“ aufnahm, dem auch der Kindergarten und eine Krankenstation angeschlossen wurde, versahen ab 1890 zwei Franziskanerinnen die „Kinderverwahranstalt“. Beide Schwestern Martina und Johanna waren als Krankenpflegerinnen ausgebildet.²³

Quellen

- 1 1377 GLA 66/8382 fol. 1, Ersterwähnung vom Beginnenhaus zu Stollhofen.
- 2 1472 GLA 66/8383, Ersterwähnung einer Badstube in Stollhofen.
- 3 GLA 346/1981/42 Nr. 600 von 1893–1953; Gemeindeakten, Ortsbereisung von 1909 Johann Eder „Wundarzneidiener und Fleischbeschauer“. Vgl. auch Rechnung vom „Wundarzneidiener Johann Eder“ vom 20. Nov. 1880 an die Gemeinde Stollhofen, Kopie Privatbesitz.
- 4 Vergl. in „Pforzheim zur Zeit der Pest, 112“, Die löbliche Singergesellschaft von 1501.
- 5 Die Grabplatte auf dem Friedhof von Stollhofen zeigt die schwer lesbare Inschrift † im Jahre 1348 (Römische Ziffern) und der Name Jacobus.
- 6 Vgl. Die Landesherrlichen Verfügungen in ZGO NF 24/1872, 399–410 und 1878 NF 30, 129–165.
- 7 Vgl. unter 2 von 1472.
- 8 1511 GLA 66/8384.
- 9 Vgl. Bürgerbuch von 1741 GLA 66/8396 „Quellordnung“ fol. 94–108.
- 10 Vgl. unter 4, Seite 159.
- 11 684 GLA 65/56 fol. 2–42.

- 12 1398 GLA 67/1314 fol. 201.
- 13 1478 GLA 66/7853 fol. 23.
- 14 1604 GLA Hfk XVII fol. 56, ältester erhaltener Stadtplan von Stollhofen.
- 15 1590 GLA 67/251, 6.
- 16 1616 GLA 67/251, 7.
- 17 1691 GLA 66/8395.
- 18 1689 GLA 66/8397 fol. 200.
- 19 1620 GLA 229/102567.
- 20 1583–1594 GLA 229/102567.
- 21 Kirchenbücher der Pfarrei beginnen 1629 und beinhalten neben den Bewohnern der Stadt Stollhofen, die Dörfer Söllingen und Schiftung auch die Einträge der Soldaten (Miles). Allein die Geschichte der Soldaten in der Garnison würde einen eigenen Beitrag darstellen.
- 22 Bericht und Briefe zur Garnison zu Stollhofen in GLA 229/102516.
- 23 Akten des großherzoglichen Oberschulrates 4. März 1890 (GLA 346/ Zug. 1981/42 Nr. 614 und 600).

Altes Kinzigtäler Haus identifiziert

Heinz Nienhaus

Der Dorfbauernhof in Hausach – zweimal abgebrannt und wieder aufgebaut

In dem Beitrag „Kinzigtäler Häuser und ihre baulichen Varianten“ in „Die Ortenau“ 83/2003¹ werden 13 unterschiedliche Kinzigtäler Häuser bildlich vorgestellt und deren jeweilige bauliche Konzeption, innere Gliederung und Raumaufteilung detailliert beschrieben. Bei einem dieser Häuser (Bild 1 – im Beitrag der „Ortenau“ 83/2003, Bild 8) konnte der geografische Standort oder ehemalige Standort seinerzeit nicht ermittelt werden und das trotz intensiver Suche des Autors im nahezu gesamten Kinzigtal und zusätzlich einer bildlichen „Suchanzeige“ im „Schwarzwälder Bote“.² Obwohl viele Leser glaubten, den Hof zu kennen, erwiesen sich alle Hinweise leider als unzutreffend. Die Frage nach dem Standort des stattlichen Schwarzwaldhauses blieb offen.

Inzwischen hat der in Hausach geborene, heute in Freiburg lebende Historiker und Geschäftsführer des Landesvereins „Badische Heimat“ Karl Bühler das Rätsel gelöst. Primär an dem bis heute erhaltenen Speicher – im Bild 1 am rechten Rand schwach zu sehen – und an der bergigen Umgebung des alten Hauses glaubte er, den im Jahre 1922 abgebrannten Dorfbauernhof in Hausach-Dorf zu erkennen. Um sicherzugehen, machte er sich mit der „Ortenau“ 83/2003, d. h. mit dem rätselhaften Bild, auf den Weg zu dem ihm bekannten Dorfbauern Richard Gutmann. Der war – wie nicht anders zu erwarten – zunächst überrascht und verblüfft, schließlich aber sehr erfreut, denn eine mehr als 100 Jahre alte Abbildung des stolzen Hofgebäudes seiner Vorfahren, das er auf Grund des gesamten Bildumfeldes sehr schnell erkannte, hatte er bislang noch nicht zu Gesicht bekommen. Unter anderem bestätigte das Bild auch eine Aussage seines Vaters, wonach einer der Vorfahren Richard Gutmanns beim Sturz vom traufseitigen Gang im ersten Obergeschoss des Hauses tödlich verunglückte. Das war für den seinerzeit noch jungen Richard Gutmann nie so recht nachzuvollziehen, da es an seinem 1934/35 errichteten Elternhaus einen solchen Gang nicht gab. Hierzu sei angemerkt, dass das nach dem Brand im Jahre 1922 errichtete Gebäude 1934 erneut abbrannte und das danach wiederum neu erstellte Haus – ohne Gang an der Längsseite – Richard Gutmanns Elternhaus ist. Auf dem mehr als 100 Jahre alten Bild 1 ist besagter Gang jedoch gut zu erkennen.

Im Gegensatz zum ursprünglichen Kinzigtäler Haustyp mit nur einem Wohngeschoss hatte der 1922 abgebrannte stattliche Dorfbauernhof aber



Bild 1: Der im Jahre 1922 abgebrannte Dorfbauernhof in Hausach-Dorf um 1900: ein typisches zweigeschossiges Kinzigtäler Haus in der Konzeption, wie sie für diesen Haustyp ab etwa dem 18. Jahrhundert üblich war. Der relativ große Speicher – am rechten Bildrand schwach zu erkennen – wurde 1885 errichtet, siehe auch Bilder 3 und 3a.

schon zwei Wohngeschosse aufzuweisen. Diese großräumige Variante des Kinzigtäler Haustyps entstand etwa ab dem 18. Jahrhundert. Steinernen Wänden gab es beim Dorfbauernhof wie bei den ältesten, eingeschossigen Kinzigtäler Häusern, aber auch nur im Sockelgeschoss, in dem das Vieh stand. Alle darüber angeordneten Geschosse waren in Ständerbohlenbauweise errichtet. Das Dach, mit Ausnahme des Bereichs oberhalb des Hauszugangs, war strohgedeckt.³

Obwohl das Baujahr des im Bild 1 zu sehenden, 1922 abgebrannten Dorfbauernhofs nicht ermittelt werden konnte und das Haus auf Grund seiner Bauweise wohl erst dem 18. Jahrhundert zugeordnet werden dürfte, ist die Hofstätte des Hausacher Dorfbauern aber schon wesentlich älter. Durch Archivalien nachzuweisen ist sie bis ins 15. Jahrhundert; wahrscheinlich reicht der Ursprung noch weiter zurück, d. h., die Hofstätte ist wesentlich älter als das im Bild 1 zu sehende Hofgebäude. Schon im Jahre 1493 wird Ulrich Wölflin auf dieser Hofstätte urkundlich erwähnt. Es folgten im 16. Jahrhundert Jacob Treyer, Jakob Schmid, Ulrich Moser (Schultheiß) und Jakob Dreyer. Im 17. Jahrhundert bewirtschafteten Hans Dreyer, Peter Dreyer, Sebastian Dreyer, Mathias Serrer, Adam Dreyer und wiederum

Mathias Serrer den Dorfbauernhof. Für das 18. Jahrhundert sind belegt: Sebastian Dreyer, Hans Jerg Ilg, Johann Dreyer, Mathias Armbruster und Michael Dreyer. Von Michael Dreyer ging der Dorfhof 1828 an Johann Hacker, gefolgt von Anton Dreyer und wiederum Michael Dreyer, der mit Magdalena Schmid verheiratet war. Um 1888 war die Witwe Magdalena Dreyer, geborene Schmid, Dorfbäuerin.⁴ Im Jahre 1890 heiratete sie in zweiter Ehe Florian Gutmann, womit die erste Gutmann-Generation auf den Dorfbauernhof kam. Dieses Ehepaar hatte die schwere Last des Wiederaufbaus des Dorfbauernhofs zu tragen, nachdem das Gebäude im Jahre 1922 völlig niederbrannte. Brandverursacher war ein Hirtenbube, der unvorsichtig mit offenem Feuer umging.

Den noch nahezu neuen Dorfbauernhof übernahm im Jahre 1929 die zweite Generation der Gutmanns, nämlich ein Sohn Florian Gutmanns, der wiederum den Vornamen Florian trug. Er verheiratete sich mit Maria Vetterer vom Vettererhof im Gechbach. Auch sie hatten einen totalen Abbrand des Hofgebäudes mit anschließendem Wiederaufbau zu bewältigen. Im Jahre 1934 hatten mit Streichhölzern spielende Kinder das erst zwölf Jahre alte Bauernhaus in Flammen gesetzt.⁵ Wie die Inschrift an der linken oberen Hausecke des heutigen Hauses verrät, gab es schon 1935 wiederum einen neuen Dorfbauernhof, errichtet von Florian Gutmann und Maria Vetterer. Offenbar hat Maria Gutmann, geb. Vetterer, diesen Brandfall ihr Leben lang nicht vergessen. Ihr Sohn und jetziger Dorfbauer Richard Gutmann berichtete, dass sie zeitlebens streng darauf achtete, dass Streichhölzer grundsätzlich oberhalb der Küchentür – d. h. für Kinder unerreichbar – aufbewahrt wurden.

Nach Größe und kunsthandwerklicher Ausstattung des 1935 errichteten, heutigen Hofgebäudes zu urteilen, müssen Florian und Maria Gutmann, geb. Vetterer, recht wohlhabend gewesen sein. Jedenfalls lassen die Größe des Hauses und die Ausführung der handwerklichen Arbeiten darauf schließen. Besonders ins Auge fallen die kunsthandwerklich sehr aufwendige Deckenvertäfelung der Wohnstube wie auch die recht stilvoll gestalteten Türeinfassungen.

Ziegelmauerwerk statt Ständerbohlenbauweise

Die bauliche Konzeption des 1935 errichteten Hauses entspricht prinzipiell der des 1922 abgebrannten Hauses, d. h. der Dorfbauernhof ist nach wie vor ein typisches zweigeschossiges Kinzigtäler Haus (Bild 2). Zwar besteht bei dem „Neubau“ nicht nur das Sockelgeschoss, in dem das Vieh unterhalb der Wohnung steht, aus Mauerwerk, sondern auch das übrige Gebäude, wobei in Teilbereichen, insbesondere im obersten Geschoss und im Anbau an der rechten Längsseite, Fachwerk verwendet wurde. Der Hauptzugang zum Wohnteil befindet sich, wie beim alten Haus, an der linken



Bild 2: Der 1934/35 von Florian Gutmann und Maria Vetterer – nachdem das 1922 abgebrannte und danach neu errichtete Vorgängergebäude wieder abgebrannt war – errichtete, inzwischen unter Denkmalschutz stehende Dorfbauernhof in Hausach-Dorf im Jahre 2007.

Traufseite. Er führt in einen Flur, dem die große Küche an der dem Eingang gegenüberliegenden Traufseite nachgeordnet ist. Vom Flur aus betritt man rechts die geräumige Wohnstube, an der linken Frontseite des Hauses. Von hier aus sind zwei weitere Kammern, ebenfalls an der Frontseite des Hauses zugänglich. Alle drei Räume der Frontseite werden mit unterschiedlich großen Kachelöfen von der Küche aus beheizt. Auf der linken Seite des Flurs sind noch weitere Kammern angeordnet. Diese räumliche Gliederung wiederholt sich sinngemäß im darüber liegenden Geschoss, wobei eine Treppe vom Flur in die Dachebene führt. Hier lagern Heu und Stroh, was durch entsprechende Öffnungen in den Decken (Futterabwurf-löcher) bis in den Futtergang des Stalls im Sockelgeschoss des Hauses abgeworfen wird. Der Dachstuhl ist als „liegender Stuhl“ ausgebildet, d. h. die bei den Heiden- oder Höhenhäusern des Hochschwarzwaldes üblichen hölzernen Firstständer, die in der Hausmitte vom Grund bis unter den First reichen, fehlen hier. Die hintere Hocheinfahrt führt genau in die Hausmitte oberhalb der zwei Wohngeschosse, was bei Häusern mit Firstständern nicht möglich ist.⁶ Bei den Heiden- oder Höhenhäusern des südlichen Schwarzwaldes führt die Hocheinfahrt deshalb üblicherweise rechts oder links von



Bild 3: Der 1885 erbaute Speicher des Dorfbauernhofs im Jahre 2007. Er steht wie das Hofgebäude unter Denkmalschutz.



Bild 3a: Der sandsteinerne Torbogen des Speichers mit den Namen der Erbauer und der Jahreszahl 1885.

der Hausmitte (neben den Firstständern) in den Dachraum, wenn sie nicht – aufgrund der geografischen Lage des Hauses – an der Längsseite angeordnet ist.

Wie der historisch sehr interessierte Dorfbauer berichtet, gab es bis etwa 1840 ganz in der Nähe des Bauernhauses eine hofeigene Mühle und als weiteres Nebengebäude ein Wasch- und Backhaus. Gegen ein bestimmtes Entgelt konnten auch die Dorfbewohner ihr Korn in dieser Mühle mahlen lassen. Und auch das Wasch- und Backhaus wurde nicht nur von den Hofbewohnern genutzt, sondern zu festgelegten Zeiten auch von den Dorfnachbarn. Als aber der die Mühle antreibende Hauserbach um 1840 verlegt wurde, verfiel das großräumige Mühlengebäude, das nebenher auch als Speicher genutzt wurde. Vor dem endgültigen Verfall aber wurde die Mühle ab- und auf einem benachbarten Hof wieder aufgebaut. Da damit auch der Speicherraum für den Dorfbauernhof entfiel, musste Ersatz geschaffen werden. Michael Dreyer und Magdalena Schmid sorgten für Abhilfe, in dem sie im Jahr 1885 ein separates Speichergebäude errichten ließen (Bild 3). Diesem bis heute erhaltenen und unter Denkmalschutz stehenden Speicher – der Karl Bühler auf die richtige Fährte führte – sind im sandsteinernen Türbogen des Untergeschosses das Baujahr und die Namen der Errichter eingemeißelt (Bild 3a).

Aber nicht nur die Mühle war durch das Umverlegen des Hauserbaches betroffen, sondern auch das Waschhaus – es fehlte das zum Waschen erforderliche Wasser. Deshalb wurde auch dieses Nebengebäude mit integriertem Backhaus an anderer Stelle des Hofes, die ausreichend Wasser bot, verlegt. Dort steht es auch heute noch, wobei die Waschküche inzwischen zu einer Hofbrennerei umgerüstet wurde. Der Backofen wurde noch bis vor wenigen Jahren von Richard Gutmann regelmäßig genutzt.

Der jetzige Dorfbauer Richard Gutmann hat den zuvor beschriebenen, 1935 erbauten, inzwischen denkmalgeschützten Hof im Jahre 1964 von seinen Eltern übernommen. Damit ist der Dorfbauernhof nun seit drei Generationen im Besitz der Gutmanns, und dieser Name soll – nach Richard Gutmanns Vorstellung – auch zukünftig mit dem Dorfbauernhof verbunden bleiben. Übrigens wird schon nach wenigen Minuten des Gesprächs mit Richard Gutmann deutlich, dass man es mit einem, gemessen an seinem Grundbesitz, sehr bescheidenen, zurückhaltend stillen Individualisten zu tun hat, der noch Traditionen zu schätzen weiß – Eigenschaften, die oftmals als alemannisch „hintersinnig“ bezeichnet werden. Das von seinen Vorfahren Ererbte ist ihm Verpflichtung, das er allenfalls mehren, keinesfalls aber verkaufen darf. Aus diesem Grund lehnte er die schon oftmals an ihn herangetragenen Bitten, doch einige Baugrundstücke zu verkaufen, grundsätzlich ab, obwohl zwei oder drei Grundstücke zur Wohnbebauung bei seinem rund 25 ha Grundbesitz mit einem hohen Anteil an Bau- oder Bauerwartungsland kaum ins Gewicht fallen würden und es ihm in einigen Fällen auch Leid tat, die Bittsteller abzuweisen, da es – wie er sagte – „rechte Leut“ waren. Für ihn wäre es ganz sicher mehr als eine Todsünde, etwas von dem zu verkaufen, was seine Vorfahren durch rechtschaffende, harte Arbeit erworben haben. Richard Gutmann ist eben noch ein Schwarzwaldbauer vom alten Schlag.

Damit wäre auch das einstige Rätsel um das Bild 1, den Dorfbauernhof in Hausach-Dorf, gelöst. Da das alte Kinzigtäler Haus schon 1922 abbrannte, wundert es nicht, dass der Standort des Hofgebäudes seinerzeit – trotz Suchanzeige im „Schwarzwälder Bote“ und, in deren Folge, viele gut gemeinte, leider aber unzutreffende Hinweise – nicht ermittelt werden konnte. Es bleibt zu wünschen und zu hoffen, dass der innerhalb weniger Jahre zweimal abgebrannte Dorfbauernhof nun noch viele weitere Jahre ohne Brände übersteht.

Mein Dank gilt den Herren Karl Bühler, für die Hinweise zum Dorfbauernhof und die Recherchen zum Alter dieser Hofstätte, wie auch Richard Gutmann, jetziger Dorfbauer, für die Informationen zur Familiengeschichte der Gutmanns auf dem Dorfbauernhof und die Führung durch alle Räume seines stattlichen Hofes.

Anmerkungen

- 1 Nienhaus, Heinz: Kinzigtäler Häuser und ihre baulichen Varianten, in: Die Ortenau 83/2003, 143–170.
- 2 Schwarzwälder Bote vom 16. Januar 2003.
- 3 Aus feuerpolizeilichen Gründen mussten oberhalb des Hauszugangs tönerner, bzw. nicht leicht entflammbarer Dachziegel verwendet werden. Andernfalls hätte das im Brandfall brennende und vom Dach abrutschende Stroh den Hausausgang (Fluchtweg) versperren können, was zu einer tödlichen Gefahr für die Hausbewohner werden konnte.
- 4 Nach Recherchen von Karl Bühler im Fürstlich Fürstenbergischen Archiv (F.F.A.) in Donaueschingen und den Stadtarchiven in Hausach und Wolfach.
- 5 Mündliche Information vom jetzigen Dorfbauern Richard Gutmann.
- 6 Vgl. Nienhaus, wie Anm. 1, 149.

Bildnachweis: Bild 2: H.-G. Litsche, Hausach, alle übrigen Bilder: H. Nienhaus.

Die katholische Pfarrkirche Herz-Jesu im Baden-Badener Stadtteil Varnhalt – Ein Spätwerk von Albert Boßlet

Ulrich Coenen

Die katholische Pfarrkirche Herz-Jesu im Baden-Badener Stadtteil Varnhalt gehört zu den bedeutendsten Sakralbauten des 20. Jahrhunderts in Mittelbaden. Sie ist ein Werk von Albert Boßlet, einem großen deutschen Kirchenbaumeister der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts.

Die im Mittelalter unumstrittene zentrale Aufgabe der bildenden Kunst hatte der Sakralbau bereits in der frühen Neuzeit verloren. Die zahlreichen neuen Kirchen, die zwischen 1918 und den frühen 1960er Jahren entstanden, verdeutlichen aber, dass diese Aufgabe für Architekten ausgesprochen reizvoll blieb. Kaum eine andere lässt ihnen so viel Gestaltungsmöglichkeiten. Auch wenn die moderne Sakralarchitektur selbstverständlich in die allgemeine Baugeschichte des 20. Jahrhunderts eingebunden ist, spielt sie wegen ihrer spezifischen Problemstellung eine Sonderrolle. Vor diesem Hintergrund verdient die Pfarrkirche Herz-Jesu in Varnhalt, die vor genau einem halben Jahrhundert vollendet wurde und inzwischen unter Denkmalschutz steht, besondere Beachtung.

Zur Geschichte von Pfarrgemeinde und Kirche in Varnhalt

Die katholische Pfarrgemeinde in Varnhalt ist relativ jung. Ursprünglich gehörte das Dorf zur Pfarrei Steinbach. Als erstes Gotteshaus entstand 1891 die kleine Marienkapelle, die es erlaubte, in jeder Woche einen Werktags-Gottesdienst abzuhalten. Nach der Erhebung Varnhalts zur Pfarrkuratie im Jahre 1904 entstand 1909 eine Notkirche in Fachwerkbauweise. Das Provisorium hatte fast ein halbes Jahrhundert Bestand.

Pfarrkurator Edelbert Augenstein begann bereits 1950 für einen Kirchenneubau zu sammeln. Als nach vier Jahren ein Betrag von 28.000 Mark zur Verfügung stand, bat der Stiftungsrat das Erzbischöfliche Ordinariat in Freiburg um die Genehmigung des Projekts, einen Zuschuss und ein Darlehen. 1957 hatte die Pfarrkuratie 76.000 Mark zusammengetragen, die Winzergenossenschaft Varnhalt stellte eine Spende in Höhe von 37.000 Mark und einen verlorenen Zuschuss von 15.000 Mark in Aussicht. Jetzt stimmte das Ordinariat dem Neubau zu und bewilligte zugleich Subventionen in Höhe von 120.000 Mark. Damit war die Finanzierung weitgehend gesichert. Letztendlich kostete die Kirche 365.000 Mark.



Westansicht der Pfarrkirche Herz-Jesu in Varnhalt (Zustand 2008) Foto: Coenen

Mit dem Entwurf beauftragte die Pfarrkuratie Albert Boßlet. Allerdings wurde erst vier Monate nach dessen Tod mit den Bauarbeiten begonnen. An der Ausführungsplanung beteiligt war der 1904 geborene Erwin van Aaken, der seit 1925 als Student und später als Architekt für Boßlet gearbeitet hatte und seit 1945 sein Partner war. Nach Boßlets Tod 1958 führte van Aaken übrigens das Büro in Würzburg, das unter seinen Nachfolgern und seinem Namen bis heute besteht, alleine weiter. Van Aaken stand mehrere Jahrzehnte im Schatten Boßlets. Auch in eigenem Namen ausgeführten Bauten (beispielsweise in Aschaffenburg-Strietwald und Erlenbach) sind von Boßlet beeinflusst. Erst nach 1957 lässt sich eine eigene künstlerische Profilierung, besonders bei katholischen Kirchenbauten, feststellen.

Die örtliche Bauleitung in Varnhalt übernahm der Architekt Max Friedmann für das Büro Josef Wasmer (Achern). Mit der Ausführung wurde das Bauunternehmen Martin Meister (Bühl) beauftragt.

Nach dem Abriss der Notkirche begannen die zügig vorangetriebenen Bauarbeiten am 6. März 1958. Die feierliche Grundsteinlegung folgte am 20. April. Bereits am 18. Oktober wurde der erste Gottesdienst in der neuen Kirche gefeiert. Am 1. November wurde Varnhalt zur Pfarrgemeinde erhoben. Erzbischof Dr. Hermann Schäufele weihte die Pfarrkirche am 16. November.



Inneres der Pfarrkirche Herz-Jesu in Varnhalt (Zustand 2008)

Foto: Coenen

Anmerkungen zu Biografie und Werk von Albert Boßlet

Albert Boßlet wurde am 23. Januar 1880 in Frankenthal in der Pfalz geboren. Sein Vater war der Postvorstand Daniel Boßlet. Nach dem Abitur am Humanistischen Gymnasium absolvierte Albert Boßlet ein zweijähriges Volontariat im Architekturbüro Wilhelm Schulte sen. in Neustadt an der Weinstraße. Von 1901 bis 1903 studierte er Architektur am Technikum in Neustrelitz in Mecklenburg, das 1991 in die Fachhochschule Neubrandenburg aufging.

Nach Stationen bei Heinrich Renard, Erzdiözesanbaumeister in Köln, wo er durch die Planungen der Kirche der Dormitioabtei auf dem Zionsberg in Jerusalem und der Kirche in Dülken erste Einblicke in den katholischen Kirchenbau erhielt, sowie bei den Architekten Wilhelm Hector in Saarbrücken und Josef Cades in Stuttgart eröffnete Boßlet 1909 sein eigenes Büro in Landau/Pfalz. Noch als Bauleiter von Cades wurde er nach dessen Tod mit der Fertigstellung der Landauer Marienkirche beauftragt.

Der 1. Weltkrieg unterbrach Boßlets Karriere als Architekt. 1915 wurde er als Ingenieur zum Generalstab der Pioniere einberufen. Nach Kriegsende arbeitete er von 1919 bis 1925 als Referent für Wohnungsbau im bayrischen Innenministerium (zuletzt im Rang eines Landesbaurats). Im Rahmen dieser Tätigkeit leitete er in den Jahren 1922 bis 1925 den Wiederauf-



Kreuzigungsdarstellung des Würzburger Künstlers Lukas Gastl in der Apsis (Zustand 2008)

Foto: Coenen

bau des 1921 durch die Explosion eines BASF-Werks zerstörten Ortes Oppau bei Ludwigshafen. Die bayrische Staatsregierung ernannte Boßlet 1928 zum Professor. Der Titel wurde ehrenhalber verliehen und war nicht mit dem Ruf an eine Hochschule verbunden.

Ab 1925 war Boßlet als freier Architekt in München tätig. Von 1929 bis zu seinem Tod 1957 unterhielt er ein Büro in Würzburg. In den Jahren 1935 bis 1937 arbeitete er wieder in Landau. Der Architekt starb am 29. Oktober 1957 in Würzburg.

Albert Boßlet errichtete mehr als 100 Kirchen. Zahlreiche weitere Entwürfe wurden nicht ausgeführt. Das Wirken des Architekten blieb im Wesentlichen auf Süddeutschland beschränkt. Die meisten seiner Bauten finden sich in den Diözesen Speyer, Würzburg und Regensburg. In Speyer fand Boßlet in Bischof Ludwig Sebastian (1917–1943) einen wichtigen Förderer. Einige Spätwerke des Architekten entstanden in der Erzdiözese Freiburg. Boßlet plante außerdem Klöster, Krankenhäuser, Schulen und Wohnhäuser.



*Glockengeschoss des Turms der Pfarrkirche Herz-Jesu in Varnhalt (Zustand 2008)
Foto: Coenen*

Boßlets Werk lässt sich in vier Perioden einteilen. Vor dem 1. Weltkrieg stand er dem „Heimatstil“ nahe, der in Süddeutschland eng mit der Stuttgarter Schule verbunden war. Beispiele finden sich vor allem in der Pfalz, so in Ramsen (1911/12), Insheim (1912/13), auf dem Liebfrauenberg bei Bergzabern (1911/12) und in Rheingönheim (1914). Für diese frühen Werke ist die Anpassung an die städtebauliche Umgebung und die Landschaft in Bezug auf Dimensionen, Materialauswahl und Gestaltung kennzeichnend. Stilistisch zeigen die Kirchen Reminiszenzen an die Neuromanik, neugotische Elemente fehlen praktisch völlig. Typisch für Boßlet sind die sparsame Ornamentik und die asymmetrischen Baukörper, die teilweise vom Jugendstil beeinflusst sind.

Die kurze Zeitspanne von 1924 bis 1927 gilt als Boßlets expressionistische Stilphase. Es entstanden Bauwerke mit Anklängen an die Gotik, die dabei aber nur als Raumempfinden nicht aber in Bezug auf die Bauornamente adaptiert wurde. Beispiele sind St. Marien in Ludwigshafen (1926), St. Laurentius in Schifferstadt (1927) und St. Joseph in Aschaffenburg. Daneben stehen an der Romanik orientierte, schon auf die 1930er-Jahre verweisenden Kirchen wie die Herz-Jesu-Kirche in Ludwigshafen (1927).

Die dritte Periode im Werk Boßlets ist nicht unumstritten. Sie wird durch monumentale Schöpfungen gekennzeichnet, in denen der Architekt die Romanik neu interpretiert. Diese Bauwerke werden je nach Einschätzung der Betrachter entweder als „Hochphase“ oder als „konformistischer Historismus“ betrachtet. Dass Boßlet sich bewusst gegen die Formensprache der Neuen Sachlichkeit entschied, wird ihm bis heute übel genommen. Dabei darf man allerdings nicht übersehen, dass die in der Kunstwissenschaft oftmals übliche Reduzierung der Architektur der Weimarer Republik auf das Bauhaus zu einem grundsätzlich falschen Bild der Baukunst dieser Zeit führt. Während die Avantgarde die Formensprache der Moderne entwickelte, knüpften konservative Architekten – an der Spitze Wilhelm Kreis und Paul Bonatz – an die Vorkriegszeit an. Ziel war eine repräsentative, monumentale Architektur. Gegen Ende der 1920er-Jahre gab es eine Annäherung zwischen Traditionalisten und Erneuerern. Historisierende Formen auf der einen wurden ebenso reduziert wie die Stilisierung von Funktion und Material auf der anderen Seite. Die konservativen Architekten übernahmen Elemente der Avantgardisten, beispielsweise Flachdächer, Fensterbänder oder Sichtbetonbauweise. Die Kunstdoktrin der Nationalsozialisten beendete diese Entwicklung in Deutschland 1933.

Boßlets „Hochphase“ begann bereits vor der Regierungsübernahme der Nazis und hat mit ihr nur indirekt zu tun. Seine Hauptwerke der 1930er-Jahre sind die Christus-König-Kirche in Hauenstein (1932), die Kirche St. Ludwig in Frankenthal (1936) und vor allem die Abteikirche St. Salvator in Münsterschwarzach (1936/37). Alle Bauten zeichnen sich durch kubische Bauformen, äußere Schlichtheit und romanisierende Formen aus. Dass Boßlets monumentale Architektur in die Zeit des NS-Staats passte, ist unstrittig. Der Vorwurf, er habe sich bewusst den Idealen der nationalsozialistischen Kunst angenähert, ist kaum nachvollziehbar.

Die Pfarrkirche Herz-Jesu

Die Pfarrkirche Herz-Jesu in Varnhalt hat in der Fachliteratur bislang wenig Interesse gefunden. Das liegt vor allem daran, dass sie zum unterschätzten Spätwerk Boßlets zu rechnen ist. Aus nicht nachvollziehbaren Gründen fehlt Herz-Jesu aber auch in den meisten Auflistungen der Bauten, die Boßlet nach 1945 errichtet hat.

Die Varnhalter Kirche ist Boßlets letztes Werk. Sie gehört zu den zahlreichen Sakralbauten, die in Deutschland nach den verheerenden Zerstörungen des 2. Weltkriegs entstanden. In den späten 1950er-Jahren war der Kirchenbau ein wichtiges Anliegen der Zeit. Hohe Kirchensteuereinnahmen und ein grenzenloser Optimismus, der von ständig wachsenden Pfarrgemeinden ausging, verhalfen ihm zu einer Blüte. Die Gestalt der Sakralbauten dieser Zeit ist vielfältig, weil Architekten und Bauherren leidenschaftlich um überzeugende künstlerische Lösungen rangen. Allerdings bleiben Kirchen frei stehende Monumente. In der Nachkriegszeit grenzen sie sich in besonderer Weise von profanen Bauaufgaben ab und bilden geradezu ein Gegengewicht zu diesen.

Die Varnhalter Kirche ist ein Saalbau mit niedrigen Querarmen unter einem gemeinsamen Satteldach und einer östlichen Apsis. An deren Nordseite erhebt sich ein 35 Meter hoher Campanile mit zurückspringendem Glockengeschoss und flachem Zeltdach. Der in Mauerwerksbauweise errichtete verputzte Saalbau hat die Abmessungen 33 mal 22 Meter.

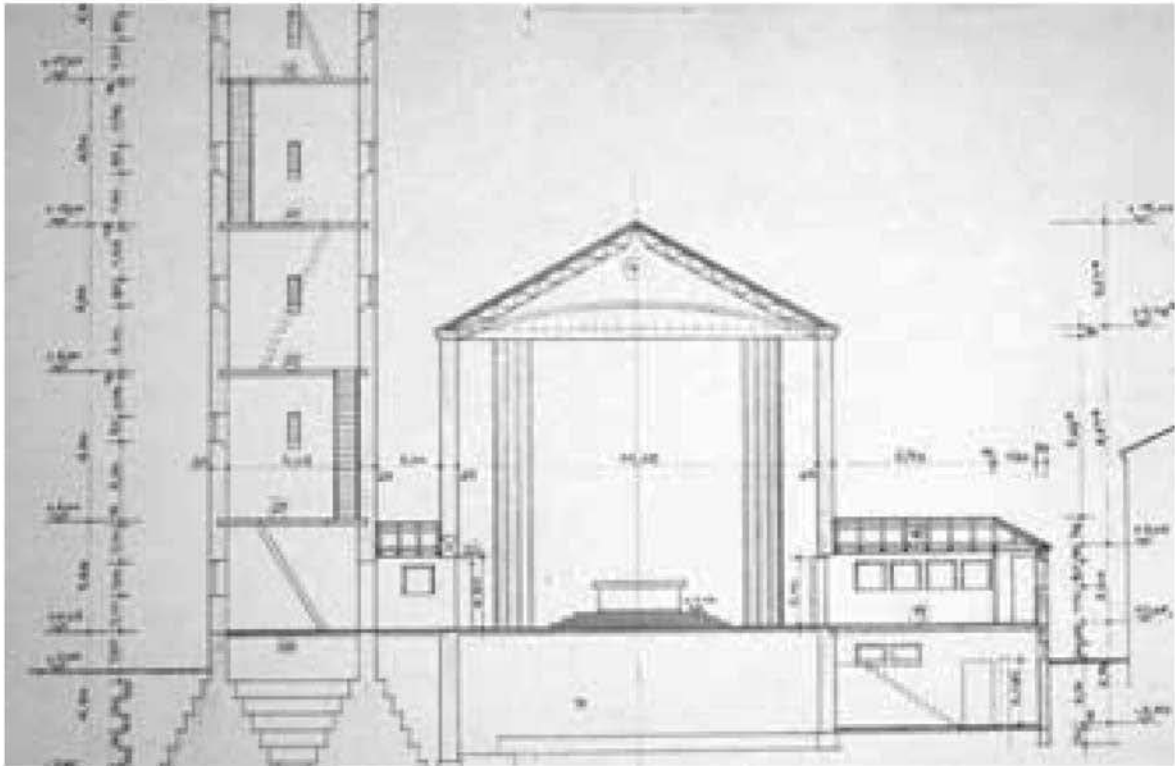
Das durch schlanke vorspringende Mauerreste dreigeteilte Hauptportal befindet sich in der westlichen Giebelfassade. Diese wird durch vier lisenenartige Wandvorlagen gegliedert, die oberhalb eines Vordachs aus den Mauerresten erwachsen. Die Lisenen führen bis in den First und erinnern an den Querschnitt einer traditionellen dreischiffigen Kirche.

Der Innenraum wird durch ein hoch aufragendes Langhaus und niedrige Querarme charakterisiert. Über dem Langhaus erhebt sich eine schalenförmige Gewölbedecke, die an der Dachkonstruktion aufgehängt ist. Die Querarme sind flach gedeckt. Belichtet wird die Kirche durch jeweils vier hochrechteckige Fenster in den Querarmen, jeweils eines im westlichen Langhausabschnitt und zwei im Chor. Im Westen des Langhauses befindet sich über dem Haupteingang die Orgeltribüne.

Auch in seinem Spätwerk bleibt Boßlet – wie in seinem gesamten Schaffen – den landschaftlichen und städtebaulichen Bezügen treu. Seine Kirchen werden im Hinblick auf ihre Gestalt und das verwendete Baumaterial in die Umgebung eingebunden. Das gilt auch für Herz-Jesu in Varnhalt. Das Gotteshaus weist Parallelen zu anderen Nachkriegs-Kirchen Boßlets auf. Zu nennen sind in diesem Zusammenhang die katholische Pfarrkirchen St. Bonifatius in Düren (1951/52), St. Pirmin in St. Ingbert (1952), und Herz-Jesu in Weinheim-Oberflockenbach (1956/57).

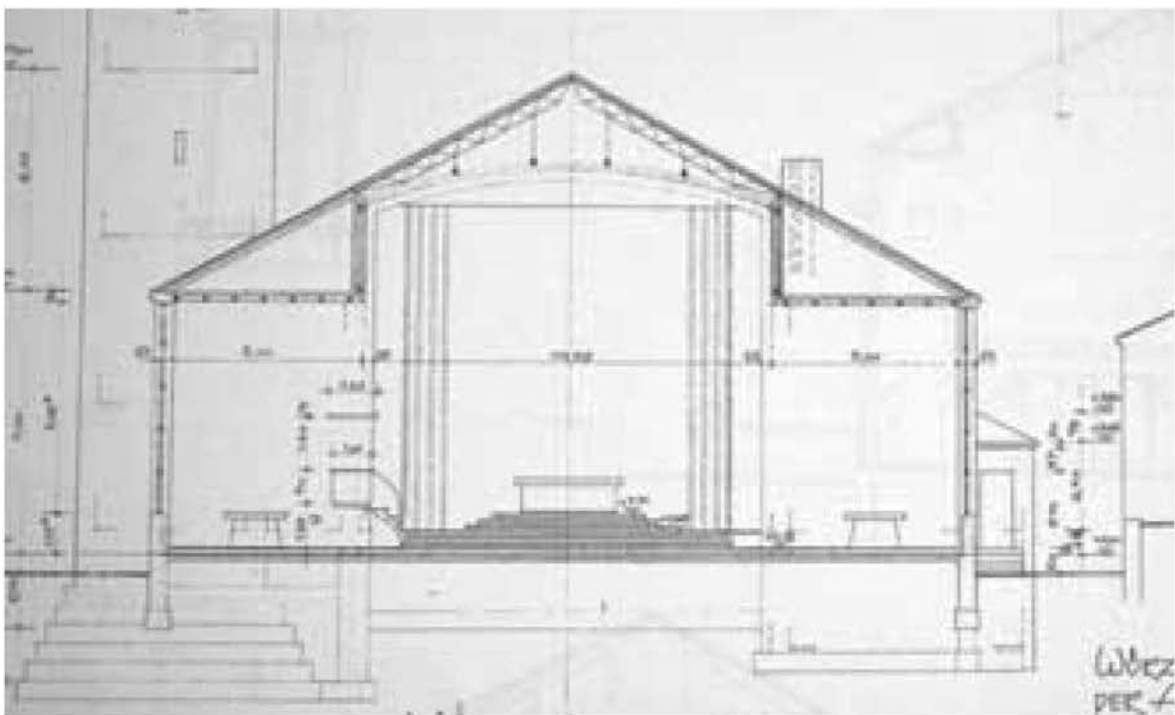
Typisch für das Spätwerk Boßlets ist die schlichte Formensprache, die praktisch keine Anklänge an den Historismus mehr spüren lässt. Damit ist der Architekt durchaus auf der Höhe der Zeit.

Herz-Jesu in Varnhalt besitzt einen längs gerichteten Grundriss und folgt damit dem traditionellen Prinzip der Wegkirche. Diese war bis zum Zweiten Vatikanischen Konzil (1962–65), das zur Auflockerung des rechteckigen Raumgefüges führte, in Deutschland vorherrschend, wengleich



Entwurfsplan für die Pfarrkirche Herz-Jesu: Schnitt durch Chor und Turm (Reproduktion nach einer Kopie der originalen Pläne im Pfarrarchiv Varnhalt)

Repro: Coenen



Entwurfsplan für die Pfarrkirche Herz-Jesu: Schnitt durch das Langhaus (Reproduktion nach einer Kopie der originalen Pläne im Pfarrarchiv Varnhalt)

Repro: Coenen

es auch in den 1950er-Jahren bereits Zentralbauten gab. Die Tendenz zum Zentralraum deutet sich bereits bei Boßlets Kirche in Varnhalt durch die Erweiterung des Langhauses durch zwei Querarme an. In der Kirche Herz-Jesu in Weinheim-Oberflockenbach, die nur ein Jahr zuvor vollendet wurde, ist diese Tendenz bereits konsequent zu Ende geführt. Sie hat die Grundrissgestalt eines quadratischen Zentralbaus, der zu einem Achteck zuläuft. Wie in Varnhalt besitzt die Kirche in Oberflockenbach einen Campanile.

Typisch für den Sakralbau der 1950er-Jahre ist auch Boßlets Bemühen um die Gestaltung der Decke in der Herz-Jesu-Kirche. Nachdem zeitweiligen Vorherrschen der Flachdecke wurden die Deckenformen um 1955 wieder zu einem wichtigen Thema der Architekten. Bedeutende Lösungen entwickelten Dominikus und Gottfried Böhm mit ihren textilstrukturierten Betondecken. Boßlet entwarf für Varnhalt die bereits erwähnte Segmenttonne, die über dem Langhaus zu schweben scheint.

Die Apsis beherrschende Kreuzigungsdarstellung mit expressionistischen Anklängen schuf der Würzburger Künstler Lukas Gastl. Das Sakralgebäude ist auf dieses Wandgemälde ausgerichtet, vergleichbar der Herz-Jesu-Kirche in Weinheim-Oberflockenbach. Allerdings stammt das dortige Wandbild vom Würzburger Künstler Curd Lessig.

Die Sanierung der Kirche 1998/99

Die Kirche Herz Jesu wurde in den Jahren 1998 und 1999 umfassend saniert. In diesem Zusammenhang wurde der Innenraum den neuen liturgischen Ansprüchen des Zweiten Vatikanischen Konzils entsprechend umgestaltet. Hatte der Priester bis zu diesem Zeitpunkt die Messe mit dem Rücken zu den Gläubigen gelesen, rückte bei Neubauten der Altar nun in Richtung Gemeinde, damit er zum Volk hingewandt zelebrieren konnte. Ältere Sakralbauten erfüllten diesen neuen Anspruch nicht, sodass es in den folgenden Jahrzehnten zu zahlreichen Umgestaltungen kam. Dabei wurde der Raumeindruck häufig in erheblichem Umfang beeinträchtigt. In Varnhalt halten sich die Folgen der Sanierung allerdings in einem erträglichen Rahmen.

Auf Vorschlag von Baudirektor Wilfried Kornmüller vom Erzbischöflichen Bauamt blieb die originale Stufe vor der Apsis erhalten. Davor entstand eine etwa acht mal vier Meter große Altarinsel aus hellem Marmor nach einem Entwurf des Künstlerehepaars Omi Riesterer und Barbara Jäger aus Karlsruhe. Die Altarinsel ist gegenüber dem Langhaus um eine Stufe erhöht. Um den neuen Altar und Ambo wurden im Langhaus und den beiden Querarmen an drei Seiten die Bänke aufgestellt. Unter dem neuen Altar sind die Platten des alten Hochaltars und der beiden Seitenaltäre in den Boden eingelassen.

Literaturverzeichnis

- Brülls, Holger: Neue Dome. Wiederaufnahme romanischer Bauformen und antimoderne Kulturkritik im Kirchenbau der Weimarer Republik und der NS-Zeit, Berlin/München 1994.
- Götz, Wolfgang: Albert Boßlet und die Romanik. In: Aachener Kunstblätter 41 (1971), 243–254.
- Hauser, Herbert: Die katholische Pfarrkirche Herz-Jesu Varnhalt. In: Das Baden-Badener Rebland unter der Yburg – Steinbach, Neuweier, Varnhalt, Baden-Baden 1989, 410–419.
- Hoffmann, Richard: Architekt Albert Bosslet. Landau i. Pf. In: Die christliche Kunst 10 (1913/14), 193–213.
- Jöckle, Clemens: Stilrezeption um die Jahrhundertwende. Anmerkungen zur Entwicklung des Kirchenbaus in der Diözese Speyer von 1880–1918. In: Archiv für mittelrheinische Kirchengeschichte 30 (1978), 275–294.
- Jöckle, Clemens.: Albert Boßlet (1880–1957). Ein Kirchenbaumeister zwischen Historismus und Moderne. In: Jahrbuch des Vereins für Christliche Kunst in München, 19. Bd. (1993), 542–617.
- Kahle, Barbara: Deutsche Kirchenbaukunst des 20. Jahrhunderts, Darmstadt 1990.
- Kieser, Clemens u. a.: Kunst- und Kulturdenkmale im Landkreis Rastatt und in Baden-Baden, hrsg. vom Landkreis Rastatt und der Stadt Baden-Baden, Stuttgart 2002.
- Morper, Johann Joseph: Der Neubau von Münsterschwarzach. In: Die Kunst 39 (1938), 217–218.
- Schmitt, Pascal A. M.: Albert Johann Boßlet. In: Biographisch-bibliographisches Kirchenlexikon, hrsg. von Friedrich Wilhelm Bautz, Bd. 19, Nordhausen 2001.
- Schnell, Hugo: Zeichnen und Bauen. Albert Boßlet 1880–1940, München 1940.
- Schnell, Hugo: Albert Boßlet. Ein fränkischer Kirchenbaumeister: In: Das Münster 3 (1950), 86–89.
- Schnell, Hugo: Der Kirchenbau des 20. Jahrhunderts in Deutschland, München/Zürich 1973.
- Vollmer, Hans: Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler des 20. Jahrhunderts, Bd. 1, Nachdruck, Leipzig 1999.

Schiltacher Schiffer machen die Gutach floßbar¹

Hans Harter

Während auf allen größeren Zuflüssen der oberen Kinzig – der Wolf, der Schiltach, der Kleinen Kinzig und sogar dem Heubach – seit der frühen Neuzeit eifrig gefloßt wurde,² ist die Gutach in Sachen Flößerei bisher nicht in Erscheinung getreten. Von ihr, immerhin der Kinzigzufluss mit dem zweitgrößten Einzugsbereich,³ heißt es lapidar, dass auf ihr „die Flößerei nicht möglich war.“⁴ Dieser Sachstand erscheint wenig befriedigend, zumal bereits 1509 das „flößen“ mit „denen von Hornberg“ in Verbindung gebracht wird: Damals schrieb Andreas Kötz, fürstenbergischer Vogt im Kinzigtal, seinem württembergischen Kollegen Ulrich Eckhart in Hornberg: Den Hornbergern würde auch nach dem Ende der offiziellen Floßzeit an Martini „kain flößen“ durch das fürstenbergische Kinzigtal „abgeschlagen“, zumal sie bei der damaligen Wasserknappheit lange genug „uff das wasser verziehen und gotzberait (hätten) warten“ müssen.⁵

Belegt diese Nachricht Flößerei auf der Gutach für die Zeit um 1500, so scheint sie danach tatsächlich in Abgang gekommen zu sein. 1626 berichtete Untervogt Georg Schmidt von Hornberg dem Herzog Johann Friedrich von Württemberg, dass im Vergleich zu den Hornbergern die Schiltacher „ihr meist und größte Nahrung uff dem Holtzgewerb ligen haben“; diese seien „wohl habhafft und vermöglich, darunder 3 oder 4 der vonehmsten Bürger gewißlich habhaffter alß die ganze Hornberger Bürgerschafft.“⁶ In Hornberg stützte man sich wirtschaftlich vor allem auf den Fuhrverkehr durchs Gutachtal, der nicht so viel wie der Holzhandel und die Flößerei einbrachte, was die Schiltacher den Hornbergern mit der verächtlichen Bemerkung, sie seien „Barfüessische Bettler“ auch deutlich zu verstehen gaben.⁷ So blickten Bürgermeister, Gericht und Rat der Stadt Hornberg 1627 durchaus neidisch auf den „großen und starckhen Holtz- und Flotzhandel“ der Schiltacher, „dergleichen sich die Hornberger nichzit zuegeniessen haben.“⁸ Auf der anderen Seite nahm man in Schiltach in Anspruch, dass dieser Reichtum nicht von selber gekommen war, sondern „von den hartschaffenden Holzgewerben herrührt“, die ihr „fürnembster Nährpfennig“ seien.⁹

Ab 1740 sollte für Hornberg und das Gutachtal in Sachen Flößerei doch noch eine Änderung eintreten, und zwar ausgerechnet mit Hilfe von Schiffen aus Schiltach. Am 8. Juni dieses Jahres fand in dem württembergischen Amtsstädtchen ein Treffen statt, bei dem explizit die „Floßbarmachung des Flusses Gutach“ verhandelt wurde. Darüber berichtet ein dreizehnseitiges Schriftstück mit dem Titel „Flotz-Contract“, das hier erstmals ausgewertet werden soll.¹⁰ Für den oberen Teil des Gutachtals, die damali-

ge vorderösterreichische Herrschaft Triberg, legte der Triberger Historiker Karl Volk neuere Forschungen vor,¹¹ so dass jetzt erste Einblicke in die Gutach-Flößerei möglich sind.

Die Hornberger Zusammenkunft im Juni 1740 fand auf höherer Ebene statt: Aus Stuttgart waren die herzoglich-württembergischen „Expeditionsräte“ Hochstetter und Wachter angereist, aus Freudenstadt der für das Amt Hornberg zuständige Forstmeister, der Kammerjunker Adolf Christoph von Schleppengrell.¹² Sie trafen sich mit den aus Schiltach gekommenen Schiffen Ulrich und Abraham Trautwein sowie dem „gewesenen“ Stadtschreiber Matthias Stähle, der seinen Schwager, den Schiffer Johann Jakob Dornier, vertrat. An jenem Tag verhandelten und unterschrieben sie einen „Flotz-Contract“, dessen Gegenstand die „Floßbarmachung des Flusses Gutach“ war, die die drei Schiltacher Schiffer durchführen sollten.

Welche Seite dazu die Initiative ergriffen hatte, wird leider nicht gesagt. War es, wie zu vermuten ist, die herzoglich-württembergische Regierung bzw. deren zuständiger Forstmeister, so dürfte das Bestreben, das Holz der Wälder des Gutachtals der Vermarktung zuzuführen, ausschlaggebend gewesen sein. Dies läge im Zug der Zeit, dem 18. Jahrhundert, als sich die bisher auf Jagd, Brennholzversorgung und Waldweide ausgerichtete Nutzung des Waldes veränderte: Angesichts des enormen Holzbedarfs für den Schiffsbau und den Ausbau der Häfen in Holland und England wollten die Herrschaften am florierenden „Holländer Holzhandel“ teilhaben. Sie begannen damit, die Wälder ihrer Herrschaftsbereiche möglichst gewinnträchtig auszubeuten und das Holz weiträumig zu vermarkten, so dass man von der „Ökonomisierung des Waldes“ spricht.¹³

Dafür musste vor allem auch der Abtransport des Holzes organisiert werden, was, beim damaligen Stand der Verkehrserschließung, über längere Strecken nicht auf der Achse, sondern nur auf dem Wasserweg, durch Flößerei, möglich war. Sie wiederum hing von Voraussetzungen ab, die zu meist erst zu schaffen waren: Das Räumen des Flussbetts von Felsen und Steinen, das Abschlagen hinderlicher Bäume und Büsche, der Einbau von Fahrlöchern und Gampern in die bestehenden Wehre, die Errichtung von Schwallungen zum Spannen des Wassers, und nicht zuletzt die Anlage einer Anbindstatt, auf der die Flöße zusammengebunden werden konnten.

Dies alles ist im „Floßcontract“ von 1740 vorgesehen – die Anbindstatt sollte „eine halbe Stund oberhalb Hornberg“ angelegt werden –, doch nicht als Aufgabe der württembergischen Seite: Diese Maßnahmen übertrug sie den drei Schiltacher Schiffen, mit der ausdrücklichen Bestimmung, dass sie sie „auf ihre eigenen Kosten, mit Übernehmung aller Gefahr und Schadens“ zu übernehmen hatten. Dies entspricht der Wirtschaftspolitik des Absolutismus, dem Merkantilismus, der durch Vergabe von Privilegien an rührige Untertanen und möglichst geringem eigenem Aufwand versuchte, die Wirtschaft anzukurbeln.



Bild 1: Die durch Bacheinbauten floßbar gemachte obere Kinzig am „Schenkenzeller Weiher“. Die durch ihre Kleidung herausgehobenen Männer könnten Schiffer gewesen sein. – Ausschnitt aus: „Schenkenzell“, Pinselzeichnung von Maximilian von Ring (1828). – Vorlage: Augustinermuseum Freiburg i. Br.

Die gewährten Privilegien sind schnell aufgezählt: Nach der Floßbarmachung der Gutach durften die drei Schiffer zwölf Jahre lang auf ihr flößen, kein anderer war hier zugelassen. Sie hatten einige steuerliche Vorteile, und die Waldbesitzer an der Gutach durften ihr Holz allein den drei Schiltachern verkaufen. Dafür mussten diese die Gutach floßbar machen, was doch einigen zeitlichen und finanziellen Aufwands bedurfte. Zwar waren sie vom Konzessionsgeld, der Abgabe für das Recht, flößen zu dürfen, befreit, doch führte am landesherrlichen Zoll zu Hornberg auch für sie kein Weg vorbei. Er war auch für „Beygeladenes“ zu bezahlen, für Oblast wie Balken, Bretter, Pfähle, Stecken, Rinden oder Harz. Zuerst musste das in den Waldungen liegende „Wulzerholz“, der Windbruch und Windfall, also minderwertiges Holz, abgeflößt werden. Wenn die Schiffer dann stehendes Holz fällen lassen wollten, musste dies erst vom Forstamt, das auf die Schonung der Wälder zu achten hatte, ausgezeichnet werden, womit Kahlhiebe ausgeschlossen waren. Auch an die Fischerei wurde gedacht, vergraulte die Flößerei doch die Fische und zerstörte die Laichplätze. So heißt es in dem Passus, „wann durch dieses Floßwesen das Fischwasser ruiniert werden sollte“, dass die Schiffer dann Schadensersatz zu leisten hatten, und zwar „in paar“.

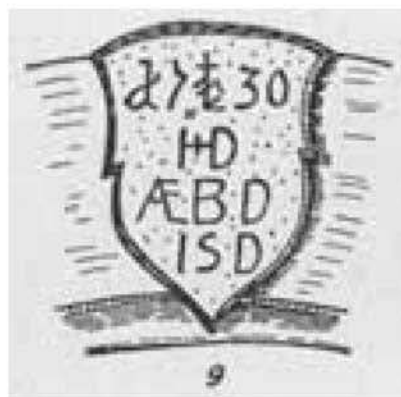
„Zur Verhütung allen Verdrusses bei andern Schiffern“, durften sie im Frühjahr erst später mit dem Flößen anfangen, ab Laetare, dem vierten Fastensonntag; das Flößereide war der Katharinentag, der 25. November. Falls aber die Wolfacher auch danach noch flößen sollten, so durften die Schiltacher dies auch. Diese Wolfach-Klausel wirft ein deutliches Licht auf das gespannte Verhältnis zwischen Schiltachern und Wolfachern, die sich auf dem Bach seit alters als Konkurrenten begegneten.¹⁴ Bei Störungen, etwa durch Krieg, wurde die Laufzeit des Vertrags entsprechend verlängert. Doch behielt sich Württemberg vor, danach auf der Gutach entweder selber zu flößen oder einen neuen Vertrag abzuschließen, sei es mit den bisherigen Partnern oder anderen.

Auch dieser Passus zeigt, wer in diesem Kontrakt am längeren Hebel saß, und trotzdem muss es für die drei Schiltacher Schiffer attraktiv gewesen zu sein, ihn zu unterschreiben. Sie, die in ihm als „Entrepreneurs“ (Unternehmer) betitelt werden, sahen in der Floßbarmachung der Gutach offenkundig reelle Geschäftschancen, sowohl hinsichtlich der abzuflößenden Holzmengen wie auch ihrer Vermarktung am Rhein. Dies betrifft die unternehmerische Seite der Flößerei, die nur ein Teil eines größeren, kapitalintensiven Gewerbes war. In ihm sahen selbstständige Unternehmer einen Sinn darin, in walddreichen Gegenden Holz aufzukaufen und es dorthin zu verfrachten, wo man es dringend benötigte, wo markttechnisch gesprochen, Nachfrage bestand. Zielpunkt für die Kinzigflößerei war vor allem Straßburg, die Metropole des Oberrheins mit ihrer wachsenden Bevölkerung und einem ungeheuren Holzbedarf, sei es an Brenn- und Bauholz oder an Werkholz für die Handwerker. Man schätzt, dass der jährliche Pro-Kopf-Bedarf 3–4 Ster Brennholz und ein Ster Nutzholz betrug, so dass man die Epoche bis etwa 1800 auch als „hölzernes Zeitalter“ bezeichnet.¹⁵

Es ist nicht genau bekannt, wann der Holzbedarf der Stadt Straßburg auf das Kinzigtal ausstrahlte und die Flößerei damit auch hier rentabel wurde; die frühesten Belege dafür gehen jedoch bis ins 14. Jahrhundert zurück.¹⁶ Genaueres zu der von Schiltach aus betriebenen Flößerei liest man 1570, als der württembergische Vogt in Hornberg schrieb, es gäbe in Schiltach „etliche Kaufleut, die sich Schiffherren nennen“; sie liehen sich in Straßburg Geld, mit dem sie den Bauern das Holz abkaufen, es durch Waldhauer fällen und mit Ochsespannen ans Wasser schleifen ließen. Dort werde es mit „Bast“ (Wieden) zu Flößen zusammengebunden und dann weggeflößt. So habe „alt und jung dieses Flößens Genießen“ und könne daran verdienen, zumal es in Schiltach gar wenig Feldbau gäbe.¹⁷

Hier wird erstmals genau beschrieben, welchen Weg das Holz ging, aber auch, wer alles daran beteiligt war: Waldbauern, Holzfäller, Fuhrleute, Wiedenmacher und Flößer. An der Spitze dieser Reihe standen die „Schiffer“, die nicht nur für eine ganze Reihe von Leuten als Arbeitgeber auftraten, sondern das Ganze auch finanzierten, mit Krediten, um am Schluss mit

Bild 2: Hauszeichen des Schiffers Hans Jakob Dorner von 1730 (Schiltach, Marktplatz 5). –
Vorlage: Schiltach. Schwarzwaldstadt
(Anm. 12, 280).



dem Verkauf des verflößten Holzes, wenn alles gut ging, einigen Profit einzustreichen. 1569 nannten sie sich stolz „die Schiffer zu Schiltach und im Lehengericht“, und aus dem Jahr 1720 ist bekannt, dass es hier 22 Schiffer gab. Von ihnen heißt es, „dass sie den ganzen Sommer über Bauholz nach Straßburg abflößen lassen“, dass sie „zu den bestbemittelten Leuten in der Stadt gehören“ und „auf das gewerbliche Leben den größten Einfluss“ haben.¹⁸ Sie bildeten offenbar eine geschlossene Gruppe, die unter den 140 damaligen Gewerbetreibenden durch den weiten Radius ihrer Geschäfte, ihren Reichtum und ihr wirtschaftliches Gewicht herausragte.

Dazu gehörten auch die „Entrepreneurs“, die 1740 den Kontrakt mit Württemberg abschlossen: Der „Schiffer und Wirt“ Hans Jakob Dorner (1695–1757) hatte seit 1714 die von seinem Großvater Christian Dorner und seinem Vater Johann Jakob Dorner betriebene Gastwirtschaft „zum Engel“ am Schiltacher Marktplatz (Nr. 5, später Apotheke) inne.¹⁹ 1730 ließ er über dem Kellereingang seine Initialen HJD sowie die seiner Frau Anna Elisabeth und seines Sohnes Isaak einschlagen, dazu sein Schifferzeichen. Abraham Trautwein (1701–1747), war ebenfalls Schiffer und Wirt, auf dem „Ochsen“ im Vorstädtle (später: Vereinsbank).²⁰ Auch Ulrich Trautwein (1706–1772) war Schiffer, Metzger und Wirt, er saß auf der „Traube“ im hinteren Städtle.²¹ Um 1742 verzog er nach Hornberg, woher seine Frau stammte, wohl aber auch, weil das in der Zwischenzeit unter seiner Mithilfe begonnene Flößen auf der Gutach seine Anwesenheit vor Ort nötig machte.

Es fällt auf, dass die drei „Entrepreneurs“ nicht nur Schiffer, sondern auch Wirte waren.

Sie standen wirtschaftlich auf zwei Beinen, wie wenn der Holzhandel allein sie nicht hätte ausreichend ernähren können. Wohl bedingte das eine das andere, dass nämlich die Gastwirtschaften ihnen das Kapital verschafften, das zum Holzhandel nötig war. Dieser musste ja vorfinanziert werden, angefangen mit dem Kauf des Holzes über die Entlohnung der an seiner Aufbereitung und Verflößung Beteiligten bis hin zum Warten auf Käufer am Rhein, wobei es ein bis zwei Jahre dauern konnte, bis ein im oberen

Kinzigtal gehauener Stamm in Straßburg an den Mann gebracht war. Den „gut gespickten Geldsack“, der „zur Betreibung des Floßwesens gehörte“,²² füllten die Schiffer sich offenkundig in ihren Wirtschaften, die, wie es aus dem Jahr 1720 gleichfalls heißt, auf Grund des Fuhrverkehrs durch das Kinzigtal gute Geschäfte machten.²³

Dass die Schiltacher Schiffer, die sich 1740 zur Floßbarmachung der Gutach verpflichteten, damit bald nach der Vertragsunterzeichnung begannen, beweist eine Aussage des Hornberger Stadt- und Amtsschreibers Zimmethauser von 1741: Durch Holzhauen, Rießen sowie „Wald- und Bachräumen“ seien hier jetzt „manche Gulden“ zu verdienen.²⁴ Offenkundig wirkten sich die Aktivitäten der Schiltacher sogleich belebend auf das Hornberger Wirtschaftsleben aus, sie brachten Arbeit und Geld, wovon das Gutachtal in seinem unteren, württembergischen Teil profitierte. Mehr ist dazu bisher nicht bekannt, was durch die Heranziehung Hornberger Quellen jedoch komplettiert werden könnte.

Wie die Forschungen von Karl Volk belegen, richteten sich die Blicke der Schiltacher auch weiter gutachaufwärts, auf die vorderösterreichische Herrschaft Triberg. Seit 1741 wollten sie dort gleichfalls Holz kaufen, aus Wäldern, die „mit ihren Haldenen und Wänden an der Württembergischen Grenzen und gegen dem Stättlein Hornberg stehen“; genannt sind der „Kolben“, der „Frombach“ in Niederwasser, der „Binseberg“ und der „Seelwald“ in Gremmelsbach.²⁵ In Triberg sah sich der damalige Obervogt Franz Meinrad von Pflummern mit dem Begehren der Schiltacher Schiffer konfrontiert. Mit dem Triberger Schultheiß und dem Jäger besichtigte er sogleich die in Frage kommenden Wälder in Niederwasser und an der Grenze zu Hornberg. Tatsächlich standen dort einige Tausend Stämme, die nicht genutzt werden konnten und dabei waren, „alt und überständig“ zu werden.²⁶

Für die an diesem Holz interessierten Schiffer führte der um 1742 nach Hornberg übergesiedelte Ulrich Trautwein die Korrespondenz und wohl auch die Verhandlungen. In einem Schreiben an den Obervogt fasste er 1741 alle Vorteile des Floßgeschäfts für die Herrschaft Triberg zusammen: Als erste profitierten davon die Waldbesitzer, denen alles „Abholz“ (Dolde, Äste usw.) als Brennholz bliebe und die so ihre Wälder schonen könnten. Sodann fällten ihnen die Flößer „das Holz an solchen Orten ..., wo der Bauer sonst mit seinem Zug die Mühe sich nicht nähme ..., und wo selbstens öfters bey Mannsgedenken kein Stamm gefället worden, oder ein solcher Unterthan die Tag seines Lebens nur einen Batzen daraus erlöbt hätte.“ Zu dem Profit, den sie jetzt durch den Verkauf ihres Holzes hätten, käme noch, was sie mit „Taglöhnen und Fuhrwerckhen“ verdienen könnten. Dabei hätten die Schiffer die Bauern schon vor der Fällung des Holzes „bezahlen und befriedigen müssen“, obwohl sie in Straßburg, wo es damals ein Holzüberangebot gab, derzeit selber auf ihr Geld warteten.²⁷ Dies zeigt,

in welchem Maß die Flößerei Verdienstmöglichkeiten schuf, aber auch, wie risikoreich das ihr zu Grunde liegende Holzhandelsgeschäft war.

Um den Obervogt weiter zu überzeugen, bot Ulrich Trautwein an, den „Flotz-Contract“ von 1740 mit Württemberg auf die Herrschaft Triberg auszudehnen. Dazu gehörte das gewissenhafte Vermessen und Abzählen der Stämme, das Säubern und Räumen des Baches und das Ersetzen von Schäden „in den zahmen Veldteren“; das Schleifen des Holzes ging ja durch Wald und Flur, und so wollten sie für alle dabei entstandenen Schäden aufkommen und sich, im Streifall, dem Spruch einer neutralen Instanz fügen. Jeden Holzkauf wollten sie dem Forst- oder Waldknecht anzeigen und nur die von ihm „angezeichneten“ Bäume fällen, wobei sie auch dessen Entlohnung, 30 Kreuzer für 100 Stämme, übernahmen. Die Schiffer waren sich also der Schäden, die die Holzarbeit verursachte, bewusst und wollten bei ihrer Tätigkeit forstwirtschaftliche Gesichtspunkte beachten – planlose Durchhiebe und Kahlschläge waren ausgeschlossen. Des Weiteren sollte auch die Herrschaft nicht zu kurz kommen: Die Schiffer waren „im Geringsten nicht gesinnet, dero Gnädigster Herrschaft Ihre Gebühr nicht zu entrichten.“ Das betraf den Zoll, für den Ulrich Trautwein 3 bis 4 Kreuzer mehr bot; für Eichen- und Laubholz wollte er sogar das Doppelte bezahlen. Ausgeschlossen war nur das „Kleinholz“, d. h. Stämme von weniger als 30 Schuh Länge, die „ein Mann leicht wegtragen“ konnte und mit denen wenig Gewinn zu erzielen war. Damit sich ihr Geschäft lohnte, stellten die Schiffer ihrerseits Forderungen: Als erstes wollten sie die „nöthige Wuhr“ (Stauwehre) nach „ihrer Bequemlichkeit Bawen und Einrichten“ und dafür auch keine Steuern bezahlen. Sodann war ihnen die Zusage wichtig, dass außer ihnen niemand sonst hier Holz flößen oder sie in ihrer Arbeit hindern durfte. Die Dauer des Vertrags mit Triberg sollte, wie im Fall von Hornberg, zwölf Jahre betragen, also von 1742 bis 1754.²⁸

Darüber wurde nun verhandelt, mit dem Obervogt von Pflummern in Triberg und der vorderösterreichischen Regierung im Basler Hof in Freiburg, wo die Schiltacher Schiffer 1743 persönlich vorstellig wurden.²⁹ In einem Bericht dorthin verwies der Obervogt im Juni 1743 auf die durch die Tätigkeit der Schiffer mögliche „Cammerral-Melioration“, die Verbesserung und Hebung der wirtschaftlichen Verhältnisse, zumal diese auch den teuren, auf 1000 Gulden geschätzten Ausbau der Straße nach Hornberg übernehmen wollten. Wie er mitteilte, drängten die Schiffer inzwischen, da „anjezo“ die beste Zeit wäre, das Holz zu schlagen und die Straße und die Bäche herzurichten.³⁰ Dissens gab es nur über die Höhe des Zolls: Der Obervogt wollte ihn pro großen Stamm auf fünf Kreuzer hochtreiben, was ihm trotz „äußerster Mühe“ nicht gelang. Für Holz der „geringeren und gemeinen“ Gattung, dem größten anfallenden Quantum, boten die Schiffer für 100 Stämme je nach Größe nur 10 bis 30 Kreuzer, für den Obervogt „ein Bagatell“.³¹

In einem Schreiben von 1743 hielt Ulrich Trautwein dagegen, „dass wür alles auf unsere Kosten erst einrichten, die Wasserstraß mit ohnbeschreiblicher Müeh und Arbeith im Stand, auch das Holz von gar abgelegenen wüesten Orthen über Klippen und Felsen nicht nur mit überauß grossen Kosten, sondern so gar öffters mit Leib und Lebens Gefahr beybringen“. Dies ist eine realistische Schilderung der Mühen, den Fluss floßbar zu machen, das Holz an den steilen Halden des Gutachtals zu fällen und an den Bach zu bringen. Auch würden von den geflößten Stämmen – der Obervogt hatte die Zahl von 7000 vorgeschlagen³² – einige hundert, wenn nicht gar tausend so beschädigt an ihrem Ziel ankommen, dass sie, zum Schaden der Schiffer, „niedergeschlagen“ werden müssten. Trautwein ging auch auf die Jagd ein, die seiner Meinung nach durch die Holzhiebe nicht leiden würde: Die Wälder seien durch feindliches wie freundliches Militär sowieso „ganz ausgejagt und ruiniert“, das „Gewild“ würde sich „aber bey ruhigen Zeiten in einem neuaufwachsenden Hau lieber ... einfinden.“³³

Dieses „Militär“ war dann auch schuld, dass die beabsichtigten Geschäfte der Schiltacher Flößer nicht in Gang kamen: Die beiden ersten Schlesischen Kriege (1740–1743 und 1744–1745), das Bündnis Preußens mit Frankreich gegen Österreich 1741 und die darauf folgende Besetzung des vorderösterreichischen Breisgaus durch französische Truppen ließen den südlichen Schwarzwald zu einem Nebenkriegsschauplatz werden. Auch die Herrschaft Triberg war seit 1743 durch Kontributionen, Zwangsrekrutierungen und Einquartierungen betroffen, so dass an Holzhandel und Flößen hier nicht zu denken war. Dazu kam, dass Österreich nicht wollte, dass aus seinen Wäldern verflößtes Holz nach Straßburg und damit ins feindliche Ausland ging.³⁴

Diesbezüglich gab Ulrich Trautwein 1747, als die Verhandlungen wieder aufgenommen wurden, einen für den damaligen Radius des Kinzigtäler Holzhandels aufschlussreichen Bericht: Wie er schrieb, erreichte von dem die Kinzig hinabgehenden Holz „nicht der 10. oder 20. Teil“ Straßburg. „Die vornehmste Holländer War“ ginge nach Mannheim und weiter nach Holland, das weniger wertvolle Holz würde schon in Offenburg, in Willstätt, in Kehl, im Hanauerland und im Breisgau verkauft. Außerdem sei bei dem derzeitigen großen Holzüberschuss in Straßburg dort sowieso kein guter Preis zu machen.³⁵ Zugleich ließ er den Triberger Obervogt seine wachsende Ungeduld spüren: Es wäre ihm „gar lieb ..., wenn die Sach einmal ihre völlige Richtigkeit hätte, weilen die Bauren mich täglich hierüber anlaufen und betreiben, dieses Commercium aber sowohl denen selben, als vornehmlich auch dem Kaiserlich und Königlichen österreichischen Cameral Interesse auf verschiedene Arth und Weis nützlich und verträglich wäre.“³⁶

Vielleicht, dass es diese Argumente waren, die die vorderösterreichische Regierung in Waldshut, wohin sie vor den Franzosen geflüchtet war, bewog, endlich den Holzverkauf aus der Herrschaft Triberg zu genehmigen.



Floß auf der Kinzig.

Bild 3: „Floß auf der Kinzig“, gezeichnet von M. Wolf. Illustration für den Aufsatz „Aus den Ferien“ von Heinrich Hansjakob, in: *Katholische Welt* 1868. – Vorlage: Hansjakob-Archiv Haslach.

Am 25. Oktober 1747, nach „hinweg gezogenem Krüegs Disturbio“ und „im lieben Frieden“ wies sie den Triberger Obervogt an, „denen Unterthanen in ihrem Gesuch zu willfahren.“ So erhielten die Waldbesitzer Johann Faller in Niederwasser, Jacob Hermann in Schonach und Johann Weinagger in Gremmelsbach die Erlaubnis, „ihr alt erwachsenes undt überständiges“ Holz an Johann Ulrich Trautwein und „Consorten“ zu verkaufen.

Dies ging nicht ohne strenge Auflagen und Bedingungen, die zeigen, wie intensiv diese Angelegenheit von Regierungsseite bearbeitet worden war. Als erstes wird verlangt, dass das Holz nicht „in feindliche Lande“ kommen darf. Was den Zoll betrifft, so waren für das Klafter Brennholz, d. h. für einen Baum, fünf Kreuzer zu bezahlen. Festgelegt wurden auch die Preise, zu denen die Schiffer ihr Holz erwerben konnten: Für die beste Qualität waren den Bauern pro Baum 30 Kreuzer, für die mittlere 15 Kreuzer und für die mindere sechs Kreuzer zu bezahlen. Wurde ein Kahlschlag gemacht, so sollten einige Samenbäume stehen bleiben; das „Abholz“ durfte nicht verbrannt, sondern musste ordentlich auf die Seite geräumt werden; der Platz musste mit einem Hag versehen sein, aus der freien Fläche durfte kein Ackerfeld, keine Reute und kein „Waydgang“ werden – andernfalls war die „Forstgarb“ zu entrichten – und für neuen „Aufwachs“ musste gesorgt werden. Über diese Bestimmungen, die verhindern sollten, den Wald zu einem „Fruchtackher“ zu machen, die also auf seine Schonung und Nachhaltigkeit abzielten, hatte der Forstknecht Buch zu führen. Am Ende der „Flözzeit“, ab Mitte November bis Mitte März, hatte er eine Abrechnung vorzulegen. In ihr waren die 26 Stämme nicht aufzuführen, die die Bauern den Schiffern kostenlos für den Bau der „Wuhren“ überlassen mussten.

Ihnen wird auch ein „Platz oder Liegenstatt“ für das Holz gestattet, den Weg zu Land und die Wasserstraße dürfen sie einrichten, ebenso „Wuhren“ und Schwellungen. Aufzukommen haben sie für Schäden auf Matten, Äckern, Feld und Fischwässern, wobei die unparteiische Obrigkeit den jeweiligen Schaden festzustellen hatte. Dazu kam die Pflicht, den Bach bis zum Obergieß zu säubern. Für sich selber, ihre Arbeiter und Tagelöhner dürfen sie Weinvorräte anlegen, sie haben dafür jedoch das Umgeld, die Weinsteuer, zu entrichten, pro Saum (vier Eimer) einen Gulden und 55 Kreuzer; „bey hoher Straff“ war ihnen verboten, Wein an Unbeteiligte auszuschenken. Die übrigen „Victualien“ sollten sie „in hisiger Herrschafft erkauffen.“ Das Ganze wurde, wie beim „Flotz-Contract“ mit Württemberg, auf zwölf Jahre festgeschrieben, und man konzedierte ihnen das Monopol, dass nur sie allein in der Herrschaft Triberg berechtigt waren, Holz zu kaufen und zu verflößen.³⁷

Nun endlich hätten die Schiltacher Schiffer die ihnen zugestandenen 7000 Bäume aus der Herrschaft Triberg kaufen und die Gutach hinabflößen können. Doch verstarb Abraham Trautwein noch im September 1747,

und auch von Hans Jakob Dorner ist nichts Gutes zu berichten: Im Oktober 1747 steckte er in solchen finanziellen Schwierigkeiten, dass seine Felder und sein auf 1250 Gulden veranschlagtes Haus zur Versteigerung kamen.³⁸ Ein Zusammenhang mit dem Unternehmen im Gutachtal liegt nahe, dessen Kosten und Verzögerungen offensichtlich die Finanzkraft Dorners überstiegen. Wohl wurde es dann von Ulrich Trautwein allein durchgeführt, der sich 1747 „Landschiffer zuo Hornberg“ nannte.³⁹

Die Flößerei auf der Gutach sollte jedoch Episode bleiben und dürfte nach Ablauf der vereinbarten Vertragsdauer von zwölf Jahren, die Unterbrechungen durch den Krieg dazugerechnet, spätestens anfangs der 1760er-Jahre beendet gewesen sein. Über die Gründe dafür kann nur spekuliert werden: Sei es, dass die landschaftlichen Gegebenheiten die Flößerei hier nicht rentabel machten, oder, dass die geschilderten bürokratischen und politischen Erschwernisse das Projekt endgültig scheitern ließen. Möglich wäre auch, dass Hochwasser die Bacheinbauten zerstörten, deren Rekonstruktion sich danach nicht mehr rentierte. Darauf verweist die Feststellung von Ludwig Barth, des ersten Erforschers der Kinzigflößerei, dass 1767 die Gutach „nicht mehr floßbar“ war.⁴⁰ Wenig später, 1789, schrieb Franz Joseph von Pflummern, der Sohn und Adjunkt des früheren Triberger Obervogts, in seiner „Pflummernschen Chronik“, dass es in der Herrschaft Triberg „weder schif noch schif- oder floßbare Wasser“ gäbe oder diese dafür „zu applicieren“ wären; die vorhandenen Bäche könnten höchstens zur Wiesenbewässerung gebraucht werden, ansonsten seien sie zu klein und „auch wegen der darin liegenden Felsen undt Schrofen zu rauh.“⁴¹

Anmerkungen

- 1 Diesem Aufsatz liegen Ausführungen zu Grunde, die ich am 20. 10. 2007 in Schiltach anlässlich der Verleihung des Prädikats „Schiltach, internationale Flößerstadt“ gemacht habe.
- 2 Vgl. zur Flößerei auf der Wolf: Bächle, Gebhard: Auf dem Schwall zu Tal. 400 Jahre Wolfstalflößerei. In: Heimat im Wolfstal. Oberwolfach. Leben und Brauchtum in einer Schwarzwaldgemeinde (Oberwolfach 1999), 88–99. Auf der Schiltach: Flaig, Franz/Broghammer, Heinz: Zur Geschichte der Flößerei in Schramberg. In: D’Kräz. Beiträge zur Geschichte der Stadt und Raumschaft Schramberg 3, 1983, 34–38; 4, 1984, 24–30. Auf dem Heubach: Fautz, Hermann: Die Geschichte der Schiltacher Schiffferschaft. In: Die Ortenau 28, 1941, 150–212, hier 152. Auf der Kleinen Kinzig: Hiss, Albert: Kaltbrunn-Wittichen einst und jetzt. Chronik einer Schwarzwaldgemeinde und ihres Klosters (Kaltbrunn 1966), 204f.
- 3 Lehmann, Bruno: Die Kinzig und die Flößerei, hrsg. vom Flößerei- und Verkehrsmuseum Gengenbach (Gengenbach 2005), 8–10.
- 4 Hitzfeld, Karlleopold: Chronik der Stadt Hornberg (Hornberg o.J.), 277.
- 5 Fürstenbergisches Urkundenbuch Bd. 7, Nr. 239; 239/1.
- 6 Kohlmann, Carsten: Die Schiltacher Schiffferschaft im Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges. In: Schwäbische Heimat 54, 2003, 410–419, hier 413 f.

- 7 Ebd., 414.
- 8 Ebd.
- 9 Ebd., 416.
- 10 Generallandesarchiv Karlsruhe (künftig: GLAK) 21/6670.
- 11 Volk, Karl: Leidenschaft und harte Arbeit. Gab es ab 1747 Holzflößerei auf dem Triberger Teil der Gutach? In: Almanach des Schwarzwald-Baar-Kreises 2001, 146–153. – Herrn Karl Volk, Triberg-Gremmelsbach, bin ich für seine vertrauensvolle und konstruktive Zusammenarbeit dankend verbunden.
- 12 Vgl. zu ihm: Hauth, Julius: Das Forstamt und seine Forstmeister. In: Schiltach. Schwarzwaldstadt im Kinzigtal, hrsg. von der Stadt Schiltach (Freiburg 1980), 112–114, hier 113 f.
- 13 Vgl. Gall, Wolfgang M.: Der Kanal, die Stadt und der Aufruhr. In: Die Ortenau 87 (2007), 187–196, hier 190.
- 14 Vgl. Kohlmann, Schifferschaft (wie Anm. 6), 415 f.
- 15 Vgl. Harter, Hans: Flößerei. In: Spätmittelalter am Oberrhein. Alltag, Handwerk und Handel 1350–1525. Aufsatzband, hrsg. von Sönke Lorenz und Thomas Zotz (Stuttgart 2001), 215–223, hier 215, 220.
- 16 Vgl. Harter, Hans: Schiltach. Die Flößerstadt (Schiltach 2004), 6 ff.
- 17 Ebd., 19.
- 18 Ebd., 27 f.
- 19 Hauth, Julius: Das Gasthaus „Zum Engel“ – heute Stadtapotheke, Marktplatz 5. Handschriftliches Manuskript, 1978. Stadtarchiv Schiltach, Nachlass J. Hauth.
- 20 Das Sippenbuch der Trautwein aus Schiltach, hrsg. von Hartmut Hauth, H. Hauth und Rolf Rombach (Schiltach 2008), Nr. 65.
- 21 Ebd., Nr. 66.
- 22 Fautz, Schifferschaft (wie Anm. 2), 156.
- 23 Fautz, Hermann: Handwerk und Zunftwesen. In: Schiltach. Schwarzwaldstadt (wie Anm. 12), 295–313, hier 313.
- 24 Volk (wie Anm. 11), 148. – GLAK 229/74940.
- 25 Volk, ebd., 147. – GLAK 229/74940.
- 26 Volk, ebd., 147 f. – GLAK 229/74940.
- 27 Volk, ebd., 148. – GLAK 229/74929.
- 28 Volk, ebd., 148 f. – GLAK 122/63.
- 29 Volk, ebd., 147. – GLAK 229/74940.
- 30 Volk, ebd., 147 f. – GLAK 229/74940.
- 31 Volk, ebd., 149. – GLAK 229/74940.
- 32 Volk, ebd., 150. – GLAK 122/63.
- 33 Volk, ebd., 149 f. – GLAK 122/63; 229/74940.
- 34 Volk, ebd., 150. – GLAK 229/74940.
- 35 Volk, ebd., 150 f. – GLAK 122/63.
- 36 Volk, ebd., 151. – GLAK 229/74940; 122/63.
- 37 Volk, ebd., 151 f. – GLAK 229/74929.
- 38 Hauth, „Engel“ (wie Anm. 18).
- 39 Volk (wie Anm. 11), 151. – GLAK 122/63.
- 40 Barth, Ludwig: Geschichte der Flößerei im Flussgebiet der oberen Kinzig (Karlsruhe 1895), 94.
- 41 Volk (wie Anm. 11), 152. – GLAK 65/672 und 673.

Zur Bedeutung von Wilhelm Hausenstein

Eine Rede, gehalten in Paris

Johannes Werner

*Wenn ich einmal tot bin, dann werden die Stimmen ja wohl kommen und sagen, es sei doch etwas mit mir los gewesen.
Wilhelm an Margot Hausenstein, 9. Oktober 1936*

Dass wir uns heute hier versammelt haben, hat einen guten Grund, zumindest einen Anlass, oder vielmehr einen doppelten: 125 Jahre sind vergangen, seit Wilhelm Hausenstein in Hornberg im Schwarzwald geboren wurde, und 50 Jahre, seit er in München starb. Und wenn wir schon mit Zahlen spielen, dann müssen wir auch die beiden Daten, die wir feiern, genauer betrachten, um die Zeitgenossenschaft dessen, den wir feiern, besser zu begreifen. Als er geboren wurde, 1882, wurden auch James Joyce, Jean Giraudoux, Georges Braque, Igor Strawinsky geboren; als er starb, 1957, starben auch Alfred Döblin, Valéry Larbaud, Curzio Malaparte, Constantin Brancusi, Henry van de Velde, Arturo Toscanini, Jan Sibelius. So also hießen die Zeitgenossen; und die Zeit hieß – in Deutschland – Zweites Kaiserreich, Erster Weltkrieg, Weimarer Republik, Drittes Reich, Zweiter Weltkrieg, Bundesrepublik. Es waren 75 Jahre, nicht viele; aber sie hatten es in sich.

Begonnen hat Hausenstein, nach den gymnasialen Jahren in Karlsruhe und nach den Studien in Heidelberg, Tübingen und München, als *Kunsthistoriker*. Sein erstes Buch (1910) galt dem Bauern-Bruegel; es folgten Monographien über Grünewald, Fra Angelico, Giotto, Carpaccio und Rembrandt, über Barock und Rokoko, über exotische Kunst, und eine umfassende „Kunstgeschichte“. Schon in seinem ersten Buch bemühte er sich, den Künstler in sein soziales, politisches und ökonomisches Umfeld einzuzichnen, ihn aus ihm heraus zu verstehen und verständlich zu machen. Man komme nicht umhin, so schrieb er schon in eben jenem ersten Buch, „beim Wirtschaftsgeschichtlichen, beim Gemeingeschichtlichen“¹ zu verweilen, wenn man das bloß Ästhetische überwinden wolle.

So lag es nahe, dass Hausenstein auch als *Kunstsoziologe* hervortrat. Aber ihm ging es nicht, wie sonst, um die Einwirkungen der Gesellschaft auf die Themen, sondern auf die Formen der Kunst, also auf das eigentlich Künstlerische der Kunst. „Die größten Fehler der soziologischen Kunstbe-

trachtung sind, dass sie in den künstlerischen Schöpfungen die Inhalte sucht und untersucht und zwischen ihnen und bestimmten wirtschaftlichen Verhältnissen eine gerade Linie ziehen will. Das wirklich Soziale in der Literatur aber ist: die Form.“² Diese Sätze schrieb, auf ungarisch, Georg Lukács im Jahre 1912 in seinem Vorwort zur „Entwicklungsgeschichte des modernen Dramas“. Wilhelm Hausenstein konnte diese Sätze nicht kennen, als er 1911 sein Werk über den nackten Menschen „in der Kunst aller Zeiten“, 1913 über den nackten Menschen „in der Kunst aller Zeiten und Völker“ erscheinen ließ; aber er hatte sich sein Thema bewusst gesucht und gewählt. „Wir brauchen ästhetische Motive, die so allgemeiner Natur sind, dass sie sich zum sozialen Manifest nicht leicht eignen – auch nicht in einem entgegengesetzten Sinn so speziell sind, dass sie die Auffindung der sozialen Linie erschweren; Motive endlich, die in allen Zeiten kunstgeschichtlicher Entwicklung in Ansehen standen und darum als klassische Motive aller künstlerischen Kulturen gelten dürfen. Diese Motive sind die Formen der nackten menschlichen Gestalt: die Formen des elementarsten menschlichen Daseins. Mit dieser Wahl verbauen wir uns alle Möglichkeiten einer Pseudoästhetik, die mit dem Stofflichen listet. Die Frage lautet einfach: haben die Formen wirtschaftlichen, gesellschaftlichen, politischen Lebens auf die Darstellung der menschlichen Formen Einfluß?“³ Die Frage zu stellen hieß für Hausenstein, sie zu bejahen, und sein Ja mit einem ungeheuren Material zu untermauern. Man wurde auf ihn aufmerksam, vor allem in der jungen Sowjetunion, wo Anatoli Lunačarskij, der Volkskommissar für das Bildungswesen, ihn von 1923 an in mehreren Veröffentlichungen vorstellte und ihm auch den Auftrag gab, für die Sowjetenzyklopädie den Artikel übers Barock zu verfassen. In der Zeitschrift des Kulturministeriums schrieb 1926 der Kunsthistoriker Vladimir Fedorov: „Wilhelm Hausenstein ist der wichtigste und beinahe einzige Vertreter der zeitgenössischen marxistischen Ästhetik.“⁴

Doch auch der unmittelbaren Gegenwart wandte Hausenstein sich zu: nämlich als *Kunstkritiker* in unzähligen Beiträgen für Zeitungen, Zeitschriften, Jahrbücher und wiederum mit Monographien über den Expressionismus, über Albert Weisgerber, Rudolf Großmann, Max Unold, Lovis Corinth, René Bech – und Paul Klee; diese ist nicht nur die schönste, sondern auch die wichtigste, weil sie den Künstler bekannt, ja berühmt machte. Rainer Maria Rilke schickte das Buch an Baladine Klossowska, und zwar weniger wegen Klee als vielmehr wegen Hausenstein: „Car sa manière de voir est très spirituelle et parfois amusante“⁵; und Herbert Read fand noch nach 25 Jahren, es bleibe „in many respects the most complete and understanding account of the painter and his work“⁶.

Freilich war Hausenstein alles andere als ein Stubenhocker oder Stubengelehrter, als ein Hieronymus im Gehäus. „Wer den Dichter will verstehen, / Muß in Dichters Lande gehen.“⁷ Goethes Wort gilt aber nicht nur

vom Dichter, sondern auch vom Künstler, und so zog es auch Hausenstein immer wieder an die Orte, an denen die Künstler gelebt und an denen sie ihre Werke hinterlassen hatten. So führte ihn Carpaccio nach Venedig, Breugel nach Antwerpen, Rembrandt nach Amsterdam, Vermeer nach Delft, Cézanne nach Aix-en-Provence, van Gogh nach Arles. Er wollte den Spuren folgen, selber vor den Bildern und den Bauten stehen, sie selber sehen; Anschauung war ihm wichtig. Und so wurde er auch zum *Reiseschriftsteller*, wiederum mit vielen Beiträgen und mit Büchern über Baden, Belgien, Holland, Südfrankreich, Griechenland und Venedig; über „Europäische Hauptstädte“, „Abendländische Wanderungen“ und „Wanderungen auf den Spuren der Zeiten“.

Es ging ihm um die Kunst, aber immer auch um die Literatur. Hausenstein hat sich als *Herausgeber* der Werke von Büchner und Seume verdient gemacht, die von der offiziellen Literaturwissenschaft eher ignoriert worden waren; als *Übersetzer* von Maurice Barrès (nämlich, nicht zufällig, von dessen Buch, das El Greco, den Künstler, im Kontext von Toledo beschrieb); von Baudelaire vor allem, aber auch von Mallarmé, Verlaine, Rimbaud und manchen anderen; als *Interpret* von Cervantes und Stifter. Als Hausenstein am 2. Juni 1957 von seinem Schreibtisch aufstand, lag dort der erste Entwurf zu einem Essay, der „1857“ heißen und davon handeln sollte, dass in jenem Jahr, also vor einem Jahrhundert, drei Hauptwerke der Literatur erschienen waren: Stifters „Nachsommer“, Flauberts „Madame Bovary“ und Baudelaires „Fleurs du Mal“. Es waren Werke, die ihm am Herzen lagen; und sie bildeten eine eigenartige Konstellation, eine Konfiguration von deutschem und französischem Leben, Denken und Dichten. Das Thema lockte und schreckte ihn zugleich. Noch bevor er sich erhob, schrieb er, der immer an sich Zweifelnde, in sein Tagebuch: „Schwer, schwer. Ich hoffe, etwas zu vermögen, bin dessen aber nicht gewiß.“⁸ (Der Satz füllte, ganz genau, die letzte Zeile auf der letzten Seite seines Tagebuchs, und war der letzte, den Hausenstein schrieb. Am Vormittag des folgenden Tages ist er gestorben.)

Schließlich trat Hausenstein selber als *Erzähler* hervor; vor allem mit dem ersten und leider auch einzigen Band seiner Autobiographie, der 1947, also vor genau 60 Jahren erschien: „Lux Perpetua. Summe eines Lebens aus dieser Zeit“. Dem Dilemma jedweder Autobiographie, das darin besteht, dass der Beschreibende mit dem Beschriebenen nicht mehr ganz identisch ist – diesem Dilemma versuchte er dadurch zu entgehen, dass er sich verdoppelte, oder auch teilte, nämlich in zwei Vettern, die beide angeblich „im gleichen Augenblick, um die Mitte des Juni 1882“⁹ im Sternzeichen der Zwillinge geboren sind, und von denen der eine der Beschreibende und der andere der Beschriebene ist. Aber am Ende dieser „Geschichte einer deutschen Jugend aus des neunzehnten Jahrhunderts Ende“ gibt das Buch sein Geheimnis selber preis; denn da geht der, um den es hier geht,

im Karlsruher Schlossgarten unter den Gingkobäumen her, hebt ein Blatt auf und sagt sich erst die erste Zeile des Gedichts von Goethe vor: „Dass ich eins und doppelt bin“¹⁰; und dann dessen mittlere Strophe „Ist es ein lebendig Wesen, / Das sich in sich selbst getrennt? / Sind es Zwei, die sich erlesen, / Dass man sie als eines kennt?“¹¹ (Thomas Mann hat den „Doktor Faustus“, der ebenfalls 1947 erschien, ebenso angelegt.)

Zu nennen wäre noch der *Journalist* Hausenstein und der *Redakteur*, der das Literaturblatt und die Frauenbeilage der berühmten „Frankfurter Zeitung“ durch das so genannte „Dritte Reich“ manövrierte, von dem er Abstand hielt und dem er widerstand. Er wusste, dass alles, was er veröffentlichte, „mit der Lupe gelesen“¹² wurde; und zwar nicht nur von den Feinden, sondern auch von den Freunden, und von beiden, weil sie den doppelten Sinn seiner Schriften suchten und das, was zwischen ihren Zeilen geschrieben war.

Und zu nennen wäre auch noch der *Diplomat*, der erste Botschafter Deutschlands in Frankreich nach jenen dunklen Jahren – aber von ihm werden heute andere sprechen.¹³

Lassen wir die lange Reihe der Rollen, die Hausenstein spielte, und gut spielte, nochmals vor unserem geistigen Auge vorüberziehen. (Und lassen Sie mich hier sagen, dass ich, als ich vor vielen Jahren auf Hausenstein aufmerksam wurde, erst gar nicht glauben konnte, dass es sich bei ihm immer um dieselbe Person handelte und nicht um mehrere Personen mit zufällig demselben Namen.)

Stellen wir uns freilich die Frage, ob es für diese vielen verschiedenen Rollen so etwas wie einen gemeinsamen Nenner, oder eher einen Oberbegriff gibt. Gewiß – denn Hausenstein war immer und in allem ein *Vermittler*. Er vermittelte als Kunsthistoriker zwischen der vergangenen, ferngerückten und fremd gewordenen Kunst und dem gegenwärtigen Publikum (dem er auch die nicht weniger ferne und fremde Kunst der anderen Kontinente verständlich machte, weil es ihm, wie Hermann Hesse schrieb, gelang, „jener wilden Kunst auch denkerisch nahe zu kommen“¹⁴). Er vermittelte als Kunstkritiker zwischen der gegenwärtigen Kunst und dem zwar gegenwärtigen, aber noch unverständigen, unwilligen Publikum; und als Kunstsoziologe zwischen der Kunst und ihrer sozialen, politischen und ökonomischen Basis. Reinhard Piper, sein erster Verleger, hat ihn einen der „verdienstvollsten deutschen Kunsterzieher“¹⁵ genannt. Als Reiseschriftsteller beschrieb er denen, die nicht selber reisen konnten, wiederum die Ferne und die Fremde; als Übersetzer machte er ihnen die Literatur zugänglich, die sie im Original nicht lesen konnten, und als Interpret die, die sie zwar lesen, aber nicht sogleich verstehen konnten. Als autobiographischer Erzähler beschrieb er seine Erlebnisse denen, die anderes erlebt und erfahren hatten. Als Journalist und Redakteur war er gleichsam der Bote, der wusste und sagte, was in der weiten Welt geschah. Und als Diplomat,

als welcher er ja aus gutem Grund auch Botschafter hieß, vermittelte er zwischen zwei Nationen, die nach allem, was geschehen war, einer solchen Vermittlung, ja einer Versöhnung dringend bedurften.

Auch wenn man das Werk derart auf den Punkt bringt: was bleibt, ist seine ungeheure *Menge und Fülle, Breite und Tiefe*, die sich einem ebenso ungeheuren Fleiß verdankt. Seine rund 80 Bücher sind ja nicht vom Himmel gefallen. Und dabei war er niemals nachlässig, nein: *Genauigkeit* zeichnete ihn aus. „Vielleicht realisiert sich der Schriftsteller im Schreiben; sicher ist, dass er sich damit umbringt: Es ist ein entsetzlicher Beruf. Es ist nichts schwerer als Schreiben.“¹⁶ Immer wieder, und immer öfter, ergriff ihn „die ungeheure Angst vor dem Schreiben, und dies bis in den Schlaf hinein, wo mir denn Stellen, die mehr oder weniger verfehlt sein könnten, aufs Gewissen fallen wie Untaten, ja wirklich wie Verbrechen.“¹⁷ Selbst die Texte für die Tageszeitung wurden solange verbessert, bis sie gut genug waren – und nicht nur die eigenen; als Redakteur führte er Korrespondenzen, in denen es nur um ein Komma ging.

Geradlinigkeit zeichnete ihn ebenfalls aus. Dem so genannten „Dritten Reich“, vor dessen „pseudonationaler Ideologie“¹⁸ er schon sehr früh gewarnt hatte, hat er nicht die geringsten Zugeständnisse gemacht: nicht, als seine „Kunstgeschichte“ eingestampft wurde, weil sie wohl kaum „mit einem normalen rassistischen Empfinden in Einklang zu bringen“¹⁹ war, und weil er sich weigerte, die jüdischen Künstler zu eliminieren oder zu degradieren; nicht, als er in der Ausstellung „Entartete Kunst“ als „Kunstkritiker der Systemzeit“²⁰ angeprangert wurde; nicht, als er aus der „Reichsschrifttumskammer“ und der „Reichspressekammer“ ausgeschlossen wurde, nicht mehr schreiben durfte und schließlich sogar um sein Leben und um das seiner Angehörigen fürchten musste. Da war er, wenn er „an Deutschland in der Nacht“²¹ dachte, oft „um den Schlaf gebracht“²² – nicht anders als, 100 Jahre früher, jener Heinrich Heine, dessen Name dieses Haus trägt; dieses Haus, dessen Grundstein Hausenstein 10 Jahre später legte.

Geradlinig war Hausenstein auch dann, wenn er die Seiten wechselte, ja gerade dann: wenn er dem Sozialismus, mit dem er sich nicht nur seine akademische Laufbahn verbaut hatte, abschwor, weil er ihm 1919 „in einem unmöglichen Kompromiß mit der Rechten zu stehen schien“²³; wenn er dem Expressionismus, dessen Propagandist er gewesen war, abschwor, weil der Stil immer mehr zur bloßen Mode verkam; wenn er vom Protestantismus zum Katholizismus konvertierte, weil er dort die Sicherheit zu finden glaubte, die er von Anfang an gesucht hatte.

Hausenstein blieb seiner Sache, blieb sich selber treu; und auch seinen Freunden: Theodor Heuss, den er schon von München her kannte und den er dann hier, in Paris, vollends kennen lernte, als er, Hausenstein, bei der ehemaligen Königin von Neapel als Vorleser angestellt war; Rainer Maria Rilke, der sein Trauzeuge war; René Schickele, Karl Wolfskehl, Hans Ca-



rossa, Alfred Kubin, Annette Kolb, Max Picard, Benno Reifenberg. Sogar mit Karl Valentin war Hausenstein befreundet, soweit so etwas überhaupt anging; über ihn, den Mit-Melancholiker, der wie er im Juni 1882 geboren worden war, schrieb er ein schönes Buch; ein weiteres.

Genauigkeit, Geradlinigkeit – und *Offenheit*; zwar früher mehr als später, aber selbst wenn er, am Ende seines Lebens, mit manchem nicht mehr einverstanden war, so hat er es doch zu verstehen versucht. So hat er auch als Präsident der Bayerischen Akademie der Schönen Künste, der er von 1950 bis 1953 war, deren Tore weit aufgestoßen. Zu denen, die als ordentliche, außerordentliche oder korrespondierende Mitglieder in sie eintreten durften, zählten Werner Bergengruen, Reinhold Schneider, Rudolf Kassner, Hans Carossa, Georg Britting, Wilhelm Lehmann, Gottfried Benn, Carl Zuckmayer, Gertrud von Le Fort, Annette Kolb, Thornton Wilder, Paul Claudel und José Ortega y Gasset; Wilhelm Furtwängler, Paul Hindemith, Arthur Honegger, Werner Egk, Carl Orff, Luigi Dallapiccola, Olivier Messiaen und Igor Strawinsky; Oskar Kokoschka, Hans Purrmann, Max Beckmann, Alfred Kubin und Gerhard Marcks. Den ersten Literaturpreis, den Hausenstein zu verantworten hatte, vergab er an Günter Eich, den letzten an die seit langem verstummte und verfemte Marieluise Fleisser.

Nun habe ich so viele Namen genannt, und hätte doch noch viele nennen können; von Walter Benjamin, der sich in seinem berühmten Buch über den Ursprung des deutschen Trauerspiels immer wieder auf Hausenstein berief, von Gottfried Benn, der sich seine Formulierungen aneignete, von Ernst Toller, der ihn zum Kunstkommissar der Münchner Räterepublik ernennen wollte, von James Ensor, der ihn einen Künstler nannte, von Karl Kraus, der, was selten vorkam, seine Beschreibung von Wien lobte, von Albert Schweitzer, der ihm auf der Orgel vorspielte, von Thomas Mann, der mit ihm über Wert oder Unwert der Bücher stritt, die in den dunklen Jahren erschienen waren ... aber genug. Seine Bedeutung braucht durch solche Namen, und seien sie noch so groß, nicht noch einmal bewiesen zu werden; sie liegt in dem, was er tat, und in dem, was bleibt und weiterhin wirkt. In einem Gedicht von Victor Hugo, das Hausenstein übersetzt und bei dessen Übersetzung er wohl auch an sich selber gedacht hat, heißt es:

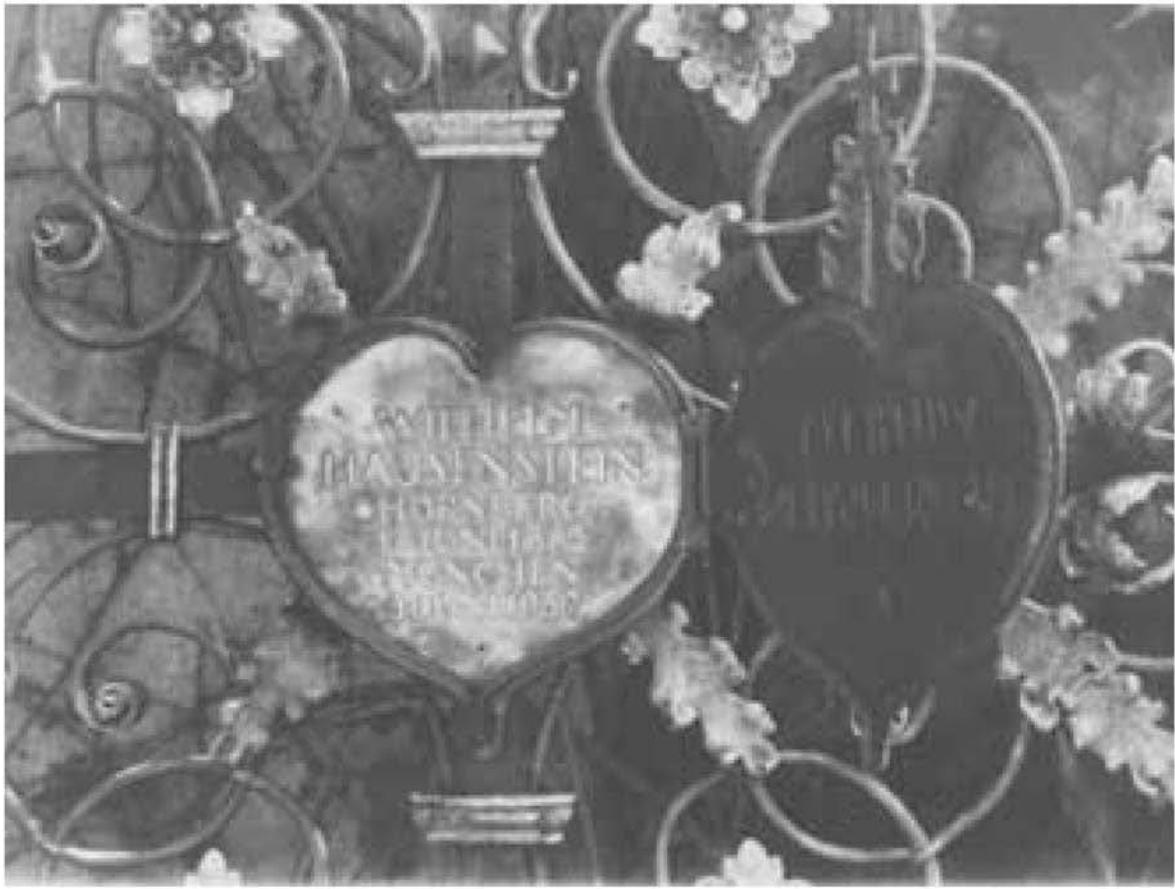
Je n'ai pas refusé ma tâche sur la terre.
 Mon sillon? Le voilà. Ma gerbe? La voici.
 J'ai vécu souriant, toujours plus adouci,
 Debout, mais incliné du côté du mystère.

Ich hab' mich meiner Pflicht hienieden nicht entzogen,
 Mein Acker ward gefurcht, die Garbe eingebracht.
 Ich ließ mich zähmen und ich habe auch gelacht,
 Ich stand – doch immer dem Geheimnis zugebogen.

J'ai fait ce que j'ai pu; j'ai servi; j'ai veillé,
 Et j'ai vu bien souvent qu'on riait de ma peine.
 Je me suis étonné d'être un objet de haine,
 Ayant beaucoup souffert et beaucoup travaillé.

Ich tat, was ich vermag, ein Wächter und ein Knecht,
 Die Spötter sah ich oft um meine Mühen streichen,
 Verwundert sah ich gar die Hasser mich umschleichen,
 – Des Duldens war so viel und meine Arbeit recht.²⁴

Goethe hat, in den „Wahlverwandtschaften“, bemerkt, dass „die Erscheinung von bedeutenden Menschen in irgendeinem Kreise niemals ohne Folgen bleiben kann“²⁵. Auch dass wir uns hier versammelt haben, und dass wir es nach allem, was zwischen Deutschland und Frankreich war, konnten, ist eine solche Folge; nicht die letzte.



Über Wilhelm Hausenstein aus Hornberg ist auch in dieser Zeitschrift immer wieder, wenn auch oft ohne eigentlichen Anlass, geschrieben worden. Ein solcher – und sogar doppelter – Anlass ergab sich freilich im letzten Jahr, 2007, wie aus den Lebensdaten des bedeutenden Mannes leicht ersichtlich ist; und so gedachte man seiner u. a. in Hornberg, Baden-Baden, Durmersheim, München, Murnau, Tutzing ... und in Paris, wo er von 1950 bis 1955 die Bonner Bundesrepublik repräsentierte; dort fand im „Maison Heinrich Heine“ in der „Cité Universitaire“, dessen Grundstein er am 15. Juni 1954 hatte legen helfen, am 6. Juni 2007 eine viel beachtete Veranstaltung statt. Am Nachmittag würdigten Dr. Christiane Deussen (Paris), Dr. Johannes Werner (Karlsruhe), Prof. Dr. Ulrich Lappenküper (Hamburg/Bonn), Dr. Laurence Blanc (Besançon), Dr. Peter Reuss (Berlin) und Kerstin Bitar M.A. (Zürich/Basel) das Werk und die Wirkung von Wilhelm Hausenstein unter verschiedenen Aspekten; die Moderation übernahm Prof. Gilbert Merlio (Paris). Am Abend sprachen, vor fast vollem Haus, Klaus Neubert, der deutsche Botschafter, über seinen ersten Vorgänger Wilhelm Hausenstein und Prof. Alfred Grosser über „Wilhelm Hausenstein et les débuts du nouveau dialogue franco-allemande“. Es folgten ein kleines Konzert für Flöte und Klavier, das von Bewohnern des Hauses bestritten wurde, und ein Empfang in den Räumen der Direktorin mit vielen

*guten Gesprächen. – Die hier abgedruckte Rede stellt den vorläufig letzten Versuch dar, den ganzen Wilhelm Hausenstein zu beleuchten und ihn auf seine bleibende Bedeutung zu befragen, soweit es in der gebotenen Kürze möglich war.*²⁶

Anmerkungen

- 1 Hausenstein, Wilhelm: *Der Bauern-Bruegel*. 2. Aufl. München 1920, 6.
- 2 Lukács, Georg: Aus dem Vorwort zu „Entwicklungsgeschichte des modernen Dramas“. In: G. L., *Schriften zur Literatursoziologie*. Hrsg. von Peter Ludz (= *Werkauswahl Bd. 1/Soziologische Texte Bd. 9*). 4. Aufl. Neuwied/Berlin 1970, 71–74; hier 71.
- 3 Hausenstein, Wilhelm: *Der nackte Mensch in der Kunst aller Zeiten und Völker*. München 1913, 12f.
- 4 Zit. n. Migge, Walter: *Wilhelm Hausenstein. Wege eines Europäers*. Katalog einer Ausstellung. Marbach a. N. 1967, 171 (Übers. v. Verf.).
- 5 Rilke, Rainer Maria: *Briefe in zwei Bänden*. Bd. 2 (= 1919–1926). Hrsg. von Horst Nalewski. Frankfurt a. M./Leipzig 1991, 128.
- 6 Read, Herbert: *The Philosophy of Modern Art. Collected Essays*. London o.J., 169.
- 7 Goethe, Johann Wolfgang: *Noten und Abhandlungen: Zum besseren Verständnis des West-östlichen Divans*. In: J. W. G., *Werke Bd. 2* (= *Gedichte und Epen Bd. 2*). Hrsg. von Erich Trunz. 14. Aufl. München 1983, 126–267; hier 126.
- 8 Hausenstein, Wilhelm: *Impressionen und Analysen. Letzte Aufzeichnungen*. Hrsg. von W.E. Süskind. München 1969, 226.
- 9 Hausenstein, Wilhelm: *Lux Perpetua. Summe eines Lebens aus dieser Zeit*. Mitgeteilt von Johann Armbruster. Bd. 1 (= *Geschichte einer deutschen Jugend aus des neunzehnten Jahrhunderts Ende*). München 1947, 9.
- 10 Zit. n. ebd., 439.
- 11 Zit. n. ebd.
- 12 Hausenstein, Wilhelm: *Ausgewählte Briefe. 1904–1957*. Hrsg. von Hellmuth H. Renner. Oldenburg 1999, 133.
- 13 Vgl. dazu z. B. Werner, Johannes: „Ich als geborener Badener“. *Wilhelm Hausenstein und die Freundschaft mit Frankreich*. In: *Die Ortenau* 85 (2005), 401–416.
- 14 Hesse, Hermann: *Exotische Kunst*. In: *Die Neue Rundschau* 1/1922, 335–336; hier 335.
- 15 Piper, Reinhard: *Vormittag. Erinnerungen eines Verlegers*. München 1947, 406.
- 16 Hausenstein, Wilhelm: *Impressionen und Analysen* (Anm. 8), 223.
- 17 Hausenstein, Wilhelm: *Licht unter dem Horizont. Tagebücher von 1942 bis 1946*. Hrsg. von W. E. Süskind. München 1967, 207.
- 18 Hausenstein, Wilhelm: *Die widerliche Haartracht*. In: *Die Weltbühne* 21 (1925), 770–772; hier 771.
- 19 Anon., *Der Kunsthistoriker Wilhelm Hausenstein*. In: *Bücherkunde* 10/1941, 307–308; hier 308.
- 20 Zit. n. Piper, Reinhard: *Briefwechsel mit Autoren und Künstlern. 1903–1953*. Hrsg. von Ulrike Buergel-Goodwin und Wolfram Göbel. München/Zürich 1979, 327.
- 21 Heine, Heinrich: *Nachtgedanken*. In: H. H., *Sämtliche Werke*. Hrsg. von Otto F. Lachmann. Bd. 1. Leipzig o.J., 345–346; hier 345.
- 22 Ebd.

- 23 Hausenstein, Wilhelm: Brief an Herbert Schweizer, 14.08.1946; Archiv Hornberg.
- 24 Hugo, Victor: Veni, vidi, vixi. In: Das trunkene Schiff und andere französische Gedichte von Chénier bis Mallarmé. Deutsch von Wilhelm Hausenstein. Freiburg/München 1950, 54–57; hier 54–55.
- 25 Goethe, Johann Wolfgang: Die Wahlverwandtschaften. In: J. W. G., Werke Bd. 6 (= Romane und Novellen Bd. 1). Hrsg. von Erich Trunz. 13. Aufl. München 1993, 242–490; hier 412.
- 26 Im Übrigen vgl. Werner, Johannes: Wilhelm Hausenstein. Ein Lebenslauf. München 2005.

Ein armes Schwein kommt in den Himmel. Wilhelm Busch und Moritz Schauenburg

Christel Seidensticker

Als der 175. Geburtstag von Wilhelm Busch im Jahre 2007 und dessen 100. Todestag am 8. Januar 2008 bevorstand, bat mich Michael Jakob, der Verleger des Ernst Kaufmann Verlags in Lahr, eine Neuauflage des Heiligen von Padua zu besorgen und mit einem Nachwort zu versehen. Diese parodistische Bilderfolge aus dem Leben eines Heiligen war 1870 in der ersten Auflage mit dem Titel „Der h. Antonius von Padua“ und danach noch in vielen Auflagen in Lahr bei Moritz Schauenburg erschienen. Deutschlandweit hatte das Buch großes Aufsehen erregt und zu einem Prozess gegen den Verleger geführt. Karikaturenstreit würde man so etwas heute nennen.

Da in der Literatur zu diesen Vorgängen bislang alles gesagt worden ist, hätte ich mich an ein solches Unterfangen nicht gewagt, wären nicht einige Papiere aus dem schriftlichen Nachlass des Verlegers Schauenburg, meines Urgroßvaters, bei mir aufgetaucht, die offensichtlich noch nie der Buschforschung zur Verfügung gestanden hatten. Busch hat Briefe, die an ihn gerichtet waren, nicht aufgehoben. Der Verleger Schauenburg bewahrte die Briefe seiner berühmteren Autoren. Sie wurden von den Nachkommen sorgsam gehütet und im Falle Busch auch seinen Biografen zur Verfügung gestellt. Einzelne seiner eigenen Briefe an Busch sind im Entwurf oder als Kopie der Zeit mehr oder weniger zufällig erhalten. Allen wichtigen Autoren schrieb er eigenhändig, auch die Entwürfe und Kopien sind aus seiner Hand.

Sein Sohn Dr. Moritz Schauenburg stellte die Busch Briefe der Familie Nöldeke zur Verfügung. Von den Entwürfen und Kopien seines Vaters hatte er wohl keine Kenntnis.

Bei den Vorarbeiten zum Antonius durchforstete ich auf einem mir erst kurz zuvor zur Verfügung stehenden Dachboden Berge von Papieren, die in einer hohen Schicht seit Jahrzehnten, genauer seit 1945, auf dem Boden lagen. Dorthin waren die Inhalte von Schubladen und Schränken ausgekippt worden, als nach dem Einmarsch der Franzosen die Familienvilla beschlagnahmt und für den General hergerichtet wurde. Das Papier, Bedrucktes, Handbeschriebenes, Fotografien, alles aus dem 19. Jahrhundert, ist teilweise zerbröselt, manches noch intakt. Ein Griff in die Tiefe in der Zeit, als ich mich mit dem heiligen Antonius befasste, war da besonders glücklich: Ich hielt eine Fotografie von Wilhelm Busch aus dem Münchner Atelier von Fr. Hanfstaengl mit eigenhändiger Unterschrift in Händen.



Titelblatt der ersten drei Auflagen

Bei den Vorbesprechungen zur Neuauflage wurde auch die Frage erörtert, ob der Text zum Antonius nicht neu gesetzt werden müsse, denn die Frakturschrift der Zeit ist längst nicht mehr für alle lesbar. Die Frage löste sich von selbst, da ein in Antiqua gesetztes Exemplar in meinen Händen eindeutig die Merkmale der Erstauflage aufwies, so die Antiquaschrift, das Titelbild der ersten drei Auflagen, die auf Seite 7 ausgelassene Zeile, der unbeschädigte Holzschnitt auf Seite 10.

Kaum hatte im Frühsommer 1870 Wilhelm Buschs „Heiliger Antonius von Padua“ bei Moritz Schauenburg in Lahr die Druckerpresse verlassen, geriet das Werk auch schon in heftige Turbulenzen. Während es dem Verleger aus den Händen gerissen wurde, verfasste der Staatsanwalt in Offenburg eine Anklageschrift gegen den Verleger mit der Androhung von drei Monaten Haft. Es ging um die Würde der Religion und ihrer Lehren und um die Verbreitung unzüchtiger Schriften.

Es begann eine Geschichte, die auch das Verhältnis der zwei Hauptfiguren betraf. Ein Autor und ein Verleger begegnen sich, fast zufällig – oder doch nicht – es bahnen sich für beide gute Beziehungen an. Nachdem sie

ein Stück gemeinsamen Weges zurückgelegt hatten, gerieten sie aneinander und gingen fortan getrennte Wege. Da der eine von beiden, der Verleger, im badischen Lahr ansässig war, ist die Geschichte vom Heiligen Antonius auch ein Stück badische Geschichte.

Für mich ist sie auch eine Art Familiengeschichte, denn bei dem Verleger handelt es sich um meinen Urgroßvater. In verschiedenen Varianten wurde sie in der Familie erzählt. Im Verlag wurde in meiner Jugend der Antonius immer noch neu aufgelegt und vertrieben, und wenn wieder einmal in einem anderen Verlag ein Busch-Album erschienen war, dann freute man sich über die Tantiemen, die überwiesen wurden, wenn das Album auch den Antonius enthielt. Die Urheberrechte hatte damals der Verlag – und nicht der Autor und seine Erben – bis 50 Jahre nach dem Tod von Wilhelm Busch. Nach dem heutigen Gesetz erlischt das Urheberrecht erst nach 70 Jahren.

Der Autor

Wilhelm Buschs Leben braucht hier im Einzelnen nicht dargestellt zu werden. Anlässlich seines 175. Geburtstages am 15. April 2007 und seines 100. Todestages am 8. Januar 2008 sind zu den schon vorhandenen weitere Biografien über den berühmten Niedersachsen erschienen. Sein Leben und sein Werk sind ausgiebig erforscht und dokumentiert.

Wichtig für unseren Zusammenhang ist die Zeit, in der seine Bildergeschichten entstanden sind. Sie ist im Wesentlichen begrenzt auf die Jahre 1858 bis 1884. Busch wollte nicht der werden, als der er heute vor allem gefeiert wird. Es war nie seine Absicht, mit Bildergeschichten Ruhm zu erlangen, sondern als Maler und Dichter. Statt nach dem Wunsch seines Vaters Ingenieur zu werden, verließ er 1851 die polytechnische Schule in Hannover und studierte von da an an den Kunstakademien in Düsseldorf und Antwerpen und von 1854 an in München – immer wieder mit Unterbrechungen. Vor allem die alte Malerei, die der Niederländer, faszinierte ihn.

In München traf er sich mit anderen Künstlern in der Künstlervereinigung „Jung-München“, wo man trank und sang und sehr fröhlich war. Es gab eine Kneipzeitung mit Karikaturen, zu der auch Busch seine Beiträge lieferte. Zu seinen Malerfreunden gehörten Franz von Lenbach, der ihn später porträtieren wird, und sein Lehrer Friedrich August Kaulbach. Er lernt Ludwig Richter kennen, dessen Sohn Verleger war, die Verleger Caspar Braun, Otto Bassermann und die beiden Brüder Hallberger. Der Vater der Hallbergers betrieb in Stuttgart eine xylographische Anstalt und den Verlag betrieb, aus dem später die deutsche Verlagsanstalt hervorgegangen ist. Caspar Braun war mit Friedrich Schneider schon erfolgreich als Verleger tätig. Die beiden brachten seit 1845 die „Fliegenden Blätter“, eine sati-



Wilhelm Busch um 1875

risch-humoristische Wochenschrift, heraus und die „Münchner Bilderbogen“, für die viele namhafte Künstler und Schriftsteller arbeiteten.

Ab 1859 lieferte Busch Beiträge für die „Fliegenden“, und damit begann so ganz nebenbei seine Bildergeschichtenkarriere. Bald illustrierte er nicht nur vorgegebene Texte, sondern er schrieb die Texte selbst. Kleine Bildfolgen reihten sich zu Bildergeschichten, die in den „Münchner Bilderbogen“ abgedruckt wurden.

Er habe sie laufen lassen auf den Markt, diese Geschichten, schreibt er 1886 in „Von mir über mich“. Sie liefen recht munter, diese Geschichten, und brachten dem jungen Busch zwar keine großen Reichtümer ein, denn sie wurden pauschal und nicht besonders gut bezahlt, aber er hatte sein Auskommen und war nicht mehr von den Zuschüssen seiner Mutter abhängig.

Ludwig Richter vermittelte erste Bildfolgen an seinen Sohn Johann Heinrich. 1864 erschienen in dessen Verlag die „Bilderposen“. Der Erfolg war recht mager, und als Busch eine weitere Bildergeschichte anbot, lehnte der Verleger ab. Mit „Max und Moritz“ wollte er nichts zu tun haben. Da

griff Caspar Braun zu, kaufte die gezeichneten Holzstöcke für die pauschale Summe von 1000 Gulden, ließ sie in seiner Werkstatt schneiden und landete einen Welterfolg. Berühmt wurde Busch, am finanziellen Erfolg aber hatte er keinen Anteil. Wie damals üblich, hatte der Verleger mit dem Kauf der Druckstöcke alle Rechte erworben. Erst viele Jahre später zahlte Braun eine größere Abfindung, die Busch umgehend einer wohltätigen Stiftung überließ.

Trotz des Erfolgs von „Max und Moritz“ hatte Busch es nicht leicht, dem „Heiligen Antonius von Padua“, den er um diese Zeit entwarf, ans Licht der Welt zu verhelfen, wie wir noch sehen werden. Die Bildergeschichten, die in den folgenden zwanzig Jahren entstanden und verlegt wurden, brachten Wilhelm Busch und seinem Freund Otto Bassermann, in dessen Verlag er 1871 endgültig landete, viel Ruhm und großen Erfolg.

Mit dem „Maler Klecksel“ legte er 1884 den Stift als Zeichner von Bildergeschichten endgültig aus der Hand. Jetzt zieht er sich immer mehr zurück und macht endlich das, wozu er sich berufen fühlte, zum Malen und Schreiben. Seine Bildergeschichten hatten sich inzwischen selbstständig gemacht. Während die Welt sich an „Max und Moritz“ erfreute, am „Heiligen Antonius“, an der „frommen Helene“, liest, schreibt und malt ihr Erfinder. Auch heute noch erfreut sich die Welt an ihnen und feiert ihn als den Urvater des Comics. Ruhm erlangte er nicht mit Gemälden, nicht mit „Eduards Traum“ oder der „Kritik des Herzens“.

Ein wenig bitter klingt da schon, was der Skeptiker am Ende seines Lebens „Zu guter Letzt“ über den Ruhm – wohl auch seinen eigenen – schreibt:

Der *Ruhm*, wie alle Schwindelware,
Hält selten über tausend Jahre.
Zumeist vergeht schon etwas eh'r
Die Haltbarkeit und die Kulör.¹

Für seine Bildergeschichten ist die Haltbarkeitsdauer noch nicht abgelaufen und die Kulör ist noch nicht verblichen.

Der Verleger

Moritz Schauenburg (1827–1895) wuchs in Herford in einer kinderreichen Familie auf. Sein Vater, Domänenrentmeister, Amtsadministrator und Steuer- und Zolleinnehmer, sorgte für eine gründliche Ausbildung seiner Söhne. Die beiden ältesten studierten, zwei weitere wurden angesehene Kaufleute. Moritz, der dritte Sohn, besuchte das Gymnasium in Herford mit gutem Erfolg, lernte Französisch, Latein und am Ende seiner Schulzeit Englisch und Griechisch. Im Sommer 1844 verließ er ohne Abschluss das



*Verleger Moritz Schauenburg
um 1870*

Gymnasium und absolvierte in Essen in der Buchhandlung von G. D. [Gottschalk Diederich] Baedeker eine Lehre als Buchhändler und war danach in Buchhandlungen in Düsseldorf und Bonn tätig. Um die Zeit bis zum Eintritt in eine Stellung in London zu überbrücken, nahm er 1850 eine Stelle bei Johann Heinrich Geiger in Lahr an. Dieser betrieb in zweiter Generation eine Druckerei und einen Verlag, brachte das „Lahrer Wochenblatt“, „Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann“ und kleinere Druckschriften heraus, druckte Geschäftskalender und betrieb eine Buchhandlung.

Aus der Übergangslösung wurde ein Engagement auf Lebenszeit. Der Westfale verliebte sich in die jüngste Tochter, er heiratete sie und blieb in Lahr. Zunächst übernahm er mit einem Schwager den Betrieb, von 1864 war er Alleinbesitzer. Er trieb die Auflage des Hinkenden Boten von 70.000 (1850) auf rund 500.000 (1870) und über 1.000.000 (1878) hoch. Er verlegte wissenschaftliche Bücher, plante preiswerte Klassikerausgaben und gab 1858 mit seinem Bruder Hermann das „Allgemeine Deutsche Commersbuch“ heraus, das in rascher Folge viele Auflagen erlebte – bis

heute sind es über 160 Auflagen. Es war nicht nur das Liederbuch der freiheitlich und demokratisch gesinnten deutschen Burschenschaften, sondern auch der Gesangsvereine.

Auch im technischen Bereich war er um Neuerungen und modernste Technik bemüht. Als 1870 der „Heilige Antonius von Padua“ in der ersten Auflage erschien, hatte er wieder einmal neue Druckerpressen angeschafft und Umbauten an seinem Druckhaus in Lahr vorgenommen. Er beschäftigte 70 Leute.

Seit seiner Lehrzeit pflegte er gute Beziehungen zu den Buchhändlern und Verlegern in Deutschland und in Übersee. Er kannte viele Künstler, die er für die Illustrationen der Geschichten im „Hinkenden Boten“ engagierte. An diesem Punkt kreuzen sich die Wege von Busch und Schauenburg. In einem Konvolut von Korrespondenzen finden sich Namen wie Richter und Hallberger.

1895 erlag Moritz Schauenburg einem Nierenleiden. In der deutschen Presse erschienen Nachrufe, die neben seinen Erfolgen als Verleger, als Gründungsmitglied des deutschen Buchdruckerverbandes auch sein „liebenswertes Wesen“ hervorheben. Der Großherzog von Baden schickte den Angehörigen ein Beileidstelegramm.

Der Heilige Antonius von Padua

Die Entstehungsgeschichte des Heiligen Antonius von Padua fällt in die Zeit, in der „Max und Moritz“ ihren Lauf in die Welt begonnen haben, in die Mitte der sechziger Jahre. Busch hatte bei seinem Bruder in Frankfurt ein altes Buch mit Heiligenlegenden in die Hand bekommen. Es war der „Calender unserer Lieben Frauen“ aus dem Jahre 1652. Hier fand der niedersächsische Protestant eine Fülle von Mirakeln und Wunder, von Anfechtungen und burlesken Szenen. So musste es ihm *sonderbar erscheinen, dass es im Ernste einen wirklichen Heiligen, einen Menschen ohne Sünden geben sollte.*² In München und Umgebung hatte er zudem die für ihn kaum nachzuvollziehende Heiligenverehrung erlebt. Das reizte, so wie es ihn ja auch gereizt hatte, „Hänsel und Gretel“ zu einer Bilderposse zu verarbeiten.

Aus den Legenden der verschiedenen Heiligen entstanden einzelne Szenen, als erste „Die Versuchung des heiligen Antonius. Ein Ballett“. Es kamen weitere Szenen hinzu, aus denen sich der Lebenslauf eines einzigen, jedoch fiktiven Heiligen ergab. Busch nannte ihn nach dem volkstümlichen Antonius von Padua. Er hätte auch anders heißen können, der Heilige Pistorius von Venedig etwa, wie später sein Bruder Otto schreiben wird.

In der Gestalt, die da entstanden ist, kann man den volkstümlichen Heiligen und seine Vita kaum erkennen, eher schon den Antonius Eremita, Korbinian oder Goar. Und sie alle mischen sich zur Parodie, zur Satire.

Was später als Beitrag Buschs zum Kulturkampf gesehen wurde, war zunächst nichts als Spielerei mit den prallen Szenen aus dem Marienkalender auf dem Hintergrund seiner protestantischen Prägung. Ausdrücklich verwahrt sich Busch dagegen, politisch vereinnahmt zu werden.

Als er sich mit den für ihn als Protestanten fast unverständlichen Heiligenlegenden beschäftigte, hatte der Kulturkampf noch nicht begonnen, jene harten politischen Auseinandersetzungen, die erst begannen, als 1870 die Lehrmeinungen des Papstes für unfehlbar erklärt wurden. In diesem Jahr ist der Antonius zwar erschienen, fertig in der Schublade lag er schon Jahre zuvor.

Vorher gab es die Vorgeplänkel, gab es massive antiklerikale Einstellungen, wie an der Person des Verlegers Schauenburg demonstriert werden kann. Als wackerer Nationalliberaler übte er sich eifrig in Attacken gegen die katholische Kirche, was in Lahr dazu geführt hatte, dass eine zweite Zeitung begründet wurde, ein Forum der katholischen Geistlichkeit. Seine „Lahrer Zeitung“, der „Hinkende Bote“, seine „Dorfzeitung des Lahrer Hinkenden Boten“, eine deutschlandweit verbreitete Zeitung, und der „Lahrer Anzeiger“ verwickelten sich immer wieder in heftige Auseinandersetzungen und Prozesse, in die sich auch das erzbischöfliche Amt in Freiburg einmischte. Auch außerhalb von Baden war das bekannt, in katholisch kirchlichen Zeitungen den Gläubigen untersagt, den „Lahrer Hinkenden Boten“ zu lesen. 1869 gab es im westfälischen Münster eine Anzeige gegen einen Buchhändler, der den Hinkenden vertrieben hatte. Der zuständige Staatsanwalt sah jedoch in der beanstandeten Erzählung keine Verspottung der Religion, sondern „nur eine scharfe Satyre“, und die war nicht strafbar – in Münster.³

Dass gerade er sich nicht davor scheute, das in seinen Augen sicherlich brisante Werk zu verlegen, ist kein Zufall.

Das Corpus delicti

Doch schauen wir uns das corpus delicti genauer an. In zehn unterschiedlich langen Kapiteln „erzählt“ Wilhelm Busch die Lebensgeschichte eines Heiligen, dem er den Namen des sehr volkstümlichen Antonius von Padua gibt. Der entwickelt sich vom kleinen haar-, zahn- und bartlosen Toni bis hin zum gereiften Heiligen Antonius mit dem zweigeteilten Bart, bis hin auch zu seiner umstrittenen Himmelfahrt mit seinem hilfreichen Schwein.

*Ach ja, ja! – So seufz' ich immer – ;
Denn die Zeit wird schlimm und schlimmer.*

Mit dieser Klage über die bösen Zeiten im Allgemeinen und die Presse im Besonderen beginnt das „Vorwort“ zu den zehn Szenen aus dem Leben des

Heiligen. Aus der Morgenzeitung erfährt der biedere Mann – der „Biedermeier“ war schon erfunden und über die „Fliegenden Blätter“ weit verbreitet – die aktuellen Neuigkeiten: Neuerfindungen wie Näh- und Waschmaschinen, Kursberichte, statt Vogelseuche die Klauenseuche bewegten damals die Tagespresse. Aber, so fragt Busch den geneigten Leser, *wo ist Frömmigkeit?* Das war früher doch anders, die Zeiten werden ja schlimmer. Er aber will hier ein frommes Leben *in Erwägung ziehen*.

Die Kapitel sind mit ausgeschriebenen Ziffern durchnummeriert, in Klammer hinzugefügt, der „Inhalt“.

Erstens. (frühe Talente): Der kleine Toni zeigt schon seine frommen Talente. Das kleine lebenswürdige Bürschlein hält sich an die Fastengebote mit: *Mandeltorten, Dampfnudeln, Krapfen, Waffel-, Honig-, Pfannenkuchen*. Manchmal klaut er sich dafür auch ein Morgenei oder am Murmelbach ein paar Fische. Das alles klingt wie aus Buschs eigenen Kindertagen im schönen Ebergötzen. Auch da gab es einen Murmelbach, wo *der Schlupfwinkel keiner Forelle* von ihm unentdeckt blieb. Fromm geht Toni auch in die Kirche – um dem Julchen beim Beten zuzuschauen. Beide Motive, die Schlemmerei und das beichtende Mädchen verwendet Busch auch später noch in dem Gedicht „Wie schad, daß ich kein Pfaffe bin ...“⁴

Zweitens. (Liebe und Bekehrung): Toni gedieh zum Antonio, und Julchen ist zur Julia herangewachsen. Er liebt sie immer noch und sie ihn, auch nach ihrer Heirat mit einem anderen. Sie lassen sich verführen, doch das Abenteuer endet in einer turbulenten Szene, zunächst muss er sich unter einem Fass verstecken, dann in einer Kloake, aus der er reichlich beschmutzt in ein Kloster flüchtet. So oder ähnlich kennt man das aus dem Boccaccio, wie Busch bei der Offenlegung seiner Quellen angibt.⁵

Drittens. (Unserer lieben Frauen Bildniss): Voll Inbrunst malt er das *Bildniss unserer lieben Frau*. Über ihr schwebt eine Engelschar, zu ihren Füßen windet sich *der Teufel schwarz und fürchterlich*. Der grämt sich über sein hässliches Konterfei, sinnt auf Rache und verführt den Klosterbruder in der Gestalt einer Nonne zum Diebstahl des klösterlichen Silbergeräts und zur Flucht aus dem Kloster. Als der Teufel schließlich seine wahre Gestalt zeigt und Antonius völlig verzweifelt ist, rettet ihn *unsere liebe Frau*.

Viertens. (Zwei Stimmen von oben): Antonio steht von nun an unter dem Schutz der Himmelskönigin. Während sein Begleiter, der schlaue Spötter und gar nicht sehr fromme Alopecius, – *Huit! – Knatteradoms!* – jämmerlich vom Blitz erschlagen wird, verkohlt und nur noch in Umrissen zu erkennen ist, bleibt Antonius dank ihrer Hilfe unversehrt und kann seines Wegs bis Padua weiterziehen.



Beanstandete obszöne Szene

Fünftens. (Kirchweih): Nun ist er also in Padua angelangt und schon wieder gibt es eine brenzlige Situation. Es ist Kirchweih, die Klosterbrüder zechen, das Kloster brennt, aber unser Antonio erfleht mit seinem Gebet die Rettung vor allem des Klosterkellers mit seinen vollen Fässern.

Sechstens. (Bischof Rusticus): Antonio, der solche und andere Wunder vollbringt, wird verdächtigt, mit dem Teufel im Bunde zu sein. Er wird verklagt und muss dem Bischof beweisen, dass alles rechtens ist und mit gött-

licher Hilfe geschieht. Um der peinlichen Enthüllung seiner Vaterschaft zu entgehen, erklärt der Bischof Antonio zum Gottesknecht. Fortan heißt er Antonius, wird nur noch mit dem Heiligenschein dargestellt und mit einem von Szene zu Szene kräftigeren und von Buschfeinden als obszön bezeichneten zweigeteilten Bart dargestellt.

Siebtens. (Die Beichte): Wieder eine Versuchung durch eine schöne Frau, wie sie in den Heiligenlegenden des Öfteren vorkommt. Antonius widersteht, dieses Mal aus eigenen Kräften. Schließlich ist er jetzt ein Heiliger.

Achtens. (Wallfahrt): Die Legende von der Wallfahrt ins Heilige Land wird vom Heil. Corbinian erzählt, so die Quellenangabe bei Busch. Standesgemäß reist er auf einem Esel, der nach der Legende vom bösen Bären aufgefressen wird. Zur Strafe muss er bis zum Ende der Reise schwere Steine schleppen.

Neuntens. (Letzte Versuchung): Von Neuem wird Antonius von einer Balletteuse versucht, die Szene, die schon früher als „Die Versuchung des heiligen Antonius – Ein Ballett“ bei Braun und Schneider erschienen war. Mit einigen Veränderungen in Text und Bild nimmt Busch sie wieder auf. Antonius lässt sich nun nicht mehr verführen. Mit dem Kreuz in der Hand und dem Ruf *Lass ab, von mir, unsaubrer Geist. Sei, wie du bist, wer du auch seist!!* zwingt er den Satan, durchs Ofenrohr davonzusausen. Busch hat die Szene bei alten niederländischen Malern gesehen.

Zehntens. (Klausnerleben und Himmelfahrt): Jetzt verzichtet Antonius ganz auf die Welt, zieht sich in den Wald zurück, trinkt Tau und isst Moos. Liebevoll zeichnet Busch ihn nun, den alten Einsiedler, mit dem Heiligenschein auf dem zwei Vögel turteln, indes in seiner Kappe die Brut nach Nahrung schreit und der Heilige von unten her von Ameisen geplagt wird. Ein Wildschwein gesellt sich zu ihm und versorgt ihn mit seiner Wühlarbeit mit Quellwasser und Trüffeln. Beide leben in Einigkeit, bis an das gemeinsame selige Ende. Wie sie dann schließlich doch noch mit Hilfe unserer lieben Frau ins Himmelreich kommen, das ist ein Kapitel für sich, jenes Kapitel, das den Gerichtsprozess auslöste, mit dem sich der Verleger des Werkes herumzuschlagen hatte.

Ein Buch erscheint

Nach der Fertigstellung bot Busch die Szenenfolge dem Verleger Eduard Hallberger, einem seiner Freunde aus der Münchner Zeit, an. Dieser, zu diesem Zeitpunkt einer der führenden Verleger der Zeit, hatte schon mehrere Bildergeschichten von Busch in seiner Zeitung „Über Land und Meer“



Marktstraße in Lahr: Hier befanden sich die Druckerei und die Wohnung des Verlegers

und in Buchform gedruckt, so etwa „Hans Huckebein“ oder „Das Pustrohr“. Da zu seinem Hause neben der Druckerei auch eine xylographische Anstalt gehörte, war er bestens ausgerüstet, um die Zeichnungen Buschs korrekt wiederzugeben.

Zu dieser Zeit zog man für einen illustrierten Text den Holzstich vor, ein Hochdruckverfahren, bei dem man Bild und Text gleichzeitig und in hohen Auflagen drucken konnte. Der Kupferstich war dafür nicht geeignet. Die Zeichnung wurde auf eine Buchsbaum-Hirnholzplatte aufgetragen und anschließend mit einem Grabstichel bearbeitet. Für den Zeichner, in unserem Falle für Wilhelm Busch, war die Übertragung der Vorlage auf das Holz eine mühsame Arbeit. Es musste alles seitenverkehrt aufgetragen und auch bedacht werden, was der Holzschneider, der Xylograph, am Ende daraus machen würde. Viele Feinheiten gingen bei der Bearbeitung verloren. Am Ende kam oft ein Holzstich zustande, der wenig befriedigend war.

Auch beim Antonius schlug Hallberger zunächst zu. Mit dem Drucken jedoch ließ er sich Zeit. Er fürchtete um den Absatz der von ihm von 1867 an verlegten Doré-Bibel. Der Stoff erschien ihm allzu antiklerikal. Endlich versprach er, einen geeigneten Verleger zu suchen. Und den fand er in seinem Freund Moritz Schauenburg. Busch zeichnete nun auf die Holzstöcke,

— 69 —

„Hier wird kein Freund vom Freund geschieden.
„Es kommt so manches Schaf herein,
„Warum nicht auch ein braves Schwein!!“



Da grunzte das Schwein, die Englein sangen;
So sind sie Beide hinein gegangen.

in der Hallbergerschen xylographischen Anstalt wurden die Zeichnungen geschnitten. Das Signet E.H.X.A.⁶ ist in der ersten Auflage auf Seite 21 zu erkennen. Wilhelm Buschs Signatur „W.B. 1870“ befindet sich auf Seite 59.

Im Frühjahr 1870 wurden die ersten Bögen gedruckt. Der Verleger stellte die Druckfahnen auf der Ostermesse in Leipzig vor. Man riss sie ihm aus den Händen. Das Börsenblatt vom 22. Juni berichtet, dass das Buch *mit außerordentlichem Jubel aufgenommen wurde*.⁷ Der Jubel bezog sich sicher nicht nur auf die Tatsache, dass es einen neuen Busch gab, sondern wohl vor allem auch auf den brisanten Inhalt.

Mit vollen Auftragbüchern – es waren 2351 Vorbestellungen – kehrte Moritz Schauenburg nach Lahr zurück. Seine zehn Schnellpressen wurden in Gang gesetzt.

Als Erscheinungstermin wurde im Börsenblatt der 5. Juli angegeben. Fertig lag es wohl schon eher vor, denn Busch bedankt sich am 3. Juli bei Schauenburg für die Übersendung des Buches:

*Geehrtester Herr Schauenburg!
Seit Pfingsten war ich auf der Reise; so kam Ihr freundlicher Brief und das Exemplar des hl. Ant. erst gestern in meine Hände. Ich sage Ihnen dafür meinen besten Dank. Sollte, was ich Ihnen natürlich von Herzen wünsche, eine zweite Auflage nöthig werden, so möchte ich gern, daß einige Druckfehler ausgemerzt und auf Seite 7 zwischen Zeile 1 und 3 die ausgelassene Zeile:
Denn dieses Mädchen, ob es gleich Schon älter war etc.
wieder eingeschaltet und damit der Sinn wieder hergestellt würde.*

Bereits am 8. Juli unterschrieb der Staatsanwalt des Großherzoglich-Badischen Kreis- und Hofgerichts in Offenburg die Anklageschrift. Grund für die Androhung einer Gefängnisstrafe von drei Monaten: *Herabwürdigung der Religion und Erregung öffentlichen Ärgernisses durch unzüchtige Schriften*. Die Person des Heiligen sei ins Lächerliche gezogen, die katholische Kirche und ihre Lehren verspottet worden. Zudem werde in Wort und Bild die Phantasie des Publikums erhitzt. Gemeint sind vor allem die neunte und zehnte Szene, die Szene mit der verführerischen Balletteuse und die Himmelfahrt des Heiligen mit dem Schwein.

Am 11. Juli wurde Moritz Schauenburg die Anklageschrift überreicht. Auf welche Weise dies geschah, beschreibt er in der Mitteilung an Wilhelm Busch:

Das beifolgende Aktenstück wird Sie gewiß in Versuchung führen Bilder & Verse dazu zu machen. Es ist ganz dazu angethan. Ich werde mir alle Mühe geben, daß das ultramontane Staatsanwält-

chen seine Nase damit anrennt. Nachdem ich gestern früh behufs der Zustellung aus dem Bette geholt und 2 Minuten nachher noch in Unterhosen den Besuch eines Gendarmen in Begleitung eines Gemeinderaths gehabt hatte, welche den Restvorrath an 21 Exemplaren mit Beschlag belegten, begab ich mich sofort zu meinem Advokaten, Abgeordneten Näf in Freiburg um ihm meine Schmerzen vorzulegen. Derselbe wünscht nun Quellen-Angaben, vor allem in Betreff der Sau. Dann hofft er mit der Sache gut fertig zu werden. Er nimmt an, daß Sie selbst, da Sie nach dem Gesetz in erster Reihe haftbar sind, bei der Verhandlung erscheinen werden ... Die Sache wird wahrscheinlich Ende September vor den Geschworenen in Offenburg verhandelt. Wir haben von 36 Geschworenen 12, der Staatsanwalt ebenfalls 12 zu verwerfen. Ich werde vorher eine Rundreise zum Studium der Gesinnung der Geschworenen machen und es wird mir leicht gelingen, 12 liberale Geschworene auf die Bank zu bringen.

Da es wohl der Mühe werth ist, die Sache gründlich zu behandeln, möchte ich Sie bitten, innerhalb der nächsten 8 Tage hierher zu reisen (f. m. Rechnung). Wir können dann miteinander zu Näf gehen & denselben instruiren und uns instruiren lassen, auch zusammen nach Rastatt zu fahren, damit wir eventualiter dort Bescheid wissen.

Näf meint, nach Beendigung der Procedur könne man mit dem Verkauf fortfahren, der Schluß müsse aber jedenfalls geändert werden. Die ausgebliebene Zeile werden wir dann einschieben.

In der Hoffnung, daß die Sache Ihnen einstweilen so wenig Kummer mache, wir mir, grüsse ich

Mit Hochachtung

Moritz Schauenburg

Erhalte ich nichts für den Kalender?

Dieser Brief ging am 12. Juli als Depesche an Wilhelm Busch. Die Post funktionierte damals bestens, am selben Tag hatte sie noch eine andere Depesche zu befördern, jene verhängnisvolle „Emser Depesche“.

Ja, sprach er, Freund, wir leben jetzt

In der Depeschenzeit,

Und Schiller, käm er heut zurück.

Wär auch nicht mehr so breit.⁸

Busch antwortete schon am nächsten Tag. Sehr breit ließ er sich in seiner Antwort nicht aus. Und anders als man es eigentlich von ihm erwarten könnte, war seine Depesche frei von irgendeiner Art von Humor. In Abän-

derung eines Busch-Zitats könnte man auch sagen: *Der Vogel, scheint mir hat keinen Humor*. Er ließ es beim Versenden zweier Depeschen bewenden. Die eine ging an den Verleger. Nach einer Rüge wegen der nicht ganz korrekten Adresse:

... Die Affäre an sich wäre mir nicht eben gar bedenklich; aber daß sie mich vermuthlich in meinen Studien stört ist mir natürlich sehr fatal.

Ich habe an meinen Bruder, Dr. Busch in Frankfurt a/M telegraphirt, der hoffentlich umgehend zu Ihnen reisen wird, um mit Ihnen die Sache näher zu besprechen.

Sollte es dringend nöthig sein, selber zu kommen, so würde ich mich auch dazu, natürlich sehr ungern, gerade jetzt, entschließen

Hochachtungsvoll ergebenst

W. Busch

Eine weitere Depesche schickte Busch an seinen Bruder Otto, der noch am selben Tag an Schauenburg schrieb und seine Hilfe anbot.

Soeben höre ich von meinem Bruder, dass der heilige Antonius confiscirt sei. Sollten Sie es für gut halten, Quellen dieser und jener Art zur Vertheidigung zu bekommen, so bin ich selbstverständlich gern erbötig, Ihnen dieselben an die Hand zu geben. Halten sie eine mündliche Besprechung für geeignet, so bitte ich Ort und Zeit zu bestimmen.

Mit freundlichem Gruß

Otto Busch, Dr. phil.

Busch hielt sich also völlig aus der Sache raus, ließ sich auch nicht dazu verleiten, wie vom Verleger vorgeschlagen, Bilder und Verse auf die vom Betroffenen als komisch empfundene Szene zu machen, fühlte sich nur gestört. Er kam auch nicht der Bitte nach, etwas für den Lahrer Hinkenden Boten zu senden.

Immerhin kam er einen Monat später der Bitte des Anwalts nach Angabe der Quellen nach.

Schauenburg sammelte indes Material für den Prozess. Trotz der Gewissheit, dass ein Krieg nahe bevorsteht, entwickelte er eine Reihe von Aktivitäten. Am 15. Juli 1870 schreibt er an den *hochgeehrten* Maler Wilhelm von Kaulbach in München:

Ich zweifle nicht, dass Ihnen der treffliche Heil. Antonius von Busch bereits bekannt ist. Nichts destoweniger erlaube ich mir, ein Exemplar zu übersenden. Der Grund liegt darin, dass mir ein

Ausspruch Ihrerseits über Busch und den „Heiligen Antonius von Padua“, daß beide keine ganz gewöhnlichen Erscheinungen sind, dazu dienen soll, eine Strafe von 3 Monaten los zu werden. Sie sehen auf der Anklage, was man mit mir vorhat und ich zweifle nicht im Geringsten, daß Sie, hochgeehrter Herr, gern dazu beitragen werden, die Pläne eines ultramontanen Staatsanwalts zu durchkreuzen. Demnächst wird die Sache vor Geschworenen in Offenburg verhandelt und diese werden jedenfalls Ihren Ausspruch höher achten als den Strafantrag des Staatsanwalts. Entschuldigen Sie die Freiheit, mit der ich mich an Sie wende & gestatten Sie die Versicherung meiner bewundernden Hochachtung

Andere Briefe an angesehene Persönlichkeiten ähnlichen Inhalts, die Schauenburg geschrieben haben dürfte, haben sich noch nicht finden lassen.

Doch die Aufregung des Verlegers wird sich in Grenzen gehalten haben. Vorderhand hatte man in Lahr und im Großherzogtum Baden andere Sorgen. Am 19. Juli 1870 erklärte Frankreich Deutschland den Krieg. Aufgeschreckt aus der Ruhe, befürchtete man im grenznahen Lahr Einquartierungen.⁹ Alle jungen Lahrer wurden einberufen, Feriengäste reisten überstürzt ab, auf den Bahnhöfen herrschte Chaos. Gerüchte kamen auf, die Franzosen wollten bei Wittenweier, einem Dorf nur wenige Kilometer von Lahr entfernt, eine Brücke über den Rhein schlagen. Erleichtert atmete man auf, dass man von badischer Seite her die Eisenbahnbrücke über den Rhein bei Kehl sprengte. Als dann im Oktober Straßburg von den deutschen Truppen umzingelt und bombardiert wurde, ging man auf den vor der Stadt gelegenen Schutterlindenberg und beobachtete die brennende Stadt.

Moritz Schauenburg organisierte in Karlsruhe einen Maler für den Kriegsschauplatz, um seinen Kalender *recht schön ausstatten zu können*. Die Jungfrauen von Lahr zupften Scharpie für die verletzten Helden, die Frauen sammelten Lebensmittel für die vor den Toren von Straßburg liegenden deutschen Truppen. In Lahr sangen die Kinder *Deutschland, Deutschland über alles*, auch Adelheid, das noch nicht ganz zweijährige Töchterchen des Verlegers.

Als am 27. September Straßburg kapitulierte, pilgerten die Lahrer über den Rhein, um *alle die verschossenen Straßen und Häuser* zu besichtigen. Man sammelte heruntergeschossene Steinornamente vom Münster und nahm sie als Andenken mit. Vom Münsterturm aus sah man aus den Quarantainebaracken Chlordämpfe emporsteigen. Mit dem Militär hatten sich auch Seuchen breitgemacht, man spricht von Blattern und vom Blauen Husten. Im Oktober noch erwarb Moritz Schauenburg die Silbermannsche Druckerei mit dem Verlag des niederrheinischen Kurier und investierte als erster deutscher Unternehmer im Elsass.

Moritz beauftragt mich, da er selbst zu sehr in Anspruch genommen ist, Dir über sein neustes Unternehmen das Wichtigste mitzutheilen. Er hat vor einigen Tagen die Silbermannsche Druckerei mit dem Verlage des niederrheinischen Kurier in Strasburg übernommen, es ist dies in jeder Hinsicht ein sehr bedeutendes Unternehmen. Moritz will den Strasburgern und Elsässern eine gute deutsche Gesinnung beibringen und die Idee findet vielen Anklang. (31.10.1870)

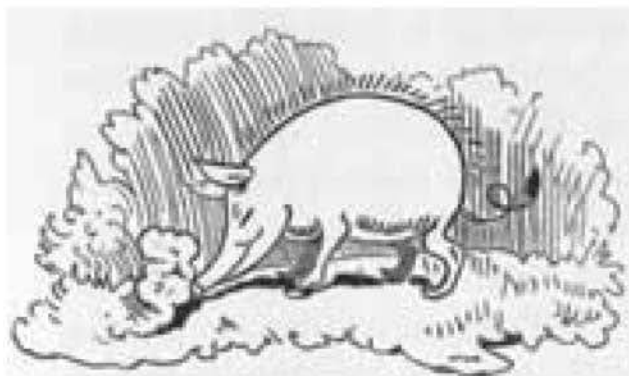
Kaum Aufregung über den bevorstehenden Prozess, der Termin zog sich hin. Dem Verbot im Großherzogtum Baden folgten Verbote in weiteren Ländern. In Preußen wird er wie in Hessen noch etliche Jahre und in Bayern bis in die Neunzigerjahre verboten sein. In Halle wird die Vernichtung der vorrätigen Exemplare gerichtlich angeordnet. In Österreich wurde das Verbot erst 1902 aufgehoben, und auch in Russland galt ein Verbot noch Jahrzehnte.

Geärgert hat sich Schauenburg aber dann doch, als er erfuhr, dass in den USA der New Yorker Verleger Lesley schon im Juli 1870 einen billigen Nachdruck hergestellt und zu einem geringen Preis auf den amerikanischen Markt gebracht hatte. Schauenburg wandte sich an Dr. Friedrich Friedrich vom deutschen Schriftstellerverein. Aus dessen Antwortbrief vom 13.7.1870 geht hervor, dass Schauenburg dem amerikanischen Verleger Lesley ein frischgedrucktes Exemplar zugesandt hatte. Dr. Friedrich riet ihm zum Prozess, aber auch dazu:

Veröffentlichen Sie doch Leslys Gaunerstreich in den New Yorker Blättern, außerdem in der Gartenlaube und auch im Literarischen Verkehr... Übrigens wird, je mehr Sie denselben veröffentlichen, das Buch gekauft werden.

Die Tatsache, dass in den USA das Nachdrucken von Büchern durch ein Gesetz erlaubt war, war sowohl Dr. Friedrich und auch dem Verleger zwar bekannt, aber, so Friedrich, bei einem etwaigen Prozess müsse nachgewiesen werden, dass Lesley tatsächlich das ihm übersandte Exemplar verwendet hat.

Zu einem Geniestreich besonderer Art holte Schauenburg dann doch noch aus, auch auf die Gefahr hin, dass dieser ihm im Prozess gefährlich werden könnte. Durfte er schon nicht im Großherzogtum Baden drucken und verbreiten, so doch auf neutralem Boden. Ab Ende Oktober veröffentlichte er Text und Bild zum Antonius in mehreren Folgen in seiner „Dorfzeitung des Lahrer Hinkenden Boten“. Gedruckt wurde das Blatt zu diesem Zeitpunkt schon in Straßburg, also nicht in Baden. Die Buschliebhaber und die Liebhaber kirchenfeindlicher Inhalte konnten ohne große Mühe



Der heil. Fritzonius voll Preis und Dank,
 Setzt sich nieder, es und trank
 Und sprach gerührt: „Du gutes Schwein,



„Du sollst nun ewig bei mir sein!“
 So lebten die zwei in Einigkeit
 Hienieden auf Erden noch lange Zeit,
 Und starben endlich und starben zugleich
 Und Fritzonio fuhr auf in's Himmelreich.

Fritzonius komm allein in den Himmel

den echten Busch erkennen. Nur der Titel war verändert, das Werk hieß nun „Der hl. Fritze, genannt Sanktus Fritzonius“. Statt in Padua siedelte sich der Heilige in Genua an. Die anstößige Szene mit der Balletteuse wurde ausgelassen, und am Ende zieht Fritzonius ganz unangefochten und ohne himmlische Hilfe in den Himmel ein, allein und ohne Schwein. Die Schlusstrophe lautet in dieser Version:

*So lebten die zwei in Einigkeit
 Hienieden auf Erden noch lange Zeit,
 Und starben endlich und starben zugleich
 Und Fritzonio fuhr auf in's Himmelreich.*

Inwieweit diese Version mit Busch abgesprochen war, ist nicht bekannt. Ihr Autor wurde nicht genannt.

Im selben Jahr infizierte sich der Verleger in Straßburg an den „schwarzen Pocken“. Er rang mit dem Tode, lebte wochenlang mit heftigen Fieberschüben und isoliert von der Familie und musste die Geschäfte tatenlos anderen überlassen. Geschäftsmänner aus Lahr kümmerten sich um Kredite für das Straßburger Unternehmen. Da hatte er wohl wenig Zeit, sich auch noch mit dem Ärger um den „Heiligen Antonius“ zu befassen. Weder der Titel noch der Name Wilhelm Busch werden in den zahlreichen Familienbriefen jener Zeit erwähnt.



Für die 4. Auflage zeichnete Busch ein neues Titelblatt

Der Freispruch

Die Gerichtsverhandlung, die erst am 27. März 1871 und ohne die Anwesenheit von Wilhelm Busch stattfand, war bestens vorbereitet. Inwieweit bei der Verhandlung immer die Wahrheit gesprochen wurde, mag dahingestellt sein. Ein Vergehen konnten die Geschworenen nicht finden, der Angeklagte wurde freigesprochen. Kurz darauf wurde im Großherzogtum Baden die Beschlagnahme aufgehoben, aber wohl nur in Baden. Noch 1873 sah sich Schauenburg veranlasst, ein Exemplar des Antonius und einen Brief an den Reichskanzler Otto von Bismarck zu senden:

Da in preuss. Landen der ‚Heilige Antonius‘ verboten ist, Ew. Durchlaucht also nicht in der Lage wäre, den köstlichen Busch zu erwerben, so beehrt sich der unterzeichnete Verleger ein Exemplar zu übersenden.

Ew. Durchlaucht hat vor allen andern Menschen gelegentlich Anspruch auf eine heitere Viertelstunde. Die Freiheit, die ich mir nehme, ist daher wohl zu rechtfertigen.

Dass es übrigens ein Verlust für die Bewohner Preussens ist, ein solches Buch ... zu entbehren, kann wohl nicht bestritten werden.

Dem Geschäft mit dem Antonius mag die ganze Affäre tatsächlich eher genutzt als geschadet haben. Der Skandal und die politische Stimmung nicht nur im Deutschen Reich, sondern auch in Österreich und Russland waren besser als jede Werbung. Es gibt keine Unterlagen darüber, ob nicht die meisten Exemplare schon ausgeliefert waren, als die 21 Stück beschlagnahmt wurden, ob der Verkauf nicht unter der Hand weitergelaufen ist, ob größere Mengen davon an anderer Stelle gelagert waren. Es ist kaum anzunehmen, dass wenige Tage nach Erscheinen bereits die gesamte Erstauflage ausgeliefert war. Auf dem Titelblatt der nach dem Freispruch erschienenen 2. Auflage heißt es: *Erste Auflage, 20,000 Exemplare, binnen Jahresfrist abgesetzt!*

Diese zweite Auflage wurde nicht mehr in Lahr, sondern in Straßburg gedruckt und verlegt. Der Text ist neu gesetzt, nicht mehr in der Antiquaschrift der Erstauflage, sondern in einer sehr verschnörkelten Frakturschrift, die Seiten haben einen blau gedruckten Rahmen, einzelne Initialen sind blau oder rot gedruckt. Die Straßburger Druckerei ist also in der Lage, drei Farben zu drucken. Der Text ist identisch bzw. korrigiert, es fehlen aber am Ende die beiden Verse, die am meisten Anstoß erregt hatten. *Es kommt so manches Schaf hinein / Warum nicht auch ein braves Schwein* wird die Himmelskönigin in dieser Version nicht mehr sagen.

Diese Auflage erschien in 15.000 Exemplaren, auf dem Titelblatt der dritten Auflage heißt es nun: *Bis jetzt 35,000 Exemplare abgesetzt*. Verlagsort ist immer noch Straßburg. Die beanstandete Passage vom Schaf und Schwein wird wieder abgedruckt.

Für die vierte Auflage von 1873 zeichnete Busch ein neues Titelblatt, gedruckt wird zunächst noch in Straßburg, spätestens aber seit dem Frühjahr 1873 wieder in Lahr. Das Geschäft in Straßburg hatte viel Ärger bereitet. Die Elsässer mochten sich wohl doch nicht so gerne mit einer deutschen Gesinnung anfreunden. Außerdem gab es Unterschleife und auch Querschüsse aus dem Deutschen Reich. Ab Mitte 1873 versuchte Moritz Schauenburg, das ganze Straßburger Unternehmen wieder zu verkaufen.

Der Heilige Antonius blieb über Jahrzehnte eine sichere Bank für den Verleger und seine Nachfahren. In rascher Folge werden immer neue Auflagen gedruckt. Bis fünfzig Jahre nach dem Tod von Wilhelm Busch, bis 1958, erhielt der Verlag Tantiemen für jeden Abdruck in einer Busch-Ausgabe.

Sehr bald gab es schon eine Übersetzung ins Französische, die „Légende de Saint Antoine de Padoue“, verlegt von „Maurice Schauenburg“ in Straßburg, und auch in Paris erschien bei W. Hinrichsen eine französische Version, die in der mir vorliegenden dritten Auflage in der „Imprimerie de Maurice Schauenburg à Lahr“ gedruckt wurde. Englische und italienische Übersetzungen folgten. Vor allem aber stürzten sich die Parodisten der humoristischen, meist antiklerikalen Zeitschriften wie der „Simplicissimus“, die „Lustigen Blätter“ und die „Jugend“ auf den Antonius.

Der Geburtstag

Zu seinem 70. Geburtstag am 15. April 1902 hatte sich Wilhelm Busch alle Ehrungen verbeten und zog sich unerreichbar für Gratulanten zurück. Dennoch konnte er nicht verhindern, dass er gefeiert wurde. Der Kaiser schickte ein Telegramm. Die Zeitungen ehrten ihn. Sie widmeten dem Jubilar Sondernummern. Nicht „Max und Moritz“ waren für diese Zeitschriften interessant, sondern „Der heilige Antonius“. Das Thema reizte immer noch. Für die Titelseite der Jubiläumsausgabe der „Jugend“ malte der hochbetagte Friedrich Kaulbach ein Porträt, die Hommage schreibt unter dem Pseudonym „Biedermeier mit ei“ der Redakteur Fritz von Ostini. Sie beginnt mit einem Satz, der heute auch heute noch für manche Bücherschränke gelten mag:

*In meinem Bücherschrank am besten Platze
Sind Wilhelm Buschens Werke aufgestellt.¹⁰*

In Österreich ergab sich ein Geburtstagsgeschenk ganz besonderer Art. Bis 1902, also bis über 30 Jahre nach Erscheinen, blieb der Antonius dort verboten. Den Geburtstag nahmen Mitglieder der Alldeutschen Partei zum Anlass, einen Antrag auf Freigabe zu stellen. Damit die Abgeordneten auch wussten, worüber sie am 16. April 1902 abstimmten, wurde dem Antrag in den Parlamentsblättern ein vollständiger Abdruck hinzugefügt. Der Antrag wurde angenommen. Antonius war frei.

Noch lange war den in Österreich verkauften Exemplaren der Vermerk hinzugefügt: *In Österreich verboten! Freigeworden durch die Interpellation in der 122. Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 16. April 1902.*

Doch das Ende ist nicht heiter

Antonius, das war schon kurz nach Erscheinen klar, gedieh dem Verleger zum großen Erfolg. Den Prozess hatte Moritz Schauenburg glücklich überstanden, die Maschinen in Lahr ratterten. Sie brachten Arbeit nach Lahr und für die Drucker auch Nachtschichten. Die Ehefrau des Verlegers beklagt sich am 5. April 1873, dass sie wegen des Lärms der Druckmaschinen in ihr Gästezimmer niemanden mehr legen könne, weil darunter in der Druckerei die ganze Nacht über gearbeitet werde: *Es mußten geschwind 1000 heilige Antoniusse fertig gemacht werden.*

Nach der Freigabe hätte eine lange und gute Zusammenarbeit zwischen Autor und Verleger beginnen können, sollte man meinen. Es sah zunächst auch einmal so aus. Busch arbeitete bereits an der frommen Helene und an den Bildern und Texten für die Jobsiade. Zwar bremste er im Frühjahr 1871 noch den tatkräftigen Moritz Schauenburg, als der auf einem Vertragsabschluss bestand, aber immerhin verhandelte man schon die Bedin-

Wiederwahl d. Loccum
Provinz Hannover

d. 6 Juni 1876

Mein lieber Herr Schauenburg;

Mit der Erwartung über den Tod ist es ja kaum
so große Fata, da ist die Verantwortung jedenfalls einem
andern fallen, wird. Die meisten von diesen unglücklichen
Unternehmungen, die in allgemeinen mit Herrn Sch.
offiziellen einverstanden sind. — Ich grüße Herrn Sch.
auf's Beste, magst du verbindlichen Tagst. und die
besten Wunsche die Freundschaft in bester Weise, alles
was ich meine, besetzt und wird über drei Monaten.

Sobald Sie mir offen mitgeteilt haben, werden wir
bald sich für Sie und auf für andere Unternehmungen
halten; die geringste Unterstützung wird aber ein fast
unmögliches Mittel, wenn Sie sich für Folge geben. Wenn
es sich um ein Manuskript handelt, ist es schon fast
gewaltig überwindlich, wenn Sie die Arbeit eines
anderen einzigen kleinen Anzeigen überlassen will. Man
mag aber die Leute nicht von Leiden, die für
für dienen fallen wie Sie selbst.

Angen Sie die Freundschaft freundlich. Ich
ist doch so freundlich aufgenommen, und wie ich in
angenehmer Stimmung bleiben.

Herrn ganz ergebenster
Wills. Busch.



*Julie Schauenburg geb. Geiger,
die fleißige Briefschreiberin*

gungen. Im Mai 1871 fuhr Busch nach Straßburg, um dort in der Silbermannschen und nun Schauenburgschen Druckerei eine neue Technik zu erproben, die Zinkographie. Dieses neue Verfahren muss Busch sehr gereizt haben, denn es erleichterte die Übertragung der Originalzeichnung auf den Druckträger ganz erheblich.

Den Straßburgaufenthalt im Mai nutzte er auch zu einer Fahrt nach Lahr. Am 6. Juni 1871 bedankte er sich in einem Brief aus Wiedensahl: *Sagen Sie den Ihrigen viel freundliche Grüße. Wie ich dort so freundlich aufgenommen, wird mir stets in angenehmer Erinnerung bleiben.*

Der Dank stand am Ende eines Briefes, der weniger freundlich war und der nach der gängigen Meinung in der Buschliteratur den Bruch zwischen Schauenburg und Busch erklärt. Der Verleger habe Busch überlisten wollen, heißt es.

*Mein lieber Herr Schauenburg!
Mit der Verabredung über den Jobs hat es ja keine so große Eile,
da ich die Sommermonate jedenfalls meine Ruhe haben muß. Sie*

wissen noch unsere mündlichen Besprechungen, daß ich im allgemeinen mit Ihren Vorschlägen einverstanden bin. – Ich zeichne Ihnen die Sachen auf Zink, mache den verbindenden Text dazu, und Sie beginnen dann die Zahlungen in bestimmten Fristen, aber, wie ich meine, sofort und nicht erst nach drei Monaten. Sobald Sie mir offen entgegenkommen, werden wir bald einig sein und es auch für andere Unternehmungen bleiben; die geringste Heimtückerei würde aber ein hartnäckiges Stillschweigen meinerseits zur Folge haben. Denn so sind wir Menschenkinder, daß es unsere Eitelkeit gewaltig übelnimmt, wenn uns der Andere nur um einen einzigen kleinen Kreuzer überlisten will. Man mag eben die Leute nicht gern leiden die Einem für dümmer halten wie sich selbst.

War es nur eine Frage des Honorars, die Busch und Schauenburg auseinander gebracht hatte? Was meinte Busch mit seiner Bemerkung: *Sie wissen, wie unser Verkehr damals gestört wurde. Das knüpft sich nun schon wieder an.* (2.7.1876) Auffällig ist, dass die sonst sehr schreibfreudige Brieffschreiberin Julie Schauenburg den Namen Wilhelm Busch nicht erwähnt, obwohl ein Brief vom 27. Mai auf den Besuch von Busch in Lahr hinweist:

Moritz kam gestern von Strasburg und heute ging er schon wieder zurück, er will mir morgen drei Herren bringen, da habe ich heute die Gastbetten wieder frisch bezogen.

Auch Schauenburg spielte auf den Bruch an. Aber was meinte er mit der „schlechten Laune“:

Nachdem Sie in einer schlechten Laune mein Geschäft mit ziemlicher Schnödigkeit auf die Seite setzten, werden Sie, wie ich hoffe, bei der Vergebung Ihrer Kinderschriften, die Sache wieder gut machen. Ihre Bedingungen würde ich ohne Widerrede annehmen, wie ich das schon bei den anderen Sachen erklärte & die Ausstattung sollte nichts zu wünschen übrig lassen. (20.12.1872)

Diesen Brief schrieb er nach einer Reise zu Busch nach Wiedensahl, mit dem er die neue Auflage, die vierte, besprach, für die Busch ein neues Titelblatt ausarbeitete.

Zunächst will ich Ihnen zu Ihrer Beruhigung mitteilen, dass ich an jenem Mittag noch auf den Zug kam, Ich mußte allerdings tüchtig ausschreiten. Sodann Nachricht in Betreff eines Holzstockes, der Ihnen von Krüll & Michael Kyl Anstalt in Stuttgart zu-

geschickt sein wird. Er ist bestimmt, Ihre neue Titelzeichnung zum Heil. Antonius aufzunehmen, welche Sie mir zusagten. Anbei die besprochenen Albertotypen (Lichtdruckverfahren von Glasplatten). Ich wiederhole meine Erklärung, daß ich bereit bin, Ihre zukünftigen Erzeugnisse für die Jugend in Photographiedruck herzustellen. Natürlich alles andere in anderen Manieren auch. Wie Sie sehen, habe ich ebenfalls einen Verlag von Kinderschriften, die einen ganz guten Namen haben.

... Ich drucke augenblicklich eine neue Auflage des Antonius, wie Sie wissen, die Ausstattung ersehen Sie aus den mitfolgenden Bogen. Das nächste Mal werde ich die Initialen ebenfalls roth drucken. Diesmal ist die Maschine für Zweifarbindruck besetzt. Ich erhalte in einigen Tagen eine zweite solche Maschine.

Und nun zum Schluß noch eine recht angelegentliche Bitte! Sie versprochen mir früher einen Beitrag zum Kalender. Wollen sie mir denselben für 1874 liefern? Bürklin will sich für den nächsten Jahrgang auch ganz besondere Mühe geben. Er ist bereits an der Arbeit und Ihr Beitrag würde in guter Gesellschaft erscheinen. Lassen Sie sich doch einmal erweichen! Ich habe vor, sobald die Stempelsteuer für Kalender aufgehoben wird – sie kostet mich in Preußen 18 000 Gulden jährlich – eine kleine Sammlung neuer Genrebilder nach Originalgemälden, etwa 8, in allerbestem Holzschnitt auf Chamois-Papier aufzunehmen. Ich würde auch Ihre Sachen gern auf das gleiche Papier drucken, wenn Sie es wünschen.

*Von Herzen der Ihrige
Moritz Schauenburg.*

Den Dauerläufer „Antonius“ gab es noch jahrzehntelang, sodass der Kontakt zwischen Autor und Verleger nie ganz abbrach. Busch erhielt Exemplare der jeweils neuen Auflage, er bedankte sich, aber er monierte auch Fehler, Bildverwechslungen und falsche Textzuweisungen. Mit dem Hinweis auf seinen Vertrag mit Otto Bassermann lehnte er die inständigen Bitten von Schauenburg nach Beiträgen kategorisch ab – ergebenst, mit freundlichem Gruß oder hochachtungsvoll.

Auch eine Bearbeitung des Heiligen Antonius lehnte er ab:

Wiedensahl 21. Dec. 91

an Herrn Moritz Schauenburg, Verlagsbuchhändler in Lahr.

Hochgeehrtester Herr

Auf Ihr geehrtes Schreiben vom 18. dses. erlaube ich mir ergebenst zu erwidern, daß ich eine Änderung des „heil. Antonius“ nicht beabsichtige, für eine neue unveränderte Auflage desselben

*bei den jetzigen Zeitläuften aber jede Verantwortlichkeit meinerseits ablehnen muß.
Mit bestem Dank für die Sendung des Exemplars
Hochachtungsvollst
Wilh. Busch*

Bis an sein Lebensende 1895 sandte Schauenburg seinem Erfolgsautor noch mit freundlichen Grüßen Neuerscheinungen, von denen er annahm, sie könnten für den Adressaten von Interesse sein: den „Falstaff und seine Gesellen“ mit den Scherenschnitten von Paul Konweka und dem Text von Hermann Kurz¹¹ oder seine „Reisenotizen eines Chicagoreisenden“.¹² Die Notizen während einer Gesellschaftsreise zu der großen Kolumbusweltausstellung in Chicago von 1893 hatte Schauenburg täglich nach Europa gekabelt, wurden wenige Tage später in der Lahrer Zeitung veröffentlicht und nach der Rückkehr als Buch veröffentlicht.

*Wiedensahl 11. Sept. 93
Sehr geehrter Herr Schauenburg!
Ihre „Reisenotizen“ werde ich mit aller Aufmerksamkeit durchlesen.
Ich spreche Ihnen für die freundliche Zusendung des hübschen Büchleins meinen verbindlichsten Dank aus.
Hochachtungsvoll
Wilhelm Busch.*

Doch noch heiter

Als Moritz Schauenburg am 24. Oktober 1877 seinen 50. Geburtstag feierte, überraschten ihn seine sieben Kinder mit einem „Fest-Spiel“, in dem sie ihm als seine sieben bedeutendsten Verlagserzeugnisse, als Kinder des Verlags, gratulierten. Dazu gehörte selbstverständlich auch der Heilige Antonius. Wer immer die Glückwünsche gereimt hatte, er wusste, dass die Erinnerung an das gestörte Verhältnis zu Wilhelm Busch den Festtag nicht trüben konnte:

*Ruh', Ruh'! Ich geb' Euch meinen Segen!
Der Papa soll mich noch lange verlegen,
Er kommt jetzt grad aus Padua,
Und Gegenbesuch mach' ich ihm ja.
Seid nur stets brav und gut wie ich,
Dann geht es immer meisterlich. –
Versprech' ich ihm noch die Million.*

...

Anmerkungen

Die zitierten Briefe von Wilhelm Busch liegen mir, außer denen vom 3. Juli und 12.8.1870, im Original vor. Sie sind in Band 1 der Briefausgabe enthalten.

Die Briefe von Moritz Schauenburg und seiner Frau Julie befinden sich in Privatbesitz.

Bei den Zitaten aus dem Heiligen Antonius von Padua verwende ich den Text des Nachdrucks der Erstausgabe.

- 1 Aus: Der Ruhm. In: Zu guter Letzt. 1904.
- 2 Brief an Schauenburg, 12.8.1870, in dem er die Quellen für die zehn Szenen des Heiligen Antonius nennt.
- 3 Lahrer Hinkender Bote 1870, 82. Bei dem beanstandeten Text handelt es sich um die Erzählung „Gute Nacht Hochwürden, Herr Pfarrer, LHB 1869, 41–47.
- 4 Wie schad, daß ich kein Pfaffe bin. Aus: Kritik des Herzens. 1874.
- 5 Brief vom 12.8.1870. In: Wilhelm Busch, sämtliche Briefe. 2 Bände Herausgegeben von Friedrich Bohne. Hannover 1968/1969.
- 6 Eduard Hallberger, Xylographische Anstalt.
- 7 Börsenblatt Nr. 140 vom 22. Juni 1870.
- 8 Der Hausknecht in dem Weidenbusch. Aus: Kritik des Herzens. 1874.
- 9 Alle Angaben im Folgenden sind Briefen entnommen, die Julie Schauenburg von Juli bis November 1870 an ihre Schwiegermutter nach Herford schrieb. Briefe in Privatbesitz.
- 10 Aus: Jugend, Münchner Illustrierte Wochenschrift für Kunst und Leben. 1902, Nr. 14, 218.
- 11 Kurz Hermann: Falstaff und seine Gesellen mit Scherenschnitten von Paul Konewka. Straßburg, Schauenburg 1871.
- 12 Reisenotizen eines Chicagoreisenden. Lahr Schauenburg 1893.

Literatur

Busch, Wilhelm: Sämtliche Werke. Hg. Von Otto Nöldeke. 8 Bde. München 1943.

Busch, Wilhelm: Sämtliche Briefe. 2 Bände Hrsg. von Friedrich Bohne. Hannover 1968/1969.

Busch, Wilhelm: Die Bildergeschichten. Historisch-kritische Ausgabe. 3 Bde. Bearbeitet von Hans Ries unter Mitarbeit von Ingrid Haberland im Auftrag der Wilhelm-Busch-Gesellschaft. Hannover, 2. Auflage 2007.

Busch, Wilhelm: Der heilige Antonius von Padua. Mit einem Nachwort von Christel Seidensticker. Lahr 2007.

„Die entsetzlichen Rheinschnaken“

Worüber Goethe klagte, und woran Schiller litt

Johannes Werner

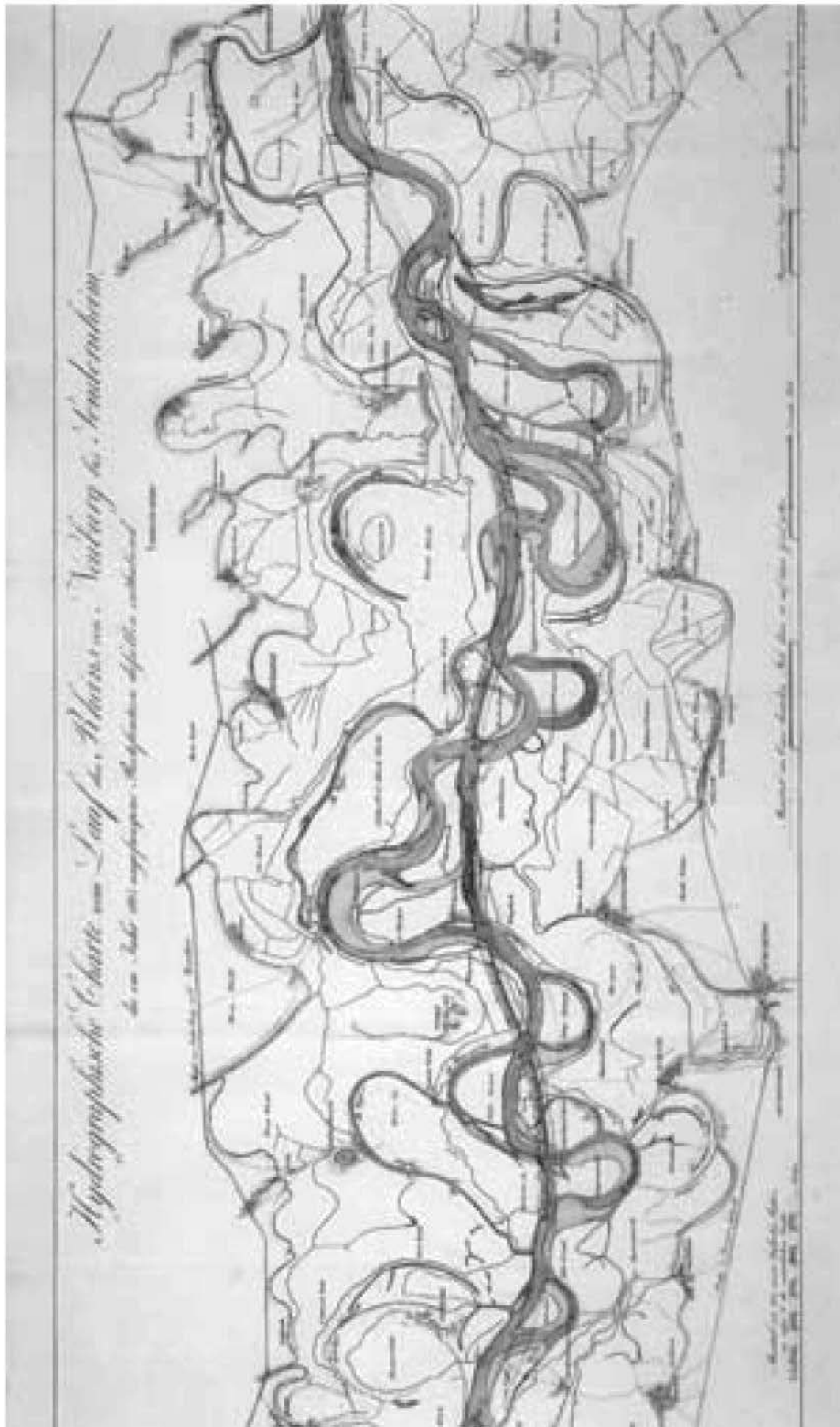
Sind es alten Wahns Phantasmen,
Die dem Boden als Miasmen
Stumm entsteigen und die Lüfte
Schwängern mit dem argen Gifte?

Heinrich Heine, Ganz entsetzlich ungesund

Und wie heiß es hier im Sommer ist! Die Weiden
schlucken den Wind, der draußen über dem Strom
immer geht. Und aus dem Schlamm steigt ein Ge-
ruch wie Fäulnis und Kot und Tod.

Georg Britting, Brudermord im Altwasser

Wenn Goethe in den Jahren 1770 und 1771 aus Straßburg nach Sessenheim kam, um seine geliebte Friederike zu besuchen, befuhr er mit ihr und anderen oft den Rhein, blieb dann auf einer der zahllosen Inseln und wäre gern noch länger geblieben, „hätten uns nicht die entsetzlichen Rheinschnaken nach einigen Stunden wieder weggetrieben. Über diese unerträgliche Störung einer der schönsten Lustpartien, wo sonst alles glückte, wo die Neigung der Liebenden mit dem guten Erfolge des Unternehmens nur zu wachsen schien, brach ich wirklich, als wir zu früh, ungeschickt und ungelegen nach Hause kamen, in Gegenwart des guten geistlichen Vaters, in gotteslästerliche Reden aus und versicherte, dass diese Schnaken allein mich von dem Gedanken abbringen könnten, als habe ein guter und weiser Gott die Welt erschaffen. Der alte fromme Herr wies mich dagegen ernstlich zur Ordnung und verständigte mich, dass diese Mücken und anderes Ungeziefer erst nach dem Falle unserer ersten Eltern entstanden, oder, wenn deren im Paradiese gewesen, daselbst nur angenehm gesummet und nicht gestochen hätten.“¹ So steht es in „Dichtung und Wahrheit“, und es wird wohl die Wahrheit sein; denn auch Karl Julius Weber, der nicht viel später seine „Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen“ schrieb, nannte, nachdem er bei Rastatt am Rhein gewesen war, „die sogenannten Rheinschnaken eine wahre ägyptische Plage“² und neigte dazu, sie „für lauter kleine Teufel zu halten“³. Weber dachte daran, dass Stechmücken



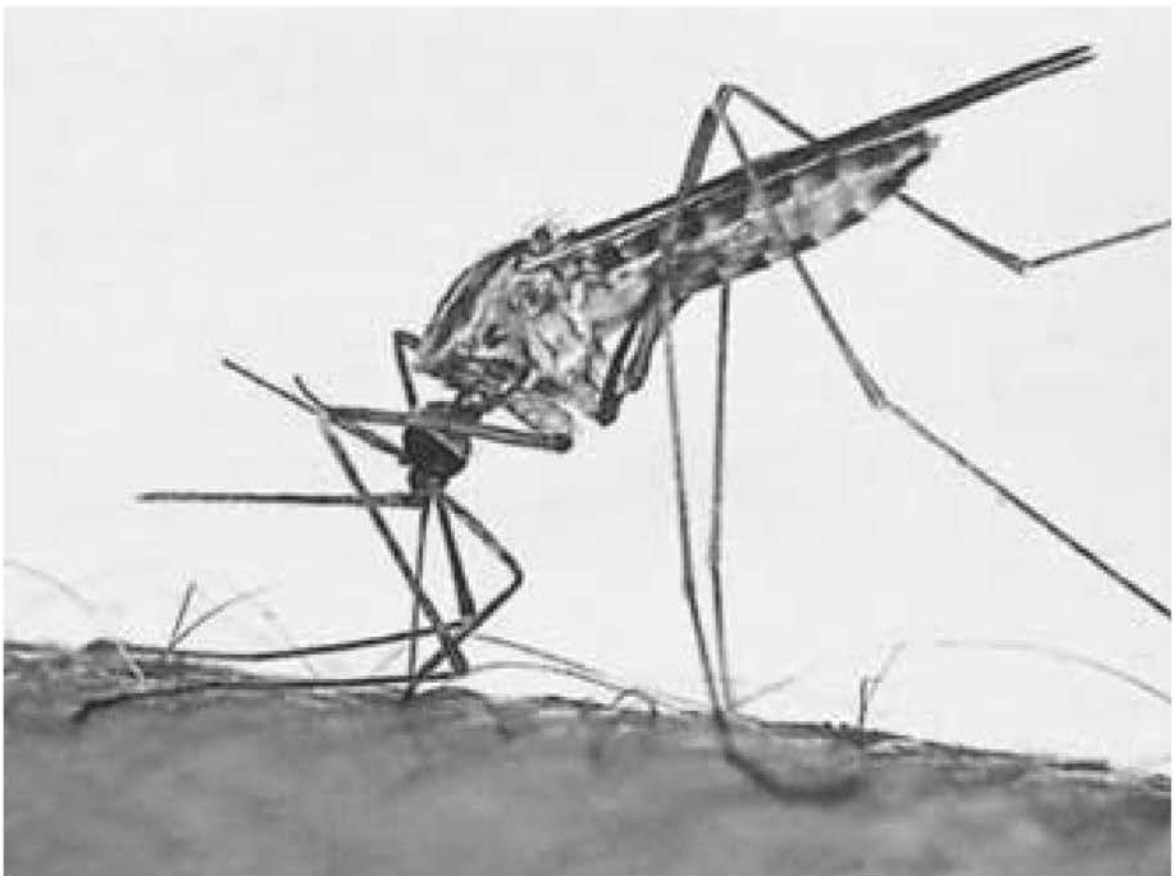
Der Rheinlauf von Neuburg bis Sodenheim (nach Tulla, 1825)

*Anopheles*

die dritte Plage waren, die Gott den Ägyptern sandte (Ex 8, 12–14); und weiterhin wohl daran, dass die Bibel den Teufel auch Beelzebub, d. h. „Herr der Fliegen“ nennt (2 Kö 1,2). Insofern war er – und war Goethe gegen den Sesenheimer Pfarrer – theologisch gar nicht ganz im Unrecht.

Die Klagen rissen allerdings nicht ab. Ihnen reihte sich Georg Büchner an, wenn er Valerio, den Narren in „Leonce und Lena“, sagen ließ, es sei zwar „eine schöne Sache um die Natur, sie wäre aber doch noch schöner, wenn es keine Schnaken gäbe“⁴. Büchner wusste, wovon er sprach, und umso mehr, als er in eben dem Jahr 1836, in dem er das Lustspiel schrieb, in Straßburg lebte. Marie Luise Kaschnitz wusste es ebenfalls, die 1901 in Karlsruhe geboren wurde: „in der Fächerstadt, der Schnakenstadt, der Weinbrennerstadt“⁵; und sie kannte auch die Geschichte dieser Gründung und ihres Gründers, des Markgrafen Karl, der, wie es heißt, einst im Hardtwald eingeschlafen und dann wieder aufgewacht war: „von einem Schnakenstich wahrscheinlich“⁶.

Neben den Literaten meldeten sich auch bald die Biologen zu Wort. Ein gewisser Fabricius fand im Jahre 1781, dass die Schnake „continuo susurro puncturaque molestissimum“⁷ sei: also durch ihr dauerndes Summen und ihren Stich überaus lästig. Er meinte wohl weniger die Rheinschnake



Anopheles

Aedes vexans als vielmehr die Hausschnake *Culex pipiens*; aber man fing eben erst an, die Arten zu ordnen. Über *Culex* schrieb im Jahre 1803 dann ein gewisser Schellenberg, man bemerke zwar „die Arten dieser Gattung mehr durch die empfindlichen Stiche, als durch ihre Schönheit. Indessen ist der Kopf doch mit schönen Farben und mit einem Federbusch geziert. Der Schöpfrüssel ist nicht weniger wunderbar gebaut, er besteht aus fünf feinen spitzigen Borsten, welche in eine einklappige walzenförmige biegsame Scheide verschlossen sind.“⁸ Auch die Schnake ist, so lästig sie ist, ein Wunder der Natur. (Und Vögel, Fische und Amphibien leben von ihren Larven.)

Ein anderes Thema?

Die Rheinniederung hatte – hüben wie drüben, drunten wie droben – keinen guten Ruf; der Rhein war unberechenbar, der Boden unfruchtbar und das Leben ungesund. Durch die von ihm projektierte Korrektur oder Rektifikation des Rheins sollte, so versprach Johann Georg Tulla im Jahre 1825, „alles längs diesem Strom anders werden“⁹. Ändern sollte sich vor allem auch die Durchfeuchtung des gesamten Geländes, deren Nachteile sein Nachfolger Max Honsell im Jahre 1885 so bewegt wie bewegend beschrieb: „Ueber den versumpften und von nassen Wiesen und Buschwaldungen durchzogenen Niederungen waren zumal in den Uebergangsjahreszeiten die Nebel eine häufige Erscheinung; wenn die periodischen Hochwasser zurücktraten und weite Flächen, die sich im Frühjahr mit Vegetation bedeckt hatten, nun der August- und Septembersonne ausgesetzt waren, wenn bei niedrigem Wasserstand im Spätsommer und Herbst auch die sumpfigen Flächen theilweise zu trocknen begannen, dann verbreiteten sich die durch die Verwesung der organischen Stoffe erzeugten Ausdünstungen über die Niederung und die anliegenden Orte; Wochen und Monate lang stand das Druckwasser in den Kellern; bei Ueberschwemmungen drang es auch vielfach in die Wohnräume ein; die Wintervorräthe gingen oft zu Grund und, wenn dann noch wegen drohendem Hochwasser die Futtergewächse vorzeitig eingeheimst, oder wenn sie überschwemmt worden, also unreif oder halbverfault waren, zeigten sich die üblen Folgen in der Menge und Güte des für die Landbevölkerung wichtigsten Nahrungsmittels – der Kuhmilch. Die Wohnungen waren fast alljährlich durchfeuchtet, an dem Holzwerk stellten sich im Sommer Pilzbildungen ein; viele Häuser waren ohne Keller und wo solche vorhanden, stunden sie zeitweise voll Wasser, und die oft verdorbenen, übel ausdünstenden Kartoffeln, Rüben u. dgl. mussten dicht bei den Wohnräumen, häufig in den Stuben und Kammern selbst aufbewahrt werden.“¹⁰

Aus der Durchfeuchtung gingen, so Honsell, Ausdünstungen hervor, aus denen wiederum die Krankheiten hervorgingen, an denen die Leute litten;

vor allem das so genannte Wechselfieber, die Malaria. („Malaria“ heißt wörtlich: schlechte Luft.) Und so zitierte Honsell befriedigt die Berichte von Ärzten, die besagten, dass sich die Lage durch Tullas Taten gebessert habe. „Die Rhein- und Murgbauten, welche einen möglichst geraden Lauf und Tieferlegung des Flussbettes bezwecken, haben bis jetzt den grössten und vortheilhaftesten Einfluss in allgemeiner gesundheitlicher Beziehung und besonders auf Beseitigung der Miasmen. In früherer Zeit waren die Orte längs des Rheins durch Sümpfe und Altwasser im Früh- und im Spätjahr häufigen und anhaltenden Wechselfiebern ausgesetzt, welche jedoch durch die Rheinkorrektion ebenso selten sind, wie in den Ortschaften längs des Gebirges.“¹¹ So schrieb, unter anderen, 1862 der Amtsarzt in Rastatt; und so 1867 der in Offenburg: „Als endemische Krankheit herrschte früher in den in der Nähe des Rheins, der Kinzig und der Schutter befindlichen Orten das Wechselfieber, welches den stehenden Sümpfen zugeschrieben wurde, und häufig äusserst hartnäckig, komplizirt und langwierig war. Auffallend ist es, dass diese Krankheit seit 1861 weit seltener und minder heftig zum Vorschein kommt, obschon immer noch zeitweise Ueberschwemmungen und Sümpfe in jener Gegend vorkommen.“¹² Schon Hippokrates hatte gelehrt, dass Krankheiten oft auf ungesunde Ausdünstungen der Erde, so genannte Miasmen, zurückzuführen seien, und noch im 19. Jahrhundert glaubten ihm die Ärzte aufs Wort; zu Unrecht, wie sich zeigen sollte.

Was keiner wusste

Denn nicht die Sümpfe als solche waren schuld; aber indem Tulla sie trockenlegte, grub er, ohne es zu wissen, den eigentlichen Verursachern das Wasser ab: den Schnaken. Goethe hatte nur über sie geklagt, weil sie ihn störten und plagten; auch er hatte nicht gewusst, dass sich unter ihnen, neben der eigentlichen Rheinschnake und der Hausschnake, auch *Anopheles* befand, die den Erreger der Malaria, den Einzeller *Plasmodium*, überträgt.¹³ Er gelangt durch ihren Stich in die menschliche Blutbahn, dann in die Leber, wo er sich vermehrt, dann wieder ins Blut, wo er die roten Blutkörperchen zerstört und derart die inneren Organe schädigt.¹⁴

Ebenso wenig wusste man, womit man die Krankheit bekämpfen sollte, wenn sie erst einmal ausgebrochen war. Man trank Brantwein mit schwarzem Pfeffer oder einen Ansatz aus Wermut, Farnkraut, Wegwarte, Melisse, Bitterklee, Brennessel und Pfefferminze, oder man aß Knoblauch, Ingwer, Lilienzwiebeln, schwarzen Senf oder Meerrettich mit Essig; faule Eier, Spinnen- und Regenwurmpulver, Läuse, Läuse- und Taubenkot wurden ebenfalls verordnet; selbst vor weißem Hundekot, in Ei gebacken, schreckte man nicht zurück.¹⁵ Sonst rief man die zuständigen Heiligen an, insbesondere den hl. Laurentius, der unter anderem als Schutzpatron gegen

das Fieber galt, wohl weil sein Martyrium darin bestand, dass er auf einem Rost gebraten wurde. Mit einem solchen Rost stellte und stellt man ihn auch dar.¹⁶ Was aber wirklich half, war die so genannte Fieberrinde, die Chinarinde, das Chinin.

Glück und Unglück

Goethe hatte Glück; er wurde, wie gesagt, von den Schnaken nur gestört und geplagt, und es wird wohl keine *Anopheles*, jedenfalls keine infizierte oder infizierende, unter ihnen gewesen sein. Aber Schiller holte sich die Malaria in Mannheim, im Sommer 1783, und wurde sie nie mehr los.¹⁷ Es hätte auch anders kommen können; und damit ganz anders für die deutsche Literatur.

Anmerkungen

- 1 Goethe, Johann Wolfgang: Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. In: J. W. G., Werke Bd. 9 (= Autobiographische Schriften 1). 11. Aufl. Hamburg 1989, 465.
- 2 Weber, Karl Julius: Reise durch das Großherzogtum Baden. Stuttgart 1979, 140.
- 3 Ebd.
- 4 Büchner, Georg: Leonce und Lena. Ein Lustspiel. In: G. B., Sämtliche Werke und Briefe. Leipzig 1922, 109–142; hier 131 (II,4).
- 5 Kaschnitz, Marie Luise: Orte. Aufzeichnungen. Frankfurt a. M. 1973, 7. Vgl. Werner, Johannes: Marie Luise Kaschnitz und Karlsruhe (= Spuren 54). Marbach a. N. 2001; ders., Dreimal Karlsruhe. Eine Rede. In: Badische Heimat 4/2006, 194–201.
- 6 Kaschnitz, a.a.O. Johann Georg Keyssler, der Reiseschriftsteller, wunderte sich darüber, dass der Markgraf Ludwig Georg von Baden, der so genannte Jägerlouis, auch im Sommer auf die Jagd ging, „da solche doch wegen des fliegenden Ungeziefers, so man Schnacken nennet, höchst beschwehrlich ist“ (zit. n. Sillib, Rudolf: Schloß Favorite und die Eremitagen der Markgräfin Franziska Sibylla Augusta von Baden [= Neujahrsblätter der Badischen Historischen Kommission NF 17]. Heidelberg 1914, 74; vgl. Werner, Johannes: Der Jägerlouis und die Jagdlust überhaupt. Vom Leben im Barock. In: Die Ortenau 62 [1982], 99–109). Von den „verhasteten schnacken“ hat auch Johann Fischart gesprochen, der ja ein Straßburger war, und von den „Rheinschnacken“ auch Regiomontanus in seinem Kräuterbuch (vgl. Grimm, Jacob und Wilhelm: Deutsches Wörterbuch. Bd. 9. Leipzig 1899, 1153); und Jean Paul hat sie unter diesem Namen ebenfalls gekannt (vgl. ebd. Bd. 8. Leipzig 1893, 859).
- 7 Fabricius, Joh. Christ.: Species insectorum exhibentes eorum differentias specificas, synonyma auctorum, loca natalia, metamorphosin. Bd. 2. Hamburg/Kiel 1781, 469 (Historische Bibliothek Rastatt).
- 8 Schellenberg, J.R.: Gattungen der Fliegen. Zürich 1803, 87 (Historische Bibliothek Rastatt).
- 9 Tulla, J.G.: Ueber die Rektifikation des Rheins, von seinem Austritt aus der Schweiz bis zu seinem Eintritt in das Großherzogthum Hessen. Karlsruhe 1825, 52. Vgl. Ebeling, Hermann: Johann Gottfried Tulla und die Korrektur des Oberrheins. In: Die Ortenau 85 (2005), 495–514.

- 10 Honsell, Max: Die Korrektion des Oberrheines von der Schweizer Grenze unterhalb Basel bis zur Grossh. Hessischen Grenze unterhalb Mannheim, insbesondere der Badische Antheil an dem Unternehmen (= Beiträge zur Hydrographie des Grossherzogthums Baden H. 3). Karlsruhe 1885, 74.
- 11 zit. n. ebd. 75.
- 12 zit. n. ebd. Vgl. insgesamt auch: Frenk, Martin: Die Rheinauen als Malariagebiet. In: Geroldsecker Land 48 (2006), 31–46; Sarwar, Irfan: Malaria am Oberrhein. (Diss. med. dent.) Heidelberg 2002; Fauter, Harald: Malaria am Oberrhein in Vergangenheit und Gegenwart (mit Untersuchungen über die derzeitige Anopheles-Fauna). (Diss. med.) Tübingen 1956. – Ein Parallellfall waren „die Pontinischen Sümpfe, jene trostlosen und fieberfeuchten Reviere“ (Gregorovius, Ferdinand: Wanderjahre in Italien. Dresden 1925, 601) südlich von Rom. Auch sie wurden mit viel Mühe ausgetrocknet, wovon wiederum Goethe in seiner „Italienischen Reise“ unterm 23. Februar 1787 berichtet hat.
- 13 Von *Mephistopheles* wusste er, nebenbei bemerkt, auch noch nichts.
- 14 Gleichzeitig gelangten aber auch Erreger anderer Krankheiten (vor allem Kolibakterien) aus Ställen, Misthaufen, Sickergruben usw. ins hochstehende Grundwasser und von dort durch die Brunnen, die jeden Haushalt versorgten, zu den Menschen. Und auch die Kuhmilch hatte es oft in sich: allerdings nicht, wie Honsell glaubte, weil die Kühe verdorbenes Futter bekamen, sondern weil sie an Tuberkulose erkrankt waren und diese durch die Milch auf die Menschen übertrugen.
- 15 Vgl. Sarwar, a.a.O. 130.
- 16 Ihm waren, in der heutigen Erzdiözese Freiburg, zahlreiche Kirchen geweiht: so in Auenheim, Betra, Bötzingen, Bohlsbach, Brenden, Dittwar, Elchesheim, Freudenberg, Friesenheim, Hemsbach, Hofgrund, Hügelsheim, Ilmspan, Käfertal, Kenzingen, Krauchenwies, Kronau, Kürzell, Neudenau, Niederbühl, Niederrimsingen, Nußloch, Obrigheim, Rheinhausen, Rotenfels, Schlierbach, Thalheim, Uissigheim, Unteralpfen, Weinheim, Werbachhausen, Wiesloch, Wolfach, Ziegelhausen. (Diese Orte liegen, wie oft schon ihr Name sagt, in Senken und in der Nähe von Gewässern.) Und anderswo, etwa in Würmersheim, stand wenigstens seine Statue auf dem Altar.
- 17 Unter den „gut sechstausend Menschen, die von dieser Seuche angesteckt wurden“, war auch Schillers Freund Christian Dietrich Meyer, der dann an ihr starb (vgl. Aufenanger, Jörg: Friedrich Schiller. Biographie. Düsseldorf/Zürich 2004, 80).

Zur Galloromania im Mittleren Schwarzwald und in der nördlichen Ortenau*

Wolfgang Kleiber

1. Allgemeines zum galloromanischen Substrat im Schwarzwald

1.1 Zur aktuellen Forschungslage

Anlass zum Thema dieser Miszelle ist die Sorge, dass die Diskussion des Problemkreises „galloromanisches Substrat im Schwarzwald“ von Historikern und Archäologen als „ungelöst“ oder „unlösbar“ abgebrochen bzw. beiseite geschoben wird. Zuletzt äußerte sich dazu Meinrad Schaab¹, ausgehend von der – nach ihm – lediglich im Zartener Becken gesicherten Namen-, Siedlungs- und Bevölkerungskontinuität. Im Übrigen bleibt Schaab skeptisch abwartend. Zur philologischen Argumentationsweise findet er keinen adäquaten Zugang. Irritationen verursachen ihm die Ortsteilnamen (Zinkennamen) zwischen Elz und Kinzig: „Aber romanische Namen gibt es auch anderwärts im Schwarzwald, und ausgerechnet in von der Siedlungs- und Bodenausstattung her kaum frühdatierbaren Tälern, Ortsteilen und Einzelhöfen, zu denen natürlich auch keine frühe schriftliche Überlieferung vorliegt. Man wird sie kaum allein aufgrund philologischer Merkmale als Rückzugssiedlungen der von den Alemannen verdrängten römischen Provinzialbevölkerung einstufen können. Aber auch die Deutung als durch Bergbauspezialisten oder bäuerliche Kolonisten erst im Hochmittelalter angelegte Siedlungen ist keineswegs erwiesen, und die Deutung auf Bergbau geht oft auch nicht auf.“² Misstrauen gegenüber philologischer Argumentationsweise hatte Bruno Boesch schon 1962 gesät, als er warnte, „in einer so komplexen, viele Wissenschaften berührenden Frage dem philologischen Scharfsinn unbeschränkte Vollmachten einzuräumen“.³ Leider ist eine Auseinandersetzung mit jüngeren germanistischen und romanistischen Arbeiten⁴ von Seiten der Mittelalterhistoriker und auch sonst, ausgeblieben. Wolfgang Haubrichs hat jüngst dem Problem der Romania submersa im Westen und Süden der Germania eine knappe Zusammenfassung gewidmet. Da heißt es: „Auf der Ostseite des Oberrheins sind die Kontinuitätszeugnisse [d. h. antik-frühmittelalterliche Namenkontinuität, = Verf.] noch spärlicher. Für das badische Schwarzwaldvorland und den Mittleren Schwarzwald sind einige Lehnwortareale dingfest gemacht worden; im Schwarzwald Gruppen von Ortsnamen, die auf galloromanische Lehnwörter zurückgehen dürften.“⁵

Nachdem die planmäßige systematische Flurnamenerhebung im Schwarzwald weitgehend zum Stillstand gekommen ist,⁶ unternimmt es die folgende Miszelle, in Form einer Nagelprobe, die Validität der Substratthese anhand eines begrenzten Namenkorpus im mittelbadischen Schuttertal und seiner Umgebung in exemplarischer Weise zu überprüfen. Im Zentrum steht die Gemarkung *Schweighausen* (bei Lahr i. B.) vor der Eingemeindung mit *Dörlinbach* und *Schuttertal*. Der Ortsname ist belegt⁷ a. 1132 (Kop. 17. Jahrhundert) *Svechusen*, a. 1300 *Sweghusen*, a. 1370 *Schweighusen*, mundartlich [švaɪghú:sə]. Der Ort war mit der Ettenheimer Mark im Besitz des Klosters Ettenheimmünster (Gründung im 8. Jahrhundert) gelegen an der *Unditz* (a. 763 Kopie 1457 *Undussa*).⁸ Überaus reichhaltig ist das umfängliche Heimat- und Ortsfamilienbuch Schweighausen.⁹ Auf die detaillierten Informationen zur Ortsgeschichte Ettenheimmünsters¹⁰, zur Ettenheimer Mark¹¹ sowie zum *Confinium Alamannorum*¹² kann hier nur summarisch verwiesen werden. Der Siedlungsname *Schweighausen* dürfte als relativ abgelegener *-hausen*-Ort möglicherweise noch in die ausgehende Karolingerzeit zurückreichen.¹³ Am 1. Januar 1974 schlossen sich die Gemeinden *Schweighausen*, *Dörlinbach* und *Schuttertal* zur Gesamtgemeinde „Schuttertal“ zusammen.¹⁴ Im Heimatbuch findet sich auch eine Zusammenstellung der Flurnamen Schweighausens (ohne Deutungen) von Gernot Kreutz.¹⁵

1.2 Begrenzung, Zielsetzung der vorliegenden Miszelle

Die vorliegende Kurzfassung ersetzt eine ursprünglich vorgesehene Gesamtdarstellung der Schuttertärer Flurnamen. Diese erwies sich derzeit als nicht durchführbar. So blieb die Beschränkung auf die „Fremdnamen“ in der Schweighäuser Namenwelt und Umgebung übrig. Das um die toponymischen Namenklassen erweiterte Korpus will grundsätzliche siedlungsgeschichtliche und sprachhistorische Fragen in exemplarischer Weise ermöglichen. Als größerer geographischer Rahmen figurierte die nichtgermanische Namenwelt (Gewässer-, Berg-, Flur-, Orts-, Zinkennamen) im Breisgau und in der Ortenau. Unsere Methode ist im Ansatz sprachgeographisch-komparatistisch und philologisch-dialektologisch. Näheres muss weiteren spezifisch onomastischen Untersuchungen in einem größeren Zusammenhang vorbehalten bleiben.

2. Das vorgermanische Namenmaterial

2.1 Vorgermanische Gewässernamen und Bergnamen (Karte 1)

Das Kartenmaterial bezieht sich in verkürzter Form auf die bei Albrecht Greule¹⁶ und Wolfgang Kleiber¹⁷ zitierten Namen.



Karte 1: Vorgermanische Gewässer- und Bergnamen in der Ortenau und im nördlichen Breisgau (Schwarzwald)

Karten 1–3 mit Genehmigung des Landesvermessungsamtes Stuttgart vom 9.10.2006,
 Aktenzeichen 2851.3-A/444, Auftragsnummer 17004033

Bleich(ach) f.: GwN zum Rhein /t'blaiχə/ a. 1155 *Bleichaha*¹⁸, Krieger I 214, Gaugrenze Breisgau/Ortenau, zugleich Diözesangrenze Konstanz/Straßburg.

†Bregen a. 1178 s. Bregetze.

Bregetze f.: GwN > Elz (Siegelau) /brɛ:gəts(l)i/; kelt. **briga* ›Hügel, Burg‹,¹⁹ dazu †*Bregen* a. 1178 Prechtal?²⁰

[*Brend*] m.: Bergname (Furtwangen); vgl. kelt. (ir.) *brenn* ›hervorquellen‹.²¹

Brettenbach m.: GwN rechts > Elz/brædəbax/a. 1336 *die Brettene* < **brigoduna* (,Hügel-Festung‘?) > *Breddana*.²²

Brugga f.: GwN links > Dreisam /t'brugə/ a. 1252 *Brugga*; kelt. *broga*, **brogia* ›Land‹.²³

Dreisam f.: GwN zum Rhein/draisəmə/a. 864 *Dreisima*; kelt. **tragisama* ›die sehr schnell Fließende‹.²⁴

Durbach m.: GwN links > Rench, a. 1342 *Durbach*; vgl. *Durenbach*.²⁵

Durenbach m.: GwN rechts > Schutter /dūrəbax/ a. 1531 *Durenbach*²⁶; gall.-keltorom. **dura*, **duria* ›Fluss‹.²⁷ *Durbach* bei Offenburg.

Elz f.: GwN links zum Rhein /t'ɛltz/; kelt. **altia*/**alto* ›hoch‹.²⁸

Glotter f.: GwN rechts zum Rhein/t'glödərə/ a. 1112 *Gloter*; kelt. **kloutra* ›die Reine‹.²⁹

[*Gschasi(-kopf)*] m./f.: Bergname Prechtal, Biederbach /gšäsɪ/ < gallorom. *casīna* ›Hütte, Häuschen‹.³⁰

Kallenwald m.: Bergname Seelbach (Sodhof), Höhenweg zum Geißberg/ k^h áləvald/ < lat. *callis*, **calla* ›Weg‹.³¹

Kambach f.: GwN rechts > Schutter /t'k^hombə, k^hombax/ a. „926“ *Cambach* (nördlicher Grenzbeschreibungspunkt), a. 1270 *Cambach*; gallorom. **camba* + *aha* ›die krumme Ach‹, REW 1542 gall. *camb* ›gebogen‹.³²

[*Kandel*] m.: Bergname bei Waldkirch /khándəl/, a. 1111 *Kanden*; kelt. **kando* ›weiß‹.³³

Kinzig f.: GwN rechts zum Rhein /t'k^hintsɪg/ a. 926 *Chinzicha*, ~1099 *Chinzechun*;³⁴ kelt. **kwentika* ›Weg‹.³⁵

Lütschental, *Lütschenbach* n.: GwN links zur Schutter /lɪtšədāl/ a. 16. Jh. *Lütschentall*, a. 1522 im *Lutschentale*;³⁶ kelt.-gallorom. **lūkina*, rom. *lut-sina* ›die Weiße‹.³⁷

Mühlenbach m.: ON, GwN rechts zur Kinzig /mɪləbax, mīləbax/ a. 1234 *Milenbach*, a. 1301 *Milnbach*;³⁸ gallorom. *malina* ›Flut‹.³⁹ Volksetymologisch zu *Mühle* gestellt; vgl. *Möhlín* rechts zum Rhein.

Murg f.: GwN rechts zum Rhein, a. 1082 *Murgam*; kelt. **morga* ›Sumpf, Grenze‹.⁴⁰

Murr f.: GwN links zur Dreisam (Kaiserstuhl) /t'mur/ a. 1318 *ze murra*; kelt. **mor(i)* ›Meer‹.⁴¹

Neumagen m.: GwN rechts zum Rhein /nejmāgə/ a. 10. Jh. *Niumaga*; kelt. **noviomagus* ›Neufeld‹.⁴²

Sarach f.: Zinkename, ursprünglich wohl GwN links zur Kinzig, Gehöftgruppe zwischen Steinach und Haslach /jn də sɑ:rə/ a. 1345 zu *Sarey*;⁴³ alteurop. **ser-*, **sor-* >fließen, strömen< + ahd. *aha*. Vgl. *Seranna*.

†*Seranna* f.: GwN ausgestorbener Name, nordöstlich der Grenzbeschreibung von „926“, Nähe Sulzbachquelle, linker Zufluss zur *Unditz* von der Kammhöhe oberhalb von Schmieheim, Wallburg zum Ettenbach; alteurop. **ser-*, **sor-* >fließen, strömen< + Suffix **-anna*.⁴⁴ Vgl. *Sarach*.

(*Schutter*) f.: GwN rechts zum Rhein /tʰʃʊtər/; germ./idg. **skeud-* >schießen<, Abschnittsname? Wahrscheinlich ist der älteste Talname in *Lütschentäl* (s. d.) erhalten.⁴⁵

Unditz f.: GwN rechts zum Rhein (zur *Schutter*) /tʰunʲts/ a. 762 *Undussa* (Kop.), a. 1325–1330 *Unduz*. Vorgerm./gallorom. *unda* >Woge< + Suffix *-ucia* vgl. a. 1557 *daz Undelitz* (Diminutiv!).⁴⁶ Der Oberlauf des Namens der *Unditz* ist im frühen Mittelalter vom *Ettenbach* (nach dem Ortsnamen *Ettenheim*) verdrängt worden.

2.2 Vorgermanische Gewässernamen, Ortsnamen, Walchen-, Welschennamen, Zinkennamen in der Ortenau/Breisgau und im Schwarzwald (Karte 2)⁴⁷

Die vorgermanischen Namen Mittelbadens bedürften einer neuen Untersuchung unter besonderer Berücksichtigung der Zinkennamen (Ortsteilnamen) zwischen Elz- und Kinzigtal, die ein Spezifikum dieses alten Hof-siedlungsgebietes darstellen. Auch der Terminus *Zinkename* ist gebietstypisch und bezeichnet eine lockere Gruppe von Einzelhöfen, die durch eine eigene Bezeichnung zusammengefasst werden.

Die folgende Dokumentation zu Karte 2 bringt in stark verkürzter Form⁴⁸ Belege für die Ortsteilnamen (Zinkennamen) ohne neuere sprachgeschichtliche und onomastische Erörterungen. Die vorgermanischen Ortsnamen in der Ebene wurden nur kartographisch berücksichtigt. Karte 2 soll zeigen, dass die untersuchten Flurnamen Schweighausens (Karte 3) einem östlich anschließenden Gebiet nichtgermanischer Zinkennamen gewissermaßen „vorgelagert“ sind. Im *Elztal* (vor allem in *Biederbach/Prechtal*) finden sich allerdings fremde Flurnamen vergesellschaftet mit Zinkennamen.



Karte 2: Vorgermanische Gewässer-, Orts- und Zinkennamen in der Ortenau/Breisgau und im Schwarzwald

Liste der Ortsteilnamen (Zinkennamen):

- a) *Malchhurst/Sasbachried*, a. 1316 *Malgers* zu vorröm. *malga ›Viehhof, Alpwirtschaft‹.
- b) *Otschenfeld/Lautenbach*, a. 14. Jahrhundert *orschinal* zu gall. *olca ›pflügbares Land‹.
- c) *Battengott/Oberwolfach*, a. 1462 *Battengott* zu lat. gutta ›Rinnsal, Bachlauf‹ (s. Dok. Karte 3 *Guttle*).
- d) *Baberast/Welschbollenbach/Haslach i. K.*, a. 1. Hälfte 16. Jh. *uff dem Baffen Rast*; gall. *baua ›Kot, Schlamm‹.
- e) *Kostberg/Fischerbach bei Hausach i. K.*, a. 1552 *Costenzberg*; lat. costa ›Halde‹.
- f) *Sarach/Steinach*, a. 1345 *Sarey*; alteurop. *ser-, *sor- ›fließen, strömen, Geröll, Schutt‹ (s. Dok. Karte 1 *Seranna*).
- g) *Klettner/Welschensteinach*, a. 1330 *Glepnir, Gleppenier*; vorröm. clapp- ›Stein‹.
- h) *Ullerst/Hofstetten*, a. 1314 *ze Müliers*; lat. mollis ›weich, sumpfig‹.
- i) *Gürtenau/Mühlenbach*, a. 1306 *Gürtenah*, a. 1360 *Gurtnaie*; lat. cohortinētum ›Eingezäuntes, Hof‹.
- j) *Morget, in der, Kirnbach* (keine historischen Belege); gall. *morga ›Rand, Grenze‹ (s. Dok. zu Karte 1 *Murg*).
- k) *Fannis/Mühlenbach*, a. 1466 *Vannes*; lat. vannus ›Futterschwinge, Mulde‹.
- l) *Pfaus/Mühlenbach*, a. 1452 *Pfouss*; lat. faux, fauces ›Bergpass, Engpass, Graben‹ (s. Dok. zu Karte 3 *Pfaus*).
- m) *Fissnacht/Prechtal*, a. 1461 *Visnach*; idg. *weis-, *wis- ›fließen‹: < *Visinaha.
- n) *Frischnau/Prechtal*, a. 1341 *Friscena*; lat. fraxinus ›Esche‹.
- o) *Kostgefäll/Haslachsionswald*, 16. Jh. *Kostanzgfell* (s. oben e).
- p) *Ottensteg/Bleibach*, a. 1330 *Nodan*; gall. *nauda ›Sumpfggend‹ (s. Dok. Karte 3 *Nadlergrund*).
- q) *Bregnitz/Buchenberg*, a. 1591 *Bregatz*; gall. *brigantiom ›Höhe‹ (s. Dok. Karte 1 *Bregetze*).
- r) *Nadelhof/Burg, Zarten*, a. 1442 *zu der Noden* (s. oben p).

2.3 Vorgermanische und fremde Flurnamen in der Gemarkung Schweighausen (Karte 3)

Die Dokumentation zu Karte 3 enthält die galloromanischen Namen nebst einigen bemerkenswerten germanisch-deutschen Flurnamen in Klammern (z. B.: (*Baude*)); Angaben mit Beispielen: Ziffer nach dem Stichwort *Baschk* [33] verweist auf den Plan im Gemarkungsatlas von 1871–74; Ferner: a. 1811 *Palmacker* S. 83. 84 verweist auf die älteste Katasterhandschrift im Gemeindearchiv Schuttertal (Akten VIII, 3).



Karte 3: Vorgermanische und fremde Flurnamen auf der Gemarkung Schweighausen (Schuttertal/Baden)

Balm, *Balmagere* [32], /t'balm, bálmagərə/ Anhöhe mit einzelnen großen Felsen oberhalb von *Loh* und Ortsmitte, a. 1811 *der obere, untere Palmacker* S. 83, 84; *Palmenhöhe*: „Hoher Geißberg“, /balməhe:j/. Zu gallorom. *balma* ›Höhle, überhängender Fels‹.⁴⁹ Oft im Substratgebiet Südwestdeutschlands und im Alpenraum. Als Lehnappellativ nicht mehr deutlich.

(*Baude*) [1] /t'boudə/ f. Ortsmitte an der Schutter. a. 1811 *auf der Bauerten* S. 52. < ahd. **gibûwede*, *bûwen*>/bouə/+ Kollektivsuffix: ›Bauwerk, Ansiedlung‹. Es handelt sich um den Kernbereich der frühesten Ansiedlung in der Nähe der Kirche, des Pfarrhofes sowie des Vogtshofes. Der Name fehlt dem Kataster-Gemarkungsplan 1871.⁵⁰

Baschk [33] nur mündlich /uf dər bašk/ f. waldiger Dobel zwischen „Mühlhalde-Steineberg“ („vorderer Geißberg“) erstreckt sich den Kamm hinauf 479 m ü.M. < gallorom. *pascuum* ›Weide‹.⁵¹ Im Substratbereich: vgl.

verballhorntes *Passeck*, fälschlich für *Baschk* Passhöhe/Gemeinde Yach, *Bastwald* Wolfach u. ö.

(*Bennenacker*) [22] /bɛnəagərə/ m. „in Loh“ bei der Kirche; a. 1811 *Bennenacker* S. 60. Gall. Lehnwort *benna* ›Korb‹.⁵²

Brei [38] /t'brɛ:i/ f. „Vorderer Geisberg“, überwiegend sumpfige Wiesen, steht nicht in direktem Zusammenhang mit dem gleichnamigen Oberbiederbacher Namen („Obertal“, Naturschutzgebiet). a. 1811 *Breymattenbezirk* S. 68. Zu kelt. **bracu* ›Morast‹.⁵³

(*Confinium Alamannorum*) /s'aləmanó:rʊm/ Gelehrter Name, zurückgehend auf die Interpretation der Grenzbeschreibung von „926“ mit Situierung auf dem „Hessenberg“ 722 m ü. M. Die Diözesangrenze Straßburg/Konstanz ist dort deckungsgleich mit der Gaugrenze Ortenau/Breisgau. Sie verlief entgegen der Darstellung von Maurer weiter östlich.⁵⁴

(*Eie*) [9] und *Auf der Eie* [34] /ʊf dər ejə/ f. Berggelände (Wald) „Obersteig“ und im „Weißen Moos“ (Äcker/Wiesen) a. 1811 *Auf der aye* S. 32. Inselförmige Erhebung, ›wie eine Aue‹, germ. **awjō* ›Insel, Aue‹, Umlaut *awjō* > *äüie* > *ējə*, im Substratgebiet mehrfach bezeugt ist die romanisch-alemannische Diminutivbildung *Eilet* /ejlət/ (Biederbach u. ö.) < *öuwja* + *lîn* + *ittu*. Parallelbezeugungen im Südalemannischen mit Entrundung.⁵⁵

Funne [25, 36] nur mündlich, mehrfach /t'fʊnə/ „Vorderer Geißberg“ und Bachtalgrund in *Nauen* („Loh“), jeweils feuchtes Quellgelände, Oberbiederbacher Zinken *Funi* f. Gallorom. *fons/fontana* ›Quelle, Brunnen‹.⁵⁶

(*Geißberg*) [36–39] (Bergname) /gajsbɛrk/ markanter Bergname an der Höhengrenze zwischen Biederbach-Schweighausen (Diözesangrenze).

Granget, *Grangert* /ɣm grãŋgət/ m. Seitental im Kambach und in Weltschensteinach, Wolfach und öfter im Substratgebiet (Schibboleth?) zu mhd. *geranc* + *ahi*, mhd. *ranc* in Namen: ›Windungen eines Wasserlaufs‹,⁵⁷ westfränk. **kranc* ›krumm‹, afrz. *crancke* ›krumm‹,⁵⁸ *chranc* (schweizerdt.) ›Kehre‹,⁵⁹ Suffix *-ittu* im rätorom. Namen *Cranchet*.⁶⁰

Gschasi /gšäsɪ/ f. Biederbach („Selbig“) und im Prechtal, Hofstetten und im Substratgebiet mehrfach. Gallorom. *casa* + *ina* ›kleines Haus, Hütte und umliegendes Land‹.⁶¹ *ca* > *tscha* s. o. Vgl. Bergname: *Gschasi-kopf*/Prechtal (Karte 1).

Gumme [12] /t'gʊmə, gʊmələ/ noch halbappellativisch: 1. *Gumm* [9] a. 1811 *In der Gum* S. 6. – 2. *Gummel* („Obersteig“). – 3. *Auf der Gumme* [50] „Kohlwald/Harmersbach“. – 4. *Gummwasen* [47] („Rufenbauernhof“). Gallorom. *cumba* ›Tal, Schlucht‹.⁶²

Guttle [4] /t'gʊtlə/ f. – 1. „Mühlhalden“ Bei der Kirche. a. 1811 *Güttlenacker*,

Guttlematt S. 49. Gelände mit Quelle bei *Guttlebenders*. – 2. *Gutle* („Loh“). – 3. *Guttle* in Oberdurenbach/„Rottweiler Hof“, Dobel mit Rinnsal. – 4. *Guttle* beim „Rufenbauernhof“. a. 1811 *Gottleacker* S. 129. Gallorum. *gutta* + *-ella* ›Rinnsal, kleiner Bach‹.⁶³

(*Hallen*) [40, 41, 42] /uf də halə/ f. Ortsteil/Zinkename Hofgruppe am „Hohen Geißberg“. a. 1811 *Hallenberg, die Halle* S. 133. Germ.-dt. kaum zu *halde* und mhd. *hal* n. ›Sudhaus der Saline, Salzwerk‹, evtl. nd., ags. *hal, halen* ›spitzes Ende‹,⁶⁴ Geländeform?, mhd. *hal* n. ›Salzwerk‹.

Kapf [30, 23] /ufəm k^habf/ m. Bergkuppe, Spitze oberhalb vom „Loh“ und *Balm*. a. 1811 *Auf dem Kopf*. Ahd., mhd. Lehnwort < lat. *cappa* REW 1642 ›Mantel-Spitze‹.⁶⁵

Krast [26] FIN nur mündlich /uf də grašt/ Höhenrücken südl. des „Rufenbauernhofs“ beim „Loh“, 637 m ü. M. Gallorum. *castrum* ›Lager, Hütte‘?⁶⁶

Kristacker [6] FIN /grīštəgər/ m. „Obersteig“, kammartiger Bergrücken unterhalb des *Tschalm* beim *Weißem Graben*. a. 1811 *Christacker* S. 27. Lat.-rom. *crista* f. ›Kamm‹, frz. *crête*,⁶⁷ im Substratgebiet verbreitet, z. B. Welschensteinach/Untertal.

Müntel [25] Bergname, nur mündlich /t'mündəl/ f. Berghöhe oberhalb von *Krast* („Rufenbauernhof“). Gallorum. *mons, mont* > *münt* + *-ella*,⁶⁸ vgl. *Hohmunde* Bergname Biederbach < lat. *montanea* ›Gebirge‹.

Nadlergrund [46, 47] FIN /im nōdlərgrunt/ „Harmersbach“: Sumpfloch. a. 1811 *Im Nadlergrund* S. 133. Gallorum. *nauda* ›Sumpfggend‹,⁶⁹ s. *Nauen*.

Nauen [24, 26] FIN /jn də nouə/ f. langgestreckter feuchter Talgrund mit Rinnsal, vom „Loh“ südwärts bis zur Höhe 717 m ü. M. a. 1811 *In der Naue, Nauenberg* S. 67. Gallorum. *nauda* f. ›Sumpfggend‹,⁷⁰ vgl. frz. *noue*.

Pfaus [17] FIN /t'bfaos/ f. „Vorderer Geisberg“ schluchtartige Eintiefung mit Rinnsal, Wiesen, volksetymologische Variante /t'faots/, *Fautzäckerle, -matten*. a. 1811 *Pfäismättle* S. 75. Gallorum. *fossa* ›Graben‹,⁷¹ *pf-* < Agglutination des Artikels *t*. Vgl. *Pfaus* Zinkename Mühlenbach, a. 1452 *zu der Pfouss*⁷² u. ö. im Substratgebiet.

Pfrahle [17] FIN /t'frā:lə/ „Vorderer Geißberg“, heute mit Wald bestandenes, enges, sumpfiges Tälchen, Pfad (Weg) durch die *Brei* bis zur Fischer-Kleidung GmbH, von da auf der Straße bis zum *Kreuz, Höhehäuser* 693 m ü. M. a. 1811 *die untere (obere) Pfrahlenmatt* S. 17;⁷³ rom. *fragum* ›Bruch‹,⁷⁴ **fragula, *fragel* > **frāl* ›kleines Bruchgebiet‹.

Rautsch [33, 34, 51] FIN /t'raotš/ f. – 1. „Vorderer Geißberg“ links von der Straße, felsiger Bergwald. a. 1811 *der Raütschwald* S. 77/79. – 2. /raotš-valt/ oberer *Durenbach* und weitere Vorkommen im Substratgebiet. Zugrunde liegt vorröm./gallorom. *rocca* >Fels<,⁷⁵ frz. *roche*. Gallorom. *rocca* > **rotsch* (Palatalisierung von *ca* > *ča*).⁷⁶

Rotzel [28] Bergname /t'rötsəl/ f. Höhe 698 m ü. M. auf der Grenze zwischen Schweighausen und Biederbach, Rufenbauerneck. Grenzbeschreibung a. „926“ *rubrum volutabrum* >Schweinesuhle<.⁷⁷ Deutung sehr zweifelhaft, eher zu *Rotz* + *-ella* (< *rocca* vgl. *Rautsch*).⁷⁸

(*Schwabenberg*) [3, 31] Völkerschafts-, Bergname /švó:vəβərg/ m. ursprünglich meist Ackerland, zieht sich rechts von der Dorfmitte zur Gemeindegrenze in die Höhe zum Biederbacher *Schwabenkreuz* 658 m ü. M. a. 1811 *Schwabenberger Winterseite* S. 81, *auf den Schwabenacker* S. 118 u. ö. Der *Schwabenberg* (Gemarkung Schweighausen) grenzt die „Schwabendiözese“ Konstanz von der Straßburger Diözese ab. Die Diözesangrenze ist gleichzeitig Gaugrenze Ortenau/Breisgau (s. oben *Confinium Alamannorum*; cf. Zotz, *Breisgau* (wie Anm. 17)).

[*Tschalm*] [7, 8, 32] Bergname /ʊf də tšalm/ f. Die *Tschalm* 526 m ü. M. bildet zusammen mit dem Föhrenbühl 561 m ü. M. den auffallenden Höhenzug im Talwinkel, wo die Schutter ihren Lauf von Westen nach Nordosten zum Rhein hin wendet. Der trockene, aride Buntsandsteinrücken war früher Ödland, allenfalls Weideland. a. 1811 *In der, auf der Tschalm* S. 24 u. ö. Sprachlich und semantisch passende Entsprechungen finden sich im Elztal/Yach: a. 1667 *in dem Kalmer* /k^halmər/ m., ferner des Öfteren im Substratgebiet. Der hochinteressante Name verdiente eine eigene Abhandlung. Max Pfister widmete dem vorrömischen (präindogermanischen?) Wortstamm **calm-* >terreno incolò, sterile, crepaccio< eine zusammenfassende Analyse, die den Schwarzwälder Namen in weite europäische Zusammenhänge rückt.⁷⁹

3. Schlussbetrachtungen zu dem nichtgermanischen Namenstratum

3.1 Sprachgeographie

Die drei Einzelkarten (Karte 1, 2, 3) vermitteln folgendes Bild:

3.1.1 *Gewässernamen* (Karte 1 mit Belegnachweisen): In der rechtsrheinischen Ebene sind alle bedeutenden Gewässernamen vorgermanischen Ursprungs. Wichtige Ausnahmen: *Bleich*, *Schutter*. Im Mittleren Schwarzwald im Bereich des Benediktinerklosters Ettenheimmünster (Schuttertal) fällt eine Verdichtungszone mit fünf keltisch-galloromanischen Bachnamen

auf. Es handelt sich teilweise um unbedeutende Bäche, „Rinnsale“ (*Unditz*, †*Seranna*, *Lütschenbach*, *Kambach*, *Durenbach*). Der Name der *Unditz* ist im Oberlauf (wohl im frühen Mittelalter) durch *Ettenbach* ersetzt worden. Auf Karte 1 wurden ferner einige vorgermanische Bergnamen berücksichtigt. Alle Namen sind Reliktnamen, d. h. sie sind als *nomina propria* übernommen worden (s. 3.2.1).

3.1.2 *Zinkennamen* (Ortsteilnamen), *Ortsnamen* (Karte 2 mit Belegnachweisen): Sie sind der Schwarzwälder Gewässernamen-Zone östlich vorge-lagert. Die Häufung vorgermanischer Zinkennamen (vornehmlich zwischen *Elz* und *Kinzig*) (Karte 2) fällt auf. Die vorgermanischen Ortsnamen sind auf die Ebene beschränkt. Wichtige Ausnahme: *Zarten* (<*Tarodunum*) liegt im Gebirgsvorland in Rückzugsposition.

3.1.3 *Völkernamen* (Walchennamen) vgl. Karte 2 mit Belegnachweisen (Abschnitt 4.3)

3.1.4 *Flurnamen* (Karte 3 mit Belegnachweisen): Die Flur- und Bergnamen der Gemeinde Schweighausen wurden auf der Grundlage eines annähernd vollständigen Materialkorpus untersucht. Die ca. 280 Namen sind weit überwiegend germanisch-deutscher Herkunft. Die historische (archivalische) Überlieferung vor 1811 konnte noch nicht zugrunde gelegt bzw. erhoben werden. Das Namengut wurde durch Direkt-Enquête (2005/2006) gesammelt. Als Informanten wurden bodenständige, dialektssichere Bergbauern aus der ältesten Generation (65–80-Jährige) gewonnen. Gerhard Finkbeiner (Rektor a. D.) leistete dabei wertvolle Dienste. Zu den vorgermanischen Flurnamen in Sasbachwalden und Waldulm s. Abschnitt 4.1 und 4.2 (Exkurs).

3.2 *Traditio nominum*: Entlehnungstypologie⁸⁰

Es sind zu unterscheiden:

3.2.1 *Reliktnamen*. Die Namen beruhen auf direktem galloromanisch-alemannisch/deutschem Sprachkontakt vor Ort. Abgabesprache ist das gallo-romanische Substrat, Aufnahmesprache das alemannisch-deutsche Superstrat. Die Namen wurden als *nomina propria* übernommen. Gemarkung Schweighausen: Beispiele: *Tschalm*, ferner *Baschk*, *Brei* (2 ×), *Krast*, *Müntel*, *Nauen*, *Pfaus*, *Pfrahle*, *Rautsch* (2 ×), *Rotzel* (12 Namen). Die Namen sind in Schweighausen fast allgemein bekannt. Es gibt keine Anknüpfung an den alemannischen Dialektwortschatz.

3.2.2 *Reliktwortnamen*. Die Namen beruhen auf kleinarealem Sprachkontakt im engen Bereich des ehemaligen Substratgebiets. Die Lexikate, die in der alemannisch-deutschen Aufnahmesprache weiterleben, künden von der ehemals hier lebenden Vorbevölkerung. Sie können zur Namenbildung verwendet werden, ohne dass ein Rückschluss auf direkten örtlichen Sprachkontakt damit möglich wäre.

Gemarkung Schweighausen: *Gumme*, *Krist(-acker)*, *Guttel/Guttle*; eventuell: *Funne*; *Gschasi* (Gemarkung Biederbach). Die hier vorgenommene Klassifikation ist oft zweifelhaft: Kompositabildungen im Substratgebiet wurden gebildet mit den Etyma *Gumme*, *Krist*, ferner auch *Guttel* und *Gschasi*; nur in Biederbach und Schweighausen kommen vor: *Funne*.

3.2.3 *Lehnwortnamen*. Die drei aus dem Schweighausener Korpus hierher zu stellenden Namen gehen auf auch im Alemannischen weit verbreitete Lehnwörter zurück: *Balm*, *Bennacker* (beide gallischen Ursprungs), *Kapf*.

3.2.4 *Besonderheiten* (s. Belegnachweise zu Karte 3): *Baschk* (niederrheinische Namenparallelen); *Baude* (Siedlungsgeschichte); *Eie*, *Eilet* (südalemannische Namenparallelen); *Hallen* (Etymologie ohne historische Belege unklar); *Schwabenberg* (Hinweis auf Diözesan-, Gaugrenze).

3.3 Sprachgeschichte⁸¹

Das Hauptergebnis der vorliegenden Miscelle ist, dass im Mittleren Schwarzwald nach dem Zeugnis der Gewässernamen, der Bergnamen, der Zinkennamen und der Völkernamen (Walchennamen) eine galloromanisch-alemannische Kontaktzone bestanden haben muss. Die zwei mittelalterlichen Namen-Verdichtungszone im oberen Schuttertal zeigen, dass hier der Besiedlungsprozess auf dem Territorium von Ettenheimmünster gemeinsam von romanischen und alemannisch-deutschen Bergbauern erfolgte. Die Häufung nichtgermanischer Namen auf der Gemarkung Schweighausen in einer relativ unwirtlichen Berglandschaft, könnte darauf hinweisen, dass sich die nichtgermanische Vorbevölkerung zuletzt hierher zurückgezogen hatte. Nach dem 8./9. Jahrhundert setzte aber dann die deutsche Kolonisation der Bergregion ein. Im mittleren Schuttertal dürfte die germanisch-deutsche Siedlung im frühen Mittelalter – von Lahr an bis etwa zu den Orten *Wittelbach/Wolfersbach* vorgedrungen sein. Indiz dafür ist der Gewässername *Kambach* mit 2. Lautverschiebung, vielleicht auch der Flurname *Schnaig* beim *Schmetterhof* (Kambach), der auf ahd. *snaida* ›Grenze‹ zurückgeht.

Durchführung der 2. Lautverschiebung zeigen neben dem Bergnamen *Kallenwald*⁸² und dem Gewässernamen *Kambach* /k^h-/ auch die Bergnamen *Kalmer* /k^h-/ und *Kandel* /k^h-/ im Elztal (bei Elzach/Waldkirch). Als

Zeitansatz kann das 6.–8. Jahrhundert angenommen werden. Im oberen Schuttertal (Schweighausen) schließt eine Zone mit fehlender 2. Lautverschiebung an, kombiniert mit galloromanischen Lauterscheinungen. Fehlende 2. Lautverschiebung: *Gumme* (< *cumba*, zu erwarten wäre **Kumme*), *Gutte* (< *gutta* statt **Gutze*), *Mindel* (< *montella* statt **Müntzel*/**Mintzel*), ferner *Baschk* (< *pascua*, unverschobenes anlautendes lat. *p-* und *-sc* statt **Pfasch*).

Galloromanische Lauterscheinungen:

Palatalisierung von lat *c* vor *a*: *Tschalm* (gall. *calmis*), *Gschasi* (lat. *casina*), *Rautsch* (gall. *rocca*); Erhaltung des lat. *i* (statt *i* > *e*) *Krist* (lat. *crisita*); Sonorisierung des intervokalischen gall. *-c-* > *-g-* *bracu* > **bragu*. Max Pfister⁸³ unterscheidet eine frühromanische Schicht (6.–8. Jahrhundert) (*gutta*) von einer romanischen Schicht (um 800). Der Leitname *Tschalm* beweist, dass „zur Karolingerzeit die Schwarzwaldromania [in dieser Gegend, Verf.] noch nicht eingedeutscht war.“⁸⁴

3.4 Ausblick

Die exemplarische Präsentation und Analyse des mittelbadischen, insbesondere des Schuttertälere Fremdnamenguts, machen ein zusammenfassendes Schwarzwälder Namenbuch zu einer dringenden Forschungsaufgabe – solange noch Gewährspersonen aus der alten Bergbauergeneration verfügbar sind. Die Aufgaben sind vielfältig. Die historische Anthropologie hat einen ersten, mutigen Versuch unternommen⁸⁵. Meinrad Schaab bemerkt, dass die archäologische Untersuchung der Bauernhöfe im Schwarzwald noch aussteht.⁸⁶ Johannes Humpert und Gerhard Fingerlin⁸⁷ zeigen, dass die Römerstraße durch den südlichen Schwarzwald (*Tarodunum-Hüfingen*) neue Aspekte auch für die Substratforschung eröffnen kann⁸⁸. Aber auch für die spezifisch naturwissenschaftlichen Disziplinen: z. B. Vegetationsgeschichte und Paläoökologie⁸⁹, ferner die Pollenanalyse, Landschafts- und Vegetationsgeschichte des Schwarzwaldes⁹⁰. Die Naturwissenschaften sollten die Ergebnisse der Substratforschung zur Kenntnis nehmen.

4. Exkurs 1

4.1 Zur sprach- und siedlungsgeschichtlichen Interpretation der Ortenauer Walchennamen unter besonderer Berücksichtigung vordeutscher Flurnamen in Sasbachwalden

*Sasbachwalden*⁹¹ /sašválə/ ON Kreis Bühl; a. ca. 1350 *sasbachwalhen*,⁹² gehört (als >Ausbausiedlung<) zu dem Hauptort *Sasbach* (a. 2. Hälfte 12. Jh.).

Zu den Flurnamen:

1. *Pfratbosch*⁹³ a. 1347 GLA (= Generallandesarchiv Karlsruhe) 66/55, 7^r. Lat. *prātum, prāta*⁹⁴ N.Pl. ›Wiese, Wiesengelände‹ (Kollektivum), Kompositum mit mhd. *busch, bosch*, st.M. ›Busch, Gesträuch‹,⁹⁵ Herkunft umstritten.

Die Walchennamen (s. u.) reflektieren eine germanisch-romanische Mischzone, wie sie beispielsweise im Elsass südlich von Altkirch zu postulieren ist.⁹⁶

2. *Gumme*⁹⁷ a. 1347 *an der gum* GLA 66/57.

3. *Gummeneck*⁹⁸ amtl. Name /gumənék/ a. 1524 *kúmeg* GLA 34/65, a. 1723–1750 *gummenegg* GLA 61/13794. Beide Namen zu gall. *cumba* ›Mulde‹, frz. *combe*.

4. *Guthelt* amtl. Name /gūdəl, guədəl/ f. a. 1533 *in der guttelach* GLA 66/1432; a. 1832–1844 *in der gudel/* Grundbuch 3.⁹⁹ Zu romanisch *gutta + ella* ›Rinnsal, Bach‹ verknüpft mit dem Kollektivsuffix *-ach* = **guttél-lach*.¹⁰⁰ Zu *gutta* zu stellen wäre der nur mündlich bezeugte FIN *Battengott* (auch Reblage!), Lage an einem Bach, *Gott* soll sich auf ein dortiges, altes Kruzifix beziehen.

Zur sprachgeschichtlichen Interpretation:

- Die Namen *Pfrat-*, *Gumme*, *Gutlet-* sind Lehnnamen, die ohne den Umweg über Lehnwörter (Lehnappellativa) direkt aus dem Munde von ansässigen Ureinwohnern (= Galloromanen) den deutschen (alemannischen, fränkischen) Neusiedlern übermittelt worden sind. Sie bildeten die Oberschicht (Superstrat), die im Verlauf des länger währenden Sprachkontakts schließlich ihre deutsche Sprache durchgesetzt hat. Von der Sprache der Vorbevölkerung blieben Dialektreste, vor allem einige Flurnamen übrig.
- Die keltoromanische und die germanische historische Sprachwissenschaft kann aus dem urkundlichen Sprachstand der Namenrelikte den Zeitrahmen des Sprachkontakts ungefähr erschließen. Die Graphie *Pfrat-bosch* (a. 1347) zeigt deutliche Spuren der sogenannten althochdeutschen Tenuisverschiebung, anlautend *p-* > *pf-*, Typus germ. *plëgan* > ahd. *pflëgan* ›pflegen‹, *porta* > ahd. *pforz-* (ON). Dieser Lautwandel wird in das 6./7. Jahrhundert datiert.¹⁰¹
- Die Graphie *Gumme* < lat.-roman. *cumba* ›Hochtal, Mulde‹ bleibt ohne Spuren der Anlaut-, Tenuisverschiebung: lat.-rom. *c* > *kch-/k^h*-. Die Ersatz->Lautung‹ ist *g-* (*Gumme*) nach dem Ende der 2. Lautverschiebung nach dem 7./8. Jahrhundert zu datieren.¹⁰²

- Die Namengraphie *Pfrat-* zeigt im Auslaut unverschobenes *-t* (germ. *ëtan* > *ëzzan*, *dat* > *daz*). Dieser Sprachwandel datiert in das 5./6. Jahrhundert, war also zum Zeitpunkt der Namenübernahme schon abgeschlossen. Möglicherweise war die Substratbevölkerung sprachlich schon auf dem Wege vom Lateinischen zum Romanischen. Indiz dafür ist die so genannte romanische intervokalische Lenisierung *-t- > -d-* (**prāta* > **prāda* Zeitansatz 4.–6. Jh.)¹⁰³ wodurch der ahd. Tenuisverschiebung die Grundlage entzogen wäre.

4.2 Zweites Beispiel: *Waldulm*

*Waldulm*¹⁰⁴/*valúlm*/Völkerschaftsname bei Achern/Bühl. Auf den Katasterplänen 1:10.000 sind eine ganze Reihe von Namen, wahrscheinlich vorderdeutscher Herkunft, verzeichnet. Die Deutung ist ohne historische Belege vorderhand nicht möglich. Hinweise: *Barschie* /bāšj/ f. Reben; *im Bager* /bå:gær/ n. Wald/Feld; *Brehl* /s' brę:l/ n. Reben (?); *Balmfelsen* /bålm/ m. gall. *balma* (s. oben 2.3); *Grafen-* /j̄n də grōfə/ Wiesen (gall. *grāva* >Kies<, rhein. Lehnwort¹⁰⁵; *Noth* /j̄n də nōt/ f. Wiese mit Quellen (gall. *nauda* >Sumpfgegend<¹⁰⁶); *Scharschie* /t'šāršj/ f. Reben (?); *Sieter* /j̄m sjədər/ n. Reben. Verbreitetes rheinisches Lehnwort.¹⁰⁷

4.3 Übersicht zu den Ortenauer/Breisgauer Völkernamen (Walchennamen) s. Karte 2

- Im Kinzigtal (Steinach) vgl. Karte 2, Zinkennamen: (d), (f).

Welschensteinach ON, (Kinzigtal) /vɛlšə'štɛjnə/. Grenzt zusammen mit Hofstetten und Mühlenbach, wo sich galloromanische Zinken- und Flurnamen gehäuft finden, an die Großgemarkung Schuttertal (Schweighausen). a. 1240 *Welschensteina*, a. 1275 *Welschunstaina*.¹⁰⁸

Welschbollenbach ON, (Kinzigtal) /vɛlšbóləbax/ a. 1437 *in dem Welschen Bollenbach*.¹⁰⁹ Vgl. Bollenbach bei Haslach.

- In der Ortenauer/Breisgauer Vorbergzone:

1. *Walhof* Wüstung Ottersweier/Bühl, a. 1405 *Walhoff*.¹¹⁰
2. *Sasbachwalden* (s. o.)
3. *Waldulm* (s. o.)
4. *Walhofen* Wüstung Erlach/Oberkirch, a. 1411 *Walhoffen*¹¹¹, *Walhöfengasse*.¹¹²
5. *Walweiler* Wüstung Nußbach/Oberkirch, a. 1150 *Walvilare*.¹¹³
6. *Walbach* FIN Ortenberg/Offenburg, a. 1330–1420 *Walbach*. FIN Ortenberg/Zell bei Offenburg¹¹⁴

7. *Wallburg* /válburg/ ON bei Lahr, a. 1225 *Valberc*.¹¹⁵
8. *Walenwinkel* Wüstung Kollmarsreute/Emmendingen, a. 1178 *Walawinchel*.¹¹⁶

Die leicht zu erweiternde Liste sprachhistorisch interessanter Völkernamen sei hiermit der Lokalforschung zur Kontrolle und Ergänzung empfohlen. Es ist zu erwarten, dass in den Gemarkungen der Walchenorte¹¹⁷ noch manches nichtdeutsche Namengut enthalten sein wird. Die wertvolle Arbeit von Inge Volk sollte ›Schule machen‹.

Extralinguistisch ist die Situierung der Walchen-Namen in eher abseitiger Lage, z. B. von Sasbach aus betrachtet, hier nicht ohne Bedeutung. Die Walchen, seien es nun autochthone oder später Eingesiedelte, hatten möglicherweise besondere Funktionen. Wahrscheinlich waren sie als Rebbauern Träger und Vermittler der römischen Weinkultur, die den eingewanderten Alemannen ursprünglich fremd gewesen war. In der Ortenau, im fränkischen Strahlungsbereich Straßburgs sind die vorkarolingischen Klöster *Ettenheimmünster*, *Gengenbach*, *Schuttern*, *Schwarzach*, *Honau* in die Rechnung mit einzubeziehen.

5. Exkurs 2

Nordwestgermanische (niederfränkische) Namen in der nördlichen Ortenau

Grundlegendes hat bereits Adolf Bach ausgesagt: „In karolingischer Zeit dürften Siedler vom Niederrhein (kaum aus Westfalen) den Typ der Namen auf *-donk* in die Gegend zwischen Oos und Offenburg in Baden übertragen haben.“¹¹⁸ Ähnlich Kurt Langenbeck.¹¹⁹ Gegen die Siedlerthese wendet sich Bruno Boesch, der Wortwanderung annimmt.¹²⁰ Weithin unberücksichtigt blieb bislang der vergleichende dialektgeographische Aspekt, d. h. die Frage nach den nordwestgermanisch-alemannischen Wort- und Namenparallelen. Eine systematische Sammlung und Aufarbeitung des oberrheinischen (alemannischen) Namenguts und Appellativwortschatzes unter diesem Aspekt ist bislang weithin Forschungsdesideratum geblieben. Die ältesten oberrheinischen Belege finden sich bei Otfrid von Weissenburg um ca. 860: ahd. *bîdelban* ›bestatten‹, ortenauisch /dɛlbə/ ›vergraben‹.¹²¹ In sehr alte, voralthochdeutsche Zeit weisen Fluss- und Ortsnamenparallelen zwischen nordwestgermanisch-brabantischen und nordoberrheinisch-alemannisch-fränkischen Namenarealen.¹²²

Aus dem flämisch-brabantischen Kultur- und Kraftzentrum sind Jahrhunderte später, seit dem 12. Jahrhundert, Siedler in die Gebiete der mittleren Elbe und der unteren Saale aufgebrochen und haben, wie Karl Bischoff, Hermann Teuchert und andere eindrucksvoll nachgewiesen haben,

als Kolonisten die dortigen Dialekte bis auf den heutigen Tag entscheidend geprägt.¹²³

Nordseegermanisch-ortenauiische Flurnamenkorrespondenzen

Die Auswahlliste ist durch weitere Forschungsarbeit im Hanauerland noch stark zu erweitern. Grundlegend sind die Zusammenstellungen bei Adolf Bach,¹²⁴ Karl Bischoff¹²⁵ und Hermann Teuchert.¹²⁶ Die Namengeographie zeigt, dass besonders das Kehler Umland („Hanauerland“ östlich von Straßburg) einen deutlichen Verbreitungsschwerpunkt bildet. Zu beobachten sind siedlungsgeschichtlich bedingte Ausstrahlungsphänomene auch noch im Substratereale im mittleren Schwarzwald (Kinzigtal) und im Breisgau. Typisch für die Verbreitungsbilder ist die namengeographische „Lücke“ zwischen dem niederländischen-brabantischen-niederfränkischen und den oberrheinisch-nordalemannischen Vorkommen. Wir beschränken uns hier auf wenige exemplarische Fälle.

1. *Sippenesch*¹²⁷ FIN Moos/Bühl, a. 1422 *Syppeneschach*, a. 1492 *Sippenesch*. Zu niederländisch *ziipe* f. ›feuchtes Land‹ (= *Seifen*).¹²⁸ *Siip* ist im Oberdeutschen (Mitteldeutschen) völlig ungewöhnlich. Der niederdeutsche, niederfränkische Sprachstand begegnet im Rheinland regulär nördlich der Erftbarriere.¹²⁹

2. niederfränkisch-nordwestgermanische und Schwarzwälder Sprachparallelen (FIN)

Holmen, FIN Mühlenbach/Kinzigtal /ɨm hʊlmə, holmə/ m. Bergname¹³⁰ (inselförmig hervorragend). Hierher gehört sicherlich auch der FIN a. 1317 *Halmenhurst*¹³¹ in Eckartsweier bei Offenburg. Die Appellativa *Holm* m. ›Axtstiel‹ und ›Hügel‹ sind nordwestgermanisch, keineswegs oberdeutsch verbreitet.¹³²

3. *Lierbach*, a. 1196 *Lierbach* GwN zur Rench bei Oppenau,¹³³ a. 1386 *zŭ Lierbach under Allenheiligen in dem tale*¹³⁴; *Lierenbach*, Zinken Sasbachwalden, a. 1814 *in der bockelsgrund oder liehrenbach*.¹³⁵ Südholländisch *Lier* ›het heldere water‹, < germ. **leu(h)s/ljōss* ›licht‹.¹³⁶ M. G. Gysse-ling¹³⁷ dokumentiert *Lier*, *Lierde* in Südholland, Belgien, Flandern. Seine Herleitung < germ. *hliþa* n. ›helling‹ + *haru* f. ›zandige heuvelrug‹ scheint fraglich. Nach A. Bach¹³⁸ ist der Name verwandt mit mhd. *slier* ›Lehm, Schlamm‹. Weitere Appellativ- und Namenskorrespondenzen s. Anm. 118, 119.

Anmerkungen

- * Bei dem vorstehenden, mit neuem Titel versehenen Aufsatz des Verfassers handelt es sich um eine ergänzte Neufassung des Beitrags in der Festschrift Wolfgang Haubrichs. Die Erweiterungen in der Form von Exkursen betreffen vor allem sprachgeschichtliche Beobachtungen und Anregungen zur Namengeographie und Sprachgeschichte in der nördlichen Ortenau zwischen Baden-Baden und Offenburg (*Walchen*-Namen, *Horst-/Tung*-Namen). Die angesprochenen Problemkreise verdienen eine neue Untersuchung durch Mediävisten und Sprachhistoriker. Die eingehende, längst notwendige Auseinandersetzung mit den Fehldeutungen, Einwänden und Gegenargumenten Bruno Boesch's (Anm. 3) zum Substratproblem im Schwarzwald würde den hier gegebenen Rahmen sprengen. Die sprachhistorische Diskussion muss andernorts erfolgen. Der ursprüngliche Festschrifttitel: Kleiber Wolfgang: »Romania submersa. Neue Funde zum galloromanischen Substrat im Mittleren Schwarzwald«, in: Albrecht Greule, Hans Walter Herrmann, Klaus Ridder und Andreas Schorr (Hg.): Studien zu Literatur, Sprache und Geschichte im Europa, Wolfgang Haubrichs zum 65. Geburtstag gewidmet. St. Ingbert 2008, 327–343. Für Auskünfte danke ich Albrecht Greule und Max Pfister. Rudolf Post vom Badischen Wörterbuch hat sich um die Typoskript-Fassungen sehr verdient gemacht, ihm sei herzlich gedankt.
- 1 Schaab, Meinrad: Beiträge zur Siedlungs- und Wirtschaftsgeschichte des Schwarzwaldes (Veröffentlichungen der Kommission für Geschichtliche Landeskunde in Baden Württemberg Reihe B Forschungen 156), Stuttgart 2003. Das aus dem Nachlass herausgegebene Buch ist mir durch die Freundlichkeit von Hansmartin Schwarzmaier zugänglich geworden.
 - 2 Schaab, Meinrad (wie Anm. 1), 141 u. ö.
 - 3 Boesch, Bruno: „Grundsätzliche Erwägungen zu den nichtdeutschen Orts- und Flurnamen am Oberrhein und im Schwarzwald“, in: ZGO 113 (1965), 1–28, bes. 28. Zu warnen ist vor allem vor Boesch's undifferenziertem, simplifizierendem Lehnwortbegriff und vor vielen irrigem Namendeutungen, die besonders die Zinkennamen betreffen.
 - 4 Auseinandersetzungen mit dem Substratproblem sind häufig bei Schaab (wie Anm. 1), 7, 17, 31 Anm. 42, 51, 54, 56, 70, 144 u. ö. Einschlägige neuere Literatur fehlt im Literaturverzeichnis, z. B.: Kleiber, Wolfgang/Pfister, Max: Aspekte und Probleme der römisch-germanischen Kontinuität. Sprachkontinuität an Mosel, Mittel- und Oberrhein sowie im Schwarzwald. (Veröffentlichungen der Akademie der Wissenschaften und der Literatur, Mainz), Stuttgart 1992. – Kleiber, Wolfgang: „Die neuentdeckte römische Straßenverbindung zwischen Baar (Hüfingen) und Breisgau (Zarten) im Blickwinkel der Namenkunde“, in Holtus, Günter (Hg.): *Italica et Romanica*. Festschrift für Max Pfister zum 65. Geburtstag, Tübingen 1997, Bd. 3, 239–252. – Kleiber, Wolfgang/Post, Rudolf: „Ambletz(e)/Umbletze f. ‚Joch-Deichselbindung‘. Ein galloromanisches Reliktwort im Schwarzwald“, in: Bok Václav, Williams, Ulla und Williams-Krapp, Werner (Hg.): Studien zur deutschen Sprache und Literatur. Festschrift für Konrad Kunze zum 65. Geburtstag, Hamburg 2004, 271–282. – Post, Rudolf: „Zur Geschichte und Erforschung des Moselromanischen“. In: Rheinische Vierteljahrsblätter 68 (2004), 1–35.
 - 5 Haubrichs, Wolfgang: Artikel „Die verlorene Romanität im deutschen Sprachraum“, in Ernst, Gerhard u. a. (Hg.): *Romanische Sprachgeschichte*, 1. Teilband, Berlin/New York 2003, 645–710, bes. 699.
 - 6 Jüngere Ausnahmen: Kreutz, Gernot: „Die Flurnamen von Gengenbach zur Zeit der badischen Katastervermessung“, in: Beiträge zur Volkskunde in Baden-Württemberg 8

- (2004), 69–111. Dankbar bin ich für den jüngst erhaltenen Hinweis auf die folgenden Flurnamensammlungen von Ewald Hall, die ich allerdings nicht mehr auswerten konnte: Gartner, Suso/Hall, Ewald M.: Balzhofen: Geschichte und Flurnamen Bühl, 2002. – Hall, Ewald M.: „Flurnamenbuch der Stadt Rheinau mit den Ortsteilen Diersheim, Freistett, Hausgereut, Helmlingen, Holzhausen, Honau, Linx, Memprechtshofen, Rheinbischofsheim“. Rheinau 2001. – Hall, Ewald M.: „Flurnamenbuch der Gemeinde Willstätt mit den Ortsteilen Eckartsweier, Hesselhurst, Legelshurst, Sand“. Willstätt, 1995. – Gartner, Suso/Hall, Ewald M.: „Kappelwindeck: Beiträge zur Geschichte und zu den Flurnamen“. Bühl, 1994 (Die Flurnamen der Ortenau. 1). – Hall, Ewald M.: „Flurnamenbuch der großen Kreisstadt Kehl mit den Ortschaften Auenheim, Bodersweier, Goldscheuer-Marlen-Kittersburg, Hohnhurst, Kork, Leutesheim, Neumühl, Odelshofen, Querbach, Zierolshofen“. Kehl am Rhein 1990.
- 7 Krieger, Albert: Topographisches Wörterbuch des Großherzogtums Baden, 2. Aufl. Heidelberg 1904/05, 953.
 - 8 Krieger, Albert (wie Anm. 7), 548–551. Hauck, Albert: Kirchengeschichte Deutschlands, Berlin 1954, bes. 248.
 - 9 Finkbeiner, Gerhard/Reinbold, Erich/Siefert, Klaus u. a. (Hgg.): Heimatbuch, Ortsfamilienbuch, Ortsgeschichte Schweighausen, Lahr-Dinglingen 2003.
 - 10 Schwarzmaier, Hansmartin: „Die Klöster der Ortenau und ihre Konvente in karolingischer Zeit“, in: ZGO 119 (1971), 9–15.
 - 11 Kewitz, Hubert: „Terminalia silvulae – Die Ettenheimer Grenzbeschreibung von 926“, in: Die Ortenau, 56 (1976), 158–173. – Finkbeiner, Gerhard: „Neue Erkenntnisse über den südlichen Grenzverlauf der Ettenheimer Waldmark von 926“, in: Die Ortenau 82 (2002), 335–342. – Zotz, Thomas: „Der Breisgau und das alemannische Herzogtum. Zur Verfassungs- und Besitzgeschichte im 10. und beginnenden 11. Jahrhundert“. Sigmaringen 1974 (= Vorträge und Forschungen. Sonderband 15).
 - 12 Maurer, Helmut: „Confinium Alamannorum“. Über Wesen und Bedeutung hochmittelalterlicher ‚Stammesgrenzen‘, in: Beumann, Helmut (Hg.): Historische Forschungen für Walter Schlesinger, Wien 1974, 150–161.
 - 13 Bach, Adolf: Deutsche Namenkunde II. Die deutschen Ortsnamen, Heidelberg 1954, Bd. II, 366–369. Datierung: Wohl noch spätkarolingisch, vgl. Hausach i. K. a. 1179 Husen (Krieger (wie Anm. 7) I, 867).
 - 14 Heimatbuch Schweighausen (wie Anm. 9), 153.
 - 15 Heimatbuch Schweighausen (wie Anm. 9), 293–298.
 - 16 Greule, Albrecht: „Keltische Ortsnamen in Baden-Württemberg“, in: Geiberger, Michaela (Red.): Imperium Romanum. Römer, Christen, Alamannen – die Spätantike am Oberrhein, Stuttgart 2005, 80–84.
 - 17 Kleiber, Wolfgang: „Vordeutsche nichtgermanische Gewässer- und Siedlungsnamen“, Karte III, 5 und Beiwort, in: Historischer Atlas von Baden Württemberg 7. Lieferung 1979.
 - 18 Krieger, Topographisches Wörterbuch (wie Anm. 7), Bd. 1, 214.
 - 19 Kleiber/Pfister, Aspekte (wie Anm. 4), 21, 22, 23 f. Greule, „Keltische Ortsnamen“ (wie Anm. 16), Nr. 11.
 - 20 Greule, Albrecht: Vor- und frühgermanische Flußnamen am Oberrhein. Ein Beitrag zur Gewässernamengebung des Elsaß, der Nordschweiz und Südbadens. (Beiträge zur Namenforschung NF Beiheft 10), Heidelberg 1973, 182.
 - 21 Kleiber/Pfister, Aspekte (wie Anm. 4), 23 Anm. 77.
 - 22 Greule, „Keltische Ortsnamen“ (wie Anm. 16), Nr. 15.

- 23 Greule, Vor- und frühgermanische Flußnamen (wie Anm. 20), 189; ders., „Keltische Ortsnamen“ (wie Anm. 16), Nr. 19.
- 24 Greule, Vor- und frühgermanische Flußnamen (wie Anm. 20), 191; ders., „Keltische Ortsnamen“ (wie Anm. 16), Nr. 57.
- 25 Greule, »Keltische Ortsnamen« (wie Anm. 16), Nr. 28.
- 26 Krieger, Topographisches Wörterbuch (wie Anm. 7), Bd. 1, 434.
- 27 Greule, Vor- und frühgermanische Flußnamen (wie Anm. 20), 191–194; ders., „Keltische Ortsnamen“ (wie Anm. 16), Nr. 28.
- 28 Greule, Vor- und frühgermanische Flußnamen (wie Anm. 20), 194 f.; ders., „Keltische Ortsnamen“ (wie Anm. 16), Nr. 4.
- 29 Kleiber/Pfister, Aspekte (wie Anm. 4), 21, 34; Greule, „Keltische Ortsnamen“ (wie Anm. 16), Nr. 33.
- 30 Kleiber/Pfister, Aspekte (wie Anm. 4), 29.
- 31 Meyer-Lübke, Wilhelm: Romanisches etymologisches Wörterbuch (= REW). Heidelberg 1972⁵, Nr. 1520.
- 32 REW (wie Anm. 31), Nr. 1542. Zustimmung A. Greule brieflich.
- 33 Greule, „Keltische Ortsnamen“ (wie Anm. 16), Nr. 30.
- 34 Krieger, Topographisches Wörterbuch (wie Anm. 7), Bd. 1, 1163.
- 35 Greule, „Keltische Ortsnamen“ (wie Anm. 16), Nr. 36.
- 36 Krieger, Topographisches Wörterbuch (wie Anm. 7), Bd. 2, 116.
- 37 Kleiber/Pfister, Aspekte (wie Anm. 4), 20, 21, 35, 69; Greule, „Keltische Ortsnamen“ (wie Anm. 16), Nr. 42.
- 38 Krieger, Topographisches Wörterbuch (wie Anm. 7), Bd. 2, 230 f.
- 39 Greule, Vor- und frühgermanische Flußnamen (wie Anm. 20), 206.
- 40 Greule, „Keltische Ortsnamen“ (wie Anm. 16), Nr. 44.
- 41 Ebd. Nr. 47.
- 42 Ebd. Nr. 50.
- 43 Krieger, Topographisches Wörterbuch (wie Anm. 7), Bd. 2, 794.
- 44 Greule, Vor- und frühgermanische Flußnamen (wie Anm. 20), 216 f. (zu Sirnitz).
- 45 Anders Greule, Vor- und frühgermanische Flußnamen (wie Anm. 20), 215 f.
- 46 Kleiber, Wolfgang: Die Flurnamen von Kippenheim und Kippenheimweiler. Ein Beitrag zur Namenkunde und Sprachgeschichte am Oberrhein (Forschungen zur oberrheinischen Landesgeschichte 6), Freiburg im Breisgau 1957, zugl. Freiburg im Breisgau, Univ., Diss., 1955, 100f. Anders Greule, Vor- und frühgermanische Flußnamen (wie Anm. 20), 219.
- 47 Nach Kleiber/Pfister Aspekte (wie Anm. 4), Karte 10 und Belegliste S. 22, Anm. 66.
- 48 Die eigentlichen vorgermanischen Ortsnamen (z. B. Kenzingen) werden hier nicht dokumentiert, für sie ist die Lage im Schwarzwaldvorland charakteristisch.
- 49 REW (wie Anm. 31), Nr. 912.
- 50 Badisches Wörterbuch (= Bad. Wb.). Begonnen von Ernst Ochs, weitergeführt von Karl F. Müller, Gerhard W. Baur, bearbeitet von Rudolf Post, Lahr 1925–1999, München 2000 ff. Bd. 2, 310. Gebäu, Gebeu, Bergbau, bergmännische Anlage<.
- 51 REW (wie Anm. 31), Nr. 6265; Dittmaier, Heinrich: Rheinische Flurnamen, Bonn 1963, 222. Im Rheinland reicht Pesch m. nur bis an die Mosel, vgl. Müller, Gertraud/Frings, Theodor: Germania Romana II., Dreißig Jahre Forschung romanische Wörter (Mitteldeutsche Studien 19/2), Halle 1968, Karten 28a, 28b, 365–367. Zu niederländisch *pasch* >Weide< vgl. Wartburg, Walter von (Hg.): Französisches Etymologisches Wörterbuch (= FEW). Eine Darstellung des galloromanischen Wortschatzes, Bonn 1922–1928, Leipzig 1932–1940, Basel 1944 ff., Bd. 7, 705.

- 52 REW (wie Anm. 31), Nr. 1035; Bad. Wb. (wie Anm. 50), Bd. 1, 147: ›Kiepe‹: „das Wort eignet vorwiegend dem Süden“. Metaphorisch für: Bergform, ›umgestülpte Kiepe‹.
- 53 REW (wie Anm. 31), Nr. 1258; Pfister, Max/Schweickard, Wolfgang [ab Bd. 8]: *Lessico Etymologico Italiano* (= LEI). Wiesbaden 1984 ff., Bd. 7, 98 f.: „kelt.“. M. Pfister brieflich (26.7.06): *bracu ›palude‹, auszugehen ist von *bracia > bragia > braija > breij.
- 54 Wie Anm. 12. Vgl. Kewitz: „*Terminalia silvulae*“ (wie Anm. 11), Finkbeiner, Heimatbuch (wie Anm. 10), Schaab, Beiträge (wie Anm. 1), 9 u. ö.
- 55 Zinsli, Paul: Ortsnamenbuch des Kantons Bern, Bd. I/1 A–F Bern 1976, Bd. I/2 G–K/CH, Bern 1987, hier Bd. I, 47–49, 66 u. ö. (mit Literatur).
- 56 Vgl. FEW (wie Anm. 51), Bd. 2, 1352a.
- 57 Schweizerisches Idiotikon. Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache. Frauenfeld 1881 ff., Bd. 5, Sp. 1138.
- 58 Jungandreas, Wolfgang: *Historisches Lexikon der Siedlungs- und Flurnamen des Mosellandes*, Trier 1952, 252; REW (wie Anm. 31), Nr. 1574: *cranco (zweifelhaft).
- 59 Schweizerisches Idioticon (wie Anm. 57), Bd. 3, Sp. 835.
- 60 Rätisches Namenbuch. Begründet von Robert von Planta. Bern 1939 ff.
- 61 Kleiber/Pfister, Aspekte (wie Anm. 4), 21, 29 f., 69.
- 62 REW (wie Anm. 31), Nr. 2386, Kleiber, Wolfgang: „Auf den Spuren des voralemannischen Substrats im Schwarzwald“, in: *Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins* (= ZGO) 108 (1960), 305–371, hier 321–330; Kleiber/Pfister, Aspekte (wie Anm. 4), 26 f. und 36; Müller, Karl Friedrich: *Die Schwarzwälder Gummen und andere namenkundliche Aufsätze* (*Oberrheinische Studien* 2), Lahr 1975.
- 63 Vgl. REW (wie Anm. 31), Nr. 3928; Kleiber/Pfister, Aspekte (wie Anm. 4), Karte 16.
- 64 Jellinghaus, Hermann: *Die westfälischen Ortsnamen nach ihren Grundwörtern*, 3. vermehrte Ausgabe, Osnabrück 1923, 75.
- 65 REW (wie Anm. 31), Nr. 1642. Vgl. Bad. Wb. (wie Anm. 50), Bd. 3, 67.
- 66 Ebd. Nr. 1750, oder (so Pfister) vortonige Rückbildung zu *cristatu* in Montbéliard, FEW (wie Anm. 51), Bd. 2, 1352a (vgl. Kristacker).
- 67 REW (wie Anm. 31), Nr. 2330.
- 68 Ebd. Nr. 5664.
- 69 Ebd. Nr. 5853; Kleiber, „Auf den Spuren“ (wie Anm. 62), 333 f.
- 70 Ebd. Nr. 5853; Kleiber, „Auf den Spuren“ (wie Anm. 62), 331–334.
- 71 REW (wie Anm. 31), Nr. 3460.
- 72 Krieger. *Topographisches Wörterbuch* (wie Anm. 7), Bd. 1, 479.
- 73 Finkbeiner et al., *Heimatbuch* (wie Anm. 9), 397–399.
- 74 REW (wie Anm. 31), Nr. 3481.
- 75 Ebd. Nr. 7357.
- 76 Kleiber/Pfister, Aspekte (wie Anm. 4), 69.
- 77 Finkbeiner et al., *Heimatbuch* (wie Anm. 9), 20.
- 78 Dittmaier, *Rheinische Flurnamen* (wie Anm. 51), 252: Rotz.
- 79 LEI (wie Anm. 53), Bd. 9, Sp. 1483–1485. Vgl. FEW (wie Anm. 51), Bd. 2, 100; REW (wie Anm. 31), Nr. 1522 (gall.).
- 80 Post, Rudolf: *Romanische Entlehnungen in den westmitteldeutschen Mundarten* (*Mainzer Studien zur Sprach- und Volksforschung* 6), Wiesbaden 1982. Einordnung in die Interferenzlinguistik, 32–35. – Krefeld, Thomas: „Reliktwort und Arealdistribution: Einige exemplarische Fälle aus dem Gebiet des Vorarlberger Sprachatlases (VALTS)“, in: *Montfort. Vierteljahrsschrift für Geschichte und Gegenwart Vorarlbergs* 45 (1993), Heft

- 1, 33–47. – Schrambke, Renate: „Bedeutungswandel einiger Lehnwörter in der Alemannia unter besonderer Berücksichtigung des südwestdeutschen Sprachgebiets“, in: *Dialectologia et Geolinguistica* 12 (2004), 68–97. (Die Reliktwörter im engeren Sinne sind nicht eigens hervorgehoben). – Haubrichs, Wolfgang (wie Anm. 5), 695, unterscheidet zwischen Ausgangssprache (Romania) und Zielsprache (Alemannia).
- 81 Kleiber/Pfister 1992 (wie Anm. 4), 32–37.
- 82 Boesch, Bruno: „Das Frühmittelalter im Ortsnamenbild der Basler Region“, in: ders.: „Kleine Schriften zur Namenforschung“, Heidelberg 1981, 393–422 (= Beiträge zur Namenforschung NF Beiheft 20), hier 414.
- 83 Kleiber/Pfister (wie Anm. 4), 67.
- 84 Kleiber Pfister (wie Anm. 4), 69. Es muss darauf hingewiesen werden, dass ähnliche „Fremdnamenhäufungen“, die bis jetzt noch nicht eigens wissenschaftlich untersucht worden sind, in benachbarten Gemarkungen, z. B.: Welschensteinach, Hofstetten, Mühlenbach (Kinzigtal) und im Elztal in Yach, Nieder-, Oberwinden, Biederbach, Prechtal, usw. festzustellen sind.
- 85 Vonderach, Andreas: „Anthropologischer Beitrag zur Frage der Schwarzwaldromania. Untersuchungen anhand des Materials von Otto Amman und Johann Schaeuble“. In: *Alemannisches Jahrbuch* 2001/02, erschienen 2004, 191–256.
- 86 Schaab, Meinrad (wie Anm. 1), 8 „Kein einziger Bauernhof ist bisher durch Ausgrabungen untersucht“, ferner: 94, Anm. 117!
- 87 Zum Beispiel: Ein grundsätzlich wichtiger Aufsatz von Gerhard Fingerlin ist mir durch die Freundlichkeit des Verfassers zur Verfügung gestellt worden: „Vom Oberrhein zur jungen Donau: Die Straße durch den südlichen Schwarzwald in keltischer, römischer und frühmittelalterlicher Zeit“. In: *Archäologische Nachrichten aus Baden* Heft 72/73 (2006), 62–73. – Humpert, Johannes: „Eine römische Straße durch den südlichen Schwarzwald“, in: *Archäologische Nachrichten aus Baden* 45 (1991), 19–32. Kleiber, „Straßenverbindung“, (wie Anm. 4), 239–252.
- 88 Nach Abfassung dieser Miszelle kam mir das wichtige Buch von Bryan Ward Perkins (*Der Untergang des Römischen Reiches und das Ende der Zivilisation* [The Fall of Rome and the End of Civilisation dt., Stuttgart 2007]) in die Hand. Perkins warnt S. 148 davor, in den großen leeren Flächen auf den Verteilungskarten – wie etwa im Schwarzwald [W. K.] – auf Besiedelungsleere zu schließen. Er führt aus: „Nachrömische Stätten und somit nachrömische Menschen sind oft schwer aufzufinden, da Holzhäuser und Strohdächer vorherrschten, die keine Dachziegel- oder Mörtelreste hinterließen [...] und die frühmittelalterliche Keramik, oft von brauner und grauer Farbe und extrem zerbrechlich, unter dem Pflug sehr leicht zu Staub zerfällt. Von den Holzhäusern bleiben die Pfostenlöcher [...] die der rekonstruierenden Phantasie viele Möglichkeiten eröffnen“.
- 89 Frenzel, Burkhard/Kempton, Heike: „Frühe Umweltverschmutzungen. Die Schwermetallablagerungen in Schwarzwälder Hochmooren“, in: Markl, Gregor/Lorenz, Sönke (Hg.): *Silber-Kupfer-Kobalt. Bergbau im Schwarzwald*, Filderstadt 2004, 99–130.
- 90 Wilmanns, Otti: *Exkursionsführer Schwarzwald* UTB 2180, Stuttgart 2001.
- 91 Volk, Inge: *Die Flurnamen von Sasbach und Sasbachwalden*. Ungedruckte Zulassungsarbeit Universität Freiburg 1965 (Referent B. Boesch).
- 92 Krieger, *Topographisches Wörterbuch* (wie Anm. 7), Bd. 2, 797.
- 93 Volk, *Flurnamen Sasbach* (wie Anm. 91) Nr. 330 hat das Bestimmungswort richtig auf lateinisch *prätum* ›Wiese‹ zurückgeführt. Vom Korrektor am Rand mit Fragezeichen versehen. Das ist typisch für die Voreingenommenheit Boesch's (vgl. Anm. 3). Die Lesung wurde vom Verf. am Original nachgeprüft (Urbarsammlung Freiburg/Mainz) und bestätigt.

- 94 REW (wie Anm. 31), Nr. 6732.
- 95 Kluge, Friedrich, Seebold Elmar: Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Berlin/New York 2002²⁴.
- 96 Langenbeck, Fritz: Vom Weiterleben der vorgermanischen Toponymie im deutschsprachigen Elsaß. Studien zur elsässischen Siedlungsgeschichte (= Veröffentlichungen des Alemannischen Instituts 22). 2. Bde. Bühl 1967; Risch Lotte: Beiträge zur romanischen Ortsnamenkunde des Oberelsaß (= Berliner Beiträge zur Romanischen Philologie II, 3). Jena und Leipzig 1932. Den vergleichbaren Lautstand und damit die vergleichbare Zeitstufe der Integration ins Germanische, bzw. ins Alemannische bewahrt ein FIN in Hirtzbach (Altkirch): a. 1479 pfratelon, a. 1565 pfratelen (heute: Brattelen), vgl. Risch, 41. Zu Namen mit präturn vgl. Boesch: Frühmittelalter (wie Anm. 82), bes. 413 und Anm. 74.
- 97 Volk, Flurnamen Sasbach (wie Anm. 91), Nr. 271.
- 98 Volk, Flurnamen Sasbach (wie Anm. 91), Nr. 272.; Kleiber/Pfister, Aspekte (wie Anm. 4), 27, Karte 14.
- 99 Kleiber/Pfister, Aspekte (wie Anm. 4), 28, Karte 16.
- 100 Volk, Flurnamen Sasbach (wie Anm. 91), Nr. 273.
- 101 Sonderegger, Stefan: Grundzüge deutscher Sprachgeschichte. Diachronie des Sprachsystems. Bd. 1, Einführung, Genealogie, Konstanten. Berlin, New York 1979, 124 f., 128–136; Braune, Wilhelm/Reiffenstein, Ingo: Althochdeutsche Grammatik. Tübingen 2004¹⁵, § 85–87, Anm. 5 u. ö. (p- > pf-: 6. Jh.).
- 102 Sonderegger, Grundzüge (wie Anm. 101), 129.
- 103 Richter, Elise: Beiträge zur Geschichte der Romanismen. Halle 1934 (-t- > -d-: 4.–6. Jh.).
- 104 Krieger, Topographisches Wörterbuch (wie Anm. 7) a. 1244 Waldulma, Bd. 2, 1338.
- 105 Dittmaier, Rheinische Flurnamen. Bonn 1963, 91; REW (wie Anm. 31) Nr. 3851.
- 106 REW (wie Anm. 31) Nr. 5853.
- 107 Dittmaier, Rheinische Flurnamen (wie Anm. 51), 287–289 unter dem Stichwort Seiter(s) m. f. Karte 32. Bedeutung umstritten, pfälz. Belege (< mlat. secretarium > abge sonderte Flur, Waldstück ?) Meines Wissens einer der südlichsten Belege!
- 108 Krieger, Topographisches Wörterbuch (wie Anm. 7), Bd. 2, 1417; Kleiber/Pfister Aspekte (wie Anm. 4), Karte 13, 21 und S. 37.
- 109 Krieger, Topographisches Wörterbuch (wie Anm. 7), Bd. 2, 1416.
- 110 Krieger, Topographisches Wörterbuch (wie Anm. 7), Bd. 2, 1339.
- 111 Krieger, Topographisches Wörterbuch (wie Anm. 7), Bd. 2, 1339.
- 112 Volk, Flurnamen Sasbach (wie Anm. 91), Nr. 166.
- 113 Krieger, Topographisches Wörterbuch (wie Anm. 7), Bd. 2, 362, 363.
- 114 Krieger, Topographisches Wörterbuch (wie Anm. 7), Bd. 2, 1310.
- 115 Krieger, Topographisches Wörterbuch (wie Anm. 7), Bd. 2, 1340.
- 116 Krieger, Topographisches Wörterbuch (wie Anm. 7), Bd. 2, 1339.
- 117 Kleiber/Pfister, Aspekte (wie Anm. 4), 24, Anm. 80, Karte 22 (s. 65)/Ethnonyme.
- 118 Bach, Adolf, Deutsche Namenkunde (wie Anm. 13), Bd. 2, 2, 409.
- 119 Langenbeck, Kurt, „Die TUNG- und HURST-Namen“ in: Alemannisches Jahrbuch 1958, 51–108, „Einwanderung“, 93.
- 120 Boesch, Bruno: „Ortsnamenprobleme am Oberrhein“, in: Beiträge zur Namenforschung. Beiheft 20, Heidelberg 1951, 138–158, bes. 151–153.
- 121 Kleiber, Wolfgang: Otfried III 24, 64 und V 20, 107 bidelban stV. ›bestatten‹. Ein Beitrag zu den oberrheinischen Ingwäonismen, in: Schmiggalla, Hans (Hg.): Deutsche Sprache und Literatur in Mittelalter und früher Neuzeit. Festschrift für Heinz Mettke zum 65. Geburtstag. Jena 1989, 22–29.

- 122 Ders.: Nordwestgermanisches (ingwäonisches) Namengut am nördlichen Oberrhein, in: Cajot, José u. a. (Hg.), *Lingua Theodisca. Beiträge zur Sprach- und Literaturwissenschaft. Jan Goossens zum 65. Geburtstag* (Niederlandse Studien 16/2). Münster 1995, 715–723; ders.: Oberdeutsch Klei f. ‚Lehm, fetter Boden‘. Zu einigen oberrheinisch-nordwestgermanischen Flurnamenparallelen. In: *Wortes anst – verbi gratia. Donum natalicum Gilbert A.R. de Smet*. Hg. H.L. Cox, V.F. Vanacker und E. Verhofstadt. Leuvern, Amersfoort 1986, 261–268.
- 123 Bischoff, Karl: *Sprache und Geschichte an der mittleren Elbe und der unteren Saale* (Mitteldeutsche Forschungen 52). Köln. Graz 1967.
- 124 Bach, *Deutsche Namenkunde* (wie Anm. 13), Bd. 2, 1: bes. 284–304.
- 125 Bischoff, *Sprache und Geschichte* (wie Anm. 123), 111–218.
- 126 Teuchert, Hermann, *Die Sprachreste der niederländischen Siedlungen des 12. Jahrhunderts*. Neumünster 1944.
- 127 Krieger, *Topographisches Wörterbuch* (wie Anm. 7), Bd. 2, 1013.
- 128 Bach, *Deutsche Namenkunde* (wie Anm. 13), Bd. 2, 1, 297, s. Abschnitt: ›feuchtes Land‹.
- 129 Dittmaier, *Rheinische Flurnamen* (wie Anm. 51) Stichwort Seifen S. 285, Karte 31.
- 130 Der Bergname ist auf den Katasterkarten 1:10 000 sowie auf dem Meßtischblatt 7714 Haslach im Kinzigtal eingetragen.
- 131 Beinert, Johannes: *Geschichte des badischen Hanauerlandes*. Kehl 1909; Langenbeck (wie Anm. 119) Nr. 55 Helmhurst, a. 1307 Halmenhurst.
- 132 Kluge/Seebold, *Etymol. Wörterbuch* (wie Anm. 95), 419.
- 133 Krieger, *Topographisches Wörterbuch* (wie Anm. 7), Bd. 1, 74.
- 134 Krieger, *Topographisches Wörterbuch* (wie Anm. 7), Bd. 1, 75.
- 135 Krieger, *Topographisches Wörterbuch* (wie Anm. 7), Bd. 1, 75; *Volk Flurnamen Sasbach* (wie Anm. 91), Nr. 318.
- 136 Schönfeld, M.: *Niederlandse Waternamen (= Nomina Geographica Flandrica, Studien VI)* Brüssel 1955, 264.
- 137 Gysseling, M. G.: *Toponymisch Woordenboek, Deel I*, 1960, 614.
- 138 Bach, *Deutsche Namenkunde* (wie Anm. 13), Bd. 2, 297.

Jüdischdeutsch zwischen Kippenheim und Jebenhausen

Ein Gespräch mit der aus Kippenheim stammenden
Dr. h. c. Inge Auerbacher

Friedel Scheer-Nahor

Bereits im Jahre 2005 wurde in dieser Zeitschrift ein Aufsatz zum Kippenheimer Jüdischdeutsch¹ veröffentlicht, in dem das Familien-Idiom eines heute in Washington lebenden, aus Kippenheim stammenden jüdischen Emigranten, Kurt Maier, dargestellt wurde. Dabei wurde Wortschatz und Phonetik der Sprache Maiers zwischen neuhochdeutscher Standardsprache, Kippenheimer Ortsmundart und der von Florence Guggenheim-Grünberg² beschriebenen jiddischen Vollmundart verortet.³

Nun hat sich die Gelegenheit ergeben, eine zweite, aus Kippenheim stammende jüdische Emigrantin, Inge Auerbacher, zu treffen und dabei deren Wortschatz mit Schwerpunkt auf dessen jüdische Besonderheiten in einem etwa zweistündigen Interview punktuell zu erheben. Damit sollte dem im vorgenannten Aufsatz erhobenen Desiderat, weitere Mosaiksteinchen der jüdischen Sprachvarietät in Kippenheim zu erschließen, Folge geleistet werden. Dies war nur eingeschränkt möglich, da Inge Auerbacher lediglich die ersten vier Jahre ihres Lebens in Kippenheim verbrachte. Im Kontakt mit ihren Eltern hatte sie jedoch bis ins Erwachsenenalter Gelegenheit, die örtliche Sprache der Juden zu verinnerlichen. So trägt auch diese Dokumentation des Wortschatzes von Inge Auerbacher zur Abrundung des Bildes bei, vor allem, wenn es um die Frage nach dem Umfang des hauptsächlich auf das Hebräische zurückgehenden jüdischen Sonderwortschatzes in der Sprache südwestdeutscher Landjuden geht.

Inge Auerbacher wurde Ende 1934 als letztes jüdisches Kind in Kippenheim geboren. Die Familie ihres Vaters, Berthold Auerbacher, war seit Generationen in der Region ansässig; die Mutter, Regina Auerbacher, geb. Lauchheimer, stammte aus dem schwäbischen Jebenhausen, das heute zu Göppingen gehört. Die Familie wohnte in Kippenheim in dem Haus, in dem schon Inges Vater geboren wurde. Seine Eltern waren bereits vor der Hochzeit mit Regina Lauchheimer gestorben, die vier Schwestern waren verheiratet und lebten anderswo. Der Vater betrieb in Kippenheim einen Textilhandel. Im Ersten Weltkrieg diente er seinem deutschen Vaterland als Soldat und wurde schwer verwundet, wofür er mit dem Eisernen Kreuz geehrt wurde. Dies war eine Auszeichnung, die ihn und seine Familie letztlich nur wenig vor der grausamen Verfolgung schützen konnte, die den Juden zur Zeit der Nazierrschaft in Deutschland zuteil wurde.



Inge Auerbacher

Als am 9./10. November 1938 überall in Deutschland die Synagogen brannten, war Inge Auerbacher knapp vier Jahre alt. Ihre Großeltern aus Jebenhausen waren gerade zu Besuch in Kippenheim und mussten zusammen mit der Familie erleben, wie an jüdischen Häusern Fenster eingeworfen und jüdische Bürger bedroht wurden. Vater und Großvater wurden, wie alle anderen jüdischen Männer, die älter als 17 Jahre waren, nach Dachau ins Konzentrationslager gebracht. Von dort kehrten sie nach einigen Wochen zurück. Der Großvater war von der Demütigung stark gezeichnet und starb kurze Zeit später. Zuvor noch verkauften Inges Eltern das Haus in Kippenheim und zogen zu den Großeltern nach Jebenhausen.

An Jebenhausen hat Inge Auerbacher gute Erinnerungen. Freundschaften zu christlichen Kindern waren problemlos möglich, eine christliche Bedienstete hatte ihnen auch in Zeiten der wachsenden Distanz die Treue gehalten und die Familie mit Nahrungsmitteln versorgt.

Verschiedene herausragende Details aus dieser Zeit sind Inge Auerbacher noch in guter Erinnerung. So denkt sie gerne an die Backtage, von denen sie in dem diesem Aufsatz zugrundeliegenden Interview am 12. Mai 2006 erzählte: *Am Freitag hammer immer Mohnkuchen ghabt un Kartoffelsupp. Freitag am Tag.⁴ D Oma hat immer viel gebacken. Da war so ne kleine Bäckerei ... Un da hat man immer ... Kuchen ... dort gebacken, die hat man nicht zuhaus gebacken. Man hatt' nicht die Gelegenheit, net? Da hab ich immer gholfen die Kuchen un die Berches zum Bäcker runterbringen, zum Backofen – war ja früher so. Na hab ich immer so ein kleines Blechle ghabt, wie mei Mutter auch ghabt hat, – mein eigener Kuchen.*

Zur Schule musste Inge Auerbacher kurz nach ihrer Einschulung in eine eigens für jüdische Kinder bestimmte Schule nach Stuttgart. Dazu war sie gezwungen, erst einmal die drei Kilometer nach Göppingen zu Fuß zu gehen, um von dort mit dem Zug nach Stuttgart fahren zu können. Der Umstand, dass sie, wie alle Menschen jüdischer Abstammung ab 1941 den gelben Judenstern tragen musste, ließ nicht nur die Ängste der Eltern, die die Sechsjährige der Gefahr willkürlicher Aggression gegen Juden ausgesetzt sahen, wachsen.

Als 1941 in Jebenhausen die ersten Juden deportiert wurden – im badi-schen Kippenheim waren schon im Oktober 1940 alle Juden nach Gurs ge-bracht worden – gab es für Inge und ihre Eltern noch einmal einen Auf-schub, weil der Vater als Kriegsversehrter um Verschonung gebeten hatte. Von der Großmutter jedoch musste sich die Familie verabschieden. Erst nach dem Krieg erfuhr sie, dass sie in einem Wald bei Riga in Litauen, zu-sammen mit den anderen Deportierten, erschossen worden war.

Inge und ihre Eltern mussten das Haus in Jebenhausen verlassen und nach Göppingen in ein „Judenhaus“ ziehen. Die Schule in Stuttgart wurde geschlossen, die Eltern mussten für geringen Lohn in einer Korsettfabrik arbeiten, die Schlinge zog sich immer enger. Schließlich wurden im Au-gust 1942 die letzten Juden aus Göppingen deportiert. Inge und ihre Eltern kamen nach Theresienstadt.

Dort verlebten sie drei entbehrungsreiche, mit Schrecken und ständiger Lebensbedrohung angefüllte Jahre.⁵ Sie mussten mit ansehen, wie zahlrei-che Menschen immer wieder interniert wurden, an ihnen vorbeizogen und weitergeschickt wurden in die Vernichtungslager im Osten, ein Schicksal, das auch ihnen ständig drohte und dem doch alle drei wie durch ein Wun-der entkamen. Im Mai 1945 wurden sie befreit und wenige Wochen später kehrten sie zurück nach Göppingen.

Der Vater fing wieder mit seinem Textilhandel an und machte sich somit sofort daran, für den Lebensunterhalt der Familie zu sorgen. Doch die Wun-den, die der Familie Auerbacher zugesetzt wurden, waren zu tief. Sie ent-schloss sich, nach Amerika auszuwandern und einen Neuanfang zu wagen.

Am 13. Mai 1946 verließ Inge Auerbacher mit ihren Eltern Bremerha-ven auf dem Schiff „Marine Perch“, am 24. Mai legte der amerikanische Truppentransporter in New York an. Ein neues Leben in einer neuen sprachlichen Umgebung begann. Zwar sprach Inge mit ihrer Familie weiter das vom Schwäbischen Jebenhausens der Mutter und vom Ortenauerischen des Vaters stark gefärbte Deutsch. Sie bemühte sich daneben aber auch, so schnell wie möglich ein amerikanisches Englisch zu sprechen, das keine Rückschlüsse auf ihre ausländische Herkunft zulassen sollte.

Unglücklicherweise wurde kurze Zeit nach ihrer Ankunft in den USA festgestellt, dass sie an Lungentuberkulose erkrankt war, was einen zwei-jährigen Aufenthalt im Krankenhaus nach sich zog. In dieser Zeit war sie nun hauptsächlich von amerikanisch sprechenden Personen umgeben. Die Eltern durften sie nur ein Mal in der Woche besuchen.

Doch auch diese Zeit hatte ein Ende. Inge Auerbacher durfte endlich zur Schule gehen und lernen. Sie war fleißig und ehrgeizig und machte trotz der vielen Jahre, in denen für sie eine geregelte Schulausbildung nicht möglich war, einen guten Schulabschluss. Ihr besonderes Interesse galt den Naturwissenschaften und so studierte sie Chemie und arbeitete schließlich in einem Krankenhauslabor.

Lange Zeit wollte Inge Auerbacher die Erinnerung an die schreckliche Zeit im Konzentrationslager Theresienstadt so gut es ging ausschließen. Erst im Jahr 1966, als sie in einer Fernsehsendung eine Überlebende von Theresienstadt sah, die mit ihrer Tochter zurückkam, um ihr zu zeigen, wo sie als Kind inhaftiert war, meldete sich auch bei Inge Auerbacher die Bereitschaft, sich mit diesem dunklen Kapitel ihrer Kindheit auseinanderzusetzen. Sie fuhr nach Deutschland, besuchte Jebenhausen und Kippenheim und fuhr auch nach Theresienstadt, um sich mit dem Ort ihres Drangsals zu konfrontieren. Da reifte bei ihr ein Entschluss, den sie in ihrem Buch „Jenseits des gelben Sterns“⁶ so beschreibt: *Als ich vor den Öfen stand, in denen Tausende von toten Körpern verbrannt worden waren, wurde mir bewusst, welch große Verantwortung ich hatte. Mein Leben durfte nicht vergebens sein. Es war nun vielmehr meine Pflicht, meine Stimme gegen Vorurteile zu erheben und zukünftig im Namen der vielen unschuldigen Opfer, die ich repräsentieren musste, eine Laufbahn einzuschlagen, die mit größeren Herausforderungen verbunden und von höherer Bedeutung war.*

Mit ihrem Jugendbuch „I am a Star“⁷, das mittlerweile in acht Sprachen übersetzt wurde, gelang ihr ein entscheidender Schritt in dieser Bemühung. Seit dessen Veröffentlichung ist sie als Botschafterin und Zeitzeugin auf der ganzen Welt gefragt. Fast ihre gesamte Freizeit widmet sie seitdem Vorträgen in Schulen, Universitäten, Kirchen, Synagogen, Bibliotheken und anderen öffentlichen Einrichtungen. Sie glaubt fest daran, dass nur durch Brüderlichkeit und Bildung Geschehnisse wie die zur Zeit des Holocausts vermieden werden können.⁸

Auch in der Region Freiburg ist Inge Auerbacher immer wieder zu Gast. Bei einer solchen Gelegenheit ergab sich die Möglichkeit, sie zu einem Interview in die Räume des Arbeitsbereiches Badisches Wörterbuch in die Universität Freiburg einzuladen. In Gegenwart des Leiters der Einrichtung, Dr. Rudolf Post, und seiner Mitarbeiterin, Friedel Scheer-Nahor, gab sie bereitwillig Auskunft über Wörter, die ihrer Meinung nach dem Jüdisch-deutschen zuzurechnen sind. In der Regel handelte es sich hierbei um Wörter, die auf einen hebräischen Ursprung zurückgehen.

Daneben konnten aber auch dialektale Merkmale in ihrer Sprache verzeichnet werden. Im Vergleich zur Standardsprache ist bei ihr bei vielen Wörtern die e-Apokope auszumachen, denn sie sagt *Loit* ‚Leute‘, *hoit* ‚heute‘, *böös* ‚böse‘, *Schul* ‚Schule‘ und *Seif* ‚Seife‘. Dies ist eine dialektale Eigenheit, die sowohl für Kippenheim als auch für Jebenhausen Gültigkeit hat. Außerdem ist bei ihr *ü*-Entrundung festzustellen: Sie sagt *Briider* ‚Brüder‘ und *finf* ‚fünf‘, während sie jedoch *ö* und *äu/eu* wie in der Standardsprache ausspricht, wie die Worte *Loit* ‚Leute‘, *Hoisle* ‚Häuschen‘ und *böös* ‚böse‘ belegen. Eindeutige alemannische Einflüsse, wie sie aus Kippenheim zu erwarten wären, sind bei Inge Auerbacher jedoch nicht zu finden. So sagt sie *liib*, *guut*, *Briider* und nicht *liäb*, *guet*, *Briäder* wie es

im Alemannischen, das die neuhochdeutsche Monophthongierung nicht mitgemacht hat, der Fall wäre. Und Wörter, die von der neuhochdeutschen Diphthongierung betroffen sind, wie *Wein*, *Haus* und *Leute*, spricht sie so aus, nicht *Wiin*, *Huus* und *Litt*, wie es im alemannischen Kippenheim lauten würde. Aber auch die typische mundartliche Lautung von Jebenhausen sucht man in Inge Auerbachers Sprache vergebens, so sagt sie nicht *Boom* zu ‚Baum‘ oder *Bruader* zu ‚Bruder‘. Ganz typische dialektale Besonderheiten des Sprachraumes um Göppingen, wo man beispielsweise *mo* zu ‚wo‘ sagt, fehlen in Inge Auerbachers Sprache ebenfalls. Dennoch ist in der Aussprache der Vokale eine schwäbische Färbung auszumachen.

Glossar

Das folgende Glossar bietet vor allem den Sonderwortschatz auf hebräischer Basis in alphabetischer Reihenfolge; wo möglich, sind Beispielsätze angeführt. Nach dem Stichwort folgen Angaben zur Wortart in abgekürzter Form: Adj. = Adjektiv, Adv. = Adverb, f. = feminin, Interj. = Interjektion, m. = maskulin, n. = neutrum, Num. = Numerale, Pl. = Plural, V. = Verb. Die etymologischen Angaben haben nur Hinweischarakter. Bei der Angabe „hebr.“ wird nicht unterschieden, ob es sich um biblisches, talmudisches oder rabbinisches Hebräisch handelt. Die Umschrift vom Hebräischen in lateinische Buchstaben ist stark vereinfacht und orientiert sich an der sefardischen Aussprache. Wird auf besondere Kommentare von Inge Auerbacher hingewiesen, werden diese in eckige Klammern gesetzt und mit I. A. gekennzeichnet.

Achüle f. ‚Mahlzeit‘. Hebr. *achilā* ‚Speise‘.

áschkenes Adj. ‚deutsch‘. Jidd. *aschkenas* ‚Deutschland‘, hebr. *aschkenas* in Gen. 10, 3 ein Enkel des Noah, in Jerem. 51, 27 ein fernes Königreich.

Bajes n. ‚Haus‘. Hebr. *bet*, *bajit* ‚Haus‘.

bechinnem Adv. ‚umsonst‘; *um bechinnem* ‚umsonst‘. Hebr. *b’chinnām* ‚umsonst, vergebens‘.

bedáamt Adj. ‚mit auserlesenem Geschmack‘; *e bedáamts Mädle* ‚ein Mädchen mit gutem Geschmack‘. Deutsche Wortbildung mit dt. Präfix *be-* und hebr. *ta’am* ‚Geschmack, Charme‘.

beduucht Adj. ‚reich, vermögend‘. Deutsche Wortbildung mit hebr. *betūach* ‚sicher, behaglich‘.

Behéjme n. ‚Vieh‘, auch als Schimpfwort für einen dummen Menschen. Jidd. *beheimes*, Pl. zu hebr. *behemā* ‚Vieh‘, Pl. *behemot*.

behóores Adj., nur in der Fügung: *Mákes behóores* ‚großes Unheil‘, als Kommentar, wenn es jemandem nicht gut geht. Zu hebr. *makkot beho-*

- rot*, wörtl. „das Schlagen der Erstgeborenen“, d. h. die letzte der zehn Plagen, aus der Pessach-Haggada bekannt.⁹
- beis, bej* Num. ‚eine Zahl‘ [die Informantin weiß, dass es sich hier um eine Zahl handelt, jedoch nicht genau, um welche], *bej schuk* ‚? Mark‘. Hebr. *bēt* ‚2. Buchstabe im hebräischen Alphabet mit dem Zahlenwert 2‘. Vgl. *Schuk*.
- Bejskisse* n. ‚Toilette‘ [„Thronzimmer“ I. A.]. Aus hebr. *bēt* ‚Haus‘ und *kissē* ‚Sitz, Stuhl‘.
- bekaan* Adv. ‚hier‘; *sie isch bekaan* ‚sie ist da‘. Präfigierte Form zu hebr. *kān* ‚zugegen, hier‘ mit dem hebr. Präfix *be* ‚in‘, die nur im Jiddischen belegt ist, vgl. WjWb. 357.¹⁰
- Berches* m. ‚Mohnzopf‘. Jidd. *berches* ‚Sabbatweißbrot‘, wahrscheinlich zu hebr. *b’rāchā* ‚Segen‘ (vgl. *Brooche*) oder zu hebr. *birkāt* ‚gesegnet sei‘, das als Einleitung von Segenssprüchen gesprochen wird. Vgl. WjWb. 322.
- Boonem* n. ‚Gesicht‘. Hebr. *pānīm* ‚Angesicht‘.
- Booser* m. ‚Fleisch‘. Hebr. *bāsār* ‚Fleisch‘.
- Brooche* m. ‚Segen‘. Hebr. *b’rāchā* ‚Segen‘. Vgl. *Berches*.
- Bruddel* m. Kosenname von Max Auerbacher (dem Nachbarn von Inge Auerbacher in Amerika); *der Bruddel*. Zu mundartlich *bruddeln* in der Bedeutung ‚unzufrieden brummen, nörgeln‘, das eine süddeutsche Variante zu *brodeln* ist.
- Busche* f. ‚Scham‘ s. *Harbe-ne-busche*.
- busel* Adj. ‚rituell unrein‘; *s isch busel* ‚es ist nicht rein‘, wenn das Tier nicht gesund, unrein ist. Etymologie unklar. Vielleicht zu hebr. *būot* ‚Blasen, Tuberkeln in der Lunge‘.¹¹
- Chaduschem* Pl. ‚Neuigkeiten‘. Hebr. *chiddūsch* ‚Neuigkeit‘, Pl. *chiduschim*.
- Chajes* n. ‚Leben‘; *sie haben chajes* ‚sie sind lustig‘; *er nimmt sich s chajes* ‚er nimmt sich das Leben‘. Das Wort geht auf hebr. *chajjā* ‚Tier‘ (Pl. *chajjōt*) zurück, wird im Jiddischen aber oft für ‚Leben‘ verwendet. Vgl. WjWb. 433.
- Chajim* n.? nur in der Fügung: *la chajim un schoolem* ‚Prosit‘, (wörtl. ‚zum Leben und Frieden‘). Hebr. *chajjim* ‚Leben‘. Vgl. *Schoolem*.
- Chalaumes* Pl. ‚Unsinn‘. Hebr. *chālōm* ‚Traum‘, Pl. *chalōmōt*.
- Chamüime* f.? ‚Hitze‘. Hebr. *chamīmā* ‚Hitze‘.
- Cháneke* ‚das Chanukkafest‘. Hebr. *chanukkā*.
- Charóude* f.? ‚Reue‘; *er hat charoude ghabt auf des, was er gsagt hat* ‚er hat das bereut, was er gesagt hat‘. Hebr. *charātā* ‚Reue‘.
- Chassen* m. ‚Kantor, Vorbeter‘. Hebr. *chasān* ‚Vorbeter‘.
- Chássene* f. ‚Hochzeit‘. Jidd. *chassene*; hebr. *chatannā* ‚Hochzeit‘.
- Chässer* m.? ‚Schwein, Schimpfwort für einen schmutzigen Menschen‘. Hebr. *chasir* ‚Schwein‘.

Chattes m. ‚Trinker, Säufer‘. Hebr. *chatā’ā* ‚Sünde‘, Pl. *chatā’ōt*.

Chefez s. *Louchevez*.

chej Num. ‚eine Zahl‘ [die Informantin weiß, dass es sich hier um eine Zahl handelt, jedoch nicht genau, um welche]; *chej schuk* ‚? Mark‘. Hebr. *hē* ‚5. Buchstabe im hebräischen Alphabet mit dem Zahlenwert 5‘.

Chillig m.; ‚Teil‘; hier in der Wendung *s isch mer kei chillig* ‚es ist mir egal‘. Hebr. *chīlūk* ‚Teilung, Verteilung‘. Vgl. WjWb. 691.

cholūle Interj. ‚Gott behüte‘, sagte man, um Schlechtes abzuwenden. Hebr. *chālīlā* ‚das sei fern‘. Vgl. WjWb. 453.

Chonde Pl. ‚Huren‘. Etymologie unsicher, evtl. zu hebr. *chānā* ‚lagern‘ oder zu hebr. *chanūtā* ‚Laden‘.

Choochem m. ‚ein Gescheiter, ein Kluger‘. Hebr. *chacham* ‚klug, weise‘.

Choodeschlemone m.? ‚evangelischer Glaube‘. Hebr. *chādāsch* ‚neu‘ und hebr. *emunā* ‚Glaube‘; das Fugen-l ist sekundär dazugetreten, evtl. in Analogie und falscher Silbentrennung zu *Dooflemone* ‚katholischer Glaube‘.

choole Adj. ‚krank‘; *wenn einer choole isch* ‚wenn einer krank ist‘. Hebr. *chōle* ‚krank‘.

Chooomez n.? ‚Gesäuertes, (alles, was nicht in der Pessachzeit gegessen werden darf, wie Hülsenfrüchte, Reis)‘. Hebr. *chāmēz* ‚gesäuert‘.

Chósen m. ‚Bräutigam‘. Jidd. *chosen*, hebr. *chātān* ‚Bräutigam‘.

Chuzpe-bóonem m. ‚frecher Mensch‘. Hebr. *chuzpā* ‚Frechheit‘ und hebr. *pānīm* ‚Angesicht‘.

dágef Adj. ‚gut und engagiert sein, angesehen sein‘; *er isch dágef bei seine Freunde* ‚er ist bei seinen Freunden gut angesehen‘. Hebr. *tākīf* ‚mächtig, angesehen‘.

Dájes Pl. ‚Sorgen‘. Hebr. *d’āgā* ‚Sorge‘, Pl. *d’āgōth*.

Dalles m. ‚Armut, Sorge‘; *er hat der Dalles* ‚es geht ihm nicht gut, er ist arm‘. Hebr. *dallūt* ‚Armut, Elend‘.

dam m.? ‚Geschmack‘; nur in der Fügung *dam jákere(f)* ‚zu teuer‘; *kaufs nicht, s isch dam jákeref* ‚kauf es nicht, es ist zu teuer‘. Hebr. *ta’am* ‚Geschmack‘ und *jākār* ‚teuer‘. WjWb. 473, 734.

s Deufele n. Kosename von Inge Auerbachers Vater Berthold Auerbacher. Zu dt. *Teufel*.

Dooches m. ‚Hintern‘. Vgl. *meloochne*. Hebr. *tāchāt* ‚der Hintere‘.

Doole m. ‚Jesus, der Gehängte‘; *de Doole* ‚Jesus‘. Hebr. *tālūj* ‚gehängt‘; Klepsch zieht dazu ein Wortspiel mit *tāle* ‚Lamm‘ in Betracht, vgl. WjWb. 511.

Difle f. ‚Kirche‘. Etymologie nicht eindeutig zu klären, entweder zu hebr. *t(e)filā* ‚Gebet‘ oder zu hebr. *tiflā* ‚Albernes, Anstößiges‘ oder ein Wortspiel mit beidem, vgl. WjWb. 500.

Dom n. ‚Blut‘. Hebr. *dām* ‚Blut‘.

doof Adj. ‚gut‘. Hebr. *tōf* ‚gut‘.

Dooflemone m. ‚katholischer Glaube‘. Etymologie unsicher, evtl. zu hebr. *tāfēl* ‚ungesalzen, geschmacklos‘ oder hebr. *tiflē* ‚etwas andichten‘ und hebr. *emunā* ‚Glaube‘; vgl. WjWb. 516.

Droosche f.? ‚Geschichte, Erläuterung‘. Hebr. *d’rāschā* ‚Redensart‘.

Ejze m.? ‚Rat‘; *er hat en gute ejze gegeben* ‚er hat einen guten Rat gegeben‘. Hebr. *ēzā* ‚Rat‘.

Emes m.? ‚Wahrheit‘. Hebr. *emēt* ‚Wahrheit‘.

Esrogim Pl. ‚zitronenartige Früchte‘. Hebr. *ethrōg* ‚Zitrusfrucht‘, Pl. *ethrōgim*.

fiferach Adv. ‚weg, fort‘; *mer gehn fiferach* ‚wir gehen weg‘. Hebr. *wajṭw’rach* ‚und er floh‘. Nach Wolf¹² ist der Ausdruck frivol aus Moses I, 31, Vers 21 genommen, der das Entweichen Jakobs vor dem durch ihn beraubten Laban erzählt.

Galler m. ‚Pfarrer‘. Hebr. *gallāch* ‚Geschorener, Tonsurierter‘.

gannefe V. ‚stehlen‘. Hebr. *gāna’f* ‚stehlen‘.

Geschmatter m. ‚Konvertit‘. Deutsche Wortbildung mit dt. Präfix *ge-* und hebr. *schmād* ‚Taufzwang‘.

s Gruselkopfe n. Hausname der Familie von Inge Auerbacher, wegen deren lockigen Haare. Zu dt. *Krauskopf*.

Gsääres m.? ‚Streit‘. Hebr. *gsērāh* ‚Dekret, judenfeindlicher Beschluss‘, Pl. *gsērot*.

gsarft Adj. ‚verbrannt‘; in der Wendung *sie isch gsarft* ‚sie spinnt‘. Hebr. *sāra’f* ‚brennen‘.

Halache f.? ‚Vorschrift‘. Hebr. *halachā* ‚(religiöses) Gesetz‘.

Harbe-ne-busche f. ‚Schande‘; *das isch e harbe-ne-busche, dass das so war* ‚das ist eine große Schande, dass das so war‘. Hebr. *cherbā* ‚Schande‘ und *buschā* ‚Scham‘.

Houlekraasch f. ‚Namensgebung der Mädchen.‘ Etymologie umstritten: entweder zu frz. *haute la crèche* ‚hoch die Krippe‘, weil bei der Namensgebung (von Mädchen) die Wiege hochgehoben wurde (Guggenheim-Grünberg Kt. 51¹³), andere sehen im 2. Bestandteil das dt. Wort *Kreisch*, *kreischen* und im ersten entweder hebr. *chol* ‚profan‘ (weil das Kind seinen profanen Namen bekommt) oder aber hebr. *chole* ‚krank‘ (weil Krankheiten „weggeschrien“ werden sollen) und letztlich *Holle* als Spukgestalt (Frau Holle), die dabei vertrieben werden soll (vgl. WjWb. 700).

jákeref s. *dam*.

s Jergles Pl. Hausname der Kippenheimer Familie von Alfred Auerbacher, *die Jergles* ‚die Mädchen der Familie Auerbacher‘. Dim. zum dt. Vornamen *Jörg*.

Joggel m. Übername eines Gemeindemitglieds; *der Joggel*. Koseform zum jüd. Vornamen *Jakob*, teilweise auch spöttisch gebraucht.

- Jom kiper* m. ‚Jom Kippur, Versöhnungsfest‘. Hebr. *jom* ‚Tag‘ und *kippur* ‚Versöhnung‘.
- Jontef* m. ‚Fest‘; *Gut Jontef!* Festtagsgruß: ‚Schöner Feiertag!‘ Hebr. *jom* ‚Tag‘ und *tōf* ‚gut‘.
- jouve* Adj. ‚preiswert‘; *s isch jouve* ‚es ist schön, gut‘. Hebr. *jāfē* ‚schön, hübsch‘.
- juuscher* Adj. ‚richtig‘. Hebr. *jāschār* ‚gerade, eben, recht‘.
- Kaff* n. ‚Dorf‘. Etymologie nicht eindeutig geklärt. Nach Klepsch sind mehrere Ableitungen möglich. Entweder aus hebr. *kefār* ‚Dorf‘ oder Rückbildung zu ebenfalls etymologisch nicht eindeutigem *Kaffer* oder von zigeunersprachlichem *gāw* ‚Dorf‘. Vgl. WjWb. 768.
- Kaljes* Pl.? ‚Verderben‘; *Kaljes mache* ‚schlecht machen, intrigieren, hintertreiben‘; *er macht Kaljes* sagt man, wenn einer versucht, jemanden vom Kauf einer Ware abzubringen, indem er sagt ‚*Kaufen Sie das net, s isch kei gute Ware*‘. Etymologie unsicher, entweder zu hebr. *kālā* ‚Vertilgung‘ oder zu hebr. *qlālā* ‚Fluch‘.
- Kalle* f. ‚Braut‘. Hebr. *kallāh* ‚Braut‘.
- Kéelef* m. ‚Hund‘, auch als Schimpfwort benutzt. Hebr. *kélef* ‚Hund‘.
- Kef ha rufes* n.? Bedeutung ?; ‚wenn man den Friedhof besucht‘. Hebr. *qéfer abōt* ‚Grab der Väter‘. Vgl. WjWb. 819.
- Kefer* n.? ‚Grab‘. Hebr. *qéfer* ‚Grab‘.
- Kiddesch* m. ‚Segen‘; *Kiddesch* macht man am Freitagabend, man segnet das Brot und den Wein. Hebr. *kiddūsch* ‚Heiligung, Weihesege‘.
- Kinnem* Pl. ‚Läuse‘. Hebr. *kīnā* ‚Ungeziefer‘, Pl. *kīnim*.
- Kinnesinne* f. ‚Eifersucht, Neid‘. Hebr. *kinah* ‚Neid‘ und *sinah* ‚Hass‘.¹⁴
- Kippe* f.? ‚Teilhaberschaft‘. Etymologie nicht geklärt. Vielleicht zu hebr. *kib’āh* ‚Bestimmtes‘ oder nach Klepsch am wahrscheinlichsten zu hebr. *qūpā* ‚Korb‘. Vgl. WjWb. 830.
- Kooch* f.? ‚Kraft‘. Hebr. *kōach* ‚Kraft‘.
- Koofet* f. ‚Ehre‘. Hebr. *kāwōd* ‚Ehre‘.
- Kóonem* Pl. ‚Kunden‘. Hebr. *kone* ‚Käufer‘, Pl. *konim*.
- kriire* V. ‚in die Kleider schneiden‘, zum Zeichen der Trauer. Hebr. *qəri’ā* ‚das Zerreißen‘.
- Kuggel* m. ‚Auflauf‘; *Nudel- oder Kartoffelkuggel* ‚Nudel- oder Kartoffelauflauf‘. Jidd. *kuggel* ‚eine Art Mehlspeise‘, das entweder zu dt. *Kugel* oder mhd. *gugel* ‚runde Kopfbedeckung‘ zurückzuführen ist. Vgl. WjWb. 893.
- lachachles* Adv. ‚zum Trotz‘. Hebr. *lāhāk’īs* ‚um Zorn zu erregen‘, vgl. WjWb. 928; s. *Machachles*.
- laloone* Adv. ‚nichts‘. Hebr. *lo lānū* ‚nicht für uns‘ (Anfang von Psalm 115); vgl. WjWb. 941.
- Lef* n. ‚Herz‘; *er hat e guts lef* ‚er hat ein gutes Herz‘. Hebr. *lēf* ‚Herz‘.
- Lefáje* f. ‚Begräbnis‘. Hebr. *lāwājā* ‚Geleit‘.

- lekeache* V. ‚nehmen, stehlen‘; *lekeachs!* ‚nimms einfach!‘ (mit negativem Unterton). Hebr. *lāqāch* ‚er hat genommen‘.
- lou* Adv. ‚nein, nicht‘. Hebr. *lo* ‚nein, nicht‘. Vgl. *schuke*.
- Louchevez* m. ‚Taugenichts, Tunichtgut‘. Hebr. *lo* ‚nein, nicht‘ und *chēfes* ‚Gefallen, das man etwas hat, Interesse, Zweck‘.
- Luschen* f.? ‚Sprache‘. Hebr. *lāschōn* ‚Zunge, Sprache‘.
- Luulef* m. ‚ein schilfartiger Zweig beim Laubhüttenfest‘. Hebr. *lūlāf* ‚Spross, grüner Zweig‘.
- Macháchles* m. ‚jemand, der etwas zum Trotz tut‘; s. *lachachles*.
- Machescheefes* f. ‚eine Hexe, Hellseherin, Zigeunerin‘. Hebr. *mekaschēfā* ‚Hexe‘.
- machule* Adv. ‚pleite‘; *machule mache* ‚pleite machen‘. Jidd. *mechulle* ‚zugrunde gerichtet‘, zu hebr. *mechulá* ‚beendet werdend‘.
- majim* n. ‚Wasser‘. Hebr. *majim* ‚Wasser‘.
- Mákes* Pl. ‚Fehler‘; *die hon e Haufe mákes* ‚alles Schlechte kommt über sie‘. Vgl. *behóores*. Hebr. *makkā* ‚Schlag‘, Pl. *makkot*.
- Malach* m. ‚Engel‘. Hebr. *mal’āch* ‚Engel‘.
- Malbisch* n.? ‚Kleidung, Kleid‘. Hebr. *malbūsch* ‚Kleid‘.
- Massel* n.? ‚Glück‘. Hebr. *massāl* ‚Gestirn‘.
- Massematten* m. ‚Handel, Geschäft‘; *e guter massematten* ‚ein gutes Geschäft‘. Hebr. *masā ūmatān* ‚Handel, Geschäft‘.
- mebeeres* Adj. ‚schwanger‘. Hebr. *me’uberēt* ‚schwanger‘.
- Medíne* f. ‚Platz‘; *s isch e gute medíne* ‚das ist ein guter Platz‘. Hebr. *medīnā* ‚Land‘.
- mejúschefdig* Adj. ‚bequem‘; *oh, s isch mejúschefdig hier!* ‚es ist gemütlich hier‘. Hebr. *mejuschāf* ‚gesetzt werdend‘ mit dt. Suffix -ig.
- mekafe brie* Adj. ‚verrückt‘; *er isch mekafe brie* ‚er ist verrückt, er spinnt‘. Etymologie nicht geklärt.
- Melooche* f. ‚Arbeit‘. Hebr. *mal’āchā* ‚Arbeit‘.
- meloochne* V. ‚aufs Klo gehen‘; *du kannsch mich am Dooches meloochne* ‚du kannst mir den Buckel runterrutschen‘. Vgl. *Dooches*. Verbalableitung zu hebr. *mal’āchā* ‚Arbeit‘.
- Menùuche* f. ‚Ruhe‘. Hebr. *menuchā* ‚Ruhe‘.
- Meschóores* m. ‚Diener, einer, der niedere Arbeit macht‘. Hebr. *meschārēt* ‚Diener‘.
- meschugge* Adj. ‚verrückt‘. Hebr. *meschuggā* ‚verrückt‘.
- meschúlme* V. ‚bezahlen‘. Hebr. *maschallēm* ‚bezahlen‘.
- Mesúmmen* n. ‚Geld‘. Hebr. *mesumān* ‚festgesetzt‘, vgl. WjWb. 1013.
- Mikwe* f. ‚Ritualbad‘. Hebr. *mikwé* ‚rituelles Bad‘.
- Mísrach* m. ‚Bild, das in der Wohnung den Osten anzeigt‘. [„Wir haben immer ein Mísrach an der Wand gehabt.“ I. A.] Hebr. *misrāch* ‚Osten‘.
- missemeschinne* Interj. ‚Fluch, Schimpfwort‘. Hebr. *mitā* ‚Tod‘ und hebr. *meschuné* ‚seltsam, eigenartig‘.

- Moogen Doofed* m. ‚Davidstern‘. Hebr. *māgēn* ‚Schild, Schutzschild‘ und der Name des Königs von Israel, *David*.
- moole* Adj. ‚betrunken‘; *er isch moole* ‚er ist betrunken‘. Hebr. *mālē* ‚voll‘.
- Moore* f.? ‚Angst‘. Hebr. *morā* ‚Furcht‘.
- Moorebuddel* m. ‚Angsthase‘. Zusammensetzung aus hebr. *morā* ‚Furcht‘ und vielleicht dt. *Pudel*.
- Mooze* f.? ‚ein Stückchen Brot‘. Zu hebr. *mōzīa* ‚hervorbringend‘. Das Wort stammt aus dem Schluss der *Beracha* (Psalm 104, 14) ‚der Brot aus der Erde hervorbringt ...‘, die vor Hauptmahlzeiten gesagt wird, weil man diese mit einem Stückchen Brot eröffnet.
- Naffke* f. ‚Hure‘. Aramäisch *nāfqā* ‚Herumtreiberin, Hure‘.
- Neféere* f.? ‚Sünde‘. Hebr. *ewērā* ‚Gesetzesübertretung, Sünde‘, das anlautende *N-* vom vorherigen Artikel (*en efere*) ist zum Wort gezogen worden.
- Nefieche* m.? ‚Furz‘. Hebr. *nefīchā* ‚das Blasen, der Atem‘.
- Niigen* m.? ‚Melodie‘. Hebr. *niggūn* ‚Ton, Melodie‘.
- Niile* f.? ‚das Schlussgebet von Jom Kippur‘; *es geht Niile zu* ‚es geht abwärts‘. Hebr. *ne’ilā* ‚das Verschließen‘.
- Oberchoochem* m. ‚ein Übergescheiter‘. Zusammensetzung aus dt. *ober* und hebr. *chacham* ‚klug, weise‘. Vgl. *Choochem*.
- ore* V. ‚beten‘. Jidd. *oren* ‚beten‘, das aus dem Romanischen (lat. *orare*) stammt.
- oumer-zähle* V. ‚rituelles Zählen der Tage von Pessach bis Schawuoth‘. Zusammensetzung aus hebr. *ómer* ‚Getreidemaß, zusammengestellter Garbenhaufen‘ und dt. *zählen*. Zum geschichtlichen Hintergrund vgl. WjWb. 1142.
- Parnóose* f. ‚Arbeit, Verdienst‘; *er hat e gute Parnóose* ‚ein gutes Auskommen‘. Hebr. *parnāsā* ‚Einkommen, Lebensunterhalt‘.
- Pessach* ‚das Pessachfest‘. Hebr. *pesach* ‚Vorübergang‘.
- Púrem* ‚das Purimfest‘. Hebr. *purim* ‚Lose‘ (wegen der Lose im Buch Esther).
- Rachmónes* Gen.? ‚Mitleid, Erbarmen‘. Hebr. *rachmānūt* ‚Erbarmen‘.
- Rágsen* m. ‚jähzorniger Mensch‘; *des isch a Rágsen* ‚das ist ein jähzorniger Mensch‘. Hebr. *ragsān* ‚jähzornig‘.
- Rejfer* m.? ‚Gewinn‘. Zu hebr. *réwa* ‚Weite, Raum‘, spätere Bedeutungserweiterung ‚Wohlstand‘. Vgl. WjWb. 1167.
- Refúe* f.? ‚Besserung‘; [‚wenn einer *Refúe* bekommt, kriegt er Heilung“ I. A.]. Hebr. *refūā* ‚Heilung‘. Vgl. *schleeme*.
- Risches* m. ‚Judenhass‘. Hebr. *rischā* ‚Frevel, Ruchlosigkeit‘.
- roine* V. ‚sehen‘. Hebr. *rō’ē* ‚sehend‘.
- Roof* m.? ‚Hunger‘. Hebr. *rā’āf* ‚Hunger‘.
- Roosche* m. ‚ein Gehässiger, ein Böser‘ (die Gewährsperson ist sich dabei nicht ganz sicher). Hebr. *rāschā* ‚Bösewicht‘.

- Rosch* m. ‚Kopf‘. Hebr. *rōsch* ‚Kopf‘.
- Rosch chóodesch* m. ‚Neumond‘. Zusammensetzung aus hebr. *rōsch* ‚Kopf‘ und hebr. *chódesch* ‚Monat‘.
- Roschhaschóne* ‚das Neujahrsfest‘. Zusammensetzung aus hebr. *rōsch* ‚Kopf, oberer, vorderer Teil‘ und hebr. *ha-schannā* ‚das Jahr‘.
- Sargenes* Pl. ‚Totenkleider‘. Jidd. *sargenes* ‚Totengewand‘, das aus ital. *sargano* ‚grobes Leintuch zum Bedecken von Wagen und Vieh‘ übernommen worden sein soll.
- Schabbes* m. ‚Schabbat‘; *Gut Schabbes!* ‚Gruß zum Schabbat‘. Hebr. *schabbāt* ‚Ruhetag‘.
- Schabbesgojim* Pl. ‚Christen, die am *Schabbes* Arbeiten verrichteten, die den Juden verboten sind‘. Zusammensetzung aus hebr. *schabbāt* ‚Ruhetag‘ und hebr. *goi* ‚(nichtjüdisches) Volk‘, Pl. *gojim*.
- Schabbeslambe* f. ‚Bronzelampe mit Öl‘. Zusammensetzung aus hebr. *schabbāt* ‚Ruhetag‘ und dt. *Lampe*.
- Schadchen* m. ‚Ehevermittler‘. Hebr. *schadchān* ‚Heiratsvermittler‘.
- schaskene* V. ‚trinken‘. Zu hebr. *schatjān* ‚Trinker‘.
- schemáa benūi* Interj. als Ausruf des Entsetzens; *o schemáa benūi* ‚Gott behüte, wenn so was kommt ...‘. Wörtl.: ‚höre mein Sohn‘ (hebr.).
- Schgorm* Pl. ‚Lügen‘. Hebr. *scheker* ‚Lüge‘, Pl. *schekōrim*.
- Schgormsager* m. ‚Lügner‘; *der Schgormsager* Übername von Marx Auerbacher (der alte Mann). Zusammensetzung aus hebr. Pl. *schekōrim* ‚Lügen‘ und zu dt. *sagen*.
- Schickse* f. ‚Nichtjüdin, Bedienstete‘. Jidd. *schikse* ‚nichtjüdisches Mädchen‘, eine fem. Bildung zu *schekez* ‚Greuel‘, (hebr. *schiksā*).
- Schiddich* m. ‚Ehevereinbarung‘. Hebr. *schiddūch* ‚Vertrag, Ehevertrag‘.
- schiker* Adj. ‚betrunken‘. Hebr. *schikōr* ‚betrunken‘.
- schiwwe-sitze* V. ‚die siebentägige Trauerzeit begehen‘ [„an Schabat hat man nicht gesessen“ I. A.]. Zusammensetzung aus hebr. *schiwwā* ‚sieben‘ und dt. *sitzen*.
- schleeme* Adj., nur in der Fügung: *Refúe schleeme* ‚gute Besserung‘. Hebr. *schalēm* ‚unversehrt, vollständig‘. Vgl. *Refúe*.
- Schlemassel* n. ‚Unglück‘. Hebr. *sche-lā massāl* ‚was nicht Glück ist‘.
- Schlouschem* ‚die 30-tägige Trauerzeit‘. Hebr. *schlōschim* ‚dreißig‘.
- Schmonzes* Pl. ‚Unsinn‘, dass. wie *Chalaumes*. Etymologie unsicher, vielleicht zum Plural von hebr. *schemū’ā* ‚Kunde, Nachricht‘, *schemuōt* oder zu dt. *schmunzeln*. Vgl. WjWb. 1312.
- Schmuus* m. ‚Geschwätz, Geschichte‘; *mach kei schmuus* ‚mach keine Geschichte‘, wenn man denkt, das ist übertrieben. Hebr. *schemū’ā* ‚Gehörtes, Geräusch, Kunde‘, Pl. *schemuōt*.
- schoofel* Adj. ‚schlecht‘; *ein schoofler Mensch* ‚ein schlechter Mensch, ein Mensch mit Hintergedanken‘. Hebr. *schāfēl* ‚niedrig, gering‘.

- Schoolem* m. ‚Frieden‘. Hebr. *schālōm* ‚Frieden‘. Vgl. *Chajim*.
- Schowúes* ‚das jüdische Wochenfest‘. Hebr. *schawūa* ‚Woche‘, Pl. *schawuot*.
- schiikene* V. Imperativ? ‚Aufforderung zum Ruhigsein‘. Zu hebr. *schtikā* ‚das Schweigen‘.
- Schtuss* m. ‚Dummheit‘. Hebr. *schtūt* ‚Unsinn, Torheit‘.
- Schuk* m. ‚Markt‘, auch Bezeichnung für die Währung ‚Mark‘. Hebr. *schūk* ‚Markt‘.
- schuke* V. ‚kosten‘; *schuk lou* ‚es kostet nichts, es ist frei‘. Abl. zu hebr. *schūk* ‚Markt‘, das im Jidd. auch die Bedeutung ‚Mark‘ angenommen hat. Vgl. *lou*.
- Seachel* m.? ‚Verstand‘. Hebr. *sèchel* ‚Verstand, Klugheit‘.
- sejfle* V. ‚urinieren‘. Hebr. *sèfel* ‚Kot, Dreck‘.
- Simche* f. ‚Freude‘. Hebr. *simchā* ‚Freude‘.
- Sruuche* m.? ‚Gestank‘. Hebr. *s’rāchā* ‚Gestank‘.
- srúuchen* V. ‚riechen‘; *s rúuchent* ‚es stinkt‘. Hebr. *s’rāchā* ‚Gestank‘ mit dt. Verbalableitung.
- Sukke* f. ‚Hütte beim Laubhüttenfest‘. Hebr. *sukkā* ‚Laubhütte‘.
- Sukkes* ‚Sukkot, Laubhüttenfest‘. Hebr. *sukkā* ‚Laubhütte‘, Pl. *sukkōt*.
- Suude* f.? ‚ein gutes, besonderes Essen‘. Hebr. *se’ūdā* ‚Mahl, Mahlzeit‘.
- Táchles* m.? ‚Wahrheit‘; *jetz mache mer táchles* ‚jetzt machen wir es richtig [„make up your mind“ I. A.]‘. Hebr. *taklīt* ‚Vollkommenheit, Vollendung, Ende‘.
- Talles* m. ‚Gebetsmantel‘, wurde in der Synagoge getragen, nicht daheim. Hebr. *tallit* ‚Gebetsschal, -mantel‘.
- trejf* Adj. ‚unrein‘. Hebr. *trēfā* ‚von wilden Tieren Zerrissenes‘.
- Tfillem* Pl. ‚Gebetsriemen‘, *Tfillem legen* ‚Gebetsriemen legen‘. Hebr. *tefillin* ‚Gebetsriemen‘, zu *tefillā* ‚Gebet‘.
- uuser* Adv. ‚sicherlich‘ (Beteuerungsformel); *s isch uuser/ooser kei Held* ‚er ist wahrlich kein Held‘ [„uuser mehr im Badischen und ooser im Schwäbischen“ I. A.]. Zu hebr. *asūr* ‚verboten‘.
- vermuschelt* Adj. ‚geheimniskrämerisch‘; *vermuschelt sein* ‚ein Geheimnis haben‘; [„wenn einer vermuschelt is, dann iser so hinterschefir“ I. A., d. h. „das hintere zuvorderst“]. Deutsche Wortbildung mit dt. Präfix *ver-*, des Weiteren vielleicht zu *mauscheln*, das seinerseits in der Etymologie unsicher ist, wahrscheinlich aber zum hebr. Vornamen *Mosche* ‚Moses‘.
- Zejem* n. ‚Kreuz‘. Jidd. *zelem* ‚Zeichen, Kreuz‘, hebr. *selem*.
- Zdugge* f. ‚Almosen, milde Gabe‘; *man gibt Zdugge* ‚man gibt Almosen‘; *gib ebbes zdugge* ‚gib Almosen‘. Hebr. *sedākā* ‚das Gebührende, Wohltat‘.
- ziigene* V. ‚schimpfen‘; *er ziigent* ‚er schimpft‘. Hebr. *za’āk* ‚schreien‘.

Zóferchor Pl. ‚Gesindel‘. Nach Zivy¹⁵ aus hebr. *zōr we chor* ‚die beiden midiantischen Könige *Zor und Chor*, die sich dem Einzug in Israel entgegenstellten‘.

Zoores Pl. ‚Sorgen, Kummer‘. Hebr. *za'ara* ‚Bedrängnis, Betrübnis‘, Pl. *za'arot*.

Anmerkungen

- 1 Rudolf Post und Friedel Scheer-Nahor: Kippenheimer Jüdischdeutsch. Zur Sprache südbadischer Landjuden. Die Ortenau 2005, 365–378.
- 2 Florence Guggenheim-Grünberg, Jiddisch auf alemannischem Sprachgebiet. Zürich 1973 (Beiträge zur Geschichte und Volkskunde der Juden in der Schweiz 10).
- 3 Zur definitiven Abgrenzung der Termini „jiddische Vollmundart“, „Westjiddisch“ bzw. „Südwestjiddisch“ wird auf die Einleitung des unter Anm. 1 genannten Aufsatzes verwiesen.
- 4 Damit möchte Inge Auerbacher deutlich machen, dass es diese Speise selbstverständlich am Werktag gab, also vor Anbruch des Schabbats, der am Freitagabend bei Sonnenuntergang beginnt.
- 5 Autobiographische Schilderungen finden sich in ihren Büchern:
Inge Auerbacher, *Ich bin ein Stern*. Beltz Verlag Weinheim 1990 (im Original erschienen unter dem Titel „I am a Star“) und diess., *Jenseits des gelben Sterns*. Nach Theresienstadt ein neues Leben in Amerika für Versöhnung. Hrsg. von Erhard Roy Wiehn. Hartung-Gorre Verlag Konstanz 2005.
- 6 Vgl. Anm. 5.
- 7 Vgl. Anm. 5.
- 8 Einen Einblick in ihre Botschaftertätigkeit gibt Inge Auerbacher auf Ihrer Webseite www.ingeauerbacher.com.
- 9 Werner Weinberg, *Die Reste des Jüdischdeutschen*. 2. Aufl. Stuttgart 1973. (Studia Delitzschiana 12), S. 76.
- 10 Alfred Klepsch, *Westjiddisches Wörterbuch*. Auf der Basis dialektologischer Erhebungen in Mittelfranken. 2 Bde. Tübingen 2004. Hier und im Folgenden abgekürzt als *WjWb*.
- 11 wie Anm. 9, S. 53.
- 12 Siegmund A. Wolf, *Wörterbuch des Rotwelschen*. Deutsche Gaunersprache. Mannheim 1956, S. 99.
- 13 wie Anm. 2.
- 14 Hierzu fällt Inge Auerbacher ein, dass im jüdischen Museum von Jebenhausen auf die Politur (für Holz oder Schuhe) des jüdischen Fabrikanten Rohrbacher aus Göppingen hingewiesen wird, die dieser unter dem Namen „Kinessa“ vertrieb. Angeblich war damit der Hintergedanke verbunden, dass die Behandlung mit dieser Politur andere mit Neid auf diesen Glanz erfüllen sollte.
- 15 Arthur Zivy, *Elsässer Jiddisch*. Jüdisch-deutsche Sprichwörter und Redensarten. Basel 1966, S. 81.

Dramatische Veränderungen in der Natur in der 2. Hälfte des 20. Jahrhunderts

Wolfgang Stengele

Geschichte ist bereits das, was gestern geschehen ist.

Und es gibt nicht nur eine Geschichte der Menschheit, sondern auch die Geschichte der Erde, der Natur und die von Tier und Pflanze.

Der nachstehende Aufsatz soll einen Rückblick über die dramatischen Ereignisse in der Natur innerhalb der letzten 50 Jahre in unserem eng begrenzten Raum in der nördlichen Ortenau geben mit Schwerpunkt zwischen Hornisgrinde – Schliffkopf und Rhein. Ausgeklammert sind die gewaltigen Veränderungen durch die Rheinstautufen, die Kiesgewinnung und fast die ganze Wasser- und Vogelwelt.

Nichts in der Natur bleibt auf Dauer unverändert. Es waren zumeist die Klimaveränderungen, die die Pflanzenwelt und in deren Gefolge die Tierwelt veränderten. Ein Beispiel hierfür ist die letzte Eiszeit, bei der fast alles was damals bei uns gelebt hatte, ausgestorben ist oder über die Alpen nach Süden abgedrängt wurde. Der Vorgang der Rückwanderung dauerte Jahrtausende, da die Barriere der Alpen ein fast unüberwindliches Hindernis bildet.

Es ist ein Normalvorgang, dass Lebewesen aussterben. Man weiß, dass bereits 98 % aller Spezies, die jemals auf der Erde gelebt haben wieder ausgestorben sind.

Aber diese Vorgänge spielten sich in Jahrmillionen ab. Man rechnet durchschnittlich mit einer Lebensdauer von 4 Millionen Jahren je Art, mit Ausnahme bei den beiden Massensterben der Erdgeschichte durch Meteoriteneinschlag und in deren Gefolge durch Klimaveränderungen.

Heute jedoch geschieht das Artensterben beängstigend schnell in nur wenigen Jahren auch ohne Meteoriteneinschlag

- durch vom Menschen verursachte Klimaveränderung
- durch die Zerstörung von Lebensräumen durch den Menschen
- durch Verdrängung durch Eindringlinge, die vom Menschen verschleppt wurden
- und durch den sog. Kartenhaus- oder Dominoeffekt.

Dies bedeutet:

Blüht z. B. eine Pflanze durch Überdüngung drei Wochen früher, so finden der Falter und auch andere Insekten, die zeitlich zur normalen Blütezeit schwärmen, keine Nahrung mehr, das Insekt stirbt aus. Die Pflanze wird nicht mehr bestäubt, sie stirbt aus. Die Wirkung kann sich auch auf

weitere Bereiche in der Natur erstrecken, sodass ein ganzes Ökosystem wie ein Kartenhaus zusammenstürzen kann oder eben wie eine Reihe Dominosteine.

Aber auch die Tierwelt ist in der Lage, Veränderungen der Flora zu verursachen, z. B. durch Überweidung (Insekten, Nacktschnecken, Wild). Die größten Veränderungen verursachte in den vergangenen Jahrhunderten jedoch der Mensch durch die verschiedensten Nutzungsformen der Natur, teilweise erfolgten aber auch Bereicherungen durch eine schonende und sehr differenzierte Landwirtschaft. Heute jedoch wirkt die Übersiedlung, die Umweltvergiftung, die Monokulturen der Land- und Forstwirtschaft, der unersättliche Flächenverbrauch und auch die Globalisierung der Märkte für sehr schnelle und sehr gefährliche Veränderungen in der Natur, wie sie bisher in unserem kleinen Mitteleuropa, in dem rd. 200 Menschen/km² leben, unbekannt waren.

Man gewöhnt sich sehr schnell an diese zumeist nachteiligen Veränderungen und vergisst, wie es noch vor wenigen Jahren war. Deshalb sollen hier die Veränderungen in der Natur innerhalb der letzten Jahre, mit Schwerpunkt hier im Südwesten, aufgezeigt werden, bevor man alles vergisst, alles als gegeben hinnimmt.

Vor 50 Jahren lebten in BW rd. 5 Millionen Menschen. Heute, noch kein Menschenalter später, sind es 10 Millionen und der Druck wächst weiter, trotz des Geburtenrückgangs bei der deutschen Bevölkerung.

Vor 50 Jahren hätte man eine breite Autobahn durch das Achertal bauen können. Luftbilder aus dem Jahr 1952 belegen dies. Heute, 50 Jahre später, war es fast unmöglich, bei Kappelrodeck auch nur eine schmale Trasse für eine Umgehungsstraße zu finden, denn das ganze Tal war zwischenzeitlich durch ausufernde Siedlungen blockiert.

Dies soll hier nur erwähnt werden, um den Druck des Menschen auf die Natur zu veranschaulichen.

Mehr als 11 ha Land wurden in BW 2002 noch täglich verbaut, trotz der gegenläufigen Bemühungen der Naturschutzverbände.

Dazu kam die fortschreitende Industrialisierung, die „Landwirtschaftliche Revolution“, die totale Motorisierung des Verkehrs und die Umstellung der Heizungen auf Öl.

Vor Jahren musste die Mutter uns Kindern fast täglich mit ihrem Taschentuch irgendein Insekt aus dem Auge wischen.

Zu dieser Zeit war die Luft vom Frühjahr bis zum Herbst von einem Schleier Insekten verhangen.

Wenn Saison war, sammelten wir kiloweise Maikäfer als Hühnerfutter.

Aber ist es nicht grausamer, wenn man heute die Reste einer damals noch zu Myriaden vorhandenen Insektenwelt Nacht für Nacht immer und immer wieder bis zum Erschöpfungstod gegen die nächtliche Straßenbeleuchtung fliegen lässt.

Später, bis zu Beginn der Sechzigerjahre, waren die Windschutzscheiben der Autos noch so von zerplatzten Insekten verschmiert, dass es damals zum Service der Tankstellen gehörte, die Scheiben bei jedem Tanken zu waschen.

Im Gefolge dieser üppigen Insektenwelt als Futterquelle lebte eine für heutige Verhältnisse nach Art und Zahl nicht mehr vorstellbar reiche Vogelwelt, von der sich nur die Regenwurmverzehrer der Drossel- und Rabenvogelarten bis heute gut gehalten haben, und man kann sich nicht mehr vorstellen, welcher Artenreichtum winters an den damals noch an allen Häusern üblichen und reich beschickten Vogelfütterungen vorgeherrscht hat.

Dann kamen die Gifte, etwa 1950 wurde das neu entwickelte DDT erstmals großflächig eingesetzt, im Forst gegen Borkenkäfer, später gegen die Maikäfer. DDT wurde als völlig ungiftig und unschädlich bezeichnet. Heute weiß man, dass man damit fast die ganze Welt vergiftet hat. Als die Forstwirtschaft den Einsatz bereits reduzierte, kamen die „Insektizide, Pestizide, Fungizide, die Reihe der Unkrautvernichtungsmittel und Wuchsstoffhormone aller Art bis heute auf fast der gesamten Fläche der Landwirtschaft und des Gartenbaus, vor allem im Obstbau zum Einsatz.

Ende der 50er bis Ende der 60er gab es eine richtige Euphorie für jede Art Chemie. Als Extrembeispiel soll hier die Anwendung von „Tormona 80 und 100“ erwähnt werden. Man konnte damit sehr fein dosieren und damit das Wachstum der damals unerwünschten Buche hemmen. Der Vorgang nannte sich „künstlicher Frost“. All dies war wenig später verboten – trotz des schönen Namens der Mittel: „Wuchsstoffhormon“.

Sie sehen also, nicht die Vogelfänger Italiens und Afrikas und nicht unsere Jäger haben die Vogelwelt zerstört, sondern wir selbst waren es mit Gift, mit Monokultur, Schadstoffeintrag, Überdüngung, vor allem aber durch die Millionen Lichter, die heute die Nacht zum Tag machen.

Aber es ist nicht nur die Vogelwelt, die durch den Niedergang der Insekten leidet, es sind auch Frösche, Lurche, Reptilien, Fledermäuse und vor allem ist es die Pflanzenwelt, deren Bestäubung größtenteils an die Insekten gebunden ist.

Das Zusammenspiel der Abhängigkeiten innerhalb der Tierwelt und zwischen der Tier- und Pflanzenwelt war gestört und voller Lücken.

Das Wohlriechende Veilchen, die Kreuzschlüsselblume, die Trollblume, das Zittergras, die Silberdistel, die Arnika, die tausendfach blühenden und märchenhaft duftenden Sommerwiesen sind nur noch Erinnerung.

Wir hatten als Kinder kleine Steine in das Taschentuch gewickelt und die beschwerten Tücher in der Dämmerung hoch in die Luft geworfen. Die zahlreichen Fledermäuse ließen sich irritieren und flogen die Tücher an.

Heute sind dort die Fensterläden, die offenen Speicher, die Insekten und mit ihnen die Fledermäuse verschwunden. Mit ihnen verschwanden auch die Rauch- und Mehlschwalben aus den Städten. Sie sind selbst auf dem

Land heute seltener geworden. Früher waren selbst in den Kleinstädten an fast jedem Haus eine Serie Schwalbennester, auch noch vor 25–30 Jahren.

Die 1975 im Forst zugelassenen „Pflanzenschutzmittel“ waren zehn Jahre später bereits wegen ihrer erst nachträglich festgestellten Gefährlichkeit ausnahmslos aus dem Verzeichnis der erlaubten Forstschutzmittel gestrichen worden, und so ähnlich war es auch in der Landwirtschaft.

Ca. 50 % unserer Insektenarten sind in den letzten 50 Jahren ausgestorben. Mengenmäßig gibt es jedoch heute bei uns schätzungsweise nur noch 2 % des einstigen Bestandes an Insekten.

Ausgestorben oder akut gefährdet waren schon 2002 (lt. TA-Akademie) im Südwesten unter anderem 75 % der Amphibienarten, 47 % der frei lebenden Säugetiere, 38 % der Vogelarten und 38 % der Schmetterlinge.

An manchem Frühlingstag, besonders nach der Spritzung im Obstbau, ist die Luft fast frei von Insekten.

Aber nicht die Verluste im Bereich der Mikroflora oder der Kleinsttierwelt fällt auf, sondern der Verlust der größeren und auffälligen Exemplare.

Es war der Laubfrosch, der für uns Nichtbiologen sichtbar schon in den 50er-Jahren den Todesreigen eröffnete. Wir hatten ihn damals als Wetterpropheten im Weckglas missbraucht.

Warum er verschwunden ist? Wir wissen es nicht. Vielleicht war er das erste, weil empfindlichste Opfer des beginnenden Säureeintrags durch Schwefel, aufgefallen nur wegen seines reinen, frühlinghaften Grüns.

Anfang der 60er hatte man am Westabhang des Schliffkopfs als Waldgänger noch 1- bis 2-mal jährlich Begegnung mit Kreuzottern, heute nur noch, wenn man an den dem Eingeweihten bekannten Stellen gezielt danach sucht, obwohl das Gebiet zum national bedeutendsten Vorkommen gehört.

Vor 40 Jahren noch krochen die Feuersalamander zu Dutzenden sommers nach jedem Regenwetter über die Waldwege. Auch sie sind heute sehr selten geworden.

Zwischen Schliffkopf und Allerheiligen sah man – wenn auch bereits damals schon in wenigen Exemplaren, so doch noch regelmäßig – das Haselhuhn. Es galt bei uns bereits als ausgestorben. Der letzte Nachweis entstammte einem „Losungsfund“ an der Hornisgrinde, vor etwa vier Jahren. 2003 sah dann der örtliche Förster wieder ein einzelnes Exemplar, damals ein Hoffnungsschimmer.

1920 war das Rebhuhn noch in der Ebene und in der Vorbergzone hoch bis zum Sohlberg verbreitet. Es stieß dort mit dem Verbreitungsgebiet des Auerwildes zusammen.

Das Rebhuhn ist bei uns ausgestorben, sogar in der Rheinebene. Die Wiedereinbürgerungsversuche der Jäger schlugen fehl, da der Beutedruck des Raubwildes Fuchs, Marder, Wiesel und der Greifvögel und Rabenvögel zu groß war, übrigens für alle Bodenbrüter des offenen Geländes, z. B.



Achern – Gamshurst, Juni 2004

Flurbereinigung – die letzten Wiesen sind großen Ackerflächen gewichen, fast auch die letzten Apfelbäume; Flächenverbrauch – durch neue Industrie und vom Dorf getrennte Neubausiedelungen; Verkehr – die Autobahn der 60er-Jahre wird demnächst sechsspurrig; Baggerseen – Bereicherung oder Beschädigung der Natur? Wohl eher Ersteres.

den Wiesenbrütern Feldlerche, Kiebitz und vor allem dem Großen Brachvogel.

Der große Einbruch kam Mitte der 80er, zeitgleich mit dem Jagdverbot bzw. mit der Erschwerung der Jagd auf Elster, Eichelhäher und der Rabenkrähe.

Nur der robuste Auerhahn hält sich noch in zählbar geringen Exemplaren auf den Hochlagen zwischen Schliffkopf und Hornisgrinde, dank des intensiven Abschusses von Füchsen durch die Jäger in Seebach (400 in 10 Jahren).

Fremdeinwanderer, Neophyten

Ein weiteres Problem für die freilebende Flora und Fauna ist die zunehmende Störung unseres Ökosystems durch Einwanderer, verstärkt durch die Globalisierung der Märkte. Während die Verschleppung fremder Pflan-

zen und Tiere vor hundert Jahren zumeist durch Ausbrüche aus Zoos und durch Verpflanzungen aus botanischen Gärten sehr selten erfolgte, dringt seit Beginn des 20. Jahrhunderts eine Flut von Fremdlingen bei uns ein. Auffällig sind vor allem robuste und intolerante Neulinge, die sowohl durch Verdrängung als auch durch Schadfraß oder direkt als Krankheitserreger schaden. Sie sind oft sehr variabel in den Standortsansprüchen, genügsam und Kolonien bildend.

Zumeist vollzieht sich die Überfremdung schleichend, bei manchen Arten jedoch dramatisch schnell und mit tödlichen Folgen.

Es sind weniger die importierten Nutzpflanzen, sondern anspruchslose Wildpflanzen, die unser reichhaltiges, tolerantes Ökosystem durch Unduldsamkeit völlig aus der Bahn werfen.

Der Weg geht natürlich auch umgekehrt: Unsere Ratten z. B. erobern von Europa aus seit Jahrhunderten die ganze Welt bis zur entferntesten Südseeinsel und verursachen dort heillose Schäden, genauso unsere Karnickel.

Bei den Pflanzen, die bei uns eingewandert sind, ist es hauptsächlich die Kanadische Goldrute, der Japanische Staudenknöterich, der Sachalinknöterich, die Balsamine (das Indische Springkraut) und der Riesenbärenklau.

Die *Kanadische Goldrute* kam schon im 17. Jahrhundert in unsere Ziergärten. Sie wilderte später aus und steht heute auf großen Flächen auf den frischen bis trockenen Standorten der Rheinauen und des Rheinvorlandes. Ihr Siedlungsvermögen auf trockenen Standorten schädigt vor allem unsere reichhaltige Trockenflora, die sich heute überwiegend auf die regelmäßig gemähten Böschungen der Stau- und Hochwasserdämme zurückzog. Der Pflanze steht fast kein heimischer Nutzer aus dem Tierreich gegenüber. Sie wird deshalb auch nicht durch Verbiss eingedämmt. Das Problem wird deutlich durch die Tatsache, dass von den 429 in BW bekannten Wildbienenarten nur vier den Pollen der Kanadischen Goldrute nutzen. Die Verhältnisse sind bei den übrigen Neophyten etwa gleich.

Der nächste Störenfried, das *Indische Springkraut*, ursprünglich ebenfalls Zierpflanze und besser bekannt unter dem Namen „Balsamine“, war Mitte der 50er schon flächenhaft im ganzen Rheinvorland verbreitet.

Die Imker haben später für weitere Verbreitung bis in den Oberlauf der Schwarzwaldtäler gesorgt. Allein in unserem Bereich besiedelt die Balsamine ca. 1000 ha Fläche, meist wertvolle Auewald- und Uferbiotope, aus der unsere heimische Flora verdrängt wurde und die heute unserer heimischen Tierwelt (mit Ausnahme der Honigbienen) nicht mehr als Nahrungsquelle zur Verfügung stehen.

Anfang der 50er-Jahre wurde der *Japanische Staudenknöterich* in Wolfach zur Sicherung von Wegböschungen verwendet, wohl auch zur Ufersicherung. Dies führte an den Ufern von Kinzig, Wolf und Rench zu einem „Supergau“: Explosionsartig besiedelten die beiden Knötericharten die Flussufer mit noch andauernder Expansion und nicht mehr ausrottbar. Mit



Achern – Oberachern, September 1956

*Achern und Oberachern sind noch nicht ganz zusammengewachsen und die Ille-
nau liegt inmitten von Wald und Wiesen. Tausende Obstbäume stehen auf späterem
Siedlungsgebiet. Noch sind die schmalen landwirtschaftlichen Parzellen reicher Le-
bensraum für Rebhühner, Fasanen und Feldhasen, samt einer heute nicht mehr
vorstellbar zahlreichen Insektenwelt.*

großem Aufwand versucht man heute der Lage Herr zu werden, aber auch jährlich mehrmaliger Schnitt dämmt die Pflanze nicht ein.

Sie überschreitet selbst angrenzende Straßen und dringt in die Wälder vor. Der *Riesenbärenklau* wird im Kreis Freudenstadt seit drei Jahrzehnten zum Problem, er ist aus dem Kaukasus zugewandert.

Nördlich von uns im Raum Bühl – Rastatt hat die Beimischung der *Kanadischen Traubenkirsche* zu den Pappeln etwa innerhalb der Zeitperiode 1950 bis 1970 auf hunderten Hektar bester Auewaldböden einen unlösbaren Wurzelfilz verursacht, der nie mehr aufzulösen ist und der die künftige Waldbewirtschaftung unerträglich verteuern wird.

Die *Scheinakazie (Robinie)*, ursprünglich in den USA beheimatet, ist seit dem späten Mittelalter mit ihren beiden Formen fast in ganz Europa

vertreten und hat mit ihrer Wurzelbrut ganz Süditalien teils flächendeckend, überzogen. Bei uns wurde sie früher zur Böschungssicherung auf Abtragsböschungen beim Eisenbahnbau angepflanzt. Sie wurde teilweise auch bei uns zum Problem.

Bei den Wildkräutern sind das *Knopfkraut* (Franzosenkraut) und die *Hundskamille* als Zuwanderer bekannt, aber es gibt noch eine Reihe weiterer unliebsamer Fremdlinge, die erst innerhalb der letzten fünfzig Jahre zu uns gekommen sind.

Extrem gefährlich im Hinblick auf Allergien beim Menschen und der Verdrängung der heimischen Flora ist die z. Zt. in der Ortenau einwandernde „*Ambrosia*“, die leicht mit Beifuß zu verwechseln ist.

In der Tierwelt sind zumeist Auswilderungen, Ausbrüche oder Aussetzungen für die Einwanderung ungebeter Gäste verantwortlich.

Der *Nutria*, ein amerikanischer Sumpfbiber, schädigt seit fünfzig Jahren die Schilfbiotope im Rheinvorland und ist bei uns an den Altrheinarmen des Ortenaukreises vorhanden.

Und der *Waschbär*, der sein stärkstes Vorkommen vor 30 Jahren hatte, wurde vor Einführung der Mülltonnen durch die damals üblichen Abfallsäcke aus Plastik bis in den hintersten Seebach gelockt. Er hatte noch vor wenigen Jahren einen Schlaf- und Kletterbaum und die Aufzucht seiner Jungen im Illenauer Waldfriedhof. Er wird vor allem für die Gelege der Freibrüter gefährlich.

1890 wurde aus dem östlichen Nordamerika der *Kamberkrebs* durch einen Fischzüchter eingeführt, da er auch im verhältnismäßig schmutzigen Wasser noch leben konnte. Er eroberte ganz Europa und brachte die Krebspest mit, die zwei unserer drei mitteleuropäischen Krebsarten zum Aussterben brachte. Nur unser Steinkrebs konnte in ganz sauberem Wasser in kleinen Resten überleben. Genau in diese sauberen Wasser wandert seit wenigen Jahren im Raum Bühl, Baden-Baden der Kalikokrebs ein, ebenfalls ein Amerikaner, der vermutlich einem Aquarium entwichen ist.

Der für unsere Gewässer ganz extrem gefährliche Ochsenfrosch wandert z. Zt. von Norden her in den Ortenaukreis ein. Fischbrut, Froschlaich, Kaulquappen und sogar Küken von Enten gehören zum Speiseplan des Riesenfrosches. Fischer und Naturschützer haben im Bereich Karlsruhe bereits die Jäger um Hilfe gebeten. Der Frosch soll übrigens gut schmecken.

Aber auch die einheimischen Nacktschnecken wurden nach der Störung des Ökosystems bei uns zur Landplage, verstärkt durch die seit ca. 10 Jahren eingewanderte Spanische Nacktschnecke.

Ab 1980 begann die Massenvermehrung der Nacktschnecken, etwa zeitgleich mit dem Aussterben der Feldhühner und anderer Wiesenbrüter.

Infolge dieser Schneckenplage begannen die noch spärlich verbliebenen Wiesen völlig in den Arten zu verarmen. Alles, was schmeckte und krautig war, wurde aufgefressen. Selbst die früher auf jeder Wiese in Massen



Kappelrodeck, September 1956

Noch ist die Landschaft nicht zersiedelt. Intensiver Obstbau prägt das Tal fast bis mitten ins Zentrum des Dorfes. Die schmalen Grundstücke werden auch unter den Bäumen vielseitig landwirtschaftlich genutzt. Aber das die gesamte Tierwelt zerstörende Mulchgerät und der großflächige Einsatz der Chemie warten schon auf ihren Einsatz.

wachsenden Margeriten sind selten geworden, ebenso gehen die ökologisch so wertvollen Brennesselbestände zurück.

Man sieht hier ganz klar die Zusammenhänge:

>Füchse = < Feldhühner = > Schnecken = < Wiesenblumen.

Somit trägt ein reiner Fleischfresser die Mitschuld am Rückgang unserer Wiesenblumen.

Neu eingeschleppte *Schädlinge und Krankheiten* haben die Natur und die Nutzung der Natur ebenfalls schwer belastet.

Hier sollen nur die wirtschaftlich und ökologisch wichtigsten genannt werden, die zur ständigen Plage wurden, ohne Aussicht, das Übel jemals wieder loszuwerden.

Man denke nur an den Kartoffelkäfer, der 1940 bei uns noch völlig unbekannt war.

Seine Verbreitung erfolgte während des Krieges. Wir mussten schulclassenweise nach diesem Unhold suchen, damals noch ohne Erfolg.

Es folgten dann

1960	Blauschimmel	Pilz am Tabak
1970	Möhrenfliege	Insekt
1980	Feuerbrand	Bakterium an Kernobst
1980	Lauchminiermotte	Insekt
1980	Eska	Pilz an den Reben
1980	Varoa-Seuche	Milbe an den Bienen
1985	Maiszünsler	Insekt
1985	Krautfäule	Pilz (Phytophthora) an Kartoffeln und Tomaten
1995	Gnomonia	Pilz an den Kirschen
1995	spanische Nacktschnecke	Weichschnecke
2000	Stengelälchen	Insekt an der Zwiebel
2000	Miniermotte	Insekt an den Rosskastanien
2000	Maiswurzelbohrer (im Elsass)	Insekt

Seit 20 Jahren schädigen verschiedene Pilze den Qualitätsweizen, teilweise ein spezielles Problem des warmen Rheinklimas. Und momentan bedroht der Chytridpilz, ein Hautpilz, der bei den Amphibien zum Massensterben führt.

Wacholder-Prachtkäfer, Lindenwanze und der asiatische Marienkäfer sind weitere Neuankömmlinge in der Ortenau.

Vor 1950 waren bereits wirtschaftlich schlimme Schäden entstanden durch: Krebspest, Reblaus, Ulmensterben und Douglassenschütte.

Eine weitere Pflanzenschädigung wird bei Getreide gemeldet: Zum Schutz vor der zunehmenden UV-Strahlung wird bereits an zwei Sorten Wintergetreide empfohlen, eine Schutzschicht aufzubringen, eine beängstigende Vorstellung.

Aber auch der Mensch direkt bleibt nicht verschont. Ganz neu ist die Einwanderung neuer Arten der Stechmücken aus dem Mittelmeerraum.

Mit den entsprechenden Gefahren. Boreliose, vor 30 Jahren noch fast unbekannt, erobert sich seitdem Bundesland um Bundesland und hat sich, besonders in unserem Raum, zur Geißel aller Freiluftberufe entwickelt. Dasselbe gilt für den Eichenprozessionsspinner. Er verursacht extrem heftige allergische Reaktionen der Haut. Die etwa 1980 eingewanderte Platanen-Netzwanze dagegen beschädigt nur den Lack des Autos. Dagegen verursacht die aus dem Balkan stammende Schafzecke das der Grippe ähnliche Q-Fieber.



Großweier, Sasbachried, September 1956

Der kleine See ist längst verlandet und die winzigen Parzellen wurden zusammengelegt. Zwischenzeitlich führt eine neue Straße nach Unzhurst. Und die gut sichtbare neue Kaserne hat bereits einen Teil des Gemeindewaldes aufgefressen. Die Kasernen sind schon wieder abgerissen und einem neuen Industriegebiet gewichen. Entlang der Feldwege sind einzelne Obstbäume zu erkennen unter denen die Bauern einst gevespert und ihr Vieh angebunden hatten.

Nicht weniger problematisch sind *Abfälle, Luft- und Wasserverschmutzung*. Das Problem Abfall gehört zu den entscheidenden Faktoren, die die Natur negativ beeinflussen. Europaweit fallen jährlich 2 Milliarden Tonnen Müll an. Beginnend 1949 expandiert die Verpackungsindustrie bis heute.

Deutschland ist rohstoffarm und so gab es während der Kriegs- und Besatzungszeit keine Verpackung für den normalen Bedarf. Milch wurde offen in der Milchkanne geholt, Mehl, Zucker und Salz im Mehlsäckchen, Brot in der Einkaufstasche und viel mehr gab es nicht. Leere Zahnpastatuben wurden wieder eingesammelt, selbst ausgekämmte Haare wurden gesammelt. Die Zeitung diente als Toilettenpapier. Dementsprechend leer waren die kleinen Müllgruben.

Dies sollte sich jedoch rasch ändern. Seit 50 Jahren zunehmend wird jedes Produkt immer aufwendiger in Plastik, Kartonage und Styropor verpackt.

Produkte und Verpackung zusammen brachten es schon vor 30 Jahren auf ca. 30.000 chemische Verbindungen, die jahrzehntelang zunächst auf Gemeindeebene, ab 1973 auf Kreisebene in Mülldeponien landeten und dort heute teilweise eine tickende Zeitbombe für unser Grundwasser bilden.

Bei der ab 1980 zunehmenden Müllverbrennung in der Anlage Straßburg weiß niemand, wie viele Reaktionen die 30.000 vorhandenen Verbindungen in dieser damals noch sehr einfachen und wenig gefilterten Anlage bei der Verbrennung zusätzlich entstanden sind. Und noch weniger ist bekannt, mit welchen Folgen.

Weit offensichtlicher waren die Folgen, als die Klärschlämme schrittweise ab rd. 1955 nicht mehr zur Düngung in der Landwirtschaft, teilweise in der Forstwirtschaft oder bei den Stadtwerken für Stadtgas verwendet wurden, sondern anfangs noch ungeklärt in unsere Gewässer abgeleitet wurden. Gefahren für das Grundwasser und die vermehrte Beimischung industrieller Abwässer machten die bisherige Verwendung zunehmend problematisch.

Die einst glasklaren Bäche, Flüsse und Seen, die einst Trinkwasserqualität hatten, wurden zu toten, stinkenden Abwässern und es sollte ein halbes Jahrhundert dauern bis die ersten Lachse im – noch lange nicht sauberen Rhein – wieder überleben konnten.

Noch heute traut sich niemand in Dreisam und Ill zu baden.

Das alte Sprichwort: „Wasser über sieben Stein ist wieder rein“ hatte dieser Verschmutzung nicht standgehalten.

Seit 30 Jahren beginnt nun ein weiteres Abfallproblem: Gras, ein landwirtschaftliches Produkt und Grundlage für die Viehzucht, einst sehr begehrt, wurde in Teilen der landwirtschaftlichen Betriebe plötzlich zum Abfall.

An Acher und Rench wurden sowohl in der Vorbergzone als auch in den hinteren Tälern ab den 50ern 40 Jahre lang plantagenmäßig Kirschbäume zur Erzeugung des berühmten Schwarzwälder Kirsch gepflanzt. Dies geschah leider zunehmend ohne Grasnutzung. Schon zu Beginn der 70er wurde deshalb der Messerbalken vom Mulchgerät abgelöst.

Seitdem wird auf diesen Flächen jedes Lebewesen, das nicht fliehen kann, totgeschlagen.

Artenverarmung und Nitratbelastung des Grundwassers sind die Folgen. Mit dem Rückgang der Vieh- und Milchwirtschaft vergrößerten sich in der Rheinebene die Flächen des Ackerbaus. Die ökologisch wertvollen Wiesen verschwanden bis auf kleine Reste zugunsten großflächiger Monokulturen aus nur einer Pflanze: Mais. Auf Gemarkung Linx mit 450 ha landwirtschaftlicher Fläche gäbe es ohne die Anpachtungen der Jäger nicht mehr einen Quadratmeter Wiese.

Die Chemie der Maisflächen belastet die Natur schwer.

Das einzige Ereignis, an dem die Bevölkerung passioniert teilgenommen hat, ist das *Waldsterben*, eine Folge der Luftverschmutzung.

Bäume sind die größten sichtbaren Lebewesen der Erde. Sie werden auch am ältesten. An ihnen konnte deshalb die Erkrankung am ehesten und am deutlichsten erkannt werden.

Die folgenden Vorgänge beziehen sich auf den Westabhang von Schliffkopf und Hornisgrinde. Das Waldsterben begann dort bereits vor 40 Jahren, als auf den hochgelegenen Grenzertragslagen der Landwirtschaft die alten Kirschbäume abstarben.

Fast gleichzeitig – Mitte der 60er-Jahre starben auf den mageren Sandsteinstandorten oberhalb von 900 m die alten Tannen in einem sehr kurzen Zeitraum von nur ca. 4 Jahren ab.

Dies alles wurde noch als natürlicher, wenn auch zu rasch erfolgender Vorgang betrachtet. Unmittelbar darauf starben oberhalb von 700 m alle Forlen-Überhälter ab, d. h. bis Mitte der 70er waren alle alten Kiefern, die noch eine weitere Waldgeneration überleben sollten, bereits tot, auch die auf den nährstoffreicheren Granitstandorten.

Ein unerklärliches Absterben der Wipfel zwischenständiger, mittelalter Tannen, die so dringend für den Auf- und Umbau der Bestände zur Umstellung auf einen höheren Tannenanteil benötigt wurden, begann unmittelbar anschließend.

Zeitgleich wurden die ersten Nadelverätzungen an der Fichte sichtbar, der Beginn einer großflächigen Erkrankung der Fichte mit Schwerpunkt 700 m (Inversionsgrenze) und 900–1000 m und überall dort, wo Licht, Wärme, Nährstoffe und Wasser Mangelware sind. Später, ab ca. 1980, erkrankten Buche und Eiche, jedoch nicht im selben Maß wie die Nadelhölzer.

Jetzt jedoch begann eine Hysterie. Prognosen sagten den Tod des gesamten Bergwaldes innerhalb von 5 Jahren voraus. Es kam glücklicherweise nicht so schlimm.

Wir haben es unserem alten Landwirtschaftsminister Weiser zu verdanken, dass seit fast mehr als 20 Jahren Mittel für Düngungen zur Pufferung des Säureeintrags auf Waldböden zur Verfügung stehen. Dies war eine wirkungsvolle Behandlung des Patienten, leider keine Beseitigung der Ursachen.

Zwischenzeitlich waren jedoch Maßnahmen im Bereich der Gesetze und Verordnungen erlassen worden, die die Situation entspannten, u. a. die Großfeuerungsanlagenverordnung und die Einführung des Katalysators.

Die Schwefelemission sank auf die Hälfte, was sich augenblicklich an den wieder häufiger wachsenden Pilzen zeigte. Zur schlimmsten Zeit lag die Versauerung der Böden stellenweise bei 2,2 Ph, einem Säuregrad, der dem der Essigsäure entspricht. Unser Gebiet war besonders hart betroffen.

Wir haben auf dem Buntsandstein die ärmsten Böden des Landes, dort fehlt es auch trotz hoher Niederschläge an Wasser und auf den Hochlagen

an Wärme, und Straßburg, in dessen Abluft wir liegen, hatte damals die schlechtesten Luftwerte von ganz Frankreich.

Düngung ist aber keine Lösung, sondern nur Behandlung; es müssen sich die Verhältnisse ändern. Erst jetzt, nachdem sich alles so dramatisch zugespitzt hatte, erhielt das Unfassbare einen Namen. Man durfte in Fachkreisen ursprünglich nur von Walderkrankung, dann von einem „Tannensterben“, später erst von einem Waldsterben sprechen.

Bedingt durch die großflächige Düngung der Wälder können jedoch heute in unserem näheren Bereich keine großflächig absterbende Wälder mehr vorgezeigt werden, es sei denn, auf den wenigen unbehandelten Vergleichsflächen.

Die Katastrophe war trotzdem groß genug, zumal der Schaden auch den Bereich des Trinkwassers berührte.

Als Gesamtresumee kann man mit vorsichtiger Prognose sagen: Wenn sich die gegenwärtigen Verhältnisse nicht ändern wird es künftig ohne Düngung in unserem regionalen Bereich oberhalb von 600 m keine gesunden Wälder und keine wie bisher so alten Bäume mehr geben. Dies trifft vor allem auf die Tanne zu.

Wald

Unabhängig von dieser Katastrophe erlebte der Wald stete Veränderungen:

Man muss sich die Wälder der Vorbergzone noch vor über 100 Jahren als sehr vorratsarm, also sehr locker und bis zum letzten Grashalm, Heidelbeerbusch, Farnkraut und bis zur Laubstreu genutzt vorstellen. Wald war in jeder Hinsicht Rohstoffquelle. Anders als in den Privatwaldungen herrschte auf den höheren Lagen der größere Waldbesitz vor mit sehr gepflegten Fichte-Tanne-Buche-Wäldern und vereinzelt Kiefern. Erste Fotografien dokumentieren ihre hervorragende Pflege.

Ende des 19. Jahrhunderts ergaben sich in der Vorbergzone Veränderungen durch den großflächigen Anbau von Esskastanien im Acher- und Renchtal zur Gewinnung von Gerbstoffen. Der Bereich wurde damit zum größten Anbaugebiet der Esskastanie nördlich der Alpen. Umfangreiche Reste dieser Wirtschaftsform sind heute noch vorhanden.

Schon früher erfolgte die Verbreitung der Fichte wegen ihres hohen Nutzholzanteils und ihrer Anspruchlosigkeit, vor allem auf den Hochlagen.

Die Verbreitung der Fichte in den unteren bis mittleren Höhenlagen erfolgte hauptsächlich auf Kosten der Buche, die bis ca. 1970 wie Unkraut bekämpft wurde, eine Folge der bisher noch im Denken verankerten Reinertragslehre. Auch die Latsche wurde zugunsten der Fichte zurückgedrängt.

Sie nimmt heute nur noch die höchsten Kammlagen ein.

Die alten Förster waren noch nach dem Krieg stolz auf die Entwässerungsgräben im Hochmoor samt der folgenden Fichtenaufforstungen auf

dem Vogelkopf, die heute aus Gründen des Naturschutzes und zum Schutz des Auerwildes wieder entfernt werden.

Große Veränderungen im Landschaftsbild ergaben sich auch aus der Aufforstung alter Weidberge oder deren Überlassung an den natürlichen Bewuchs. Die letzten großen Weidberge existierten noch vor 50 Jahren in Sasbachwäldern auf der Brandmatt, auf der Schwend, im Wahlholz bei Allerheiligen und im Hubersloch bei Ottenhöfen. Dieser Letztere wird heute noch aus Landschaftsgründen als solcher gepflegt.

Wacholderheiden, durchsetzt mit einzelnen Stechpalmen und einzelnen Fichten, mussten so zumeist reinen Fichtenwäldern weichen.

Die letzte große, schlagartige Veränderung erfolgte durch den Orkan „Lothar“, der uns neben einer gestörten Forstwirtschaft vorübergehend großflächig Aussicht von den Schwarzwaldhöhen in die Rheinebene gewährte, wie sie wohl seit einem Jahrhundert nicht mehr gegeben war. Dieser „Lothar“ veranlasst aber auch zum Umdenken.

Unser Wald war im Laufe der Jahrzehnte immer dichter, aber auch wirtschaftlich wertvoller geworden.

Das Landschaftsbild hatte sich verdunkelt. Es wurde zum richtigen Schwarzwald. Nun war urplötzlich alles verändert.

Es gab aber auch bewusst herbeigeführte Veränderungen, nämlich die *Eingriffe in die wildlebende Tierwelt*.

Anders als die zumeist negative Veränderung der Tierwelt durch die Umwelt wurden beim jagdbaren Schalenwild bewusst und geplant gewaltige Bestandesreduzierungen vorgenommen.

Nach der Rückgabe der Jagden, die von den Besatzungsmächten beschlagnahmt waren, Zug um Zug ab ca. 1950, setzte bei den Jägern eine Hegementalität ein, die die Wildbestände rasch wieder auf Vorkriegsniveau anwachsen ließen.

Dies wurde vom Waldbesitz wegen der hohen Wildschäden jedoch auf Dauer nicht mehr geduldet. Mitte der 70er-Jahre sah man abends auf der „Urselmatt“, einer Waldwiese im Unterwasser bei Ottenhöfen, Abend für Abend ca. 20 Rehe und 5–7 Stück Rotwild.

Heute sieht man dort kein Wild mehr, weder Reh noch Hirsch.

Unter dem Druck des Ministeriums musste – nur um *ein* Beispiel zu nennen – das Forstamt Obertal auf seiner Staatsjagd gegen Ende der 70er-Jahre innerhalb von nur drei Jahren 450 Stück *Rotwild* erlegen.

Das Rotwild als weiträumiges Herdentier zog sich daraufhin aus den Westabhängen des Nordschwarzwaldes und der Moos fast ganz in seinen Kerneinstand ins hintere Murgtal zurück.

Anfang bis Mitte der 60er war auch Gamswild in den Allerheiligenwasserfällen, am Karlsruher Grat und an den Eckenfelsen. Nach starken Abschüssen im Kerngebiet Feldberg – Zastler, zog es sich zurück bis in den Raum Hausach im Kinzigtal.

Der Kampf des Waldbesitzes und des Naturschutzes, der eine gewisse Artenverarmung der Flora befürchtet, gegen das robuste und nicht so leicht verwundbare Rehwild dauert noch an, mit Erfolg, denn auch Rehwild nimmt mancherorts stark ab.

Anders sieht es bei den *Wildschweinen* aus. Nach einer ersten Vermehrung in der Nachkriegszeit hielt sich das Schwarzwild nach starker Bejagung nur in Restbeständen bis vor etwa 10 Jahren. Der intensive Maisanbau in der Rheinebene schuf jedoch die Voraussetzungen für eine Massenvermehrung der Wildschweine bisher nicht bekannten Ausmaßes. Nun droht die Schweinepest, die sich für landw. Schweinezuchtbetriebe tödlich auswirken würde. Die Jäger stehen deshalb seitens der Landwirtschaft in der Pflicht, das Schwarzwild scharf zu bejagen. Dies um so mehr als die Vermehrungsraten durch die Hormonaufnahme im Mais heute extrem hoch ist. Schon Überläuferbachen im zweiten Lebensjahr können Frischlinge bekommen, was vor Jahren nicht üblich war.

1945 begann von Osten her die *Wildtollwut* mit jährlich ca. 40 km in Deutschland vorzudringen.

Als sie in den 60ern BW erreicht hatte, wurde die Vergasung aller Fuchs- und Dachsbauten durch die Veterinärbehörde angeordnet. Betroffen wurde vor allem der harmlose *Dachs*, der sich im Gegensatz zum *Fuchs* tagsüber stets im Bau aufhält. Es sollte 30 Jahre dauern, bis sich der Dachs von diesem Schlag erholt hatte.

Seit ca. 20 Jahren wird der Fuchs gegen Tollwut geimpft, was ebenfalls schwerwiegende Folgen hat, nämlich die explodierende Fuchspopulation. Sie ist Hauptgrund für den Rückgang des Hasen, der Feldhühner und der Wiesenbrüter.

Beim Fuchs haben die teils verbrecherischen Aktionen des „militanten“ Flügels des Tierschutzes vor 30 Jahren dazu beigetragen, die Pelzpreise zu zerstören und damit die Bejagung des Fuchses nicht mehr lohnend zu machen. Ein ganzes Handwerk, das des Kürschners, starb dabei aus.

Landwirtschaft

Das Kriegsende brachte der Landwirtschaft große Veränderungen. Während zuvor der Reichsnährstand zur Sicherung der Ernährung auf nationaler Ebene die Hand schützend über den Bauernstand hielt, unterlag die Landwirtschaft nach der Zwangswirtschaft der Besatzungszeit zwar nicht dem Weltmarkt, aber die Weltmarktpreise bestimmten die ganze zwischenzeitliche Entwicklung entscheidend bis heute.

1949 kostete der Dz. Weizen 42, DM, der Stundenlohn des Arbeiters lag bei 1,- DM.

Heute liegt der Dz. Weizen bei 10,- Euro und der Stundenlohn bei 15 Euro.

Vergleichsweise zu 1949 müsste heute der Dz. Weizen 630,- Euro kosten bei gleichem Verhältnis zu den Lohnkosten wie 1949.

Aus diesem Grund war die Landwirtschaft zu einer rücksichtslosen Rationalisierung gezwungen, mit ebensolchem Einsatz von Technik und Chemie, um zu überleben.

Gleichzeitig schwand die Bedeutung der Eigenversorgung der Höfe, die eine reiche Vielseitigkeit der landwirtschaftlichen Produkte gesichert hatte, und machte in großen Monokulturen den marktgängigen Erzeugnissen Platz.

In der Praxis heißt dies: Wo früher Hafer, Gerste, Weizen, Rüben, Klee, Kartoffel und Wiesen, zuvor noch Mohn, Flachs, Hanf und Tabak in kleinflächiger Mischung standen, wachsen heute zwischen Kappelrodeck und Achern Kirschanlagen in endloser Monokultur und draußen „im Land“ nicht endende Maisäcker, wobei die Vielseitigkeit von Flora und Fauna auf diesen Flächen verloren war.

Voraussetzung für die Umstellung war teilweise die Flächenzusammenlegung durch die Flurbereinigung. Allein dieser Flurbereinigung fielen z. B. auf Gemarkung Renchen ca. 2000 alte Hochstamm-Obstbäume zum Opfer.

Schwerpunkt dieser „Landwirtschaftlichen Revolution“ waren die 70er-Jahre.

In den hinteren Tälern, wo der Mechanisierung durch das steile Gelände Grenzen gesetzt sind, ist seit Jahren eine zunehmende Bewaldung der ertragsarmen landwirtschaftlichen Grundstücke im Gang.

Selbst auf den am stärksten bewaldeten Gemarkungen des Ortenaukreises wie Lierbach mit 91 % und Peterstal mit 83 % gibt es Bestrebungen, sich die Arbeit leichter zu machen und aufzuforsten, ein verständlicher Wunsch.

Im Einzelnen sind es vor allem die Unkrautvertilgungsmittel, die die weite Palette der Wildkräuter vernichtet.

Es ist der Verlust der Grasflächen zugunsten der Ackerflächen, die zu meist nur eine einzige Wirtschaftspflanzenart beinhaltet.

Es ist der großflächige Einsatz der Mulchgeräte, der jedes nicht fluchtfähige Tier tot schlägt.

Es ist das Gras, das teilweise zum Abfall wurde und als solches das Grundwasser durch Nitrat gefährdet.

Es sind die Spritz- und Düngemittel, die einen Teil des Trinkwassers belasten, alles Dinge, die man eben vor 60 Jahren noch nicht kannte und die heute das Einkommen des Landwirts sichern helfen, einem Berufsstand am Existenzminimum, der in den letzten 50 Jahren Einkommenseinbußen hinnehmen musste, die sonst nirgendwo so stillschweigend hingenommen werden mussten.

Dies muss man eben zu dieser für die Natur so nachteiligen Entwicklung auch sagen.

Es gab aber auch kleinere Katastrophen: Hunger für den Fuchs, als die Mülltonnen kamen und damit die Abfallhaufen verschwanden und als die Hühnerhaltung und die Hausschlachtungen aufhörten.

Auch den Spatzen ging es schlecht, als die Hühnerhaltung hinter jedem kleinen Bauernhof aufhörte und der Weizenanbau vom Mais abgelöst wurde. Die Körner waren den kleinen Vögeln einfach zu groß.

Schluss

Es soll hier keinesfalls Weltuntergangsstimmung verbreitet werden.

In unserem eng begrenzten BW ist jedoch ein Teil der Natur, also ein Teil der Welt innerhalb der letzten 50 Jahre bereits untergegangen.

Dazu ein Größenvergleich: Anlässlich des „Weißen Sonntags“ 1940 bestand das Festessen eines Bekannten aus Großweier aus 600 Paar Froschschenkeln. Und das war nicht das einzige Festessen an diesem Tag.

Heute vergeht manches Jahr, an dem man auch in Großweier nicht einen Wasserfrosch mehr sieht.

Aber es gibt auch positive Fakten:

Bei den Behörden hat seit ca. 25 Jahren ein Umdenken begonnen, allen voran bei den Wasserwirtschaftsämtern mit Renaturierungen, Böschungspflanzungen und Fischtreppe, bei den Forstämtern mit der naturnahen Waldwirtschaft bei hohem Laubholzanteil und dem fast völligen Verzicht auf Gifte und selbst bei den Flurbereinigungsämtern, die heute harte Eingriffe wie in den 60er/70er-Jahren vermeiden, wohl auch unter dem Druck der Öffentlichkeit. Heute, vierzig Jahre später, würde eine Terrassierung des Kaiserstuhls nicht mehr geduldet werden.

Der Schwefelgehalt der Luft hat sich im Verhältnis zum Stand 1975 halbiert, unsere Pilze wachsen deshalb wieder einigermaßen.

Seit etwa 30 Jahren werden Sonne und Wind als Energiequelle genutzt.

Der Naturschutz hat sich in der Bevölkerung verankert und vor allem: die Natur ist regenerationsfähiger als erwartet.

In der Gesetzgebung erfolgten bedeutende Veränderungen zugunsten der Natur, ersichtlich im neuen Naturschutzgesetz.

Bei all dem Negativen der vorstehenden Zeilen sollten wir jedoch nicht vergessen, dass das was uns verblieben ist, diese Restnatur, immer noch ein großes Wunder ist.

Vielleicht ist der vorstehende Aufsatz aber auch geeignet, uns bewusst zu machen, dass man Geschichte nicht von der Gegenwart abtrennen kann, auch nicht von unserer Zukunft.

Felix Wankel – ein Wegbereiter des Nationalsozialismus in Baden?

Zu seiner Rolle in der Wehrjugenderziehung in Heidelberg
und in der Lahrer Notgemeinschaft.

Marlon Poggio

Mich interessierte nicht so sehr die eigentliche Parteittigkeit mit Reden, Versammlungen und Wahlvorbereitungen, als vielmehr die Jugendbewegung, die ich teils nach Art der Wandervogel, teils nach Art der Pfadfinder aufzog. Infolge meiner technischen Veranlagung waren auch sehr viele Handwerker in meiner Gruppe, so dass wir mancherlei Dinge für unseren Wander- und Sportbetrieb selbst bauen konnten.¹

Felix Wankel, 9. Mai 1946 an
die Spruchkammer Lindau

Felix Wankel sind die höchsten Weihen der Bundesrepublik Deutschland zuteil geworden: Träger des Bundesverdienstkreuzes und Professor honoris causa des Landes Baden-Württemberg; beinahe wäre sogar ein Gymnasium in Lahr nach ihm, dem auf Grund seines Drehkolbenmotors renommierten Kind und Ehrenbürger der Stadt, benannt worden – Lorbeeren, die als moralisch haltbar erachtet worden sind; zumindest von denjenigen, welche in Wankel den politisch Unwissenden und erfinderisch Selbstvergessenen gesehen haben, der zwar mit seinen Erfindungen der Wehrmacht zugearbeitet, nie jedoch daran gedacht habe, dass er so das verbrecherische Nazi-Regime unterstützen könne, und deshalb auch als „Minderbelasteter“ vor der Spruchkammer Lindau verurteilt worden sei.

Trotz des immerhin vier Jahre währenden Entnazifizierungsprozesses gegen Wankel ist neben dieser „technizistischen Unmoral“ (Joachim C. Fest), welche erwähnte Minderbelastung des Angeklagten zur Folge hatte, seine Mitverantwortung für die Wegbereitung des Nationalsozialismus in Baden weder erheblich in die Urteilsfindung der Spruchkammer eingeflossen noch seither in der Forschung eigens thematisiert worden.

Hier soll das Ma der Verantwortung untersucht und verständlich gemacht werden, das Wankel für den Aufstieg der NSDAP in Baden vor 1933 trägt, und damit verdeutlichen, wie wenig auf dieser Basis seine Verurteilung als „Minderbelasteter“ sowie sein Bild in der Forschung mit dieser tatsächlichen moralischen Schuld in Einklang zu bringen ist.



Felix Wankel mit seinem bekannten Drehkolbenmotor; Online-Verbindung: http://www.der-wankelmotor.de/Felix_Wankel/felix_wankel.html [20.03.2008].

In einem ersten Teil soll Wankels Rolle für die Wehrjugenderziehung in Heidelberg herausgearbeitet werden. Um die sozialpolitischen Voraussetzungen dieser „Jugendarbeit“ zu begreifen, ist besonders das in der nationalistischen Heidelberger Zeitung *Volksgemeinschaft* gezeichnete Kolorit hilfreich, aber auch der Nachlass Felix Wankels, und hierin besonders seine Tagebücher, welche seinen Einsatz für die Wehrjugend vor allem auch biografisch verständlich machen. Überdies ist aus den Tagebüchern der Ausdruck von Wankels „technizistischem Dolchstoß“ und dessen Verbindung zum Nationalsozialismus sowie einer Ästhetik des Technischen gegen das „System von Weimar“ herauszuarbeiten.

In Ermangelung von Forschungsliteratur fällt das Kapitel zu Wankels Engagement in der Lahrer Notgemeinschaft, dem linken Flügel der lokalen NSDAP, ebenso quellenlastig aus. Ihre Existenzbegründung, Forderungen und Handlungen beschreiben – freilich aus deren Perspektive – die „Alemannischen Grenzlandnachrichten“; außerdem finden sich Briefe der Gauleitung, in welchen diese Stellung gegenüber der Lahrer Notgemeinschaft bezieht, sowie ein Leitbild der Opponenten aus Lahr in den Akten des Berlin Document Center.

Kontrastierend wird die betreffende Spruchkammerakte aus dem Staatsarchiv Sigmaringen hinzugezogen; dieser Blick soll die Diskrepanz des Entnazifizierungsspruches zu Wankels tatsächlicher Verstrickung in die

frühe NS-Bewegung und somit die qualitative Angemessenheit des Spruches beurteilen helfen, den die Forschungsliteratur meist unkritisch übernimmt. Auch die einzige Biografie *Der Wankelmotor – Protokoll einer Erfindung* von Dieter Korp über den Techniker lässt eine Beurteilung seines NS-Engagements außen vor.

Wankel und die Wehrjugenderziehung in Heidelberg

Sozialpolitische Voraussetzungen für Wankels Jugendarbeit

Felix Wankel wird 1902 im badischen Lahr geboren, von wo aus seine Mutter mit ihm 1915 nach Heidelberg zieht. Hier verbringt er seine prägenden Jahre. Der verlorene Erste Weltkrieg ist für Wankels Jahrgang bewusstseinsbestimmend: Ist dieser Generation das „Fronterlebnis“ auch erspart geblieben, so ist sie doch aufgewachsen in der gleichsam durchmilitarisierten Gesellschaft nach dem „totalen Krieg“ Deutschlands und der faktischen Militärdiktatur durch die Oberste Heeresleitung seit 1916², in der „kein Atom [...] nicht in Arbeit für die Schlacht war“³.

Karl Goebel liefert als Mitglied der NSDAP-Ortsgruppe Heidelberg in seinem Aufsatz für die Heidelberger *Volksgemeinschaft* „10 Jahre Nationalsozialismus“⁴ eine koloritartige Selbstsicht der Heidelberger Nationalsozialisten um Wankel auf die eigenen Beweggründe, nach dem Weltkrieg die NS-Bewegung zu unterstützen.

Goebel beschreibt, wie ein Soldat gegen Ende des Krieges „10 anderen ‚Soldaten‘ [...] mit roten Armbinden, das Gewehr umgehängt, den Lauf nach unten“, begegnet; die zehn „Kameraden“ forderten den Soldaten auf, den „alten Quatsch“ – also das Gewehr – und die Militärdekoration abzunehmen; es sei „Revolution“. Die späteren Nationalsozialisten um Goebel hätten diese „Soldaten“ aber schon früh als „gar keine Soldaten“, „Lumpengesindel“ und „Deserteure“ entlarvt.⁵ Ihre marxistische Lehre vom Klassenkampf sei „ein Verbrechen am Leben des Volkes“⁶ und habe den Kaiser in die Flucht geschlagen. Gezeichnet werden hier Versatzstücke der Dolchstoßlegende: Erst diese „Revolutionäre“ hätten die „Schmach von Versailles“ möglich gemacht.

Zu Goebels Haltung paart sich nationalistische Polemik gegen die Folgen von „Versailles“: Nach dem Krieg habe man an den „grausamen Bedrückungen der Franzosen im besetzten Gebiet“ gelitten, zumal an der Ausweisung vieler Deutscher aus dem nunmehr französischen Elsass. An besonders „gemeinen Überfällen“, gerade gegen Frauen, hätten sich besonders die „schwarzen Franzosen [sc.: aus den Kolonien]“⁷ beteiligt.

Diesem Rassismus reiht Goebel – nicht folgerichtig! – die antisemitische, -kapitalistische und -demokratische Haltung seines Kreises an: Die frühen 20er-Jahre seien eine Zeit gewesen, zu der „es noch vorkommen

konnte, dass die deutsche Arbeiterschaft streikte...wegen eines toten Juden“; überdies sei der Jude verantwortlich für die „Börsenrevolte“ nach dem Krieg, welcher die vermeintlich „nationale Regierung“⁸ nur mit Passivität begegnet sei.

Diese ideologischen Versatzstücke haben die NSDAP-Ortsgruppe Heidelberg geprägt, der Wankel „wild“ angehört⁹. „Vaterländische und soziale Gefühle“¹⁰, von Wankel mit als Grund für seine Fühlungnahme mit den Nationalsozialisten nach dem Ersten Weltkrieg genannt, werden überdies biografisch verständlich: Wankels Vater fällt 1914 als kriegsfreiwilliger Oberleutnant; dadurch sinkt das Familieneinkommen und die Mutter zieht mit dem zwölfjährigen zu dessen Großmutter nach Heidelberg. Es kann die Hypothese aufgestellt werden, Wankel habe die Schuld an der sozialen Lage seiner Familie bei den Franzosen gesehen, gegen die sein Vater im Kampf gestorben ist, und suche nun Rache an den Gegnern im Weltkrieg, zu denen sein Umfeld auch die Kommunisten der Dolchstoßlegende sowie das „Finanzjudentum“ zählte.¹¹ Wie viele Erfinder möchte er seine technischen Entwicklungen deshalb zur Stärkung der nationalen Macht sowie zur Tilgung der „Schmach von Versailles“ einsetzen¹². Zudem hat die Inflation nach 1918 („Börsenrevolte“) Wankels Familie in eine prekäre Lage – von der bürgerlichen Situation einer Forstassessorenfamilie in die untere soziale Schicht – gestürzt¹³, was seine Sehnsucht nach sozialer Nivellierung, also Stabilität, zu verstehen gibt: Allein, Wankel findet es „fabelhaft“, dass derart verschiedene Schichten die NS-Bewegung bildeten¹⁴ – ganz wie es der Usus in der Heidelberger Ortsgruppe zu sein scheint, wo sich „alle Stände [...] als Träger einer neuen Weltanschauung und als Kämpfer für eine neue Zeit“¹⁵ fühlen.

Dieser Synthese aus „nationalen und sozialistischen Sehnsüchte[n]“¹⁶ sucht der „Ruge-Kreis“ um den Heidelberger Privatdozenten Dr. Arnold Ruge gerecht zu werden, der bereits vor der Gründung der NSDAP-Ortsgruppe im März 1922 als fanatischer Antisemit und Nationalist für deutsch-völkische Ziele aufgetreten ist und den die Heidelberger Nationalsozialisten als den ersten Mann betrachten, „der in Heidelberg nach dem Dolchstoß von 1918 gegen Judentum und Marxismus für völkische Ziele energisch aufzutreten“ gewagt habe¹⁷: Denn als Ruge sich im November 1919 im Anschluss an die Gründungsfeier der Universität Heidelberg einem rhetorischen Exzess gegen die Republik hingab, ist ihm in der Folge eines Disziplinarverfahrens noch im selben Jahr die *venia legendi* durch das Ministerium des Unterrichts entzogen, kaum ein Jahr später seine Dozentenstelle gekündigt worden. Die Stilisierung Ruges zum Märtyrer ist freilich verklärend, denn während Goebel behauptet, die Heidelberger Nationalsozialisten hätten sich Ruge bereits vor dessen „ersten ‚deutsch-völkischen Pressetag‘ [...] zur Mitarbeit zur Verfügung“ gestellt¹⁸, so sieht jener stillschweigend darüber hinweg, dass diese Nazis 1924 als „Deutsche

Partei (Völkisch-Sozialer Block)“ in Wirklichkeit eine klare Oppositionsstellung zur „Deutsch-Völkischen Reichspartei“ Ruges eingenommen haben.¹⁹ Als überhöhte Figur bleibt der ehemalige Privatdozent trotzdem Referenzpunkt für viele antidemokratisch Gesinnte, so auch für Wankel, der dem Kreis um Ruge beigetreten ist²⁰, und somit wohlwissend auch offiziell eine Oppositionsstellung zu den „spießigen Demokraten“²¹ von Weimar eingenommen hat. In den Entnazifizierungsakten Wankels sowie in der Forschung findet sich hingegen (ausschließlich des angeführten kurzen Verweises von Fleck), kein Hinweis auf eine Verbindung Wankels zu Ruge.

Vor Gründung der Ortsgruppe Heidelberg im März 1922 trägt die von Wankel geführte Jugendorganisation „Bliab“²² bereits 1921 die ersten NSDAP-Parteiabzeichen²³ und bekennt sich zu dem Programm der Münchener Bewegung²⁴. Nach dem Verbot der ersten NSDAP gründen sich – wie im ganzen Reich – NSDAP-nahe Organisationen, großenteils bestehend aus den einstmaligen NSDAP-Anhängern, die zwar den Namen der Hitler-Partei nicht mehr tragen dürfen, deren Leitbild sie aber unter Decknamen weiter beibehalten haben. In Heidelberg sind dies der „Verein Aufwärts“ und – für die (männliche) Jugend – die „Bliab“.²⁵ Wankel beginnt nun, seine „Jugendarbeit“ „in erhöhtem Maße aufzunehmen“, so dass aus dem „Deutschnationalen Jugendbund [...] dadurch die ‚Heia Safari‘ (Heifa)“²⁶ hervorgewachsen ist.

Die „Heia Safari“, später in „Großdeutsche Jugendwehr“ (GJW) umbenannt, deren Mitbegründer ebenfalls Wankel ist²⁷, mit dem Ziel der „Propagierung völkisch-nationalsozialistischer Grundsätze“, bestand vornehmlich aus Mitgliedern der „damals wie Pilze aus der Erde schießenden Wehrverbänden“²⁸, also der Bündischen Jugend, und arbeitet mit dem nationalistischen Sturmtrupp Lenz, einem Vorläufer der Heidelberger SA, zusammen. Goebel beschreibt deren „Arbeit“ wie folgt:

In der alten GJW des Jahres 1923 und 1924 mußte jeden Samstag abend angetreten werden zur Nachtübung! Oft war an Sonntagen Ausmarsch und auch oft tagelange Feldübungen. Zu Ostern des Jahres 1924 war eine Übung zusammen mit dem ‚Landschutz‘ im bayrischen Teil des Odenwalds. Von Heidelberg starteten zwei Abteilungen: der Sturmtrupp unter Führung von Karl Lenz [...] und die GJW unter Führung von Felix Wankel.²⁹

Gleichsam den Krieg fortführend, unternahm die GJW eine paramilitärische Jugendausbildung; bei einer Feldübung auf dem Heiligenberg wurde Wankel für einige Tage verhaftet³⁰ – zumal derartige Militärübungen nicht vereinbar mit dem Versailler Vertrag waren. Bei seiner Entnazifizierung unterschlägt der „minderbelastete“ Wankel – konkret nach etwaigen Haft-

strafen gefragt – diesen Gefängnisaufenthalt, wohl um dessen „national-sozialistischen“ Anlass und die GJW nicht erwähnen zu müssen.³¹

Der „technizistische Dolchstoß“

Die Schlacht bedient sich nicht nur in steigendem Maße der Maschine, sondern sie wird auch als Ganzes vom Geist durchsetzt, der die Maschinen schafft.³²

Bei der Suche nach Ursachen für die Niederlage im Ersten Weltkrieg fokussiert manch nationalistischer Kreis die Technik: „Versailles“ sei der Unbereitschaft und -mündigkeit deutscher Militärs geschuldet, mit technischen Mitteln Krieg zu führen. Deshalb müsse sich die an dem Weltkriegstrauma leidende Jugend mit verbesserter militärischer Technik beschäftigen – mit dem Ziel, „Deutschlands Erniedrigung“ wett zu machen.³³

Felix Wankel widmet sich im Rahmen seines Engagements für die Heidelberger Jugendbewegung insbesondere dem Bau von Blinkgeräten zur Verständigung durch Signalgebung über große Distanzen hinweg. Die Wichtigkeit, die der Fortschritt beim Bau solcher Signalmittel sowie die Übung im Umgang mit ihnen habe, lehrt ihn der Erste Weltkrieg:

Die große Wichtigkeit der Signalgeräte wurde offenbar, als die Verbindung mit Fernsprecher auf die Dauer sich als ungenügend erwies, da das immer mehr gesteigerte Artilleriefeuer die Leitungen zwischen den Befehlsstellen immer wieder zerriss.

Die schnelle und sichere Übermittlung der Ergebnisse der zur Erkundung eingesetzten Flieger [sc.: durch den M-Blink 16] gibt die Grundlage fürs Gefecht.³⁴

Der Kaiserlichen Armee hat in dem „M-Blink 16“ ein Signalmittel zur Verständigung zwischen Flugzeugen und Bodentruppen zur Verfügung gestanden, jedoch keines zur Kommunikation zwischen Bodentruppen: Sind die Telefonleitungen einmal zerschossen worden, mussten die Angriffswellen ohne Verbindung zu den eigenen Stäben geführt werden.

Wankel experimentiert mit dem „M-Blink 16“ und liefert eine Verbesserung dieses Geräts mit der Konstruktion von „Lili“ und mit anderen Projekten zur „AuLiTe“ (Automatische Lichttelegrafie).³⁵ Diese Verbesserung von Kriegsmaterial sucht Wankel mit den visionären Plänen einer den Kriegsfall vorbereitenden Infrastruktur zu verbinden: Die Jugendbewegung will ganz Deutschland mit einem Netz von Blinkstationen gleichsam überziehen.³⁶

Überdies entwickelte Wankel 1925 eigens für seine Jugendorganisation ein lichtblitzeschießendes Maschinengewehr, das „LichtMG“ oder „LiGe“,

um im Geländespiel Maschinengewehrfeuer realistisch simulieren zu können.³⁷

Lediglich unpolitisches Interesse des Erfinders an Technik kann also ausgeschlossen werden, wenn Wankel eine klare Funktion seiner Entwicklungen im Paramilitärischen sieht: „Überhaupt soll meine Konstruktionsmürksbegabung im Freikorpskrieg allem Anschein nach ein reiches Tätigkeitsfeld finden.“³⁸

Seine technischen Innovationen zum Zwecke der Kriegsschulung sind Ausdruck politischer, genauer: nationalsozialistischer Aspirationen. Entsprechende Würdigung, zumal der „Truppe junger Menschen, die sich unbekümmert um alle Standesunterschiede bei technischer Eigenarbeit zusammengefunden hatte“³⁹, findet Wankel in der nationalsozialistischen Zeitschrift *Volksgemeinschaft*: „Felix Wankel hatte übrigens schon 1924 für die Nachtübungen durch die Einführung von Blinkapparaten [...] eine hervorragende Feuerdarstellung erreicht.“⁴⁰ Seine Entwicklungen in der Scheinwerfertechnik nutzt er zudem, um Besuchern des Theaters in Heidelberg die Projektion eines großen Hakenkreuzes zu zeigen.⁴¹ Eingedenk des Provokationspotentials dieser Tätigkeiten, das deren Inkompatibilität mit dem „Diktat von Versailles“ geschuldet ist, empfängt Wankel in seinem „Werk“ einen „Schutzmann, der erklärt die Leut täten sich aufhalten über unsere Scheinwerfer, denn die könnten in Ludwigshafen bei den Franzosen Verdacht erregen!“⁴²

Wankels Aussagen gegenüber der Spruchkammer Lindau am 9. Mai 1946 zu seinem Jugendengagement vor 1933 reichen ihm nicht zum Nachteil; nicht zuletzt auch, weil das Gericht Wankels Plädoyer, das hier in krassem Gegensatz zur Realität steht, in Bezug auf die Heidelberger Jugendbewegung nicht weiter überprüft hat.⁴³ Der Angeklagte erklärt darin, er habe die Jugendbewegung „teils nach Art der Wandervögel, teils nach Art der Pfadfinder“⁴⁴ aufgezogen, während hier gezeigt werden konnte, wie er tatsächlich – durch Kommunikationsgeräte und -netze – die Infrastruktur für einen Krieg auszubauen versucht, sich für einen „Freikorpskrieg“ ausgesprochen und diesen auch in steten Geländeübungen vorbereitet hat. Besonders Handwerker in seiner Jugendgruppe hätten es – so Wankel vor der Spruchkammer – ermöglicht, „mancherlei Dinge für unseren Wander- und Sportbetrieb selbst [sc.: zu] bauen“⁴⁵ – in Wirklichkeit haben sie Waffen gebaut! Und auch seine Zusicherung gegenüber der Spruchkammer, ihn „interessierte nicht so sehr die eigentliche Parteitätigkeit“⁴⁶, muss mindestens relativiert werden, wenn Wankel sich von der NSDAP die Verwirklichung seiner Ideale einer sozial nivellierten Gesellschaft sowie ein durch Technik gegen „Versailles“ wiedererstarkendes Deutschland erhofft und der NSDAP im Sinne dieser Sehnsüchte mit seiner Jugendarbeit direkt zugearbeitet hat. Jene gesellschaftspolitische Reflexion, die Professionalität seiner technischen Arbeit und sein Alter als Mittzwanziger

widersprechen seiner Erklärung bei der Entnazifizierung, sein Einsatz für die Jugend in Heidelberg⁴⁷ habe seinen „politische[n] Jugendideale[n]“⁴⁸ entsprochen.

Kulturfaktor Technik – Ästhetisch gegen das „System von Weimar“

Wir lehnen rechts u. links am Körper des Teufelskäfers, seine Augen durchschweifen den Raum, der unsere ‚Front‘ ist. Wo aus u. inmitten von Wust und Trümmern Neues geschaffen wird [...] Werkzeuge, Eissentiele, Kisten, eine Sauerstoffstahlflasche, dreckige Arbeitskleider am alten He.Sa. Pressluft MG hängend.⁴⁹

Wenn Wankel seine technische Entwicklung, den Teufelskäfer, personifizierend als „Körper“ mit „Augen“ und den Ort, an dem jene hergestellt wird, metaphorisch als „Front“ bezeichnet, unternimmt er den Versuch, die technische Waffe gleichsam zu ästhetisieren und erhebt ihren Schöpfer zum Künstler. Wie in der Kunst kreierte das schöpferische Genie etwas „Neues“.

Nach dem Ersten Weltkrieg erwächst die Technik zu einem Kulturfaktor: sie wird bevorzugter Gegenstand der Deutung, lediglich evoziert durch bleibende Schlüsselerlebnisse militärischer Materialschlachten und einer aus diesen resultierenden riesigen Erwerbsarbeitslosigkeit,⁵⁰ ebenso wie durch die „technizistische Dolchstoßlegende“⁵¹, derzufolge „Versailles“ fehlerhaft-laienhafter Anwendung von Technik zu verdanken sei. Vor allem die deutschen Technokraten haben seit den frühen 20er-Jahren die Technik als epochenprägende Kraft mit all ihren sozialen, wirtschaftlichen, kulturellen und staatlichen Verstrickungen zu deuten gesucht⁵² – insbesondere tritt als Mitbegründer der Technokratiebewegung in Deutschland Heinrich Hardensett 1932 für diese Standortbestimmung der Technokraten ein: Er postuliert eine Zweiteilung der *Kulturwerte* in den konstruktiv-(volks-)gemeinnützigen „technischen“ (Idealtyp dieses Menschen ist der Ingenieur) sowie den egoistisch-gewinnorientierten „kapitalistischen“ Menschen.⁵³ Diese Zweiteilung hat Wankel – das soll im Folgenden gezeigt werden – einige Jahre zuvor bereits vorbezeichnet.

Wankel fordert, seine Konstruktionsbegabung solle „im Freikorpskrieg allem Anschein nach ein reiches Tätigkeitsfeld finden, da die Herren Fachingenieure meistens hilflos sind, wenn nicht eine Fabrik zur Ausführung hinten dran steht.“⁵⁴ Damit verlangt er auf ironische Weise antikapitalistisch die nationalsozialistische Maxime, „Gemeinnutz“ solle vor „Eigennutz“ gehen; gleichzeitig schreibt er der Technik in ihrer postulierten Egoismenunbefangenheit, gleich einem Kunstwerk, einen Selbstzweck zu. Wankels Forderung spiegelt das Bemühen wider, eine Position innerhalb des politischen Raumes einzunehmen, ohne real Politik zu betreiben⁵⁵: Die



*Felix Wankel in seiner Werkstatt
in den späten zwanziger Jahren;
Online-Verbindung:
[http://www.der-wankelmotor.de/
Felix_Wankel/felix_wankel.html](http://www.der-wankelmotor.de/Felix_Wankel/felix_wankel.html)
[20.03.2008].*

demokratische Ordnung niedrigen „Wirkungsgrades“ – schließlich beruhe innerhalb dieser Ordnung, gerade in „Weimar“, jedwede Entscheidungsfindung auf der Pluralität von Egoismenkonglomeraten wie sie Parteien darstellten – stehe dem hohen „Wirkungsgrad“ allein faktenorientierter Entscheidungsgewalt technisch-wissenschaftlicher Systematik gegenüber wie auch dem Kapitalismus, welcher die Verwertungsegoismen über die technische Eigenregulation stellten – ein Plädoyer gegen Weimar! Demzufolge müsste die Utopie der Technokraten in einer Harmonie („Volksgemeinschaft“) zwischen Bedarf und Produktion liegen, die sich wiederum mit dem nationalsozialistischen Autarkieprinzip deckt, diesem somit entgegen arbeitet.

Technokratisch gedeutet müsste der Kulturwert des konstruktiv-(volks-)gemeinnützigen „technischen“ Menschen die Trennung von Kunst und Technik überwinden, gerade durch deren gegenseitige Wechselwirkungen. Poetisch überhöht schreibt Wankel in seinem Tagebuch über seinen Scheinwerfer „Perlux“: „Der Kerl hat einen kräftigen Strahl und es sah wunderschön aus, als der weiße Riesenarm sich aus den dunklen Häusermaßen herausstreckte und über dem Neckar in die Wolken griff.“⁵⁶ Was der „Riesenarm“ dort tat, beschreibt aber erst Goebel in der *Volksgemein-*

schaft: „In dunklen Winternächten warfen Lichtstrahlen das Hakenkreuz auf Hausmauern, Straßen oder niedere Wolkenwände.“^{57, 58} In seinem Tagebuch gesteht sich Wankel den Zusammenhang von Kunst, Technik und früher nationalsozialistischer Aspiration ein: „Deutsche Kunst, deutsche Wissenschaft und deutsche Technik werden siegen, die Welt beherrschen, wie einst vor 1914 [...]“.⁵⁹

Die Lahrer Notgemeinschaft

Die Lahrer Notgemeinschaft als innerparteiliche Opposition in der NSDAP Hitlers Anbandeln mit der Großindustrie am Vorabend der „Machtergreifung“ ruft sozialrevolutionäre Gegenkräfte auf den Plan, die eine auf den parteilinken Gregor Strasser setzende parteiinterne Opposition zu dem anderen, „kapitalistischeren“ Flügel der NSDAP bilden. Anhänger Strassers sowie mit den „kapitalistischen Zuständen“ in der Partei unzufriedene Nationalsozialisten gründen im ganzen Reich innerparteiliche Oppositionsgruppen. In Lahr, wo Wankel den „linken“ Flügel der NSDAP, die Lahrer Notgemeinschaft, mitgegründet hat, findet sich unter Gauleiter Wagners Ägide bald nur noch die Parteigliederung der Frauenschaft wieder.⁶⁰

Anlass für die Spaltung der Partei ist das Vorgehen von „Kirn und seine[n] Amtswalter[n] getreu den nationalsozialistischen Grundsätzen gegen einige Leute“, „die als Geschäftsführer, Stadträte usw.“ durch Korruption „die Ideale der Partei grob verletzt haben“ und dass Gauleiter Wagner nun „diese Leute nicht nur in Schutz“ nehme, „um sich auf diese Weise ergebene Diener zu verpflichten“, sondern auch mit „ehrkränklichen Angriffen gegen die aufrechten Nationalsozialisten“ der Lahrer Notgemeinschaft vorgehe. Die linke Opposition wolle nicht mehr „Parteifunktionären“ wie Wagner unterstellt sein, „denen ihre eigene Machstellung und teilweise auch persönliche Interessen wichtiger sind als der Dienst an der Allgemeinheit“; zu viel Aufwand werde für „Äußerlichkeiten“ verschwendet⁶¹, während – und hier der linke Duktus der Notgemeinschaft – die „schlichten alten Vorkämpfer und die ärmeren Bevölkerungsschichten“ diese Tatsache „mit besonders bitteren Gefühlen“ sehen.⁶²

Als Wagner sich weigert, zu den erhobenen Vorwürfen Stellung zu nehmen, tritt die Leitung der Lahrer NSDAP von ihren Parteiämtern zurück; einen Tag vor der Reichstagswahl verkündigt sie als „Notgemeinschaft“ ihren vorläufigen Bruch mit der Mutterpartei, insbesondere mit Wagner:

*Unser nationalsozialistisches Gewissen zwingt uns, den Verkehr mit Gau- und Kreisleitung solange abzubrechen, bis dieser Korruptionsfall erledigt ist, und die Gauleitung alle Anschuldigungen [sc.: der Korruption] [...] reingewaschen hat.*⁶³

Die Spaltung ist seitens der Gegner der NSDAP mit Genugtuung aufgenommen worden: „Sturm im Nazi-Lager – Ungehorsam gegen Gauleitung – Ortsgruppenleitung, 30 Zellen- und 105 Blockwarte legen ihre Ämter nieder.“⁶⁴ Dies erklärt, weshalb die Wahl für die Nazis in Lahr so niederschmetternd wie nirgendwo in Baden ausfällt: Während die NSDAP im badischen Landesdurchschnitt im Vergleich zur vorigen Reichstagswahl einen Verlust von 2,8 % verzeichnet, beträgt dieser in Lahr 11 %!⁶⁵

Wagner löst die ihm abtrünnige Ortsgruppe noch am Tag der Reichstagswahl auf und lässt an ihrer Stelle drei Ortsgruppen gründen, jeweils besetzt mit Ortsgruppenführern, die er der Gauleitung gegenüber für loyal hält; Wankel ist wegen seiner Mitgliedschaft in der Notgemeinschaft im Oktober 1932 von einem Untersuchungs- und Schlichtungsausschuss (Uschla), den Wagner angestrengt hat, aus der NSDAP ausgeschlossen worden.⁶⁶

Der Kampf der Lahrer Notgemeinschaft gegen die „Parteibonzen“ geht jedoch weiter. Nach dem Rücktritt Strassers am 8. Dezember 1932 versucht die Notgemeinschaft mit dem renommierten Sprecher Karl Lenz, NSDAP-Gauleiter von Hessen-Darmstadt und MdR, jenen zur Rückkehr in die Partei zu bewegen:

Das Herz der Nationalsozialisten schlägt für Strasser. Das Herz und die Kraft der Bewegung hoffen, daß Strasser zurückkehren wird. Die Bedingung, die er stellen wird und die er stellen muß, ist die Wiederherstellung der alten Linie, die Übernahme der Führung durch die alte Garde.⁶⁷

Lenz lanciert diesen Aufruf in der letzten Ausgabe der *Alemannischen Grenzlandnachrichten*, die vermutlich auf Grund des Druckes, von Seiten der Reichspartei, nicht weiter herausgegeben werden kann. Jedoch bedeutet erst Hitlers Sieg bei den Reichstagswahlen vom 5. März 1933 das Aus für die Lahrer Notgemeinschaft: Wagner lässt, nunmehr die Exekutivgewalt des Reichskommissars innehabend und sich gleichsam an den Auführern rächend, die Angehörigen der Lahrer Notgemeinschaft in Schutzhaft nehmen – Wankel wird am 13. März 1933 gewaltsam verhaftet, kommt aber durch die Intervention seiner auf das NS-Regime einflussreichen Techniker-Freunde Keppler und Plaichinger frei, die vermutlich das Reichsluftfahrtministerium auf das technische Potential Wankels für die Rüstungsindustrie hingewiesen haben.⁶⁸

Die Bewertung der Rolle von Wankels Engagement in der Lahrer Notgemeinschaft bei seiner Entnazifizierung

46. [...] Grund des Eintritts, Austritts oder Ausschlusses: seit Mitte 1932 in offener Oppositionsstellung, ab Herbst 1932 offener Kampf gegen die Partei⁶⁹

Felix Wankel auf dem Fragebogen zur Entnazifizierung.

Wankel gelingt es, der Spruchkammer in Lindau ein verzerrtes, ihn entlastendes Bild seines Engagements für die Lahrer Notgemeinschaft zu vermitteln, das sich in der Forschung bedauerlicherweise immer noch Tenor ist:⁷⁰ „Vom Nat. Soz. abgewandt“⁷¹, habe er einen „wirklichen Oppositionskampf geführt“⁷² und „aktiven Widerstand geleistet“⁷³. Auch seine „Alten Kameraden“ bezeugen entlastend, Wankel sei „weder jemals für den Nationalsozialismus eingenommen“ (Emil Metzger, kennt Wankel „schon jahrelang“)⁷⁴ oder „für die Ideen der NSDAP zugänglich“ (Hans Erb, hat Wankel im Zusammenhang mit dessen technischen Arbeiten im Sommer 1932 kennen gelernt)⁷⁵, noch ein „Nationalsozialist im Sinne der Parteidoktrin“ (Paul Kind, ein Freund)⁷⁶ oder „überhaupt mit der allgemeinen Richtung [...] der Partei [...] einverstanden“ (Helmut Wetz, mit Wankel in der Lahrer Notgemeinschaft)⁷⁷ gewesen. Walter R. Allgaier, selbst ehemaliges Mitglied der Lahrer Notgemeinschaft, bezeugt im Wankel-Prozess, der Angeklagte habe mit dieser innerparteilichen Opposition sogar den „Kurs der [sc.: NS-] Partei zu ändern“ gesucht⁷⁸ – eine Aussage, die Wankel, wohl mit der Intention einer Urteilsmilderung, zu untermauern weiß: Allein, die Notgemeinschaft, die sich in der NSDAP gegen die „Parteibonzen“ durchzusetzen versucht habe, sei eine nahezu demokratische Partei gewesen; wenn noch andere (demokratische) Parteien deren Stellung mit eingenommen hätten, wäre die demokratische Verfassung von Weimar noch existent:

Für den Geschichtsschreiber wird einmal die badische ‚Notgemeinschaft‘ ein weiterer Beitrag zu der betrüblichen, historischen Feststellung sein, dass wenn die demokratischen Parteien etwas umsichtiger und geschickter sich verhalten hätten, die Gangsterführung der NSDAP im Laufe der Jahre 1933 und 1934 ganz von selbst machtlos geworden wäre, weil gerade die idealistischen arbeits- und opferwilligen Kreise die NSDAP angeekelt verliessen⁷⁹ und erbittert zu bekämpfen begannen.⁸⁰

Der moderne Geschichtsschreiber erkennt in diesen Worten vielmehr eine perfide Verdrehung der Tatsachen, wenn die Quellen eine andere Sprache sprechen: Gemäß des von Wankel und Kirn verfassten Leitbildes der Lahrer Notgemeinschaft, sieht diese sich ganz „auf dem Boden der nationalso-



Führerkonflikt in der N.S.D.A.P.

Alemannische Grenzlandnachrichten vom 14.12.1932 aus dem Bundesarchiv Berlin, BDC, OPG Wankel.

zialistischen Weltanschauung“ und deren „grossen Zielen“, getreu dem „obersten Führer Adolf Hitler“. Über „die nationalsozialistische Weltanschauung wird weiter bei ihren Mitgliedern [sc.: der Notgemeinschaft] [...] die Wehrhaftmachung des deutschen Volkes“ im „Vertrauen auf das kommende [sc.: freilich antidemokratische] Reich“ gepflegt.⁸¹

Schreibt Wankel in seinem Entnazifizierungsbogen 1945 noch, er habe sich an „keine[n] politischen Veröffentlichungen“⁸² beteiligt, revidiert er diese Aussage am 12.5.1949 vor dem Staatskommissariat für die politische Säuberung, Land Württemberg-Hohenzollern, Spruchkammer IV: Die Alemannischen Grenzlandnachrichten habe er als Sprachrohr der Lahrer Notgemeinschaft gegründet; jene habe „ganz offen gegen die [sc.: NS-] Partei“⁸³ gekämpft. Die Treue der Alemannischen Grenzlandnachrichten zu den Leitideen der NSDAP hingegen symbolisiert die Zeitung nicht nur mit ihrem Emblem im Zeitungskopf, auf welchem vor aufgehender Sonne die Münsterbauten Straßburgs, Basels und Freiburgs vereint erscheinen, und das somit nicht nur die Revision von „Versailles“, sondern auch des Westfälischen Friedens postuliert; die Zeitung besteht auch darauf, dass es Nationalsozialisten seien, die „sich für uns [sc.: , die Lahrer Notgemeinschaft,] erklärt und unseren Kampf um die Säuberung des Gaus Baden lebhaft begrüßt“ hätten; sei dieses Ziel einmal erreicht, stehe dem „Wiedereintritt [sc.: der Notgemeinschaft] in die NSDAP nichts mehr im Wege.“⁸⁴

Es ist gezeigt worden, inwiefern das gesellschaftliche Milieu, dem Wankel entsprungen ist, sowie seine Biografie ihn besonders anfällig für die NS-Idee und schließlich zu einem Anhänger des national(-sozial)-istischen Ruge-Kreises gemacht haben – was Entnazifizierung und Forschung seit jeher zu ignorieren wissen. Wenn die Spruchkammer Wankels Rolle als „Jugendgruppenleiter“ auch thematisiert hat, ist nach 1945 dennoch die

Anstrengung unterlassen worden, Quellen zu bemühen, welche den paramilitärischen Charakter einer von Wankel geleiteten und ausdrücklich Kriegsvorbereitung intendierenden, somit gegen „Versailles“ gerichteten und sich außerdem zu den Grundsätzen der NS-Bewegung bekennenden „Jugendgruppe“ hätten belegen können. Mit technischen Errungenschaften hat Wankel nicht nur diese Jugendgruppe gerüstet, sondern in ihr auch das „Volksgemeinschaftsprinzip“ der NS-Ideologie inkorporiert gefunden.

Des Weiteren ist belegt worden, dass das Urteil der Spruchkammer Lindau über Wankels Engagement in der Lahrer Notgemeinschaft, welchem die Rolle des Erfinders in dieser lokalen NS-Gruppe grundsätzlich als entlastendes – von der Forschung unreflektiert als solches übernommenes – Moment zugrunde gelegen hat, zu revidieren ist. Wankels Meineid vor der Spruchkammer, seine Notgemeinschaft habe aktiven Widerstand gegen den Nationalsozialismus geleistet, für den er von Wagner 1933 inhaftiert worden sei, sowie die entlastenden Zeugenaussagen wenig glaubhafter „Alter Kameraden“ hätten nicht darüber hinwegtäuschen dürfen, dass die Quellen eindeutig das Einvernehmen Wankels und seiner Notgemeinschaft mit den Grundsätzen der NSDAP belegen, er den Quellen zufolge deren expansionistische Ziele gekannt und vertreten haben muss.

Die vorliegende Arbeit hat Felix Wankels maßgebliche Mitverantwortung an dem Aufstieg der NS-Bewegung in Baden vor 1933 und damit einhergehend seine moralische Schuld als NS-Aktivist und Anhänger der Hitler-Ideologie zu verstehen gegeben. Ihn bei der Entnazifizierung sowie in der Forschung als „Minderbelasteten“ zu bezeichnen, ist nach den Erkenntnissen dieser Arbeit nicht länger zulässig.

Bibliografie

Unveröffentlichte Quellen:

Bundesarchiv Berlin: BDC, PK Wankel.

Staatsarchiv Sigmaringen: Wü 13 T 1 Nr. 2466.

Technisches Museum Mannheim: Nachlass Felix Wankel, Faszikel 102, Box 540.

Ebd.: Faszikel 1.171, Box 540.

Gedruckte Quellen:

Primärliteratur:

Jünger, Ernst: Der Arbeiter. Herrschaft und Gestalt, Stuttgart 1981.

Jünger, Ernst: Feuer und Bewegung, Bd. 5: Werke. Essays: Betrachtungen zur Zeit, Stuttgart 1963.

Hardensett, Heinrich: Der kapitalistische und der technische Mensch, München/Berlin 1932.

Schwarte, Max: Die Technik im Weltkriege, Berlin 1920.

Alemannische Grenzlandnachrichten, 6.11.1932 (Stadtarchiv Lahr).

- Ebd., 23.11.1932 (Stadtarchiv Lahr).
Ebd., 28.12.1932 (Stadtarchiv Lahr).
Lahrer Anzeiger, 7.11.1932 (Stadtarchiv Lahr).
Ebd., 10.11.1932 (Stadtarchiv Lahr).
Volksgemeinschaft, 20.10.1932 (Stadtarchiv Heidelberg).
Ebd., 22.10.1932 (Stadtarchiv Heidelberg).
Ebd., 24.10.1932 (Stadtarchiv Heidelberg).
Ebd., 29.10.1932 (Stadtarchiv Heidelberg).
Ebd., 31.10.1932 (Stadtarchiv Heidelberg).
Ebd., 1.11.1932 (Stadtarchiv Heidelberg).
Ebd., 2.11.1932 (Stadtarchiv Heidelberg).
Ebd., 14.11.1932 (Stadtarchiv Heidelberg).

Sekundärliteratur

- Becker, Sascha u. a.: Felix Wankel. Leben und Werk in Bildern, Mannheim 2002.
Becker, Sascha: Zwischen Zukunftsvision und Kriegsrüstung: der Fall Felix Wankel, in: Arbeitskreis Militärgeschichte e.V. Newsletter 11, Nr. 2 (2006), 5–10.
Blum, Peter: Kurt Volz. Erfinder, Hochschullehrer, Unternehmer, in: Ders. (Hrsg.): Pioniere aus Technik und Wirtschaft in Heidelberg, Aachen 2000, 66–79.
Damolin, Mario: Der Eros der Motoren, in: Die Zeit, 7.7.1989.
Ferdinand, Horst: Die Misere der totalen Dienstbarkeit: Robert Wagner (1895–1946), NSDAP-Gauleiter, Reichsstatthalter von Baden, Chef der Zivilverwaltung im Elsaß, in: Eberbacher Geschichtsblatt 91/1992, 97–209.
Fleck, Michael: Die Genialen Erfinder des Automobils, in: Menschen, Mächte und Maschinen (1993), 239–255.
Hoffmann, Herbert: Im Gleichschritt in die Diktatur? Die nationalsozialistische „Machtergreifung“ in Heidelberg und Mannheim 1930–1935, Frankfurt am Main/Bern/New York 1985.
Hortleder, Gert: Das Gesellschaftsbild des Ingenieurs. Zum politischen Verhalten der Technischen Intelligenz in Deutschland, Frankfurt am Main 1970.
Knie, Andreas: Wankel-Mut in der Autoindustrie. Anfang und Ende einer Antriebsalternative, Berlin 1994.
Korp, Dieter: Der Wankelmotor – Protokoll einer Erfindung, Stuttgart 1975.
Ludwig, Karl-Heinz: Das Dritte Reich, seine Technik und Ingenieure, in: Werner Lorenz/Torsten Meyer (Hgg.): Technik und Verantwortung im Nationalsozialismus, Münster/ u. a. 2004, 19–30.
Möser, Kurt: Lili, Flutsch und Teufelskäfer. Die unbekannteren Entwicklungsarbeiten Felix Wankels in Heidelberg 1915–1931, in: Peter Blum (Hrsg.): Pioniere aus Technik und Wirtschaft in Heidelberg, Aachen 2000, 42–53.
Müller, Herbert Landolin: Zur Geschichte des Nationalsozialismus in Lahr von den Anfängen bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges, in: Jörg Baten/u. a. (Hgg.): Geschichte der Stadt Lahr. Im 20. Jahrhundert, Bd. 3, Lahr 1993, 114–137.
Peters, Christian/Weckbecker, Arno: Auf dem Weg zur Macht. Zur Geschichte der NS-Bewegung in Heidelberg 1920–1934. Dokumente und Analysen, Heidelberg o.J. [ca. 1984].
Popplow, Marcus: Motor ohne Lobby? Medienereignis Wankelmotor 1959–1989, Mannheim 1993.

- Willeke, Stefan: Die Technokratiebewegung zwischen den Weltkriegen und der „Kulturfaktor Technik“, in: Burkhard Dietz/Michael Fessner/Helmut Maier (Hrsg.): Technische Intelligenz und „Kulturfaktor Technik“. Kulturvorstellungen von Technikern und Ingenieuren zwischen Kaiserreich und früher Bundesrepublik Deutschland, Münster/u. a. 1996, 203–220.
- Zahn, Dieter: Felix Wankel (1902–1988). Und er dreht sich doch, in: Jörg Baldenhofer (Hrsg.): Badische Tüftler, Stuttgart 1992, 79–84.

Anmerkungen

- 1 StAS Wü 13 T 1 Nr. 2466, Spruchkammerakte von Felix Wankel.
- 2 Vgl. Kurt Möser: Lili, Flutsch und Teufelskäfer. Die unbekannteren Entwicklungsarbeiten Felix Wankels in Heidelberg 1915–1931, in: Peter Blum (Hrsg.): Pioniere aus Technik und Wirtschaft in Heidelberg, Aachen 2000, 43.
- 3 Ernst Jünger: Der Arbeiter. Herrschaft und Gestalt, Stuttgart 1981, 146.
- 4 Volksgemeinschaft vom 20.10.1932 bis 14.11.1932.
- 5 Ebd. 20.10.1932, 9.
- 6 Ebd. 22.10.1932, 5.
- 7 Ebd.
- 8 Ebd.
- 9 Wankel war erst ab 1926 ordentliches Mitglied der NSDAP. Sein Engagement in der Ortsgruppe ab deren Gründung 1922 wurde später für „wild“ erklärt; vgl. Spruchkammerakte von Felix Wankel: StAS Wü 13 T 1 Nr. 2466.
- 10 Ebd.
- 11 Diese These bleibt v. a. anhand der Tagebücher Wankels, welche die Felix-Wankel-Stiftung im Technischen Museum Mannheim verwaltet, zu überprüfen.
- 12 Vgl. Sascha Becker/u. a.: Felix Wankel. Leben und Werk in Bildern, Mannheim 2002, 4.
- 13 Vgl. Dieter Zahn: Felix Wankel (1902–1988). Und er dreht sich doch, in: Jörg Baldenhofer (Hrsg.): Badische Tüftler, Stuttgart 1992, 81.
- 14 Zeitgenössischer Kommentar Felix Wankels, zit. nach: Michael Fleck: Die Genialen Erfinder des Automobils, in: Menschen, Mächte und Maschinen (1993), 249.
- 15 Volksgemeinschaft vom 22.10.1932, 5.
- 16 Ebd. 24.10.1932, 7.
- 17 Ebd. 24.10.1932, 7.
- 18 Ebd. 29.10.1932, 5.
- 19 Vgl. die bislang ausführlichste Darstellung über Arnold Ruge: Christian Peters/Arno Weckbecker: Auf dem Weg zur Macht. Zur Geschichte der NS-Bewegung in Heidelberg 1920–1934. Dokumente und Analysen, Heidelberg o.J. [ca. 1984], 36–59.
- 20 Vgl. Volksgemeinschaft vom 29.10.1932, 5: „Der Ruge-Kreis umfasste damals [...] Felix Wankel [sc.: und andere].“
- 21 Zeitgenössischer Kommentar Felix Wankels, zit. nach: Fleck (1993), 248.
- 22 Vgl. Volksgemeinschaft vom 31.10.1932, 4.
- 23 Vgl. ebd. vom 29.10.1932, 5.
- 24 Vgl. ebd. vom 31.10.1932, 4.
- 25 Ebd.
- 26 Volksgemeinschaft vom 1.11.1932, 4; vgl. auch: Herbert Hoffmann: Im Gleichschritt in die Diktatur? Die nationalsozialistische „Machtergreifung“ in Heidelberg und Mannheim 1930–1935, Frankfurt am Main/Bern/New York 1985, 60.

- 27 Vgl. Möser (2000), 44.
- 28 Volksgemeinschaft vom 2.11.1932, 5.
- 29 Ebd. 14.11.1932, 11.
- 30 Vgl. u. a. ebd., vom 2.11.1932, 5.
- 31 StAS Wü 13 T 1 Nr. 2466.
- 32 Ernst Jünger: Feuer und Bewegung, Bd. 5: Werke. Essays: Betrachtungen zur Zeit, Stuttgart 1963, 120.
- 33 Vgl. Becker/u. a. (2002), 4f.; Möser (2000), 44; Dieter Korp: Der Wankelmotor – Protokoll einer Erfindung, Stuttgart 1975, 14f.
- 34 Max Schwarte: Die Technik im Weltkrieg, Berlin 1920, 117.
- 35 Vgl. Nachlass Felix Wankel, Faszikel 102, Box 540, 130, 133.
- 36 Vgl. Möser (2000), 45.
- 37 Der Einsatz dieser LichtMGs hatte deren Beschlagnahmung sowie Wankels bereits oben genannte kurzfristige Verhaftung zur Folge; vgl. Fn 30f.
- 38 Felix Wankel: Nachlass Felix Wankel, Faszikel 1.171, Box 540, 100.
- 39 Volksgemeinschaft vom 29.10.1932, 5.
- 40 Ebd. vom 14.11.1932, 11.
- 41 Vgl. Peter Blum: Kurt Volz. Erfinder, Hochschullehrer, Unternehmer, in: Ders. (Hrsg.): Pioniere aus Technik und Wirtschaft in Heidelberg, Aachen 2000, 68.
- 42 Felix Wankel: Nachlass Felix Wankel, Faszikel 102, Box 540, 72.
- 43 Vgl. StAS Wü 13 T 1 Nr. 2466 [Plädoyer Wankels vom 9. Mai 1946].
- 44 Ebd.
- 45 Ebd.
- 46 Ebd.
- 47 Auf dem Entnazifizierungsbogen leugnet Wankel seine ehrenamtliche Tätigkeit für die NS-Jugend; vgl. StAS Wü 13 T 1 Nr. 2466.
- 48 Ebd.; vgl. auch: Marcus Popplow: Motor ohne Lobby? Medienereignis Wankelmotor 1959–1989, Mannheim 1993, 231.
- 49 Felix Wankel: Nachlass Felix Wankel, Faszikel 102, Box 540, 136.
- 50 Vgl. Karl-Heinz Ludwig: Das Dritte Reich, seine Technik und Ingenieure, in: Werner Lorenz/Torsten Meyer (Hgg.): Technik und Verantwortung im Nationalsozialismus, Münster/u. a. 2004, v. a. S. 22f.
- 51 Diese ist freilich auch Produkt des Kulturfaktors Technik.
- 52 Vgl. v. a. den Überblick über die Technokratiebewegung von Stefan Willeke: Die Technokratiebewegung zwischen den Weltkriegen und der „Kulturfaktor Technik“, in: Burkhard Dietz/Michael Fessner/Helmut Maier (Hgg.): Technische Intelligenz und „Kulturfaktor Technik“. Kulturvorstellungen von Technikern und Ingenieuren zwischen Kaiserreich und früher Bundesrepublik Deutschland, Münster/u. a. 1996, 203–220.
- 53 Heinrich Hardensett: Der kapitalistische und der technische Mensch, München/Berlin 1932, 59, 125.
- 54 Siehe Fn 38.
- 55 Vgl. Gert Hortleder: Das Gesellschaftsbild des Ingenieurs. Zum politischen Verhalten der Technischen Intelligenz in Deutschland, Frankfurt am Main 1970, 76.
- 56 Felix Wankel: Nachlass Felix Wankel, Faszikel 1.171, Box 540, 7.
- 57 Volksgemeinschaft vom 29.10.1932, 5. Goebel sieht diese technizistische Ästhetik in der Nachfolge der Klassischen Antike, wenn er in der Volksgemeinschaft vom 22.10.1932, 5 im Zusammenhang mit den Lichtbildern in dem Himmel über Deutschland schreibt: „Wir vergleichen Deutschland mit dem alten Griechenland.“

- 58 Der Techniker rezipiere die Kunst, die ihn zur Schaffung weiterer Kunst inspiriere. So wurde Wankels Begeisterung für die Turbinenantriebe wohl durch die Lektüre von Döblins „Wadzecks Kampf mit der Dampfturbine“ ausgelöst; vgl. Andreas Knie: Wankel-Mut in der Autoindustrie. Anfang und Ende einer Antriebsalternative, Berlin 1994, 83. Nachweislich las Felix Wankel auch Kellermanns „Der Tunnel“; vgl. dazu: Mario Damolin: Der Eros der Motoren, in: Die Zeit vom 7.7.1989. Auch das technoromantische Abenteuer um Richthofen war mitunter Anlass für Wankel, Kontakt mit Segelfliegern aufzunehmen; vgl. dazu: Möser (2000), 43.
- 59 Felix Wankel am 10.2.1920 in sein Tagebuch: Zit. nach Sascha Becker: Zwischen Zukunftsvision und Kriegsrüstung: der Fall Felix Wankel, in: Arbeitskreis Militärgeschichte e.V. Newsletter 11, Nr. 2 (2006), 7.
- 60 Bisher hat die Forschung eigens der Lahrer Notgemeinschaft noch keinen Beitrag gewidmet; vgl. aber den folgenden Aufsatz von Herbert Landolin Müller, welcher die Opponenten in Lahr am ausführlichsten streift: Zur Geschichte des Nationalsozialismus in Lahr von den Anfängen bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges, in: Jörg Batten/u. a. (Hgg.): Geschichte der Stadt Lahr, Bd. 3: Im 20. Jahrhundert, Lahr 1993, 114–137, v. a. S. 126f.
- 61 Den Status-Prunk betreffend, mit dem Wagner auftrat, vgl.: Horst Ferdinand: Die Misere der totalen Dienstbarkeit: Robert Wagner (1895–1946), NSDAP-Gauleiter, Reichsstatthalter von Baden, Chef der Zivilverwaltung im Elsaß, in: Eberbacher Geschichtsblatt 91/1992, 127f.
- 62 BDC OPG PK Wankel.
- 63 Alemannische Grenzlandnachrichten vom 6.11.1932.
- 64 Lahrer Anzeiger vom 10.11.1932.
- 65 Vgl. ebd. 7.11.1932.
- 66 Vgl. Fn 62.
- 67 Alemannische Grenzlandnachrichten vom 28.12.1932.
- 68 Vgl. z. B. Knie (1994), 86.
- 69 StAS Wü 13 T 1 Nr. 2466.
- 70 Vgl. z. B. Fleck (1993), 249.
- 71 Staatskommissariat für die politische Säuberung, Land Württemberg-Hohenzollern, Spruchkammer IV, 12.5.1949: StAS Wü 13 T 1 Nr. 2466.
- 72 Untersuchungsausschuss für die politische Säuberung Kreis Lindau Bodensee, 7.10.1948: StAS Wü 13 T 1 Nr. 2466.
- 73 Siehe Fn 70.
- 74 Emil Metzger am 27.10.1945: StAS Wü 13 T 1 Nr. 2466.
- 75 Hans Erb am 1.10.1945: Ebd.
- 76 Paul Kind am 12.5.1949: Ebd.
- 77 Helmut Wetz am 12.5.1949: Ebd.
- 78 Walter R. Allgaier am 10.5.1948: Ebd.
- 79 Die Mär, deren Grundstein Wankel hier legt, er sei 1932 aus der NSDAP ausgetreten, hält sich in der Forschung allzu hartnäckig; vgl. z. B. Syré (1997), 751.
- 80 Anmerkungen zu dem Zeitungsartikel vom 10. März 1933: Ebd.
- 81 Nationalsozialistische Notgemeinschaft Ortsgruppe Lahr: BDC PK Wankel.
- 82 StAS Wü 13 T 1 Nr. 2466.
- 83 Ebd.
- 84 Alemannische Grenzlandnachrichten vom 23.11.1932.

Der Ortenaukreis – Rückblick 2007

Landrat Klaus Brodbeck

Brauchtum ist das Thema dieses Jahrbuches und Brauchtum ist auch ein wichtiges Thema für mich. Keines, das zu heißen politischen Diskussionen führt, aber eines, das die Herzen der Menschen im Ortenaukreis berührt. Bräuche, die auch unsere Eltern, Großeltern und Urgroßeltern schon ausgeübt haben, vermitteln ein Gefühl von Heimat und Geborgenheit, das in unserer heutigen sich so schnell ändernden Welt abhanden zu kommen droht. Nicht vergessen darf man auch, dass Brauchtumsveranstaltungen wie Trachtenfeste oder Konzerte von Trachtenkapellen Besucher von nah und fern anziehen und so den Fremdenverkehr in unserer schönen Ortenau fördern. Ich unterstütze deshalb gerne die Brauchtumpflege im Ortenaukreis. Wichtigster Beitrag des Ortenaukreises zur Weitergabe von Tradition ist das Schwarzwälder Freilichtmuseum Vogtsbauernhof in Gutach. Deshalb steht an erster Stelle meines Jahresrückblicks der Rückblick des Museums auf die Saison 2007.

Auch was alle anderen Aufgaben des Ortenaukreises angeht, kann ich auf ein erfolgreiches Jahr 2007 zurückblicken. Wir haben mit viel Engagement daran gearbeitet, die Verwaltung selbst und vor allem die Lebensbedingungen der Menschen in unserer Region fortlaufend zu verbessern.

Die im Jahr 2005 begonnene Verwaltungsreform wurde 2007 zum ersten Mal bilanziert. Sie ist nach meiner Einschätzung erfolgreich umgesetzt. Die unteren Verwaltungsbehörden arbeiten enger zusammen, die Zuständigkeiten wurden gebündelt. Die Wege sind damit für die Bürger übersichtlicher und kürzer und die Verwaltungsabläufe effizienter geworden. Das Landratsamt wurde durch die Reform zu dem Dienstleistungszentrum im Ortenaukreis.

Den Menschen im Ortenaukreis gute Lebensbedingungen zu verschaffen oder zu erhalten ist letztendlich das Ziel, dem alle unsere Anstrengungen dienen. Wir arbeiten daran auf vielfältige Weise, ob im Bereich Bildung, Gesundheit, Sicherheit, Wirtschaft oder Umweltschutz. Unser Augenmerk legen wir dabei besonders auf Kinder und Jugendliche, denn sie sind unsere Zukunft. Dies beginnt schon bei den Allerkleinsten, denen frühe Hilfen in Form einer vernetzten Betreuung bereits rund um die Geburt zuteil werden sollen, und setzt sich fort über die Unterstützung der Betreuungseinrichtungen für Kleinkinder. Im September 2007 haben wir dafür beim Jugendamt eine neue Fachberatungsstelle eingerichtet. Bildung, Ausbildung, Arbeitsförderung, Gesundheitsförderung sind weitere Felder, in die wir 2007 viel investiert haben.

Schwarzwaldmädel



Schwarzwälder Freilichtmuseum Vogtsbauernhof

Rund 243.000 Besucher kamen zwischen dem 25. März und 4. November 2007 in das Schwarzwälder Freilichtmuseum Vogtsbauernhof. Das Museum kann somit eine Steigerung von rund 21.000 Besuchern, das sind rund neun Prozent, im Vergleich zum Vorjahr verbuchen. Damit war der Vogtsbauernhof auch 2007 das besucherstärkste Freilichtmuseum in Baden-Württemberg

und gehört weiterhin zu den führenden Freilichtmuseen in Deutschland.

Die Saison 2007 stand im Zeichen des Schwarzwaldmädel. Anlass zur Wahl dieses Jahresthemas war das 90-jährige Jubiläum der gleichnamigen und erfolgreichsten deutschen Operette „Schwarzwaldmädel“.

Als Höhepunkt der Saison präsentierte das Museumsteam im neuen Empfangsgebäude die Sonderausstellung „Schwarzwaldmädel“. Dort konnten die Besucher auf 120 Quadratmeter der kulturgeschichtlichen Entwicklung der Mädchenfigur zum weltweit bekannten Markensymbol für den Schwarzwald nachgehen. Kunstwerke regionaler Künstler, historische Postkarten, Werbe- und Filmplakate aus den 50er-Jahren, Souvenirware sowie multimediale Inszenierungen beleuchteten das Thema aus verschiedenen Perspektiven. Begleitend zur Ausstellung legte das Museum einen Katalog auf.

Große Resonanz erfuhr das Museum bei den Mitmachaktionen für Familien zum Beispiel beim Sommerferienprogramm oder in der täglich geöffneten Museumswerkstatt sowie bei den allwöchentlichen Sonntagsspaziergängen zu unterschiedlichen Themenschwerpunkten.

Neben den täglichen Aktionen auf dem Museumsgelände wie Handwerks- und Mühlenvorführungen sowie zahlreichen traditionsgebundenen Veranstaltungshöhepunkten vom Kinder- und Familienfest, Oldtimer-Traktoren-Treffen bis zum Herbst- und Schlachtfest stellte das Freilichtmuseum ein Kulturprogramm zum „Schwarzwaldmädel“ auf die Beine. Mit insgesamt drei Abendveranstaltungen während der Saison, darunter eine Open-Air-Aufführung des Kinofilmes „Schwarzwaldmädel“, und einem Trachtenwochenende griff der Vogtsbauernhof die besonderen Reize des Themas auf und verknüpfte sie mit einem Programmangebot, das zum Teil völliges Neuland für das Museum war.

Während des dritten Advent-Wochenendes veranstaltete das Freilichtmuseum zum zweiten Mal einen dreitägigen Weihnachtsmarkt mit über 40 Ausstellern aus der Region.

Der Weihnachtsmarkt erwies sich zum wiederholten Mal als großer Erfolg: Rund 13.000 Besucher kamen an drei Tagen in das Museum. Mit über 8.500 Besuchern allein am Sonntag konnte der Besucherrekord von 2006 gehalten werden. Der Weihnachtsmarkt im Vogtsbauernhof etablierte sich damit als wichtige Attraktion für die Region und als zentrales Marketinginstrument für das Museum.

Mit rund 700 gebuchten museumspädagogischen Lernerlebnissen für Schülergruppen sowie rund 800 gebuchten thematischen und interaktiven Führungen für Erwachsene kann das Freilichtmuseum Vogtsbauernhof auch bei den gebuchten Führungen auf ein Rekordergebnis blicken.

Durch die Neueindeckung des Falkenhofs von 1737 mit Holzschindeln aus heimischer Lerche dokumentiert das Gebäude nun seinen Bauzustand im 19. Jahrhundert.

Dr. Jürgen Weisser, seit 2003 Geschäftsführer, verließ zum 31. Oktober 2007 das Museum. Eine Doppelspitze übernahm am 1. November die Leitung: Margit Langer wurde als erste Betriebsleiterin Geschäftsführerin des Museums, Thomas Hafen wurde als zweiter Betriebsleiter für die wissenschaftliche Leitung verantwortlich.

Ortenauer Bündnis für Familien weiter gewachsen

Im Jahr 2007 hat sich das Ortenauer Bündnis für Familien gut weiterentwickelt. Die Industrie- und Handelskammer Südlicher Oberrhein ist als regionaler Partner beigetreten und hat an der ersten RegioKonferenz im Juni 2007 mitgewirkt. Hinzugekommen sind die Gemeinden Haslach, Hausach, Wolfach und Biberach, sodass das regionale Bündnis insgesamt aus 45 Partnern besteht. Als Träger der kommunalen Entwicklungsplanung kommt den Gemeinden und Städten bei der Umsetzung der Planungen des Bündnisses eine Schlüsselfunktion zu. Die Netzwerke vor Ort bzw. die lokalen Bündnisse in den 31 Gemeinden und Städten des Ortenaukreises sollen Motor auf dem Weg zu einer familienfreundlichen Gemeinde und eines familienfreundlichen Landkreises sein.

Ein Forum zum Erfahrungsaustausch für eine nachhaltige familienfreundliche Entwicklung zu bieten und dazu beizutragen, das familienfreundliche Profil der Region Südlicher Oberrhein zu schärfen – das waren die Ziele der ersten RegioKonferenz „Familienfreundlichkeit als Standortvorteil“ am 22. Juni 2007 in Offenburg.

Über 160 Vertreter von Kommunalverwaltungen, Wirtschaftsförderern und Unternehmen ebenso von Kirchen, Bildungsträgern, Tageselternvereinen, Beratungsstellen, Freien Trägern und Familienbündnissen aus der Region sowie aus anderen Teilen Baden-Württembergs, aus Bayern, Österreich und der Schweiz kamen im Landratsamt zusammen. Zur RegioKonferenz eingeladen hatte das Ministerium für Arbeit und Soziales, die Fami-

lienforschung Baden-Württemberg und das Ortenauer Bündnis für Familien in Zusammenarbeit mit der Industrie- und Handelskammer Südlicher Oberrhein, der Handwerkskammer Freiburg und dem Freiburger Bündnis für Familien.

Im Rahmen der Landesjugendwoche „MIT Wirkung für Morgen“ fand ein Jugendhilfetag 2007 unter dem Motto „Auf den Anfang kommt es an – Erziehung stärken!“ statt. Dieses Motto ist gleichzeitig Teil unseres Leitbilds und ein neues Handlungsfeld. Im Mittelpunkt der Veranstaltung stand der Vortrag zum Thema Stärkung der Eltern-Kind-Bindung als Antwort auf zunehmende Risiken und Herausforderungen. Die Förderung der Familienbildung und die Stärkung der Erziehung sind weitere Schwerpunkte des Bündnisses. Eine Auftaktveranstaltung und ein Workshop fanden im Oktober und Dezember statt.

Betreuung und Bildung für mehr Lebenskompetenz zu fördern ist das Leitziel des „Ortenauer Zielkatalogs für Kinderbetreuung und Bildung“, den das Bündnis Anfang 2007 vorgestellt hat. Der Zielkatalog dient als Orientierung und Empfehlung für die Gemeinden und Träger der rund 250 Kindergärten und der fünf Tageselternvereine mit rund 500 Tagesmüttern. Neue Gesetze verlangen, dass Tagespflegepersonen auf ihre Eignung überprüft und für ihre Aufgabe qualifiziert werden. Die Gemeinden müssen den Bedarf an Kinderbetreuung erheben und besonders für die unter dreijährigen Kinder das Angebot ausbauen. Die Kinder sollen in Zukunft nicht nur betreut, sondern auch gefördert werden. Neben der institutionellen Betreuung geht es mehr auch um ein attraktives Angebot für Kindertagesbetreuung in Familien. Deshalb haben wir – trotz der angespannten Finanzlage – zusammen mit dem Land die Tagespflege mit über 160.000 Euro gefördert. Nach der Statistik vom März 2007 werden im Ortenaukreis rund 600 Kinder von 290 Tagesmüttern betreut. Insgesamt stehen im gesamten Ortenaukreis fast 500 Tagesmütter für die Betreuung von Kindern zur Verfügung. Wir haben dadurch ein großes Potenzial auch im Hinblick auf die Betreuung von unter dreijährigen Kindern.

Zusammen mit dem Angebot der Kindergärten haben wir damit schon eine gute Betreuungsquote von rund 13,5 Prozent. Das ist eine Spitzenposition bei den Landkreisen in Baden-Württemberg. Eine große Herausforderung in der Zukunft wird sein, dass wir in der Tagesbetreuung ein gutes und qualitätsorientiertes Angebot bekommen. Hierzu gehört die laufende Qualifizierung und Fortbildung. Für den Bereich der Kinderbetreuung steht in Zukunft eine Fachberatung zur Verfügung. Im Juli haben wir mit den Tageselternvereinen Leistungsverträge auf der Grundlage von neuen Qualitätsstandards abgeschlossen.

Erster Bauabschnitt der Erweiterung der Gewerblichen Schulen Offenburg eingeweiht

Die Schülerzahlen an den Gewerblichen Schulen Offenburg, der größten gewerblichen Schule in ganz Südbaden, sind im Schuljahr 2007/2008 nochmals angewachsen. Annähernd 2.900 Schülerinnen und Schüler besuchen derzeit die Gewerblich-Technischen Schulen Offenburg mit Technischem Gymnasium. Sie werden von 160 Lehrkräften in 120 Klassen unterrichtet.

Rechtzeitig zum Beginn des neuen Schuljahres 2007/2008 konnte nach nur 19-monatiger Bauzeit im ersten Bauabschnitt eine zusätzliche Schulfläche von fast 5.000 Quadratmeter geschaffen und damit die Raumsituation an der Schule deutlich verbessert werden. Für das Berufsfeld Bautechnik wurden vier neue Werkstätten mit angeschlossenen Theoriebereichen und CAD-Räumen eingerichtet. Das Berufsfeld Körperpflege erhielt zwei Arbeitsräume für Friseur/innen und das Berufsfeld Gesundheit erhielt eine Zahnarztpraxis, denen ebenfalls Theorie- und EDV-Räume angegliedert sind. Daneben wurden 14 allgemeine Unterrichtsräume mit Vorbereitungsbereichen sowie Räume für die Schulleitung und das Sekretariat gebaut. Das Foyer des neuen Schulgebäudes ist multifunktional und kann auch als Konferenzraum genutzt werden.

Das neue Schulgebäude erfüllt auch die energiepolitischen Zielvorgaben des Kreises. Die eingebaute Pellet-Heizanlage wird die gesamte Schule versorgen und zusammen mit einer auf dem Dach installierten Photovoltaikanlage einen aktiven Beitrag zum Klimaschutz leisten. Der CO₂-Ausstoß durch die Schulgebäude kann hierdurch um rund 135 Tonnen jährlich reduziert werden. Die Kosten für den ersten Bauabschnitt beliefen sich auf 11 Millionen Euro (10,7 Mio. Euro Baukosten sowie 350.000 Euro Grunderwerbskosten).

Im Beisein von Kultusminister Helmut Rau, dem Landtagsabgeordneten Volker Schebesta, Vertretern des Regierungspräsidiums Freiburg, der Kammern und der Kreishandwerkerschaft, Vertretern der rund 40 am Bau beteiligten Firmen sowie zahlreichen Mitgliedern des Kreistags durfte ich den Neubautrakt am 26. September 2007 offiziell seiner Bestimmung übergeben.

50 Jahre Kfz-Meisterschule in Offenburg

Seit 1957 bieten die Gewerblich-Technischen Schulen Offenburg einen Vorbereitungskurs zur Ablegung der Meisterprüfung im Kraftfahrzeugmechatroniker-Handwerk vor der Handwerkskammer Freiburg an. Mit 60 durchgeführten Kursen, die von insgesamt 1.255 Absolventen besucht wurden, konnte die Fachschule im Jahr 2007 eine beeindruckende und stolze Bilanz präsentieren.

Bekanntlich machen vor allem zwei Dinge einen guten Meister: Wissen und Können.

Seit nunmehr 50 Jahren vermittelt die Meisterschule das erforderliche Know-how und die Fertigkeiten für eine zielgerichtete Qualifikation der angehenden Kfz-Meisterinnen und Kfz-Meister. Die Werkstätten und Fachräume sowie die hochqualifizierten Lehrkräfte an den Gewerblichen Schulen Offenburg garantieren dabei beste Voraussetzungen für den theoretischen und praktischen Fachunterricht im immer komplexer werdenden Bereich der Kfz-Technik.

Neues Schulangebot „Berufseinstiegsjahr“ (BEJ) in der Ortenau flächendeckend eingeführt

Die vom Kultusministerium konzipierte Weiterentwicklung des Berufsvorbereitungsjahres (BVJ) sieht für schulpflichtige Jugendliche mit Hauptschulabschluss (aber ohne Ausbildungsstelle) den Besuch eines „Berufseinstiegsjahres“ (BEJ) vor, in dem sie ihren Schulabschluss nicht mehr verbessern können, jedoch zielgerichtet in einem Berufsfeld auf den beruflichen Einstieg vorbereitet werden. Hierbei werden bereits Inhalte aus dem ersten Ausbildungsjahr einzelner Berufe vermittelt. Um die Ausbildungsreife zu stärken wird neben der fachlichen Ausbildung ein Schwerpunkt auf die Verbesserung der Kulturtechniken wie Deutsch und Mathematik sowie der Sozialkompetenz gelegt. Ab dem Schuljahr 2008/2009 wird der BEJ-Besuch für alle Abgänger von Hauptschulen, die die oben genannten Bedingungen erfüllen, verpflichtend.

Verabschiedung verdienter Schulleiter

Oberstudiendirektor Jürgen Attmann, der die Beruflichen Schulen im Mauerfeld in Lahr annähernd 18 Jahre leitete, wurde zum Schuljahresende 2006/2007 in den Ruhestand verabschiedet. Studiendirektorin Rosa-Theoline Hunn-Zimny wurde zu seiner Nachfolgerin als Schulleiterin der Hauswirtschaftlichen Schulen in Lahr bestellt.

An den Gewerblichen Schulen Achern ist Studiendirektor Joachim Reinhardt nach mehr als 17-jähriger Schulleitertätigkeit ebenfalls mit Ablauf des Schuljahres 2006/2007 in Ruhestand gegangen.

Als Schulleiter der Gewerblichen und Hauswirtschaftlichen Schulen Wolfach wurde Oberstudiendirektor Willi Zirn nach ebenfalls 17-jähriger Tätigkeit zum Ende des Schuljahres 2006/2007 in den Ruhestand verabschiedet. Seine Nachfolge trat Studiendirektor Heinz Ulbrich an.

Landratsamt genehmigt Bau und Betrieb des Rückhalteraumes Elzmündung

Das Landratsamt Ortenaukreis hat als Wasserrechtsbehörde mit Planfeststellungsbeschluss vom 20. Dezember 2007 den Bau und Betrieb der im Ortenaukreis geplanten Hochwasserschutzmaßnahme des Landes Baden-Württemberg Rückhalteraum Elzmündung genehmigt.

Der geplante Rückhalteraum Elzmündung mit einer Fläche von 469 Hektar und mit einem Rückhaltevolumen von 5,3 Millionen Kubikmeter erstreckt sich auf Flächen der Gemeinden Kappel-Grafenhausen und Schwanau sowie Flächen, die auf deutschem Hoheitsgebiet im Eigentum der französischen Gemeinde Rhinau sind.

Rund 2.900 private Einwendungen und Stellungnahmen verschiedener Fachbehörden sind im Planfeststellungsverfahren geprüft und bei der Entscheidung bedacht worden. Die nun getroffene Entscheidung ist das Ergebnis eines langen und intensiven Prozesses. Das Landratsamt hat in seinem Beschluss unter anderem die notwendigen wasserrechtlichen und naturschutzrechtlichen Regelungen erlassen. Es hat dem Vorhabensträger in seiner Entscheidung Bestimmungen insbesondere zum Schutz der betroffenen Bürger vorgegeben. So wird das Land Baden-Württemberg zu umfangreichen Schutzvorkehrungen, wie etwa dem Bau von Brunnen für die an den Polder angrenzenden Wohngebiete verpflichtet. Darüber hinaus muss es umfassende Beweissicherungsmaßnahmen im Hinblick auf Kellervernäsung und etwa die Trinkwasserversorgung vornehmen. Auch muss das Land vor Inbetriebnahme des Polders einen umfangreichen Probetrieb sicherstellen.

Erstmals in Europa: Ein grenzüberschreitender örtlicher Zweckverband für den Betrieb eines Feuerlöschbootes am Rhein

Ereignete sich bis vor einem Jahr ein Unfall auf dem Rhein – zum Beispiel ein Schiffsbrand, das Austreten giftiger Gase, Wasserverschmutzung durch Unfall oder die Gefährdung von Reisenden auf Kreuzfahrtschiffen –, waren die einzigen einsatzfähigen Feuerlöschboote in Basel und Mannheim stationiert. Bis zu einem Einsatz im Bereich zwischen Breisach und Karlsruhe wären mindestens fünf Stunden vergangen.

Dies ist Vergangenheit, denn Ende Juni 2007 wurde das Feuerlöschboot „Europa 1“ in Betrieb genommen. Es ist im Straßburger Hafen, der im Mittelpunkt einer Zone mit zahlreichen chemischen und petrochemischen Betrieben entlang des Rheins und mit zunehmendem Verkehr von Waren und Personen liegt, stationiert.

Erstmals in Europa wurde für den Betrieb eines derartigen Feuerlöschbootes eine innovative Lösung gewählt: Ein deutsch-französischer, grenzüberschreitender örtlicher Zweckverband, der sich am Freitag, 20. April



*Das neue
Feuerlöschboot
auf dem Rhein
bei Kehl*

2007, in Straßburg gebildet hat und dem von deutscher Seite der Ortenaukreis angehört.

Der Zweckverband ist Eigentümer des Feuerlöschboots und schafft die rechtlichen Voraussetzungen dafür, dass das Feuerlöschboot seine Aufgaben erfüllen kann. Die Betriebskosten des Bootes werden je zur Hälfte durch den Ortenaukreis und die französischen Partner übernommen.

Die Idee zu einem gemeinsamen Löschboot entstand aus der seit den 80er-Jahren bestehenden Zusammenarbeit der deutschen und französischen Feuerwehren. Im Dezember 2003 stimmte die Oberrheinkonferenz dem Projekt zu. Das Boot wurde unter der Federführung des Landes Baden-Württemberg entwickelt und gebaut. An den Kosten in Höhe von 2,5 Millionen Euro beteiligten sich die Europäische Union mit dem Programm INTERREG III A mit einer Million Euro, das Land Baden Württemberg mit 750.000 Euro sowie mehrere französische Partner mit ebenfalls 750.000 Euro.

Die offizielle Schiffstaufe fand am 29. Juni 2007 statt. Schiff und Mannschaft sind seit Anfang 2008 einsatzfähig, um Menschen in Not zu retten, Brände zu löschen und bei einer Havarie Umweltverschmutzungen auf dem Rhein zu bekämpfen. Ihr Einsatzbereich erstreckt sich vom Landkreis Rastatt bis nach Breisach.

Kliniken und das Pflege- und Betreuungsheim zu einem Eigenbetrieb „Ortenau Klinikum“ zusammengeführt.

Der Ortenaukreis führte die Kliniken und das Pflege- und Betreuungsheim mit Wirkung zum 1. Januar 2007 zu einem Eigenbetrieb, nämlich dem „Ortenau Klinikum“, zusammen. Kurze Zeit später schloss sich die Stadtklinik Gengenbach dem Verbund an. Damit hat die Politik die Voraussetzungen geschaffen, die Verfolgung einer gemeinsamen Unternehmensstra-

tegie im nachhaltigen Sinne zu gewährleisten und hausübergreifende Synergien noch intensiver zu nutzen.

Die finanzielle Situation der Krankenhäuser ist nach wie vor prekär. Steigende Lohn- und Sachkosten, die Erhöhung der Mehrwertsteuer und der so genannte Sanierungsbeitrag an die Krankenkassen bringen die Kliniken in eine fiskalische Schieflage. Um dieser fatalen Entwicklung zu begegnen, schließen sich landauf, landab Kliniken zusammen, sie rationalisieren, zentralisieren und sie professionalisieren ihr Marketing. Dem hat der Ortenaukreis ebenfalls Rechnung getragen und unter dem Motto „Kompetenz im Verbund“ eine neue Konzernstrategie auf den Weg gebracht. Die Maxime, alle Häuser zu erhalten und somit die flächendeckende Versorgung der Bevölkerung zu gewährleisten, gilt nach wie vor. Die Strategie geht auf: So wurden im Jahr 2007 über 3.000 Patienten mehr stationär behandelt als im Jahr zuvor.

Mutter-Kind-Zentrum fertig gestellt

Am 4. Dezember 2007 fand nach dreijähriger Bauzeit die feierliche Einweihung der Kinderklinik am Ortenau Klinikum in Offenburg statt, an der auch Sozialministerin Dr. Monika Stolz teilnahm. Der Neubau kostete 10,5 Millionen Euro, 7,6 Millionen hat das Land beigesteuert.

Ziel war es, ein Mutter-Kind-Zentrum nach neuesten medizinischen und baulichen Gesichtspunkten zu schaffen. Die nunmehr realisierte Zusammenlegung der Abteilung für Frauenheilkunde und der Kinderklinik bietet klare Vorteile. Mit dem so genannten Wand-an-Wand-Prinzip, das heißt, dass Kreißsaal und Kinderklinik in unmittelbarer räumlicher Nähe sind, wird erheblich mehr Sicherheit für Mutter und Kind geboten. Das verbessert die Situation der Risikogeburten, die etwa 20 Prozent der Entbindungen ausmachen, ganz erheblich. Die Kinderklinik hat 43 Betten, davon sind zwölf für die Intensivbetreuung vorgesehen. In der Frauenklinik sind bis zu 40 Betten belegt.

Der Erfolg kann sich sehen lassen: Während im Jahr 2006 im Klinikum Offenburg 890 Kinder geboren wurden, sind im Jahr 2007 944 Babys dort zur Welt gekommen.

Neue Chefarzte an den Kliniken Lahr und Wolfach

Der langjährige, verdiente Leiter der gastroenterologischen Klinik der Medizinischen Abteilung am Ortenau Klinikum in Lahr, Prof. Dr. Gerhard Hans-Karl Dürr, wurde zum 28. Februar 2007 in den Ruhestand verabschiedet. Sein Nachfolger ist Privatdozent Dr. Leonhard Mohr.

Dr. Hartmut Förstner, Chefarzt der Chirurgie am Ortenau Klinikum in Wolfach, beendete seine aktive Tätigkeit zum 30. Juni 2007. In seine Fuß-

stapfen trat ein Ärzteteam: Der ehemalige Oberarzt Dr. Volker Ansorge übernahm den allgemein- und bauchchirurgischen Teil und Dr. Oliver Datz ist für die Unfallchirurgie und Orthopädie zuständig.

Weitere Zertifizierungen

Im Laufe des Jahres 2007 sind mit Offenburg und Gengenbach zwei weitere Häuser des Ortenau Klinikums nach dem KTQ-Verfahren (Kooperation für Transparenz und Qualität im Gesundheitswesen) zertifiziert worden. Somit sind alle Standorte des Ortenau Klinikums zertifiziert.

Filmloses Röntgen eingeführt

Zuerst in Offenburg und Lahr, später soll auch an allen anderen Standorten des Ortenau Klinikums das so genannte „Pacs-System“ eingeführt werden. Die Bezeichnung kommt aus der englischen Sprache und bedeutet picture archiving und communication system. Das bedeutet übersetzt papierloses Archivieren und Kommunizieren. Alle angefertigten Röntgenbilder werden elektronisch erzeugt; sie liegen als Datensätze vor und können elektronisch gespeichert und ausgetauscht werden. Dafür macht man sich die Internet-technologie zu Nutze: Über das Netzwerk der Klinik können die Bilder an jedem internetfähigen Rechner, der mit einer speziellen Software ausgestattet ist, betrachtet werden. Und das gleichzeitig: Während der Röntgenfacharzt das Bild befundet, kann es auf der Station betrachtet und zeitgleich im Operationssaal oder in der Ambulanz eine Maßnahme geplant werden. Insgesamt sind über 800.000 Euro für diese spürbare Verbesserung investiert worden.

Neuer Linksherzkathetermessplatz

Am Ortenau Klinikum in Lahr ist Anfang des Jahres 2007 ein neuer Linksherzkathetermessplatz in Betrieb genommen worden. Im Jahr 2006 wurde bei 356 Patienten mit einem akuten Herzinfarkt, die vom Notarzt oder aus den umliegenden Häusern eingeliefert wurden, sofort eine Herzkatheteruntersuchung durchgeführt und das verschlossene Herzkranzgefäß durch eine Ballonweitung wiedereröffnet. In der Kardiologie in Lahr werden jährlich an rund 2.000 Patienten, die sich nicht als akuter Notfall, sondern zur genauen Abklärung ihrer Erkrankung einfinden, Herzkatheteruntersuchungen vorgenommen.

Das Gerät hat annähernd 800.000 Euro gekostet.

Weitere Bautätigkeit in den Kliniken

Neben dem Mutter-Kind-Zentrum in Offenburg wurden im Laufe des Jahres 2007 die Chirurgischen Ambulanzen in den Ortenau Kliniken Ettenheim und Lahr umgebaut und erweitert. Außerdem wurde in Ettenheim mit den Arbeiten im Erdgeschoss Richtung Osten begonnen. Dort soll im Herbst 2008 das im Landkreis einmalige Angebot an stationärer Schmerztherapie etabliert werden.

Kreisarchiv weitet Bestände aus

Die Bestände des Kreisarchivs haben 2007 weitere kreisgeschichtlich interessante Zugänge erhalten. So wurde beispielsweise das Archiv des Ortenauer Turngaus dem Kreisarchiv zugeführt und ein interessanter Luftbildbestand erworben. Erfreulicherweise nimmt auch der Bekanntheitsgrad des Archivs weiter zu. So haben zahlreiche Kunden die Dienstleistungen des Kreisarchivs genutzt. Im Rahmen der Gemeindefacharchivpflege wurden die Stadtarchive Kehl und Rheinau beratend betreut. Am 4. Mai 2007 war das Kreisarchiv Gastgeber einer Tagung des deutsch-französischen Verbandes rheinischer Kommunalarchive.

Gesundheitsamt trifft Vorbereitungen zum Influenzapandemieplan

Im Zuge der Ausbreitung der Vogelgrippe kann auch das Auftreten einer Pandemie, also die Ausbreitung einer länder- und kontinentübergreifenden Krankheit beim Menschen, nicht mehr ausgeschlossen werden. Das Land Baden-Württemberg hat deshalb 2006 einen Influenzapandemieplan an die Landkreise übermittelt und diese aufgefordert, ihrerseits Planungen vor Ort zu beginnen. Diese Planungen konnten für den Ortenaukreis im Dezember 2007 abgeschlossen werden. Zwischenzeitlich wurde den Bürgermeisterämtern sowie den an den Planungen beteiligten Kliniken und Sanatorien ein für ihre Bedürfnisse zugeschnittener Pandemieplan zugesandt. Der Pandemieplan für den Ortenaukreis besteht aus zwei Teilen. Der erste Teil ist für die Gemeinden und interessierte Organisationen zugänglich. Der zweite Teil beinhaltet weiterführende interne Planungen und vorbereitete Formulare und Anschreiben, die im Fall einer Pandemie ergänzt und aktualisiert werden können.

Obwohl wir uns zur Zeit laut Weltgesundheitsorganisation (WHO) erst in der Pandemischen Warnperiode 3 befinden, in der es keine oder nur sehr seltene Fälle von Mensch-zu-Mensch-Übertragungen gibt, stellt eine Pandemie eine große Herausforderung an das Gesundheitswesen, die Öffentliche Verwaltung und die Infrastruktur des Kreises dar. Die durch den Plan festgelegten Maßnahmen sollen helfen, die Zahl der Erkrankungen

so gering wie möglich zu halten, die Versorgung der Kranken sicherzustellen, die Ausbreitungsgeschwindigkeit zu verlangsamen, die öffentliche Sicherheit und Ordnung zu gewähren und Wirtschaftsbetriebe und öffentliche Einrichtungen weiterhin funktionstüchtig zu erhalten. Dabei kommt den Gemeinden eine wichtige Aufgabe zu, so zum Beispiel durch die vorausschauende Planung eines Sozialnetzes, in dem alle verfügbaren Organisationen in den Gemeinden in die Patientenversorgung miteinbezogen werden.

Alle Kliniken und einige Sanatorien des Kreises wurden in der Planung berücksichtigt, da im Falle einer Pandemie damit zu rechnen ist, dass alle verfügbaren Klinikbetten belegt sein werden. Unter Berücksichtigung der Tatsache, dass nicht alle Faktoren und Eventualitäten während einer Influenzapandemie vorhersehbar sind, bietet der erstellte Plan eine solide Grundlage, um für die anstehenden Aufgaben gerüstet zu sein.

Hausschlachtung und Säcklestrecken im Harmersbachtal

Christine Fix

Früher gehörten Hausschlachtungen in unserer Gegend fast zu jedem Haushalt. Heute wird nur noch auf wenigen Bauernhöfen geschlachtet. Wie auch heute, wird hauptsächlich das Schwein in landwirtschaftlichen Betrieben geschlachtet.

Dazu wird ein Ferkel gekauft oder vom Mutterschwein selbst gezüchtet. Man füttert es mit Rüben, gekochten Kartoffeln, Brot, Milch und anderem, bis es zu einem prachtvollen Schwein herangewachsen ist. In einigen Gebieten – zum Beispiel in Mühlenbach – werden die Schweine noch im Freien gehalten oder zu bestimmten Zeiten in einen Hof (so genannter Sauhof) gelassen. Dieser Hof ist eingegrenzt, sodass die Schweine nicht abhauen können. Die Schweine haben dadurch einen Auslauf, wühlen mit der Schnauze im Dreck und wälzen sich auch gern darin. Die Schweine fühlen sich dabei wohl. Nur noch selten werden die Schweine so gehalten. Es liegt wohl auch an den zeitlichen Gründen, dass die Schweinehaltung heute nur noch in Schweineställen, -boxen vorkommt. Nach ca. einem Dreivierteljahr ist es dann soweit. Das Schwein ist fett geworden und wiegt etwa drei Zentner. In wenigen Fällen hat es je nach Fütterung ein Lebensgewicht von fünf bis sechs Zentnern, diese Schweine haben meistens sehr viel Fett. Es ist dann auch für den Metzger, der das Schwein schlachten muss, eine anstrengende Arbeit.

Das Vorbereiten und Schlachten

Wenn das Schwein ein gewisses Gewicht erreicht hat, wird der Metzger, der die Hausschlachtung durchführt, verständigt und es wird mit ihm ein Termin vereinbart. Es darf auch nicht vergessen werden, den Tierarzt wegen dem Gesundheitszustand des Schweines zu benachrichtigen (Abb. 1).

Sind diese Vorbereitungen getroffen, kann es zur eigentlichen Schlachtung kommen. Am Tag der Schlachtung wird einiges vorgerichtet: Es muss heißes Wasser bereitstehen, Zwiebeln müssen geschält sein und die Gewürze müssen vorhanden sein. Auch ein großer Zuber gehört zur Ausstattung (Abb. 2, 3).

Der bestellte Metzger bringt seine Geräte mit, z. B. den Schussapparat, Messer, Hackbeil, Fleischwolf, Wurstpresse, Gedärme und weitere Gewürze; dies legt er handgerecht bereit. Der Metzger geht in den Stall und holt das schlachtbereite Schwein mit Hilfe eines „Saugatters“ aus der Box. Das Schwein wird mit einer Waage gewogen und dann ins Freie geführt. Es

wird an einem Hinterbein mit einem Seil festgebunden. Das Seil wird an einer speziellen Öse befestigt (Abb. 4, 5).

Dann hört man einen Schuss aus dem Schussapparat, den der Metzger durch Anlegen des Schussapparates an den Kopf des Schweines abgibt. Der Metzger sticht dem Schwein mit einem Messer in den Hals (Abb. 6). Das Blut des Schweines wird aus der Wunde gedrückt, weil es sonst im Körper des Schweines gerinnt. Es wird mit einem Behälter aufgefangen und umgerührt. Es wird gekühlt, bis es später für die Blutwurst gebraucht wird. Dann wird das Schwein in eine große Holzwanne gelegt. Auf das Schwein wird Spülharz gestreut und mit heißem Wasser abgespült. Dies bewirkt, dass die Borsten des Schweines sich besser von der Haut lösen. Danach werden dem Schwein mit Hilfe einer Eisenkette die Borsten abgerieben. Wenn der größte Teil der Borsten ab ist, wird das Schwein noch einmal mit heißem Wasser abgespült und dann werden die restlichen Borsten mit einem Schaber entfernt (Abb. 7). Anschließend werden die Fußnägel herausgezogen und das Schwein wird nochmals mit heißem Wasser abgespült.

Nun wird dem Schwein der Kopf abgeschnitten (Abb. 8). Und der Körper wird an einer Leiter gegen die Wand gelehnt (Abb. 9). Wenn das erledigt ist, wird das Schwein aufgeschnitten. Die Gedärme werden in einen Eimer gelegt, denn meistens werden sie nicht verwendet (Abb. 10). Dann wird das Schwein in zwei Hälften geteilt (Abb. 11, 12). Eine Hälfte wird zur weiteren Verarbeitung auf einen Tisch gelegt. Der Metzger fragt nun die Besitzer des Schweines, was sie aus dem Schwein alles haben möchten. Man kann jetzt Schnitzel, Bratenfleisch, Speck, Schwarz-, Leber-, Brat-, Blutwurst, Lyoner, Rippchen etc. fertigen lassen. Die Teile des Kopfes (Schnauze, Kinnbacke, Kopfstücke) werden in einem Kessel gekocht und dann später z. B. zur Leberwurst verarbeitet (Abb. 13). Die Schwarte wird abgezogen und wird ebenfalls in einem Kessel gekocht; später wird sie klein geschnitten und mit dem gekühlten Blut zur Blutwurst verarbeitet (Abb. 14).

Dann wird das Fleisch ausgelegt und nach einem Tag zu Portionen geschnitten. Die fertigen Bratwürste werden zum Trocknen auf eine Stange gehängt und kommen nach ein oder zwei Tagen in die Räucherkammer. Die Schwarz- und Leberwürste, die in Därmen verarbeitet werden, müssen bei ca. 80 Grad abgekocht werden (Abb. 15). Nach ca. eineinhalb Stunden werden die Würste herausgenommen und zum Trocknen und Abkühlen einen Tag ausgelegt. Dann werden sie ebenfalls auf einer Stange aufgehängt und kommen in die Räucherkammer.

Die Blut-, Leber- und Bratwürste können ebenfalls in Gläser abgefüllt werden. Man muss sie zwei Stunden lang abkochen, dann werden die fertigen Gläser gelagert. Je nach Wunsch kann Rollschinken in Gläser abgefüllt werden. Der Speck, Rippchen, Kinnbacken usw. kommen in einen Behälter und werden mit Gewürzen und Salz vom Metzger eingelegt. Die eingelegten Teile müssen täglich mit dem gezogenen Wasser abgespritzt wer-

den. Das ist wichtig für die Haltbarkeit und für die richtige Würze. Nach ca. acht bis zehn Tagen werden die gewürzten Teile wie Speckseiten und Rippchen usw. durchstochen und mit Schnüren an einem Stab befestigt und in der Räucherammer aufgehängt. In der Räucherammer wird am besten Rauch mit Sägemehl entwickelt.

Es sind mehrere Räucherungen nötig, um den Speck, den Würsten etc. die richtige Würze und Haltbarkeit zu geben. Nach einigen Tagen kann man dann die Würste an die Luft bringen und lufttrocknen. Beim Speck dauert es ein wenig länger. Nachdem alle Räucherungen beendet sind, kann man den Speck und die Würste als altbewährtes Bauernvesper essen. Besonders in Landgasthäusern und Vesperstuben werden für Wanderer Speck und Würste angeboten. Ich wünsche allen Genießern von Speck, Most und Brot einen guten Appetit.

Das Säcklestrecken

Nachdem die Arbeiten des Metzgers beendet sind und die Nacht einbricht, kam es früher zum Säcklestrecken. Diesen Brauch trifft man heute nur noch selten an. Zuerst muss man wissen, wo geschlachtet wird. Wenn man das weiß, trifft man sich mit anderen, weil es alleine nicht so viel Spaß macht. Man benötigt dazu einen langen Stab. Mit einer Schnur wird ein Säckchen an dem Stab befestigt. In das Säckchen kommt ein Spruch bspw.:

„Guten Abend Ihr Metzgersleut!
Ich hab gehört, Ihr habt geschlachtet heut
Ein fettes Schwein,
da möchte ich auch gerne dabei sein.
Ich möchte ein Stück Speck
Vom Kopf bis zum Wedel hinweg.
Und ein Rippach,
dass ich kann steigen vom Boden aufs Dach,
eine Bratwurst, die dreimal um den Ofen herumgeht,
zum Fenster hinaus, zur Tür herein,
das muss eine tapfere Bratwurst sein!
Ein paar Schinken,
damit ich kann heimklinken,
und ein Grieben,
damit ich kann meine Witze ausüben.
Ich bin der Hans Red
Und wer herauskommt, den werf ich in den Dreck.“

Jetzt schleichen sich die Säcklestrecker zum Haus der Metzgersleut und suchen ein Plätzchen, wo sie das Säckchen wieder gut holen können. Am

Dr. Wolf-Dieter Gäßler -prakt. Tierarzt- Bergstr. 8 77746 Zell a.H.	Sprechzeiten: Mo.-Fr. 11.30-14.30 Uhr Mo., Mi., Fr. 17.00-18.00 Uhr Sa. 12.00 Uhr und nach Vereinbarung
--	---

Tel. 07825-5640
Fax. 07825-54329
Ans. 0361-3718555

Ihr Tierarzt informiert Nr.3/95
An alle Metzger, Landwirte und Schlächter

Sehr geehrte Kundschaft,

Bitte helfen Sie mir, die Schlachtier- und Fleischuntersuchung so einfach und effektiv wie möglich zu gestalten: wenn der Schlachtzeitpunkt feststeht, rufen Sie bitte gleich bei uns an oder faxen Sie uns. Das sollte mindestens 48 Stunden vor Schlachtbeginn sein. Der Metzger sollte den Landwirt daran erinnern! Der Schlachtier + Fleischuntersuchung unterliegen auch Schaf und Ziegen!

Machen Sie bitte folgende Angaben:

- ✓ Wer schlachtet? (Name, Vorname, Straße, Ort, Tel.Nr. für Rückfragen)
- ✓ Wann wird geschlachtet? (Datum, Zeitpunkt des Schlachtbeginns)
- ✓ Wo wird geschlachtet? (genaue Adresse)
- ✓ Wo wird das Tier zur Lebensbeschau? (genaue Adresse)

Die Kilometergebühren können durch genaue und rechtzeitige Angaben vermindert werden.

Wer außerhalb der festgesetzten Beschauezeiten trotzdem schlachtet, muß mit höheren Gebühren rechnen.

Auf Anordnung des Landratsamtes sind die Schlachtgebühren sofort zu kassieren. Bitte halten Sie deshalb das Geld am Schlachtort bereit. Geld die Rechnung von mir unbezahlt am Landratsamt zurück, erhebt dieses bereits Mahngebühren. Das sollten insbesondere die Kunden beachten, die in Metzgereien schlachten und bei der Beschau nicht anwesend sind! Bitte denken Sie darüber nach, ob Sie mir die Genehmigung erteilen, die Fleischbeschaugebühren über Lautschrift einzutreiben, wie es zum großen Teil in allen Gemeinden praktiziert wurde.

Fragen oder Beschwerden bitte direkt an das Veterinäramt Zell richten, Tel.07821-23263 oder 37133, oder aber das Ministerium für landw. Raum in Stuttgart Tel.0711-1260 anrufen.

Beschauezeiten an Werktagen:

Mo - Fr.	7.00-17.00 Uhr
Sa.	7.00-14.00 Uhr

Mit freundlichen Grüßen,
Dr. Wolf-Dieter Gäßler

Abb. 1

besten ist es, wenn die Metzgersleut keinen Hund haben, weil der Hund das Anschleichen der Säcklestrecker bemerken könnte, und er würde sofort anfangen zu bellen. Nun wird das Säckchen mit dem Stab an die Tür oder

an das Fenster gelegt und es wird auf sich aufmerksam gemacht. Die Säcklestrecker verstecken sich nun und beobachten das Säckchen, ob jemand es ins Haus holt. Jetzt kann es sehr lange dauern, bis das Säckchen wieder an seinen Platz zurückgestellt wird. Für die Säcklestrecker gilt nun, dass sie unbeobachtet an das gefüllte Säckchen kommen und es holen können. Für die Metzgersleut heißt es, das Säckchen im Auge zu behalten, damit sie die Säcklestrecker erwischen können. Für die Beteiligten ist es eine Mordsgaudi.

*Abb. 2**Abb. 3*



Abb. 4



Abb. 5



Abb. 6



Abb. 7



Abb. 8



Abb. 9



Abb. 10



Abb. 11



Abb. 12



Abb. 13



Abb. 14



Abb. 15

Mein Vater erzählte mir eines seiner Erlebnisse vom Säcklestrecken. Mein Vater und zwei seiner Freunde haben bei ihrem Kamerad Helmut vor ein paar Jahren Säckle gestreckt. Dazu fuhren sie mit dem Auto nach Biberrach und stellten das Auto etwas abseits ab. Zu Fuß gingen sie dann zu dem Haus der Metzgersleut. Das Haus hatte einen Treppenaufgang und darunter befand sich der Keller. Von weitem sahen sie, dass die Kellertür geöffnet war, also eine günstige Gelegenheit. Nach kurzer Absprache wurde entschieden, dass Reinhard die Aktionen aus einiger Entfernung beobachtet und leitet, während mein Vater und August das Säckchen an die Tür stellten und im Keller warteten. Als das Säckchen eine Zeit lang dalag, hörten sie, dass die Haustür aufging und das Säckchen ins Haus geholt wurde. Nach einer Weile hörten sie, dass die Tür sich wieder öffnete und das Säckchen rausgestellt wurde. Nun mussten sie aktiv werden, aber es kam alles anders als geplant. August wollte das Säckchen holen. In seinem Übereifer jedoch stolperte er über einen Eimer. Es hagelte und klepperte und August lag im Keller, das Licht ging an und es war aus mit dem Säcklestrecken. Sie wurden von den Metzgersleuten zum Essen und Trinken eingeladen. Als sie sich in der Wohnung trafen, war das Gelächter über das Unglück groß, weil August wie ein Kaminfeger aussah. Beim Sturz im Keller stieß er die Eimer um, in denen sich Asche befand, und sah nun dementsprechend aus. In der Wohnung ging es dann gemütlich zu. Sie bekamen Kesselfleisch, heiße Bratwürste mit gerösteten Zwiebeln, Sauerkraut, Bauernbrot und Most. Eine deftige Mahlzeit!

Die Hände wurden ihnen allerdings nicht wie früher auf den Rücken gebunden und sie mussten auch nicht alles aufessen. Helmut holte sein Akkordeon heraus und es wurde gesungen und gelacht. So ging ein schöner Säcklestreckerabend zu Ende.

Heute wird diese Tradition nicht mehr durchgeführt, weil die Leute für solche Traditionen kaum mehr Interesse zeigen. Vielleicht liegt es aber auch daran, dass ein Überangebot an Speisen und Getränken vorliegt und so jeder Haushalt gut versorgt ist.

Dieser Aufsatz entstand beim jährlich stattfindenden Bildsteinwettbewerb der neunten Hauptschulklassen des Bildungszentrums Ritter von Buß, Zell-Harmersbach und wurde mit einem Buchgutschein prämiert.

Die Redaktion

Die Mikwe von Besalú (Katalonien): Ein Argument zur Datierung der mittelalterlichen Mikwe in Offenburg

Im Herbst 2003 hat Monika Porsche das Offenburger Judenbad (Mikwe) bauhistorisch untersucht und die Ergebnisse 2004 publiziert.¹ Im Gegensatz zu allen bislang bestehenden Meinungen kam die Autorin zum Schluß, die Mikwe sei nicht im 13./14. Jahrhundert, sondern erst im 16. oder 17. Jahrhundert entstanden. Mehrmals ist mittlerweile dieser spekulativen Ansicht widersprochen worden. Die Autoren des Offenburger Stadtkatasters etwa stellten fest, es handle sich bei dieser These in Anbetracht des Fehlens einer jüdischen Gemeinde in Offenburg in diesem Zeitraum um eine wenig wahrscheinliche Datierung.²

Die Offenburger Mikwe weist allein schon in ihrer romanisch-wuchtigen Ästhetik auf die Zeit des 14. Jahrhunderts hin, in dem oben über Tage die Judengasse und die „Juden-schul“ bezeugt sind. Schon in der ersten Publikation über das 1857 zufällig entdeckte Bad war 1858 zu lesen gewesen: „Im Gegentheile deutet die etwas künstliche Umformung des zu unterst quadratischen Schlotens weiter oben in kreisrunde Form auf das deutsche Mittelalter hin.“³ Und Wingenroth hielt 1908 dafür: „Während das Speierer Bad wohl dem Ende des 12. oder Anfang des 13. Jh. angehören dürfte, scheint mir den frühgotischen Konsolen, den Rippen nach, mit der doch noch durchgehenden Verwendung des Rundbogens, unser (Offenburger) Monument in das Ende des 13. Jh. zu gehören, also etwa 50 bis 60 Jahre vor



Besalú, Katalonien, Blick über die romanische Brücke zur Stadt



*Hinweisschild am Eingang
zur Mikwe*

der definitiven Judenaustreibung.“⁴ Für 1338 werden drüben in Straßburg zwei Juden „von Offenburg“ genannt. Und schließlich ist das brutale Zeugnis vom Feuertod der Offenburger Juden im Pestpogrom 1349 ein letzter Beweis für die Anwesenheit von Juden im Herz der Stadt Offenburg. Für das 17. Jahrhundert dagegen, als nach Frau Porsches Meinung die Mikwe gebaut worden sein soll, sind nur vorübergehend Schutzjuden für einige Jahrzehnte aus den umliegenden Gemeinden in Offenburg nachweisbar. Den technisch anspruchsvollen Tiefbau einer Mikwe auf eigenem Grund und Boden kann man sich unter solchen Bedingungen nicht vorstellen. Dagegen ist der Einbau eines Brunnens im damals stets grundwasserführenden Judenbad in jenen Jahren realisiert worden. Die Ziegelsteine im Mauerwerk dieses Rundbrunnens (der bei der Restaurierung des Bades entfernt wurde und oben im Eingangsbereich steht) finden sich auch oben im Schacht über der Mikwe wieder. Den Umbau einer Mikwe zum Brunnen vollzog man damals auch drüben in Straßburg. Dort hat man 1868 eine Mikwe entdeckt, die aus der Zeit vor 1349 stammen mußte und die später nach der Vertreibung der Juden ebenfalls zu einem Brunnen umgestaltet wurde.⁵

Ein weiteres Argument zur Datierung der Offenburger Mikwe sei im Folgenden vorgetragen.

Besalú in Katalonien, ein imposantes mittelalterliches Städtchen (2200 Ew.), das als Ensemble mit seiner romanischen Brücke unter Denkmalschutz steht, besaß bis zur Vertreibung der spanischen Juden 1492 eine jüdische Gemeinde. Die Judengasse bildete ihr Zentrum mit der Synagoge, deren Bau den Juden 1264 per königlichem Dekret erlaubt worden war. Nach der Vertreibung lebten bis in die Neuzeit keine Juden mehr hier wie im gesamten Land, die sakralen Gebäude verfielen, wurden zerstört oder anderweitig genutzt. Erst 1964



Nach Osten ausgerichtetes Fenster der Mikwe

Fotos: Ruch



Wasserbecken

wurde die mittelalterliche Mikwe zufällig in jenem Bezirk wieder entdeckt, wo sich die Synagoge (deren Überreste man im Jahr 2002 entdeckte) befunden hatte. Rabbiner aus Paris und Perpignan untersuchten das Bad und kamen einmütig zum Ergebnis, daß es sich hier um eine Mikwe handle, die einzige in Spanien! Ihr „lebendes“ Wasser erhielt sie über Zuleitungen aus dem Rio Fluvià, der die Stadt umfließt. Seither hat die Gemeinde Mikwe und Judenviertel kontinuierlich renoviert und touristisch erschlossen. Hinweisschilder, regelmäßige mehrsprachige Führungen und Vorträge vermitteln dieses kulturelle Erbe sehr effizient und erfolgreich. Die jüdische Geschichte ist bestens im Stadtmarketing integriert.

Beim Besuch der Besalú-Mikwe fällt sofort eine Ähnlichkeit mit der Offenburger Mikwe ins Auge: ein langer, enger Treppenschacht mit 22 Stufen führt auch hier zum eigentlichen rechteckigen Wasserbecken hinunter, das mit acht Stufen ausgestattet ist (in Offenburg sind es sieben). Ein schmales Schießschartenfenster nach Osten ermöglicht den Lichteinfall. Die vorhandenen Nischen dienen wohl der Kleiderablage. Auch rechteckige Aussparungen in den Wänden sind – wie in Offenburg – vorhanden: möglicherweise konnten hier Zwischenböden auf Balken aufgelegt werden.

Es scheint sich hier also um einen Mikwentyp zu handeln, der im Hochmittelalter in Spanien und in Deutschland vertreten war. Da der mittelalterliche Offenburger Mikwentyp in Deutschland selbst keine Entsprechungen hat, können Beispiele wie das vorgestellte aus Spanien zur Sicherung der Datierung herangezogen werden.

Martin Ruch



Treppenschacht zur Mikwe

Literatur

- 1 Porsche, Monika: Die Offenburger Mikwe. Ergebnisse der bauhistorischen Untersuchung. In: *Badische Heimat* 84, 2004, 240–253.
- 2 Jenisch/Gutmann: *Archäologischer Stadtkataster*, Bd. 33. Stuttgart, 2007, 131.
- 3 Generalbericht der Direktion des badischen Alterthumsvereins über Wirken und Gedeihen der Gesellschaft seit ihrer Gründung im Mai 1844 bis heute (Mai 1858), erstattet vom Vereinsdirektor Aug.von Bayer. Karlsruhe, 1858, 81–82.
- 4 Wingenroth, Max: *Die Kunstdenkmäler des Kreises Offenburg*. Tübingen, 1908, 521.
- 5 vgl.: Heuberger, Georg (Hrsg.): *Mikwe. Geschichte und Architektur jüdischer Ritualbäder in Deutschland*. Frankfurt, 1992, 40.

Neue Literatur

Jenisch, Bertram / Gutmann, Andre: Archäologischer Stadtkataster Offenburg. Hrsg. v. Regierungspräsidium Stuttgart, Landesamt für Denkmalpflege, in Verbindung mit dem Regierungspräsidium Freiburg und der Stadt Offenburg. Stuttgart, 2007, 180 S., viele Abb., 5 Karten.

Der Archäologische Stadtkataster Baden-Württemberg untersucht jene etwa 300 Städte des Landes, die bereits im Mittelalter und teilweise schon in römischer Zeit bestanden haben. Den im Boden überlieferten Spuren kommt innerhalb der historischen Siedlungsareale eine herausragende Bedeutung als Geschichtsquelle zu. Voraussetzung für Schutz und Erhalt dieser Kulturdenkmale ist eine möglichst umfassende Kenntnis über Lage und Bedeutung der archäologisch relevanten Flächen.

Grabungen der jüngsten Zeit haben in Offenburg neue Erkenntnisse zur frühen Geschichte der Stadt erbracht. In diesem Kataster sind sie zusammengefasst, und neben der römisch-alemannischen und vorstädtischen Besiedlung kann nun auch die Entwicklung des mittelalterlichen Stadtbildes präzisiert werden. Die Lage des römischen Kastells wird vorgestellt und alle bisherigen Spekulationen werden ad acta gelegt. Die Marktgründung wird mit schlüssigen Argumenten an der Langen Straße lokalisiert. Erst das 13. Jahrhundert, so die Autoren, sah die Stadterweiterung nach Westen mit Anlage der Hauptstraße und der Verwaltungsgebäude.

Der Kataster enthält wichtige Aussagen zur Entstehung der Stadt und begründet sie plausibel. Es schließt sich ein Ka-

talog der 82 archäologischen Fundstellen im Stadtgebiet Offenburg an, der mit einem Katalog realer oder nur noch archaisch belegter Objekte ergänzt wird. Besonders in diesem Teil ist die immense Quellenarbeit der Autoren in den Gerichts- und Ratsprotokollen des Stadtarchivs zu würdigen. Eine wichtige Quellen- und Literaturliste zur Stadtgeschichte ist beigelegt.

Es bleiben kleine Schönheitsfehler, die den Wert dieser Arbeit aber in keiner Weise beeinträchtigen: Das abgegangene mittelalterliche „Kinzigdorf“ an der Okenstraße hat nichts mit der heutigen „Kinzigvorstadt“ an der Kronenwiese zu tun (Anm. 15, S. 22). Die „alte Ansicht“ des Franziskanerklosters (Abb. 48, S. 126) zeigt nicht dieses, sondern das Benediktinerkloster Schuttern (siehe Kirchenführer Schuttern), eine Ansicht des Offenburger Klosters vor der Säkularisation existiert nicht. Und schließlich handelt es sich bei dem Offenburger Ölberg nicht um eine „seitenverkehrte und verkleinerte Kopie“ des Straßburger Ölbergs (S. 125), wenn dies auch unkritisch und scheinbar ohne genauen Vor-Ort-Vergleich immer wieder in der Literatur seit Jahren behauptet wird: Die plastischen spätgotischen Ölberge am Oberrhein gehen auf grafische Vorlagen, die meisten vor allem auf Schongauer zurück. Der Straßburger Ölberg ist zudem seit seiner Entstehung 1498 mehrmals umgesetzt und dabei verändert worden, bis er seinen jetzigen Standort im Münster gefunden hat. In situ verblieben ist dagegen der Offenburger Ölberg.

Martin Ruch

Caroli, Walter / Caroli, Heinrich: lieb vndt leid theilen. Die Carolis in fünf Jahrhunderten. Ein Beitrag zur Lahrer Stadtgeschichte. Lahr, 2008, 468 S., viele Abb.

Eine beispielhafte Familienchronik und zugleich eine Ortenauer Kultur- und Geistesgeschichte! Allein schon das historische Bildmaterial und die zahlreichen Faksimiles, Briefköpfe und Handschriften machen das Buch zur interessanten Quelle. Doch sind es vor allem die fundierten Archivrecherchen und kompetent geschriebenen Kommentare, die einem die 500-Jahre Genealogie der Familie Caroli zum Leseerlebnis werden lassen. Überraschende Funde sind auch dem Kundigen anzuzeigen, etwa die Existenz zahlreicher Krankenakten der Tötungsanstalt Grafeneck im Bundesarchiv in Berlin. Damit beginnt das Werk: mit der Lebensgeschichte von Elfriede Caroli (1909–1940), die im Rahmen der Euthanasie-Morde getötet wurde. 2006 setzte ihr der Künstler Gunter Demnig im Beisein der Familie Caroli einen „Stolperstein“ vor ihrem Lahrer Wohnhaus. Als Mahnung für Menschlichkeit, Gerechtigkeit und Demokratie haben die Autoren diesen Einstieg in die Geschichte gewählt, die im folgenden weitere zahlreiche und überraschende Funde und Themen bietet. Den Lahrer Zweig der Caroli begründete 1650 der Pfarrer an der evangelischen Stiftskirche, Christoph Caroli. Zuvor war er mitten im Krieg ab 1641 Feldprediger in Benfeld gewesen. Visitationsakten, Predigttexte und andere Dokumente machen gerade diesen Teil zur spannenden Lektüre, und nicht nur, weil aus einer Predigt des unbeugsamen Pfarrers zitiert wird, „dass Fürsten und Herren die Untertanen so beschwerten, dass jeder Winkel und jedes Scheißhaus Steuern zahlen müsse.“ Pfarrer Carolis Lahrer Zeit ist auch die Zeit Grimmelshausens - vielleicht lassen sich aus den Dokumenten über den Pfarrer auch weitere Schlüsse zum Gaisbacher Wirt ziehen? Der Obrist Hans Reinhart von Schauen-

burg tritt jedenfalls auf in einer der sittenstrengen Prdigten Carolis gegen die Faschnachtsauferei. Das hervorragend ausgestattete Werk sei also nicht nur den Lahrer Geschichtsfreunden dringend zu Genuss und Studium empfohlen!

Martin Ruch

Coenen, Ulrich: Von Aquae bis Baden-Baden. Die Baugeschichte der Stadt und ihr Beitrag zur Entwicklung der Kurarchitektur. Herausgegeben mit Unterstützung der Stadt Baden-Baden. Mainz, 2008. 680 S., rund 440 Abb.

Eine wissenschaftliche Lücke schließt der Bauhistoriker Ulrich Coenen mit diesem Werk. Eine zusammenfassende Baugeschichte der bekannten Kurstadt – im 19. Jahrhundert „Weltbad“ – gab es bislang noch nicht. Ulrich Coenen hat nun die Baugeschichte Baden-Badens von den römischen Ursprüngen bis zu zeitgenössischen Bauten wie dem aufsehenerregenden Museum Frieder Burda von Stararchitekt Richard Meier aufgearbeitet. Das 680 Seiten starke Buch entstand in einem Zeitraum von rund acht Jahren, das Studium des umfangreichen Quellenmaterials in vielen Archiven gehörte für den Autor ebenso dazu wie Exkursionen, die ihn in bekannte Kur- und Badeorte in Europa führten. Daraus resultiert auch die Wertigkeit der Publikation, denn sie betrachtet die Baugeschichte Baden-Badens nicht isoliert, sondern versucht sie in einen europäischen Zusammenhang zu stellen: Welche Impulse beeinflussten die Architektur der Kur- und Residenzstadt, was strahlte von Baden-Baden aus. Damit schafft das Buch den Spagat, „mehreren Herren“ gleichzeitig zu dienen: dem interessierten Laien wie dem Wissenschaftler. Mit großer Fachkenntnis und vor allem mit der notwendigen, kritischen Distanz beleuchtet der promovierte Bauhistoriker Coenen die Entwicklung der Kurstadt und scheut sich nicht, die Bau-

sünden der Zeit nach dem 2. Weltkrieg (Abriss des Augusta-Bads, „autogerechte Stadt“) aufzuzeigen.

Dank der übersichtlichen und logischen Struktur sowie der Gliederung nach Epochen lässt sich das Buch sehr gut analog zu den individuellen (historischen) Interessen lesen und macht nicht zuletzt Lust, die faszinierende Stadt Baden-Baden bei einem Besuch zu erkunden. Wer dann tiefer in die Materie einsteigen will, findet in der ausführlichen Bibliographie hunderte von weiterführenden Titeln bis ins aktuelle Erscheinungsjahr 2008.

Jörg Seiler

Herbst, Erich: Zeugen der Vergangenheit. Bildstöcke, Kreuze, Gedenksteine der Gemeinde Nordrach. Hrsg.: Historischer Verein für Mittelbaden, Mitgliedergruppe Nordrach. 2006, 113 S.

Das Buch stellt in Bild und Text von den religiösen Kleindenkmalen 65 Bildstöcke und Wegkreuze vor; dazu kommen noch einige andere Kleindenkmale wie Totengedenkmale.

Nordrach zeigt einige Besonderheiten in der Gestaltung seiner Kleindenkmale. Mehrfach ist der gekreuzigte Christus als Halbr relief dargestellt; auch der Kirchenpatron St. Ulrich erscheint auf zwei Bildstöcken in dieser Art. Zwei Bildstöcke zeigen die Leidenswerkzeuge, die im Neuen Testament beim Kreuzweg Christi und seiner Kreuzigung beschrieben sind. Wir finden diese Darstellung sonst fast nur bei den relativ seltenen Arma-Christi-Kreuzen. Einige der 46 Bildstöcke fallen durch eine große breite Nische, die mit einer verglasten Tür versehen ist, auf; sie können ebenfalls als eine Besonderheit von Nordrach gelten. Bemerkenswert ist ein Holzkreuz mit reichem Rebschmuck. Einige Aufnahmen hätten gewinnen können, wenn man auf günstigere Lichtverhältnisse geachtet hätte.

Gernot Kreutz

Kapff, Dieter / Wolf, Reinhard: Kulturgeschichte am Wegesrand. Kleindenkmale in Baden-Württemberg. Stuttgart, 2008. 190 S.

Kulturgeschichte am Wegesrand – ein gelungener Titel, dem das Buch mit der Darstellung von über 300 kleinen kulturellen Schätzen in Bild und informativem Text nachkommt. Etwa 270 Objekte betreffen Kleindenkmale im deutschen Südwesten, wobei auf Grenzzeichen mit unterschiedlichsten Funktionen und Eigenschaften knapp ein Viertel der Abbildungen fällt. Die kleine alltägliche Kulturgeschichte wird durch Kleinode vielfältiger Art geprägt. Deshalb haben die Autoren nicht nur die Kriterien eines Kleinodmals (= ortsfeste, frei stehende selbständige Gebilde) zugrunde gelegt, sondern den Begriff weiter gefasst; manchmal wohl zu weit, wenn Naturdenkmale oder Steinbrüche, Trockenmauern und andere durch den Menschen bedingte Geländeformen vorgestellt werden. Auf das Kapitel über Postbriefkästen (als Replikate) hätte man verzichten sollen. Auch wenn die Auswahl der Kleindenkmale nicht repräsentativ ist, wie es die Autoren einräumen, wird zum einen ein recht guter Überblick über die Kleindenkmallandschaft geboten und zum anderen werden mit Hintergrundinformationen einzelne dieser Male „zum Sprechen“ gebracht.

Spannend ist die Darstellung der teuer erkauften Freiheit von der Leibeigenschaft: Wer war damals nun besser dran – Baden oder Württemberg? – In dem Kapitel über den Wald mit seinen Erinnerungsmalen (Ereignisse und Personen nebst ihrem Wirken) erfahren wir etwas von der Wirtschafts- und Sozialgeschichte aus dem 18. und 19. Jahrhundert.

Aus dem einführenden Kapitel „Grenzen“ sind besonders die Ausführungen über Sonderrechtssteine – betreffend Weiderecht, Pürsch, Zehnt, Geleitschutz – hervorzuheben. Der auf S. 25 abgebildete Dreimärker, der 1792 gesetzt wurde, zeigt auf der Seite von Staffort kein M sondern

ein ehemaliges Dorfzeichen. Ansonsten steht M nur in Württemberg für Markung, in Baden lesen wir G(emarkung). - In dem ansprechenden Abschnitt über Wirtshaus- und andere Schilder erfahren wir, dass diese früher die Funktion eines Rechtszeichens gehabt haben – also in erweitertem Sinn als Rechtsmale gelten können.

Von den religiösen Kleindenkmalen haben neben den Bildstöcken die ein-drucksstarken Arma-Christi-Kreuze (mit zehn Abbildungen) eine ausführlichere Würdigung erhalten. Diese Kreuze tragen Gegenstände, die beim Kreuzweg Christi im Neuen Testament vorkommen oder dazugehören. In diesem Kapitel ist eine Reihe von Formulierungen missverständlich und mit einem Fragezeichen zu versehen oder gar falsch, z. B. „Maria, die die Erbsünde getilgt hat“. Das Schwert mit dem abgehauenen Ohr ist Petrus und nicht Paulus zuzuordnen.

Im Kapitel über die Totengedenkmale wird auf Gefallendenkmale lediglich hingewiesen; denn sie „sind so zahlreich und ... unübersehbar, dass auf diese Kleindenkmale nicht eigens aufmerksam gemacht werden muss.“ – Der häufig zu hörende Name „Schwedenkreuz“ ist nicht auf bestimmte Landstriche (S. 84) beschränkt, sondern ist oft die zugeschriebene Bezeichnung für ein niederes Steinkreuz, etwa ein Sühnekreuz, im Sinn einer Erinnerung an eine schreckliche Tat, wie sie auch in Kriegszeiten massenweise vorgekommen ist.

Bei den Erinnerungsmalen aus neuerer Zeit sind diejenigen, die aufgrund einer Flurneuordnung entstanden sind, insofern bemerkenswert, als diese öfter leider zur Beseitigung historischer Marksteine beigetragen hat. – Auf S. 106 ist auf dem Erinnerungsmal von 1989 Herztal zu lesen; es steht auf Gemarkung Oberkirch-Nußbach.

Die regionale Verbreitung der Kleindenkmale ist insgesamt in dem Buch ausgewogen dargestellt. Zahlenmäßig sind der Ortenaukreis und der Kreis Rastatt be-

vorzugt. Zu kurz gekommen ist vor allem die Region nördlich vom Bodensee und vom Hochrhein. - Für alle, die sich mit Kleindenkmalen befasst haben, ist das Werk ein Gewinn. Beide Verfasser haben zum gleichen Thema schon 2000 ein Buch veröffentlicht (Rezension in „Die Ortenau“ 2000). Alle Kleindenkmale mit ihren Abbildungen entstammen in diesem Buch einer neuerlichen Auswahl. – Ein kleines Literaturverzeichnis der vorwiegend benutzten Literatur (z. B. über Brunnen, Arma-Christi-Kreuze, Verkehrsmaile) wäre nützlich gewesen. Im Ortsregister hätte durch Fettdruck von Seitenzahlen auf die Abbildungen hingewiesen werden können.

Für diejenigen, die sich zum ersten Mal den Kleindenkmalen am Wege annehmen wollen, wäre es besser gewesen, wenn man zugunsten weiterer Abbildungen bzw. anderer Kategorien von Kleindenkmalen auf einige sehr weitläufige Textabschnitte verzichtet hätte. Vermisst werden bei den religiösen Kleindenkmalen die große Vielfalt der Wegkreuze sowie die Hausfiguren. Die niederen Steinkreuze hätten einen eigenen Abschnitt verdient, wie auch die vorwiegend im altwürttembergischen Bereich aufgestellten Ruhebänke. – Alles in allem ist dies neue Buch eine Bereicherung im Sinne des sich – wohl – anbahnenden Bewusstseinswandels im Hinblick auf das Wertschätzen und Bewahren unserer gewachsenen Kulturlandschaft.

Gernot Kreutz

Landesarchiv Baden-Württemberg (Hg.): Archiv der Freiherren Roeder von Diersburg. Urkundenregesten 1310-1812. Bearbeitet von Martin Burkhardt und Konrad Krimm, Kohlhammer Stuttgart 2007, 220 Seiten. – Landesarchiv Baden-Württemberg (Hg.): Archiv der Freiherren von Schauenburg Oberkirch. Urkundenregesten 1188-1803. Bearbeitet von Magda Fischer, Kohlhammer Stuttgart, 2007, 1053 Seiten.

Im Rahmen seiner Reihe „Inventare der nichtstaatlichen Archive in Baden-Württemberg“ hat das Generallandesarchiv Karlsruhe zwei Archivverzeichnisse (Inventar) von Ortenauer Adelsarchiven herausgegeben. Das erste Inventar enthält die Urkundenregesten des Archivs der Freiherrn Roeder von Diersburg und ist zum 750. Ortsjubiläum des Ortes Diersburg erschienen. Das zweite Inventar beinhaltet die Urkundenregesten aus dem Archiv der Freiherrn von Schauenburg Oberkirch. Die beiden Adelsfamilien hatten ihre ältesten Unterlagen beim Landesarchiv deponiert, damit das Familienarchiv dort fachgerecht verwahrt und der historischen Forschung zur Verfügung gestellt wird. Diesem Zweck dienen auch die vorliegenden neuen Urkundeninventare.

Die Freiherrn Roeder von Diersburg entstammen einem alten Reichsrittergeschlecht, das bis zu seiner Mediatisierung 1806 auch Landesherr über den Ort Diersburg war. Auch in Hofweier und Niederschopfheim hatten die Freiherren Besitzungen. Insofern ist die Geschichte der Familie mit der Geschichte Hohbergs untrennbar verbunden. Auch waren sie zeitweilig im Elsaß und in der Stadt Straßburg begütert. Die Freiherrn von Schauenburg nennen sich nach der Burg Schauenburg und sind bis heute im Oberkircher Ortsteil Gaisbach begütert. Auch sie sind ein altes Reichsrittergeschlecht und waren bis 1806 Landesherrn über Gaisbach. Zudem waren sie im Renchtal begütert und haben die Geschichte Oberkirchs und der Ortenau wesentlich mitgeprägt. Beide Freiherrenfamilien gehörten der Ortenauer Reichsritterschaft an und sind fester Bestandteil der regionalen Geschichte. Ihre Mitglieder pflegten zudem Beziehungen zu anderen Herrschaftsfamilien und traten wiederholt in auswärtige Dienste. Die Geschichte der beiden Adelsfamilien kann insofern für alle Heimatforscher innerhalb und außerhalb der Ortenau von Interesse sein.

Das jeweilige Archivinventar beschränkt sich dabei nicht nur auf die reine

Aufzählung der Urkunden, die im Generallandesarchiv Karlsruhe liegen. Einleitend erhalten die Leser zunächst einen kurzen Abriss über die Familien- und Besitzgeschichte der Freiherrn, die sich im Archivbestand widerspiegelt. Anschließend beschreiben die Bearbeiter die Archiv- und Ordnungsgeschichte und erläutern den Zustand sowie die archivische Bearbeitung des Urkundenbestands. Wer sich mit der Verzeichnung von Archivalien befassen will, erhält dabei eine kleine Einführung. Im Hauptteil werden die Urkunden (mit Signatur) nicht nur chronologisch aufgelistet, sondern auch inhaltlich erläutert: Wie bei Urkundenregesten üblich, wird der Urkundeninhalt zusammengefasst beschrieben und die äußere Ausfertigung (Beschreibstoff, Siegel) erläutert. Diese Inhaltsangabe erleichtert es den Heimatforschern, erste Informationen zu gewinnen und zu sehen, was überhaupt da ist. Auch erkennt ein Benutzer, ob eine Urkunde interessante Informationen für sein Forschungsvorhaben enthalten könnte und ob es sich lohnt, das Original einzusehen. Ein systematisches Verzeichnis der Urkunden sowie ein Orts- und Personenindex runden das Werk ab.

Die Urkundenregesten sind für Heimatforscher brauchbare Hilfsmittel bei der historischen Quellensuche und bieten interessante Informationen zur Orts- und Regionalgeschichte.

Cornelius Gorka

Freistetter Wörter und Redensarten, gesammelt von Paul Hetzel. Hrsg. Historischer Verein für Mittelbaden – Mitgliedergruppe Rheinau. Rheinau, 2007, 66 S.

Das 66 Seiten starke, als Paperback gebundene Büchlein enthält in alphabetischer Reihenfolge über 1500 Wörter und Redensarten aus dem Stadtteil Rheinau-Freistett. Auf dem ansprechend gestalteten Einband ist eine Federzeichnung des Freistetter Heidenkirchels (1987) von Ar-

thur Hügel zu sehen. Aufgelockert werden die Wortlisten durch 16 Schwarzweiß-Photos meist aus den 50er und 60er Jahren. Der Sammler Paul Hetzel verwendet bei der Umschrift der Mundartwörter eine literarische Schreibweise, bei der er „die Wörter jeweils laut gesprochen und dann nach Gehör aufgeschrieben“ (Vorwort, S. 3) hat. Dass diese Umschrift aus streng phonetischer Sicht nicht immer ganz konsequent durchgehalten ist, tut der guten Lesbarkeit und der in keinster Weise gefährdeten Verständlichkeit der Wörter keinen Abbruch. Interessant ist es nun, das Büchlein nach bestimmten Sachgruppen durchzuschauen, wie etwa Tier- und Pflanzennamen, Körperteile und deren Synonyme, abwertende Bezeichnungen für den Mann oder die Frau, Gerätebezeichnungen oder Fachausdrücke aus der Fischerei. Auch Untersuchungen zur Bedeutungsvielfalt der Verben wären ertragbringend. So ist es Paul Hetzel in großem Maße gelungen, zahlreiche, bereits weitgehend vergessene mundartliche Wörter und Wendungen aufzuspüren und zu dokumentieren, wenn man sich auch darüber im Klaren sein muss, dass nur ein geringer Teil dieses Bestandes vor dem Verschwinden aus der gesprochenen Sprache bewahrt werden kann.

Ewald Hall

Klausmann, Hubert: Atlas der Familiennamen von Baden-Württemberg. Ostfildern, 2007, 240 S., 100 Karten.

Dieser Atlas verzeichnet auf 100 Karten die Verbreitung von ca. 2000 Familiennamen in Deutschland (1–10), in ganz Baden-Württemberg (11–30) und in vier Regionen von Baden-Württemberg (SW 31–50, SO 51–68, NO 69–83, NW 84–100). Hierbei enthalten die geraden Seitenzahlen jeweils die Karte, die ungeraden den erläuternden Text dazu. Für die Ortenau sei besonders auf die Karten der Regionen SW und NW verwiesen. In diesem Atlas „geht es neben der Erklärung der

Namen vor allem um ihre Verbreitung im Land“ (Vorwort, S. 15). Anhand von Telefonbucheinträgen aus dem Jahre 1998 ermittelte der Autor Hubert Klausmann Familiennamen-Areale, d.h. geographische Kleinlandschaften, in denen bestimmte Namen vorherrschen. Das genaue Verfahren wird im Kapitel 4.3 (S. 45–47) erläutert. Die Einführung (S. 18–47) informiert über die Entstehung und Bildung der Familiennamen, die Schwierigkeiten bei der Deutung der Namen und die häufigsten Familiennamen in Deutschland und Baden-Württemberg. Die sich anschließenden Karten der Familiennamen in Baden-Württemberg und in den vier einzelnen Regionen werden jeweils in fünf Großgruppen angeordnet: in Familiennamen auf –mann, aus Rufnamen, aus Berufsbezeichnungen, aus Berufsübernamen, aus Übernamen und aus Herkunfts- und Wohnstättennamen. So findet sich der für den Raum Kehl, Offenburg, Bühl typische Name Karcher auf der Karte 92 unter den Familiennamen aus Berufsbezeichnungen, denn ein „Karcher (zu Karch „zweirädriger Wagen“) war entweder ein Lastträger mit Handwagen, ein Fuhrmann oder der Hersteller eines Karchs und damit ein Wagner“ (S. 205). Über das Register (S. 227–239) der im Atlas erwähnten Familiennamen lässt sich der Atlas sehr gut und primär als Nachschlagewerk gebrauchen. Mit dieser materialträchtigen Arbeit ist es Hubert Klausmann gelungen, eine Lücke in der Erforschung kleinräumiger Namenlandschaften (hier beispielhaft für Baden-Württemberg) zu schließen.

Ewald Hall

Schriften der Baar, 51, 2008. Hrsg. vom Verein für Geschichte und Naturgeschichte der Baar.

In diesem Jahresband sei besonders auf den Beitrag von Gerhard Fingerlin, Vom Oberrhein zur jungen Donau – Die Straße durch den südlichen Schwarzwald in keltischer, römischer und frühmittel-

terlicher Zeit (S. 47-58), verwiesen. Dieser Artikel des renommierten Archäologen Fingerlin hat wohl alle Zweifel an einer Querverbindung über den südlichen Schwarzwald endgültig ausgeräumt.

Ewald Hall

Schiener, Anna: Markgräfin Amalie von Baden (1754–1832). Regensburg, 2007, 208 S., 23. Abb.

„Die erste moderne Biografie einer der interessantesten Frauen am badischen Hof“ ist laut Verlagsanzeige vorzustellen. Bernhard Prinz von Baden hat in einem Grußwort dem Buch erhebliche Vorschußlorbeeren mitgegeben und seine Ahnfrau als beeindruckende Persönlichkeit bezeichnet, die man nun auf ihrem erstaunlichen Lebensweg in einer faszinierenden Epoche europäischer Geschichte begleiten könne. Tatsächlich hat Amalie Friederike, Prinzessin von Hessen-Darmstadt, Markgräfin von Baden, eindeutig Position gegen die Französische Revolution und gegen den verhaßten Napoleon bezogen und stand stets auf der Seite Rußlands und Österreichs, auch wenn sie damit gegen die offizielle Haltung des eigenen badischen Staates von Napoleons Gnaden opponierte. „Doch das interessierte sie kaum, Duckmäusertum gehörte nicht zu ihren Schwächen“ (Schiener). Ihren Mann, den Erbprinz Karl Ludwig von Baden, heiratete sie im Alter von 20 Jahren. Früh starb die erste Frau des regierenden Markgrafen Karl Friedrich, und Amalie sorgte dafür, daß der Schwiegervater eine nicht standesgemäße (morganatische) Ehe mit ihrer Hofdame Luise von Geyersberg, spätere Gräfin Hochberg, einging. Deren Nachkommen übernahmen dann die Herrschaft in Baden, wobei ein gewisser Kaspar Hauser genannt werden sollte, der aber im ausführlichen Register nicht vorkommt, dafür verschämt in der Zeittafel auf S. 191 („1828 Kaspar Hauser taucht in Nürnberg auf“) dann doch mitspielen darf. Das Buch liest sich durchaus flott und unter-

haltsam („Den armen Herzog plagte das Gift der Eifersucht“, S. 93; „Nun, Amalie ließ nicht locker“, S. 141), gelegentlich will man ja auch beim Zahnarzt in der „Bunten“ blättern und nicht im „Spiegel“. Eine ausführliche Bibliographie schließt das Werk.

Martin Ruch

Oster, Uwe A.: Die Großherzöge von Baden 1806–1918. Regensburg, 2007, 240 S., Abb.

„Das schönste Land in Deutschlands Gau'n...“ – als das Badnerlied um 1865 gedichtet wurde, regierte Großherzog Friedrich I., der „ewige Landesvater“ (Regierungszeit 1856 bis 1907). In seine Zeit fallen bedeutende Reformen, die Baden zu einem der modernsten Staaten des Deutschen Bundes und später des Deutschen Reiches machten. Dazu gehörte etwa die Trennung der Justiz von der Verwaltung durch die Einführung selbständiger Amtsgerichte im Jahr 1856. Eisenbahn und Wasserwege wurden weiter ausgebaut, industrielle Zentren wie Mannheim oder Lahr entstanden. Auch die beiden Hochschulen des Landes wurden gefördert, das Polytechnikum in Karlsruhe gegründet. In Versuchs- und Lehrgütern konnten Landwirte neue Kulturpflanzen und Anbautechniken kennenlernen. Der Tabakanbau wurde gefördert, aber auch das Kunst- und Kulturleben. Die Akademie der bildenden Künste, die Karlsruher Kunsthalle, die Kunstgewerbeschule legen Zeugnis davon ab. Zur liberalen Regierungspolitik gehörte auch der Abbau von Handels- und Gewerbebeschränkungen. Vor allem das Gesetz über die bürgerliche Gleichstellung der Israeliten 1862 ist ein Ruhmesblatt für Baden unter Friedrich, der 1896 auch Kontakt mit Theodor Herzl, dem Begründer der zionistischen Bewegung hatte und dessen Bemühung um einen eigenen jüdischen Staat Sympathie entgegen brachte. Den großen Auftritt hatte Friedrich dann bei der Proklamation

des preußischen Königs zum Deutschen Kaiser 1871 im Schloß zu Versailles. – Kenntnisreich und unterhaltsam geschrieben sind die Viten der badischen Herrscher nun nachzulesen in der ersten biografischen Gesamtdarstellung der sieben Großherzöge. Einst kannte ihre Namen jedes Schulkind – wer brächte sie heute noch zusammen trotz Baden-Enthusiasmus in der Baden-Arena? Die Geschichte von der Entstehung des Großherzogtums, Napoleons Einflüsse, der ewige Fall Kaspar Hauser werden nicht ausgespart, auch Revolution und Auswanderung, Kulturkampf und Schulaufsicht oder die amourösen Verbindungen des Adelshauses. Die Vielfalt der Aspekte und Themen, aber auch die flüssige „Schreibe“ machen das Werk zu einem empfehlenswerten Bestandteil jeder badischen Hausbibliothek, die außerdem durch die beigegebene Bibliographie bereichert wird.

Martin Ruch

Haus der Geschichte Baden-Württemberg (Hg.): Adel und Nationalsozialismus im deutschen Südwesten. Leinfelden-Echterdingen, 2007, 240 S.

Adel hat in den letzten Jahren als Thema in der Geschichtswissenschaft stark an Interesse gewonnen, das zeigt sich nicht zuletzt in der Anzahl der Veröffentlichungen oder auch dem aktuell debattierten Film über die von Stauffenberg. Der vorliegende Band enthält Vorträge des gleichnamigen Stuttgarter Symposions vom Herbst 2006 im Haus der Geschichte. Sein Anliegen: Er möchte dazu beitragen, „die Sonderstellung des südwestdeutschen Adels im Verhältnis zum Dritten Reich darzustellen“.

Natürlich hatte es auch hier Unterstützer der NSDAP gegeben, hatte etwa Marschall von Bieberstein seit 1930 schon für die Partei im badischen Landtag gesessen und die badische SA geführt, bis er 1935 mit dem Flugzeug abstürzte und ein badisches Staatsbegräbnis erhielt. Ausgerech-

net ein weitläufiger Verwandter des Hitler-Attentäters Claus, nämlich Franz Schenk von Stauffenberg saß als Hospitant der NSDAP bis 1945 im Reichstag, wurde allerdings auf Verdacht nach dem Attentat einige Wochen inhaftiert. Grundsätzlich kann aber dem südwestdeutschen Adel, so Thomas Schnabel (Haus der Geschichte) in der Einleitung, dem nationalsozialistischen Regime gegenüber eine überwiegend distanzierte bis kritische Einstellung attestiert werden, wenn man sich auch nicht – bis auf den von Stauffenberg – aktiv am Staatsstreich beteiligte. Dennoch: die Bezeichnung „Adel“ gaukelt eine Einheitlichkeit vor, die es in der deutschen Geschichte nie gegeben hat (Christopher Dowe in seinem Beitrag „Alter Adel und Neuadelsvorstellung: die von Stauffenbergs“), wie aus dem interessanten Band deutlich wird. Eine umfangreiche Literaturliste, ein brauchbares Personen- und Ortsregister schließen das Werk.

Martin Ruch

Woltersdorff, Stefan: Nordelsaß für Leser. Ein kurzweiliger Führer zu historischen und literarischen Schauplätzen aus 12 Jahrhunderten. Kehl, 2007, 329 S.

Nach dem großen Erfolg seines Erstlings „Straßburg für Leser“ hat der Germanist Woltersdorff nun die literarischen Spuren im Nordelsaß gesucht, gefunden und in diesem bemerkenswert gut geschriebenen Cicerone zusammengestellt. Orte der Literatur hat er zu literarischen Straßen zusammengefasst, die nun zur hohen und auch weniger hohen Literatur seit dem frühen Mittelalter bis in die Jetztzeit führen. Erstaunlich ist die Fülle der Funde, sind aber auch die literaturgeschichtlich fundierten Kommentare, sind Qualität und Anzahl der Textbeispiele nicht nur aus der deutschen, sondern auch der elsässischen Dialekt- und der französischen Hochliteratur. Der Oberrhein, das ist wahrlich eine reich gesegnete Literatur-

landschaft, wie man nach der Lektüre des Buches erneut feststellen kann. Der Schriftsteller und Europäer René Schickele hat es so formuliert: „Das Land der Vogesen und das Land des Schwarzwaldes waren wie die zwei Seiten eines aufgeschlagenen Buches.“ Woltersdorff hat nun die eine Seite dieses Buches beschrieben. Karten und Stadtpläne sind ihm beigegeben, so daß der Schritt zum Besuch vor Ort nicht schwer fallen kann. Kleine Ergänzungsfunde kann jeder interessierte Literaturfreund leicht nachtragen, etwa den, daß der französische Kriminalautor George Simenon mehrmals das Elsaß als Schauplatz oder Herkunftsort seiner Figuren gewählt hat (das Pfarrhaus in Bouxwiller oder das Münstertal in „Relais d’Alsace“).

Martin Ruch

Striebig, Thomas: Wanderungen durch die Vogesen. 16 Rundtouren durch Nord-, Mittel- und Hochvogesen. Kehl, 2008, 320 S., 32 Abb., 10 Karten.

Ohne eine verlässliche Wanderkarte im Rucksack wird man mit dem groben Übersichtsmaterial in diesem Buch zwar unweigerlich Probleme vor Ort haben. Dennoch ist dieser Wanderführer den Lesern der „Ortenau“ zu empfehlen: er motiviert bestens, die elsässische Nachbarschaft entweder erstmals oder aber vertiefend kennen zu lernen. Und das nicht in kurzen Nachmittagswanderungen, sondern teilweise in mehrtägiger Aktivität. Das Buch enthält viele interessante Details zu Alltag und Geschichte der Landschaft, der Burgen, Klöster und Menschen und liest sich leicht als ein unterhaltsamer Kulturführer. Den Ortenauer Wanderfreunden als Geheimtipp zu empfehlen: die Touren im weithin unbekanntem, romantischen Dollertal rund um den Ballon d’Alsace, an der Grenze zum Sundgau.

Martin Ruch

Herden, Ralf Bernd: Strassburg – Belagerung 1870 – Europas Hauptstadt im Spannungsfeld der deutsch-französischen Auseinandersetzungen, Band 2006/17 der Diskussionspapiere der Fachhochschule Kehl, Hochschule für öffentliche Verwaltung, 2006, 198 S.

Es gab – früher – sogenannte „Lesebücher“ welche den Erwartungen, auch gehobenen, von allen und jedem gerecht wurden. Weil sie eben angenehm ‚lesbar‘, vielseitig und erquicklich belehrend waren. Solch nostalgische Überlegungen steigen nach der Lektüre des Buches von R.B. Herden hoch. Und da es des Verfassers „wichtiges Anliegen (ist), beiden Seiten gerecht zu werden“, erfährt man über die Belagerung von Strassburg alles Wissenswerte, und zwar sowohl aus den deutschen als auch aus den französischen Berichten und Kommentaren. Eine wohlthuende Objektivität, welche bei dem Thema wohl Seltenheitswert haben dürfte.

Hinzu kommt - aus dem Titel nicht ersichtlich und sozusagen als Beilagen –, dass der Autor diverse kürzere oder auch längere Exkurse zwischen die Kapitel eingewoben hat, die mit der Belagerung von 1870 meist kaum etwas zu tun haben, aber angenehme Bereicherungen für die allermeisten Freunde und Kenner der „wunderschönen Stadt“ sein dürften. Chronologisch führen diese historischen Schnäppchen von der Römerzeit bis zur Besatzungszeit 1940–1944, über Karl den Großen, die Besuche Friedrichs des II. oder auch Wilhelms des II., diverse Köpenickiaden, die Geschehnisse des Strassburger Münsters im II. Weltkrieg und sogar in das sonderbare Gefüge der Henkerfamilie Grossholz, dessen Windungen bis in das heute noch berühmte Pariser Wachsfigurenkabinett der Strassburgerin Madame Truffaut (geborene Grossholz...) führen. Dementsprechend vielseitig und oft überraschend sind deshalb auch die Quellenbelege, die außer den deutschen und französischen Standardwerken und Berichten auch auf Josef Goebbels Tagebücher oder

Konrad Adenauers Teegespräche verweisen. An die etwa 25, oftmals kaum bekannte und jedenfalls immer interessante Illustrationen sind eine weitere Bereicherung.....leider nicht immer von bester graphischer Reproduktionsqualität.

Marcel Thomann

Breitkopf, Bernd (Bearb.): Eine Zierde unserer Stadt. 100 Jahre Fürst Stirum – Klinik Bruchsal. Beiträge zur Geschichte des Landkreises Karlsruhe. Herausgegeben vom Kreisarchiv Karlsruhe, Band 6. Karlsruhe, 2006, 190 S., viele Abb.

Im November 1906 wurde das neue Bruchsaler Fürst Stirum – Hospital in Betrieb genommen, das ein aus dem Jahr 1777 stammendes Spital, eine Gründung des Fürstbischofs Carl von Limburg – Stirum, ersetzte. Es genügte längst nicht mehr „den jetzigen Anforderungen an ein öffentliches Krankenhaus.“ Bruchsal war damit kein Einzelfall, überall standen die veralteten Spitäler der modernen Medizin im Wege. Zwischen 1897 und 1907 stieg im Deutschen Reich die Zahl der öffentlichen und privaten Krankenhäuser von 2.878 auf 3.862. Den Werdegang dieser Klinik von den städtischen Anfängen bis zum heutigen Eigenbetrieb des Landkreises Karlsruhe zeigt die Chronik auf. Fundierte Einzelrecherchen widmen sich den relevanten Themen, Apotheke und Pflegedienst, Kapelle und Verwaltung werden angemessen berücksichtigt. Keinen Bogen macht das Buch auch um die NS-Zeit: die Tatsache der Zwangssterilisationen im Gefolge des „Gesetzes zur Verhütung erbkranken Nachwuchses“ wird nicht verschwiegen. Kurzbiographien der Chefärzte, der Barmherzigen Schwestern, des Pflegedienstes und der Verwaltungsdirektoren schließen die umfassende Dokumentation sinnvoll ab.

Martin Ruch

Krämer, Erich: 200 Jahre Koehler 1807 – 2007. Geschichte eines Familienunternehmens. Oberkirch, 2007, 204 S., viele Abb. und Pläne

Die Unternehmensgeschichtsschreibung ist in der „Ortenau“ bislang schwach repräsentiert. Das vorliegende Werk von Erich Krämer über die Papierfabrik August Koehler zeigt aber, wie ertragreich diese Sparte der Regionalgeschichte sein kann. Zu Kultur- und Sozialgeschichte, natürlich primär auch zur Produkt- und Technikgeschichte der Papiermacherei liefert dieses vorzüglich ausgestattete Werk wichtige Beiträge. Das Buch wird eingeleitet mit einem Abriss zur Geschichte der Papiermühlen in der Ortenau, speziell natürlich im Renchtal, bis dann Otto Koehler 1807 die verschuldete Papiermühle des Jacob Pfeil in Oberkirch übernahm und der Aufstieg des Familienunternehmens beginnen konnte, das mittlerweile durch Übernahmen und Zukäufe eigentlich aus mehreren Fabriken besteht.

Erich Krämer konnte nicht nur im Firmen- und Familienarchiv recherchieren, sondern er bediente sich auch der Bestände des Stadtarchivs Oberkirch und des Wirtschaftsarchivs Baden-Württemberg. Dorthin hatte ein weitblickender Manager des Unternehmens 1984 große Teile des alten Firmenarchivs abgegeben. Ein detailliertes Findbuch erschließt dort die Bestände. „Ein Glücksfall für den Chronisten“ (Krämer), der deshalb interessante Abschnitte der Firmengeschichte ausführlich erarbeiten und so sein lebendiges, flüssig geschriebenes Bild von einem bemerkenswerten Unternehmen zeichnen konnte.

Martin Ruch

Kreutz, Gernot: Das Rathaus – „dem Orte zur Zierde“ – in Zell-Weierbach. 100 Jahre. Hrsg. Ortsverwaltung Zell-Weierbach, 2007, 24 S., Abb. und Pläne.

Vor über 100 Jahren war das „Alte Rathaus“ für die vielfältigen Aufgaben in

der aufstrebenden Gemeinde Zell-Weierbach zu klein geworden. Bei einer Ortsbegehung stellte dies sogar die vorgesetzte Behörde fest: „Das einstöckige Rathaus hat zwei Zimmer mäßigen Umfangs.“ Für ordnungsgemäße Sitzungen der 48 Mitglieder des Bürgerausschusses sei der Raum völlig ungeeignet. 1904 wurde ein Neubau endlich beschlossen, ein außerordentlicher Holzrieb zur Finanzierung genehmigt. Gernot Kreuz hat die spannende Geschichte dieses kommunalen Bauwerks recherchiert und mit ästhetisch reizvollen Projekt-Skizzen der diversen Entwürfe angereichert.

Martin Ruch

Benz, Wolfgang / Distel, Barbara (Hrsg.): Der Ort des Terrors. Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager. Bd. 6: Natzweiler, Groß-Rosen, Stutthof. München, 2007, 840 S., Abb.

52 Außenlager im Südwesten des Deutschen Reiches hatte das Stammlager Natzweiler. Die Häftlinge waren für SS-Einrichtungen tätig und dienten als Arbeitskräftereservoir zugunsten der Rüstungsindustrie, die in unterirdischen Anlagen oder umgebauten Eisenbahnstollen produzierte. Das Stammlager in den Vogesen (1941 eingerichtet) bediente sich der unmittelbar benachbarten Granitsteinbrüche: hier war roter Granit gefunden worden, den Albert Speer für seine Bauvorhaben in Berlin und Nürnberg benötigte. Offiziell existierte es bis April 1945, aber nur noch in Form der zahlreichen Außenlager (darunter Haslach und Offenburg), denn im September 1944 waren die Häftlinge auf rechtsrheinisches Gebiet verlagert worden. Das Konzentrationslager Natzweiler führte seither eine „Phantomexistenz“ (Stegmann). Im Mai 1941 erreichten die ersten Häftlinge das KZ Natzweiler. In den folgenden Jahren starben Tausende infolge der harten Lebensbedingungen, durch bestialische Quälereien

und durch blanken Mord. Die medizinische Versorgung war ungenügend. Drei Mediziner der nahegelegenen Reichsuniversität Straßburg mißbrauchten die Häftlinge zu makaberen Experimenten. Der Anatom August Hirt ließ 86 Juden in der Gaskammer ermorden, um mit den Skeletten seine anatomische Sammlung zu bestücken. Von allen Häftlingen des KZ Natzweiler starben etwa 20.000, d.h. 40% der Gesamtzahl der hier Inhaftierten. Im November 1944 betraten die Amerikaner das geräumte Lager – und von Dezember 1944 bis 1949 nutzten nun die französischen Behörden das Lager zur Internierung von Männern und Frauen, die der Kollaboration verdächtigt wurden. Auch in dieser Zeit, die noch nicht recherchiert ist, soll es Tote gegeben haben. Am 31. Januar 1950 wurde das Gelände unter Denkmalschutz gestellt. Heute ist es ein Museum und „Zentrum des deportierten Widerstandskämpfers.“

Robert Stegmann hat in einer umfangreichen Dokumentation 2005 die Geschichte des Konzentrationslagers vorgestellt. Von ihm stammt auch der einleitende Beitrag zum Lager, dem sich Darstellungen der Außenlager von verschiedenen Autoren anschließen. Die beiden informativen Beiträge zu Haslach und Offenburg stammen von Uwe Schellinger, der auch in der „Ortenau“ bereits zu Aspekten dieser Lager veröffentlicht hat. Seine abschließende Feststellung, am Standort der früheren Artilleriekaserne, in welcher das Offenburger Außenlager untergebracht war, erinnere nichts mehr an die frühere Vergangenheit und die Verbrechen, darf gerne als Anregung verstanden werden, hier wenigstens mit einer Gedenktafel an die Vergangenheit zu erinnern. In einem der umgebauten Kasernengebäude ist heute die Anne-Frank-Schule untergebracht: gäbe es mehr Grund, gerade hier aktiv zu werden und ein Zeichen zu setzen?

Martin Ruch

Heid, Hans: Die Rastatter Residenz im Spiegel von Beständen der Historischen Bibliothek der Stadt Rastatt. Ein Beitrag zur Geschichte des Piaristenordens in Deutschland.

Rastatt, 2007, 334 Seiten, zahlreiche Abbildungen.

In dieser neuen und nicht alltäglichen Veröffentlichung präsentiert sich der Leiter der Historischen Bibliothek der Stadt Rastatt Hans Heid nicht nur als umsichtiger Herausgeber, sondern auch als ausgewiesener Fachgelehrter und Bibliothekar.

Zwei Pole bestimmen den Inhalt dieses lesenswerten Buches: Das Wirken des Piaristenordens, eines wichtigen Schulordens, in Rastatt von 1715 bis 1771, einer Zeit, in der Rastatt Sitz und Mittelpunkt der baden-badischen Markgrafen-Herrschaft war, sowie die Existenz und die Bedeutung der Historischen Bibliothek in Rastatt, die die Kultur und das höfische Leben in dieser Zeit prägte und beinhaltete.

Dem gemäß setzt diese Veröffentlichung auch formal zwei Höhepunkte: in der Anordnung der Beiträge ausgewiesener und spezialisierter Autoren sowie auch in der reichhaltigen Ausstattung dieses Buches mit anregendem Bildmaterial. Man wird dieses Buch schon allein aus diesen beiden Gründen zur Kenntnis nehmen müssen.

Inhaltlich gliedern sich die 334 Seiten in drei Abschnitte: Die Einführung besteht in der Schilderung der bad. Markgrafendynastie von den Anfängen bis zum Ende der Rastatter Residenz 1771. Diese wird begleitet von einer inhaltlichen Charakterisierung des Phänomens „Barock“: real, philosophisch, höfisch, bis hin zum Schultheater und der Veroperung des Dramas.

Der Hauptteil der Veröffentlichung widmet sich in neun Abschnitten dem Leben der Piaristen in der Rastatter Residenz mit allen Zweigen und Schattierungen im Bereich der Schule, der Katechese, der Hofdichtung, der Liturgie, dem Schultheater und der Festgestaltung in der Residenzstadt Rastatt. Schließlich ist der Or-

densgründer der Piaristen Josephus Calásanctius noch Gegenstand inhaltlicher, kunstgeschichtlicher und frömmigkeitsgeschichtlicher Daten und Fakten. In jeder dieser Betrachtungen steht die Historische Bibliothek Rastatt im Mittel- und Hintergrund.

So gilt auch der Schlussteil dieses Buches einem Schatz dieser Bibliothek: vielen Kleindrucken, die Personen des markgräflichen Hauses darstellen oder diesen gewidmet sind. So lassen sich bisher bekannte Daten und Fakten zu den badischen Herrschern und ihren Frauen von 1715 bis 1771 überraschend bestätigen oder auch präzisieren und vertiefen - eben spannend wie zu Beginn des Buches und nun auch bis zu dessen Schluss. Dem Herausgeber und seinen Autorinnen und Autoren sei dafür besonders Dank und Anerkennung.

Dieter Kaufß

Kaufmann, Uri R.: Kleine Geschichte der Juden in Baden. Leinfelden-Echterdingen, 2007, 224 S., Abb. und Pläne.

In seiner Reihe „Regionalgeschichte – fundiert und kompakt“ stellt der G. Braun Buchverlag mit dieser Arbeit des renommierten Historikers Uri Kaufmann dem Leser eine knappe und gut lesbare Geschichte der badischen Juden von ihren Anfängen im Mittelalter bis in die Gegenwart zur Verfügung. Wenn es auch viele Einzeluntersuchungen zum Thema gibt, so fehlte doch eine neue Gesamtübersicht nach jener ersten, fundamentalen Arbeit von Berthold Rosenthal aus dem Jahr 1927, die „Heimatgeschichte der badischen Juden“. Kaufmanns Kompendium bietet nun nicht nur die Außen-, sondern auch die Innenansicht der badischen Juden, die nie eine in sich abgeschlossen für sich lebende Gruppe waren. Ein enormer sozialer Abstand trennte die wohlhabenden jüdischen Familien in den Residenzen Mannheim und Karlsruhe von den armen Landjuden. Auch in der Frömmigkeit

herrschen deutliche Unterschiede oder im religiösen Brauchtum zwischen den Gruppen. Über den Antisemitismus in Baden, über Verfolgung, Deportation und Auswanderung unterrichtet das Buch. Es schildert die schwierigen Jahre nach 1945, nennt auch die Veruntreuungen eines Oberrates beim Namen und stellt im Abschluß die Frage nach der Zukunft des Judentums in Baden: „Auf dem Papier hat sich die Zahl der Mitglieder der jüdischen Gemeinden seit 1989 stark vermehrt, doch der Synagogenbesuch hat eher abgenommen. (...) Über die Hälfte der jüdischen Kinder erhält nicht einmal ein religiöses Grundwissen vermittelt.“ (192) Kaufmann hat eine verdienstvolle, nachdenkliche Arbeit geschrieben, die durch ein kompetentes Glossar, eine Zeittafel und eine wichtige Bibliographie sinnvoll abgeschlossen wird.

Martin Ruch

Kreutz, Wilhelm/Wiegand, Hermann: Kleine Geschichte der Stadt Mannheim. Leinfelden-Echterdingen, 2008, 240 S., Abb. und Pläne. – Kicherer, Dagmar: Kleine Geschichte der Stadt Baden-Baden. Leinfelden-Echterdingen, 2008, 190 S., Abb. und Pläne.

Beide Publikationen sind im Rahmen der regionalgeschichtlichen Reihe des Braun-Buchverlages weitere Bausteine zu einer kleinen Enzyklopädie der badischen Städte. Das verlegerische Risiko scheint gering zu sein und bestätigt damit das anhaltend große Interesse einer breiteren Öffentlichkeit an der Geschichte. Beide Neuerscheinungen enttäuschen nicht. Sie bieten einen gerafften Einstieg in die Lokalhistorie, verzeichnen Besonderheiten der jeweiligen Entwicklung, blicken auf Architektur und Kunst ebenso neugierig wie auf besondere Persönlichkeiten oder gesellschaftliche Gruppen. Der Unterhaltungswert wird durch gelegentliche Anekdoten gesteigert. Zeittafeln, Literaturhinweise und besonders ein vorzügliches Ab-

bildungsmaterial ergänzen die immer gut und flüssig geschriebenen Texte. Daß ein Register hier wie auch bei den bereits erschienenen Bänden vermißt wird, kann den Wert der ausnehmend schön gemachten Bücher nicht sehr schmälern.

Martin Ruch

Kruse, Rolf (Hg.): Kehler Familiengeschichten, Bd. 2, mit Beiträgen von Brigitta Gerloff, Gerhard Jetschmanegg, Rolf Kruse, Sieglinde Metzler. Historischer Verein Kehl, 2007, 234 S., viele Abb.

In der Ortenau 85, 2005, S. 581 f. hat Heinz G. Huber den ersten Band der Kehler Familiengeschichten gewürdigt als „Heimatkunde im besten Sinn“. Diesem Urteil des erfahrenen Historiographen ist auch bei der Beurteilung des vorliegenden zweiten Bandes voll zuzustimmen. Was die Autorengruppe um Rolf Kruse hier zusammengetragen, kommentiert und mit ausdrucksstarken Abbildungen illustriert hat, kann als beispielhaft für regionale Geschichtsschreibung bezeichnet werden. Alle Beiträge verdienen Anerkennung, denn sie verzichten auf bloße genealogische Auflistung, sondern beziehen die Lebenswelten der betreffenden Familien in die Darstellung ein und lassen so die Beiträge zum lehrreichen wie vergnüglichen Leseerlebnis werden. Familie Baldner wird als Familie der Fischer, Orgelbauer, Naturforscher und „Schwanen“-Gastwirte mit Straßburger Vorfahren vorgestellt (Gerloff, Kruse). Den Malermeister und Kunstmaler Julius Gutekunst, der bevorzugt Kehler Themen und Riedlandschaften malte, würdigen die Autoren in Biographie und Werk (Gerloff, Kruse, Metzler). Das Kehler Schuhhaus Wickers ist eines der wenigen Unternehmen, die dem Druck der Ketten standgehalten haben. Es geht auf einen Militärschuhmacher bei den Kehler Pionieren zurück (Kruse, Gerloff). Die Land- und Gastwirtsfamilie Schanz in Sundheim und die alteingeses-

sene Händlerfamilie Vogt, (Gerloff, Jetschmanegg, Kruse) werden in Einzelporträts vorgestellt. Als besonderes Dokument jüdischer Geschichte der Ortenau erweist sich die Familiengeschichte der Kaufmann, die Kaufleute aus Lichtenau und Unternehmer in Kehl waren. Wertvolles Bildmaterial und wichtige autobiographische Aufzeichnungen von Martin Kaufmann enthält dieser Text. Während einem Familienzweig 1936 die Auswanderung nach Palästina gelang, endeten die Lebensläufe anderer Angehöriger der Familie in der Schoah.

Martin Ruch

Werner, Johannes: „Unter dem breiten Dach des Hauses am Markte“. Brechts „unwürdige Greisin“ in Achern. Marbach, 2007, 16 S., Abb.

In der Reihe „Spuren“ des Deutschen Literaturarchivs Marbach ist diese Broschüre einer Erzählung von Bertolt Brecht über dessen Acherner Großmutter Karoline gewidmet. Diese habe, so der Inhalt des Textes von 1939, erst nach dem Tod ihres Mannes ein eigenständiges Leben begonnen, das ihr scheinbar zuvor so nicht möglich gewesen war. In der Hauptstraße Acherns hatte die Familie Brecht eine Lithographische Anstalt erfolgreich betrieben im ältesten Haus der Stadt, wo der junge Bert Brecht Ferientage zubrachte. Werner stellt nun heraus, daß Brecht in seine Großmutter einiges projizierte, was der Wahrheit nicht ganz entsprochen hat. Werner hat etwa Figuren der Geschichte in ihrem realen Leben identifizieren können. Fotografien und Achern-Ansichten ergänzen das schmale Heft sinnvoll, das zudem einen schönen Text mit Ferienerinnerungen von Walter Brecht, dem Bruder des Dichters, enthält: Er schildert darin den Blick von der Hornisgrinde bis zum Straßburger Münster und bringt damit, beabsichtigt oder nicht, Grimmelshausen und dessen berühmten Blick von der Moos ins literarische Spiel.

Martin Ruch

Böhme, Rolf: Orte der Erinnerung. Vom Umgang mit dem Holocaust in einer deutschen Stadt nach 1945. Freiburg, 2007, 128 S., 16 Abb.

20 Jahre war Rolf Böhme Oberbürgermeister in Freiburg. Intensiv hat er sich während dieser Zeit um die Aussöhnung mit den jüdischen Mitbürgern bemüht und über die dabei gemachten Erfahrungen nun ein persönliches Buch geschrieben. Im Jahr 1925 lebten 1399 Juden in Freiburg, 1942 kein einziger mehr. 1985, als man den ersten Spatenstich zur neuen Synagoge im Schatten des Münsters ausführte, lud die Stadt alle ehemaligen jüdischen Bürger zu diesem Anlaß ein. 26 Personen nahmen die Einladung an und mit ihnen ergaben sich in den folgenden Jahren zahlreiche offizielle wie private Begegnungen. „Die Erinnerung an den Holocaust darf nicht in den Gedenktafeln versteinern“, so Böhme über seine Einstellung. In vielen Städten Deutschlands wurden ab den siebziger Jahren, manchmal früher, manchmal später, ähnliche Initiativen gestartet. Sie gehören heute zur Geschichte der Kommunen hinzu und die Geschichtsschreibung sollte sich ihrer bald annehmen, denn noch leben schließlich die treibenden Kräfte und Zeitzeugen. Böhme hat hier als Anregung ein exemplarisches Buch an den Anfang gesetzt.

Martin Ruch

Lehmann, Heinrich (Hrsg.): Heinrich Hansjakob. Freiburger Erinnerungen. Freiburg: Hansjakob-Gesellschaft, 2007, 96 S., viele Abb.

Schon im Alter von 10 Jahren hatte Hansjakob für einige Monate die „bessere“ Schule in Freiburg besucht: „Mein Herz freute sich, denn Freiburg war für mich damals ein Weltwunder.“ Zum Studium kam er erneut nach Freiburg und schließlich war er ab 1884 über 30 Jahre Pfarrer in St. Martin. Heinrich Lehmann, der Vorsitzende der Hansjakob-Gesellschaft, hat aus des Pfarrers Schriften die

Freiburg betreffenden Erinnerungen herausgezogen und so einen ganz speziellen Freiburg-Führer erstellt, der allen Freiburg- und Hansjakobfreunden eine willkommene, gut gebildete Lektüre sein wird. Es sind ausgezeichnete Milieustudien zu entdecken, etwa die Schilderung des Blicks aus dem Fenster des Stadtpfarrers in die Eisenbahnstraße, oder die Aufzeichnungen jener Gespräche, die er mit anderen Bewohnern der Kartause über deren Leben führte. Stoff für viele Geschichten fand Hansjakob hier. Biographie und Bibliographie der Werke Hansjakobs runden das Buch ab.

Martin Ruch

Simpliciana. Schriften der Grimmelshausen-Gesellschaft, XXIX. Jahrgang, 2007, 422 S., Abb.

Der im Abstand von drei Jahren veranstaltete Kongreß der Grimmelshausengesellschaft fand 2007 in Oberkirch und Renchen statt. Sein Thema: „Grimmelshausens Simplicissimus im Kontext des Europäischen Romans.“ 22 Referate dokumentieren im vorliegenden Band vielfältige Aspekte und Zugangsmöglichkeiten zur Fragestellung. Weitere Beiträge studieren etwa das Titelkupfer des Abenteuerlichen Simplicissimus (Borgstedt) oder das Judenbild Grimmelshausens (Heßelmann). Mit dem vorliegenden Band endet die Herausgeberschaft der Simpliciana durch den Aachener Germanisten und verdienten Grimmelshauseneditor Dieter Breuer. Peter Heßelmann in Münster wird fortan diese wichtige literarische Zeitschrift betreuen.

Martin Ruch

Geroldsecker Land 50, 2008. Hrsg. Ortenaukreis. Lahr, 204 S., viele Abb., z.T. farbig.

Das „Jahrbuch einer Landschaft“ hat sich im vorliegenden Band dem Schwerpunkt „Gold, Silber, Edelstein“ gewidmet

und kompetente Autoren gefunden zu den Themen „Rheingold“, frühmittelalterlicher Grabschmuck in Burgheim, Prinzbacher Silberbergbau, „Achat-Weg“ am Geisberg und Geschichte der Grube Segen Gottes in Haslach. Aus der Reihe der anschließenden „freien“ Beiträge ist Christel Seidenstickers Studie über den Goldschmied Karl August Siebenpfeiffer hervorzuheben. Auch Karl Kopps Untersuchung über die „Vornamen in den Lahrer Familien des 18. Jahrhunderts“ verdient besondere Beachtung, wie auch die Darstellung von Gernot Kreutz zu den dortigen Familiennamen. Innovativ und bemerkenswert ist das „Badisch-Elsässische Seniorenprojekt“, das dem Westwall und der Maginot-Linie im Spiegel der Zeitzeugen auf der Spur ist. „Hüwe und drüwe vum Bächel“ haben diese beiden Festungsbauten das Leben der Menschen naturgemäß sehr beherrscht und geprägt. Eine fundierte Geschichte zu den Anfängen der Lithographie in Lahr stammt von der Stadtarchivarin und Schriftleiterin des Jahrbuchs Gabriele Bohnert, die ihren Beitrag mit hervorragendem Bildmaterial illustriert hat.

Martin Ruch

Lederer, Winfried: Äbte und Mönche der Abtei. Leben und Wirken 727 – 1807. Benediktinerabtei und Reichsstadt Gengenbach, Bd. 1. Lindenberg, 2007, 100 S., viele Farbbabb.

Die Mönche haben im Gengenbacher Kinzigtalkloster seit dem 8. Jahrhundert bis zur Säkularisation 1807 gelebt. Ihnen ist die Rodung der Schwarzwaldhöhen, ist die Kultivierung des Landes zu danken. Nicht zuletzt eine bedeutende Bibliothek, deren Prachtstück, ein Evangeliar, heute in Stuttgart aufbewahrt wird, gibt dafür Zeugnis ab. Weitere Kunstwerke treten hinzu, das Heilige Grab in der Klosterkirche etwa oder die einmaligen Tapisserien zur Passion. Es waren jeweils die Äbte, die als Verantwortliche für die Gemein-

schaft Impulse setzten. Diese Äbte-Liste ist zentrales Thema der Arbeit, wenn es auch notgedrungen nicht alle 98 Äbte sein konnten, die hier vorgestellt sind. Immerhin noch 30 prägende Persönlichkeiten stellt Winfried Lederer in einer qualitativ hochstehenden Arbeit vor, deren großer Bildanteil besondere Anerkennung verdient. Die Äbte werden in ihren zeitgeschichtlichen Kontext gestellt, ihre Haltung also zur Reformation erläutert, als Gengenbach für Jahrzehnte eine protestantische Stadt war, oder aber ihre schließlich erfolgreichen gegenreformatorischen Betätigungen geschildert. Lederer weist auf noch bestehende Wissenslücken hin, etwa bei der Frage nach dem musikalischen Wissen des Abtes Paulus Seeger. Eine derzeit in Arbeit befindliche Studie zu Musik und Kultur im Gengenbacher Kloster, die als zweiter Band der Reihe erscheinen wird, kann hierzu Neuigkeiten aus dem Karlsruher Generallandesarchiv vorstellen. Denn Abt Paulus war selbst Komponist und schrieb an die Markgräfin Sibylla Augusta: „Ich erfreche mich ein teutschen Gesang zu dem heyl. Grab beyzulegen. Ich habe nur die musique gemacht, zu einem rechten Text habe keine Zeith gehabt.“ Die rundum empfehlenswerte Arbeit schließt mit einer Würdigung des Pater Coelestin, dem Erfinder einer Brückenwaage.

Martin Ruch

Harter, Hans: Die Herzöge von Urslingen in Schiltach. Adlige Existenz im Spätmittelalter. Beiträge zur Geschichte der Stadt Schiltach, Bd. 5. Schiltach, 2008, 108 S., viele Abb., z. T. farbig.

In der im Jahr 2004 begründeten Reihe „Beiträge zur Geschichte der Stadt Schiltach“ wurden bislang die Themen Flößerei, das Reichenbächle, der „Teufel von Schiltach“ und aktuelle Stadtfotografie präsentiert. Hier folgt nun eine Episode aus der mittelalterlichen Stadtgeschichte, als drei Herzöge von Urslingen die Herren

von Burg und Stadt waren. Sie entstammten einer einst hochstehenden Adelsfamilie, mußten aber zuletzt als Soldritter oder über reiche Heiraten ihr Dasein fristen. In der „Schweizer Chronik“ (1534–36) des Aegidius Tschudi wird der letzte Urslinger skizziert als „ein armer verdorbner Bettelhertzog, sass ze Schiltach am Schwartzwald“. Schließlich mußten die Urslinger dem Haus Württemberg weichen. Harter stellt in seinem hervorragend ausgestatteten Buch die abenteuerliche Geschichte des Geschlechtes vor und dessen enge und spezielle Beziehungen zum Kinzigtal. Eine aus Sandstein gehauene monumentale Grabplatte in der Klosterkirche Wittichen zeigt das Urslinger-Wappen, die drei Schilde, die später und bis heute zum offiziellen Wappen der Stadt Schiltach wurden. Bis heute lebt hier die Erinnerung an das alte Geschlecht weiter, nicht zuletzt auch im elsässischen Rappoltsweiler und dem schweizerischen Tiengen, wo sie ebenfalls begütert waren. Harter zeigt in diesem Werk beispielhaft, wie man selbst mittelalterliche Adelsgeschichte attraktiv für die Gegenwart schreiben kann: Auf der Höhe der aktuellen Forschung, die einschlägige Literatur solide berücksichtigend, flüssig geschrieben, gutes Bildmaterial bereitstellend und in Zusammenarbeit mit einem guten Gestalter.

Martin Ruch

Freiburger Diözesan-Archiv, Zeitschrift des Kirchengeschichtlichen Vereins des Erzbistums Freiburg, 127. Band, Freiburg 2007, 398 S.

Dem allseits hochgeschätzten ehemaligen Erzbischof Oskar Saier (1932–2000) haben Paul Wehrle und Christoph Schmider den einleitenden Nachruf geschrieben, der Wirken und Verdienste des Oberhirten würdigt. Ulrike Laule stellt Überlegungen an zu Gestalt und Datierung der Westtürme des Konstanzer Münsters. Raimund Hug berichtet über Komponisten, die im

16. Jahrhundert an der gerade gegründeten Freiburger Universität studiert und „Cantiones Sacrae“ geschrieben haben. Johannes Werner stellt Überlegungen an zur Kreuzesfrömmigkeit der Markgräfin Sibylla Augusta. Eine Spurensuche, so nennt Winfried Halder seinen Beitrag über Theodor Haecker, den Mentor der „Weißen Rose“. Über die Haltung eines Freiburger Theologen, Linus Bopp, zum Nationalsozialismus schreibt auch Philipp Müller. Aus dem Leben der Pfarrgemeinde St. Blasius in Zähringen berichtet die Pfarrchronik von 1838 bis 1947 – ein höchst anschauliches Zeitzeugnis, in dem natürlich aus der Sicht der Pfarrer über die modernen Zeiten, über die Revolution oder die Eisenbahn geklagt wird. „Schreckliche Zeiten“, notiert Pfarrer Engler. Sein Nachfolger muß ergänzen: „An Fastnacht waren trotz strengen Verboten von Seiten des Geistlichen im Wirtshaus: 22 Knaben, wovon 3 der Art betrunken waren, daß sie nicht mehr um diese Welt wußten.“ Christoph Schmider behandelt die Anfänge der Ausländerseelsorge in der Erzdiözese Freiburg, und Maria Schindele stellt Briefe Reinhold Schneiders an sein Heimatkloster Lichtenthal vor.

Martin Ruch

Max Dugrillon: Das Badische Anzeigebblatt. Rundschau über Achern und Renchen mit ihren Dörfern in dem Wochenblatt des 19. Jahrhunderts. 152 S. Selbstverlag des Verfassers. Achern-Mösbach 2007. Preis: 16,- Euro.

Max Dugrillon ist immer wieder dafür gut, bemerkenswerte historische Literatur, die verkannt oder vergessen wurde, wieder zu entdecken und sie in einer ansprechenden Form zu publizieren. Dieses Mal griff er in den großen Fundus des Mitteilungsblattes, mit dem die badischen Behörden, markgräfliche wie großherzogliche, die Bevölkerung mit wichtigen Informationen versorgte. Er hat diese Zeit-

schrift, die seit 1771 unter Namen wie „Provinzialblatt“, „Allgemeines Intelligenz- oder Wochenblatt“, auch „Großbadisches Anzeigebblatt“ erschienen war, gesichtet und heute noch ansprechende Nachrichten und Berichte, die sich insbesondere auf die im Untertitel genannten Ortschaften beziehen, ausgewählt. Dabei entstand allerdings keine Quellenedition, wie man auch erwarten könnte, denn der Autor bemüht sich in erster Linie um das außergewöhnliche Ereignis, nicht so sehr um das übermittelnde Medium, daher sind auch längere Textzitate selten. Dafür bietet uns der Autor ein breites Spektrum der Sozial- und Sittengeschichte, denn natürlich standen auch während des 19. Jahrhunderts schwere Schicksalsschläge und menschliche Schwächen im Blickpunkt der Berichterstattung. Dies signalisieren schon die Titel der Abschnitte, in die Dugrillon die Ergebnisse seiner Nachforschungen ordnet: „Eine Epidemie, Tragische Unfälle, Kriminalität, Hinrichtungen“, oft unbegreifliche Fügungen, die auch heute noch Mitgefühl erregen. Immer wieder sprengt die Bedeutung lokaler Ereignisse ihre Grenzen und wird zum Fallbeispiel für das ganze Land, wenn über das Begnadigungsrecht des Großherzogs diskutiert wurde, die Versteigerungen im Achertal die Krise der Technik Wassermühle bekannt machten, oder auch die Behörde die Nervenheilanstalt Illenau gründete. Bei diesen die allgemeine Geschichte betreffenden Themen, wie z. B. auch dem Artikel über die Badische Revolution, hätte man sich genauere Quellenangaben gewünscht, auf die der Verfasser zugunsten seines vorzüglichen Kommentars weitgehend verzichtet.

Natürlich kann hier nur auf die Fülle der damaligen Neuigkeiten hingewiesen werden, unter denen auch die „kuriosen“ ihren Platz hatten, dass 1804 in Renchen Siamesische Zwillinge – tot – geboren wurden, dass das kleinste Längenmaß die Breite eines Gerstenkornes einnahm, und dass die „Rumfordsche Suppe“ eine von

Markgraf Carl Ludwig eingeführte Armenspeise darstellte.

Mit großem Sachverständnis erläutert Dugrillon die einzelnen Geschehnisse, sodass der Leser nicht nur eine höchst unterhaltsame Bilderfolge genießen kann, sondern auch eine Menge Hintergrundwissen kennen lernt.

Karl Maier

Kaufmann, Denise und Jules: Glück, ganz besonderes Glück. Der Überlebenskampf eines badisch-elsässischen Ehepaars jüdischen Glaubens im besetzten Frankreich. Ins Deutsche übersetzt, bearbeitet und ergänzt von Karl Britz. Haigerloch, 2008, 104 S., Abb.

Aus Bodersweier im Hanauerland stammt Julius Kaufmann (geb. 1909), aus Wasselonne im Elsaß Denise Roos (geb. 1917). 1937 lernten sich die beiden in Straßburg kennen und begannen nun ihren

gemeinsamen Lebensweg. Im Dezember 1938 war Hochzeit, da konnten die Bodersweierer Verwandten schon nicht mehr dabei sein. Denn in der Pogromnacht wurden alle acht im Ort anwesenden Männer verhaftet und für mehrere Wochen nach Dachau deportiert. In Wasselonne starteten die jungen Eheleute noch einen fahrenden Handel mit Haushaltswaren, den sie aber mit Kriegsbeginn wieder aufgeben mußten. Es folgten Jahre äußerster Gefahren für beide, zunächst im noch „freien“ Frankreich, dann im besetzten der Vichy-Regierung, die 1942 die Ausweise der französischen Juden mit dem roten Stempel „JUIF“ versah. Verhaftung, Flucht, Anschluß an die Widerstandsbewegung, schließlich das wenigstens für diese Familie glückliche Ende – ein spannendes Buch ist hier vorzustellen, das immer wieder auch belegt, wie heldenhaft die französische Landbevölkerung geholfen hat.

Martin Ruch

Jahresversammlung des Historischen Vereins in Hausach

Am 14. Oktober 2007 fand in der Stadthalle Hausach die Jahreshauptversammlung des Historischen Vereins statt. Präsident Dr. Wolfgang M. Gall konnte dabei zahlreiche Vertreter aus allen Mitgliedergruppen des Gesamtvereins begrüßen. In seinem Jahresbericht nannte er anschließend die wichtigsten Angelegenheiten und Tätigkeiten des Vorstands im vergangenen Geschäftsjahr. Dazu gehörte unter anderem die Vertretung des Vereins nach außen und die Zusammenarbeit mit aus- und inländischen Heimat- und Geschichtsvereinen. Wolfgang Gall berichtete außerdem von der Neugründung der Mitgliedergruppe Schiltach und von Vorstandswechseln in Hohberg, Neuried und Zell a. H. Der Vorstand befasste sich in seinen Sitzungen vor allem mit Themen wie „Vereinsjubiläum 2010“, Erscheinungsbild der „Ortenau“ und „neue Vereinshomepage“.

Geschäftsführer Alexander Vallendor informierte anschließend in seinem Kassenbericht über die finanzielle Lage und die Mitgliederbewegung des Gesamtvereins. Trotz einiger größerer Ausgabeposten (Herausgabe der „Ortenau“, Anschaffung von technischen Geräten, Erstellung des neuen Faltblattes) verbesserte sich der Kassenstand durch Einsparungen und Mehreinnahmen. Leider hat sich der Mitgliederrückgang von insgesamt 3.301 (2006) auf 3.237 (davon 164 im Hauptverein) fortgesetzt. Die Kassenprüfer bescheinigten dem Geschäftsführer eine einwandfreie Kassenführung, so dass die Entlastung einstimmig ausgesprochen wurde.



Dr. Gall verabschiedet Dr. Weisser

Redakteur Dr. Martin Ruch stellte den neuen Ortenau-Band 2007 vor und dankte allen Autoren. Das Schwerpunktthema „Wald, Forst, Bäume“ war gut gewählt und habe ein großes Interesse hervorgerufen. Zudem habe die Kooperation mit dem Kreisforstamt die Vermittlung von Autoren erheblich erleichtert. Er ermunterte die Mitglieder, sich auch am nächsten Jahrbuch (Thema „Brauchtum“) mit Aufsätzen und Rezensionen zu beteiligen und auch das „Forum“ zu nutzen.

Der Koordinator für grenzüberschreitende Aktivitäten René Siegrist berichtete von der Zusammenarbeit mit elsässischen Geschichtsvereinen. Außerdem helfe er deutschen und französischen Heimatforschern bei der Quellensuche in den Archiven.

Im Anschluss an die Berichte wählte die Versammlung den Museumspädagogen des Schwarzwälder Freilichtmuseums Thomas Hafen zum neuen Leiter der Fachgruppe „Museen“ und damit zum Nachfolger von Dr. Jürgen Weisser, der das Amt aus privaten Gründen niederlegte.

Alexander Vallendor stellte den Mitgliedern den ersten Entwurf der neuen Vereinshomepage vor. Mit dem neuen Internetauftritt verfügt der Gesamtverein künftig über eine weitere Möglichkeit, für sich und seine Fach- und Mitgliedergruppen zu werben.

Präsident Wolfgang Gall berichtete außerdem über die Planungen für das 100-jährige Jubiläum des Historischen Vereins für Mittelbaden im Jahr 2010. Das Fest soll im Rahmen der Herbstvollversammlung an einem Wochenende gefeiert werden. Vorgesehen seien unter anderem ein Festakt, eine Ausstellung, eine Präsentation historischer Filme und weitere Aktivitäten im Jubiläumsjahr. Zudem werde sich unsere Zeitschrift 2010 der „Geschichte der Ortenau“ widmen. Wolfgang Gall betonte die Werbemöglichkeit des Jubiläums für den Verein, die genutzt werden müsse und bat alle Mitgliedergruppen um Gestaltungsvorschläge.

Im Anschluss an die Jahresversammlung folgte zunächst ein Empfang der Stadt Hausach. Danach berichtete Prof. Dr. Gregor Merkel in seinem sowohl informativen wie unterhaltsamen Festvortrag über den „Fürstenberger Bergbau im Kinzigtal“. Die Veranstaltung klang dann am Nachmittag mit Führungen durch die Hausacher Dorfkirche und die Erzpoche aus.

Dr. Cornelius Gorka

Walter Ernst Schäfer zum 80. Geburtstag



Seit vielen Jahren hat Walter Ernst Schäfer die Leser der *Ortenau* mit zahlreichen Beiträgen zur Kulturgeschichte der Region nicht nur belehrt, sondern auch erfreut. Jenseits aller akademischen Meriten liebt und schätzt er gerade diese Zeitschrift und ihre Leserschaft als besondere Ansprechpartner, hat dabei nicht nur hier, sondern auch in vielen Vorträgen mit der wissenschaftlichen Forschung einen ganz persönlichen Ton der Darstellung getroffen, hinter dem man bald liebevolle Zuwendung zum Gegenstand wie zum Publikum wahrnimmt.

Dass in Schäfers Lebenswerk gerade der deutsch-französische Grenzraum immer im Mittelpunkt des Interesses stand, hat mit seiner Herkunft, aber auch mit seiner Lebensart und mit seinen Überzeugungen zu tun. Geboren am 29.12.1928, wuchs er in Karlsruhe auf, besuchte dort auch die Schulen, bis er mit der Familie nach Stuttgart übersiedeln musste. Doch eigentlich stammte er aus dem „Ried“: mütterlicherseits aus Nonnenweier,

vom Vater her aus Ottenheim, aus alten Bauern- und Fischerfamilien. Was ihm das bedeutete, konnte ich ermessen, als er mich einmal, wie immer voller Anekdoten, auf diesen und jenen Platz, dieses und jenes Gebäude deutend, durch Nonnenweier führte. Kein Wunder, dass auch ein Beitrag in der *Ortenau* der Geschichte dieses Ortes gewidmet ist (*Die Ortenau*, Jg. 2005). Im Januar 1945 wurde er als Luftwaffenhelfer eingezogen, schließlich noch an die Ostfront kommandiert. Eine schwere Verwundung – im April 1945 verlor er seinen rechten Arm und kam knapp mit dem Leben davon – hat seine Alltagsexistenz, aber auch seine scharfgeschnittene politische Haltung beeinflusst. Denn auf Symptome der Unterdrückung, auf öffentliche Unvernunft, auf politische Machtspiele und auf die Reflexe des Obrigkeitsstaates reagiert Walter Schäfer allergisch. Zivilcourage ist ihm nicht bloßer Appell, sondern tägliche Selbstverständlichkeit, auch wenn sich bequemere Möglichkeiten geboten hätten. Er, der den Krieg kennengelernt hatte, kämpfte gegen alle Anzeichen des Militarismus. Als Professor verstand sich Schäfer nicht nur als Gelehrter, sondern zugleich als Mensch, der in Fragen des Gemeinwohls auch in der Öffentlichkeit Stellung beziehen wollte.

Vielleicht trug zu diesem geistigen Profil auch die Neigung zur französischen Geschichte und zur französischen Lebensart bei. Denn nach dem Studium in Bonn (1951/52) wechselte Walter Schäfer als Stipendiat an die Universität Aix en Provence. In den französischen Süden konnte er später noch einmal zurückkehren, – als stellvertretender Leiter des Goethe-Instituts von Marseille (1962–64). Hier lernte er, Deutschland und seine Geschichte auch mit dem Blick des Ausländers zu sehen. Dieser Blick nährte mancherlei Skepsis, die sich jedoch nie mit Zynismus paarte, vielmehr auf ethischen Grundsätzen besteht. Es ist wohl diese wesenseigene und durch harte Erfahrungen genährte Skepsis, die ihn auch vor einseitigem Karrieredenken schützt und die ihm den Wissenschaftsbetrieb nie zum Selbstzweck werden lässt. Im Jahre 1955 schloss Walter Schäfer das Studium der Germanistik, Roma-

nistik und Geschichte in Freiburg ab. In Bonn promovierte er mit einer Studie über die heroisch-galanten Romane Grimmelshausens (1957). Es kamen Zeiten der Schultätigkeit in Baden-Baden bzw. Freiburg (1957–1960, 1964–1966). Dem Lehrberuf gewann Walter Schäfer viel ab, ja eigentlich war er immer mit Leib und Seele zunächst Lehrer. Dass er für zwei Jahre (1960–62) als Referatsleiter für internationalen Schüleraustausch bei der ständigen Konferenz der Kultusminister in Bonn wirkte, kam der unprovinziellen Seite seines Wesens entgegen. Seit 1966 unterrichtete Walter Schäfer am Deutschen Seminar der Universität Freiburg und nahm 1973 den Ruf auf die Stelle eines Professors für Literaturwissenschaft und Literaturdidaktik an der Pädagogischen Hochschule in Schwäbisch-Gmünd an. Nach der Pensionierung zog es ihn wieder mit Macht an den Oberrhein zurück, Baden-Baden wurde sein neues Lebenszentrum. Denn was ihn umtrieb, war nach wie vor die regionale Literaturtradition seiner Heimat. Das Werk Grimmelshausens, Romplers und der Gebrüder Moscherosch, überhaupt der gesamte Bereich der Satire in der Überschneidung ästhetischer Gestaltung und moralischen Wirkungswillens zogen ihn an. Der verfremdende Blick des Satirikers ist ihm geläufig. Dies, wie auch die jederzeit penible philologische Sorgfalt und historische Einbindung seiner Forschungen trugen dazu bei, dass seine Beiträge, Bücher und Editionen, darunter zwei souveräne Moscherosch-Biographien, mittlerweile unseren Kenntnisstand maßgeblich geprägt, ja sich als unverzichtbar erwiesen haben. Der Notwendigkeit spezialisierter Quellenforschung ohne Rücksicht auf modische Attitüden geht Schäfer nie aus dem Weg. Indes hat er nicht nur über seine Lieblingsautoren, sondern immer wieder auch über die regionalen Amtsträger, die Ortsgeschichten und die adeligen Geschlechter geschrieben, dabei mit großer Vorliebe die alten Beziehungen über Rhein hinweg erforscht und in Erinnerung gehalten.

Kein Literaturwissenschaftler kennt sich so gut wie Schäfer aus in den alten Drucken, den Akten, Handschriften und Lebenszeugnissen der älteren Historie des Oberrheins. Für ihn ist diese Überlieferung kein akademisches Pensum, sondern Basis seiner eigenen Identität und Teil seiner Lebenswelt. Sehr viele Leser und Hörer wissen dies zu schätzen und sagen ihm Dank, gratulieren wie ich herzlich zum 80. Geburtstag, hoffen und wünschen, dass sich das gesundheitliche Befinden so stabilisiert, dass wir von ihm noch manchen Beitrag auch in der *Ortenau* lesen dürfen.

Prof. Dr. Wilhelm Kühlmann, Heidelberg

Hans Mild zum 80. Geburtstag (26.7.2008)

Der Historische Verein für Mittelbaden gratuliert herzlich dem Senior der Riedhistoriker zum 80. Geburtstag. Seit vielen Jahren ist Hans Mild engagiert in der Geschichtsforschung und -vermittlung in Neuried tätig. Er hat als Sprecher der Arbeitsgruppe Dundenheim regelmäßig Bericht in der Ortenau erstattet über die vielfältige Arbeit seiner Mitgliedergruppe. Unzählige Initiativen gehen auf ihn zurück, die er neben seinem Beruf als Landwirt ins Leben gerufen und erfolgreich umgesetzt hat. Vielfältige Ehrungen (bspw. Landesehrennadel) bezeugen die Anerkennung seines Schaffens weit über die Ortengrenzen hinaus. Der Historische Verein dankt Hans Mild für sein großartiges ehrenamtliches Engagement für die Regionalgeschichte und gratuliert dem Jubilar herzlich.

Martin Ruch

Berichte der Mitgliedergruppen

Achern

Baden feierte in 2006 das 200-jährige Jubiläum seiner Erhebung zum Großherzogtum. Der Blick unserer Mitgliedergruppe war deswegen 2007 ausgerichtet auf die Zeit vor dem Großherzogtum, vor 1806. In unseren Veranstaltungsangeboten sollten Fragenkomplexe behandelt werden, die über den Eintritt des späteren Hauses Baden in die Regionalgeschichte und den Positionsausbau im badischen Raum Aufschluss geben. Gerade in den wenig erhellten Anfängen, in denen die späteren Markgrafen z. B. in der Machtverdrängung der Grafen von Eberstein zielgerichtete Akzente zu setzen vermochten, lag einer der Reize des Jahresthemas *„Baden – von den Anfängen bis zum Großherzogtum. – Fünf Kapitel badischer Geschichte.“*

Die Veranstaltungen:

1. 31. Januar 2007
Bildunterstützter Vortrag von Dr. Kurt Andermann, Generallandesarchiv Karlsruhe, über
„Glanz und Niedergang der Grafen von Eberstein“.
Geboten wurde ein spannungsreicher Bogen Ebersteinischer Geschichte, von deren Aufstieg über die Höhepunkte der Machtentfaltung im Mittelalter bis zum Erlöschen des Geschlechts im 17. Jahrhundert.

Anschließend: Generalversammlung der Mitgliedergruppe Achern mit Berichten und Beschlussfassungen über das Arbeitsjahr 2006.
2. 22. März 2007
Referat von Klaus Föhr, Bühlertal, mit digitaler Bildprojektion zum Thema
„Aufstieg und Machtentfaltung der Markgrafen von Baden im Mittelalter im Spiegel ihrer Siegelbilder“.
Systematische Darstellung der Entwicklung der Herrschaft der Markgrafen von Baden. Anhand der Selbstdarstellung der Markgrafen in ihren Siegelbildern wurde die Standes- und Machtentwicklung durch die Jahrhunderte authentisch dokumentiert.
3. 9. Mai 2007
Halbtages-Studienfahrt zu Wirkungsorten der Markgrafen von Baden (Hochburg, Emmendingen, Tennenbach).
Ziel war es, den weniger bekannten Wirkungsorten der markgräflichen Familie, der Seitenlinie Hachberg, auf der Burg- und Festungsrue Hochburg, am Platz des ehemaligen Zisterzienserklosters Tennenbach und in Emmendingen, im ehemaligen Markgrafenschloss, nachzuspüren.
4. 21. Juni 2007
Vortrag mit digitaler Bildpräsentation von Johannes Mühlán zum Thema
„Alt und nuwe schloß, burge und stette...“ Herrschaftsdarstellung in Residenzbauten – Die Entwicklungssachse Baden-Baden / Rastatt

Anhand von Bildern, Karten und Plänen wurde dargestellt, wie sich die Herrschaftsentwicklung der Markgrafen von Baden und das jeweilige Zeitverständnis in ihren Residenzbauten, die in der Achse Baden-Baden – Rastatt ja in einzigartiger Vollständigkeit und Qualität erhalten sind, bis heute ausdrückt.

5. 19. Juni 2007

Ganztages-Studienfahrt in die ehemals badische Grafschaft Sponheim im Hunsrück. Ziele waren die Chorherren-Stiftskirche Pfaffen-Schwabenheim, Klosterkirche und Burgruine Sponheim, die badische evangelische Pfarrkirche in Winterburg und das ehemalige badische Oberamtsstädtchen Kirchberg mit der Kirche St. Michael und verschiedenen baulichen Zeugnissen der badischen Epoche.

6. 18. Oktober 2007

Vortrag von Dr. Gerhard Lötsch, Achern, (mit Bildern in Power-Point-Präsentation) als 2. Teil in der Reihe „Häuser und Menschen in Achern“:

„Über die Lammbücke zum Adlerplatz – Häuser und Menschen rund um den Adlerplatz“

In nachdenklich-eindringlicher Weise beleuchtete der Referent die Häuser als Wohn- und Wirkungsstätten der Menschen und zeichnete ein Bild, das deren Schicksale als Gestalter von Geschichte deutlich machte.

7. 22. November 2007,

Fortsetzung der Reihe „Große Baumeister und Bauwerke am Oberrhein“ mit einem Vortrag von Dr. Barbara Memheld aus Strasbourg zum Thema

„*Pierre Michel D'Ixnard, Baumeister des Frühklassizismus - Sein Wirken am Oberrhein*“.

Ein klar strukturierter, inhaltsreicher Vortrag mit gut ausgewähltem Bildmaterial, das die oberrheinischen Bezüge im Schaffen D'Ixnards, gipfelnd in der Klosterkirche in St. Blasien, als Betrachtungsschwerpunkt herausstellte.

8. Sonstige Aktivitäten

Neben den Aktivitäten des Veranstaltungsprogramms ist der Verein noch in verschiedenen Angelegenheiten tätig (z. B. im städtischen Ferienprogramm), wird auch immer wieder wegen Hilfe bei Forschungen angefragt und um Unterstützungen und historische Führungen gebeten. Zu erwähnen ist, dass neben der unmittelbaren Vereinsarbeit zahlreiche Vereinsmitglieder im Sinne der satzungsmäßigen Ziele des Vereins in vielfältiger Weise ehrenamtlich und sehr engagiert tätig sind.

Johannes Mühlhan

Bühl

Vorträge

Dr. Günter Wieland: Der Heiligenbuck bei Hügelsheim, Kr. Rastatt. Ein frühkeltischer Fürstengrabhügel am mittleren Oberrhein und sein Umfeld. 18. Januar.

Der Vortrag wurde wegen des Orkans „Kyrill“ auf 8. Februar verlegt. Anschließend fand die Jahresversammlung statt.

Dr. Rainer Hennl. „Vor Zeiten so mechtig Herren“. Neue Forschungsergebnisse zum Aufstieg der Ebersteiner in den Grafenrang. Anschließend: Aspekte der Stadtentwicklung.



Vorstand des Vereins am 30.07.2007 beim Kinderferienprogramm „Erlebnis Burg“ auf Altwindeck: Jörg Seiler, Dipl.-Ing. Ute Matt, Dr. Suso Gartner, Egon Schempp.

Foto Hermann Seiler

Der dritte Preis im Ideenwettbewerb der Stadt. Eine Chance für das historische Gasthaus Schützen. Podiumsveranstaltung mit kurzen einführenden Vorträgen (Hist. Verein) und Erläuterungen ihres Modells durch die Architekten. Die anschließende Diskussion moderierte Jörg Seiler. 15. März.

Stadtarchivarin Dagmar Kicherer, Baden-Baden: Führung durch das Stadtmuseum anlässlich der Ausstellung. „500 Jahre Stadtordnung Baden-Baden“. 23. August.

MA Wilfried Lienhard: „Die Stunde Null.“ 27. September.

Prof. Dr. Michael Albus: „Alban Stolz aus heutiger Sicht.“ 11. Oktober.

Prof. Werner Mezger: „Einblicke ins Mittelalter. Bilderwelten und Weltbilder mittelalterlicher Frömmigkeit.“ 15. November.

Dr. Suso Gartner: „Einführung in die Urkundenlehre und Handschriftenkunde.“ 8. November. Derselbe: 22.11. Übungsabend: Handschriften lesen lernen.

Führung im neuen Bühler Stadtmuseum. Dr. Suso Gartner. Do. 20.12.

Exkursionen

Exkursion zusammen mit dem Schwarzwaldverein nach Kaiseraugst und Heitersheim. Dr. Suso Gartner. 28. April.

Exkursion nach Speyer und Kloster Limburg. Jörg Seiler u. Dr. Suso Gartner. 16. Juli.

Prof. Dr. Konrad Krimm: Führung durch das Generallandesarchiv Karlsruhe. 23. November.

Der Historische Verein Bühl unterstützte den Kirchlichen Bauförderverein St. Peter und Paul der Pfarrei Bühl durch einen Verkaufsstand am Rathaus mit einer Bücherverkaufsaktion zugunsten des renovierungsbedürftigen Bühler Kirchturms. – Vereinsmitglieder halfen im Juni bei den archäologischen Fundsicherungen auf Neuwindeck bei Lauf. Beim Tag der Vereine präsentierte die 2. Vorsitzende Dipl.-Ing. Ute Matt auf einem Stand archäologische Funde aus einer ehemaligen Töpferei bei Ottersweier. Aktiv mitgearbeitet hat der Verein im Museumsförderverein und besonders Egon Schempp bei der Betreuung des neu eröffneten Stadtmuseums.

Veröffentlichung: „Berichte über das Kriegsende und die Besetzung Bühls 1945. Eine Dokumentation des Historischen Vereins Bühl e.V. Mit Hinweisen und Vorschlägen für die Behandlung im Unterricht.“ (Zu beziehen über den Verein Bühl.)

Die Zahl der wirklich Aktiven ist allerdings ziemlich klein. Diesen gilt deshalb auch zum Schluss mein besonderer Dank. Allen voran Egon Schempp, der seit über 30 Jahren die geschäftlichen und organisatorischen Belange wahrgenommen hat und lange Jahre den Verein als geschäftsführender Vorstand am Leben erhielt, sowie Dipl.-Ing. Frau Ute Matt und Jörg Seiler.

Aktive Mithilfe haben in der letzten Zeit geleistet: Detlef Franz, Patricia Hemmer, Ernst Riebel, Roland Schindler, Hermann Seiler und Kurt Weingand. Durch Vorträge und bei der Organisation von Exkursionen haben den Bühler Verein unterstützt: Frau Hille Dold, Klaus Föhr, Bühlertal, Dr. Ewald M. Hall, March/Freiburg, Dr. Rainer Hennl, Karlsruhe, und Johannes Mühlhan (1. Vorsitzender Hist. Verein Achern).

Suso Gartner

Ettenheim

Im Jahre 2007 fand keine von der Mitgliedergruppe Ettenheim organisierte Veranstaltung statt, die eine besondere Erwähnung verdient hätte. Dies muss auch unter dem Aspekt gesehen werden, dass die aktiven Mitglieder des Historischen Vereins nun seit Jahren engagiert im selbständigen Museumsverein, der von unserem Mitglied Herrn Thomas Dees geleitet wird, mitarbeiten.

Die bibliographische Erfassung der Ettenheim betreffenden Literatur durch den Vorsitzenden ging weiter. Diese Bibliographie umfasst inzwischen nahezu 200 Seiten. Neu aufgenommen wurde der Hinweis auf die von Bernhard Uttenweiler verfasste Biographie von Horst Ferdinand (1921 Ettenheim, 2004 Siegburg), die in den Baden-Württembergischen Biographien, Band IV, Kohlhammer Verlag 2007, erschienen ist. Dieser Band enthält ebenfalls die Biographie von Philipp Harden-Rauch (1892 Weingarten – 1981 Ettenheim) von Konrad Heyde. In der letzten Ausgabe des Jahrbuchs „Geroldsecker Land“ 2008, dem 50. Jahresband, hat Bernhard Uttenweiler das Scheibenschlagen in Ettenheimweiler beschrieben.

Für die „Waldkircher Orgelstiftung“ archivierte Klaus Person den Nachlass des langjährigen Orgelsachverständigen Bernd Sulzmann (1940 Karlsruhe – 1999 Ettenheim). So wird nach einer Sperrfrist die wertvolle Dokumentensammlung von etwa 1500 Orgelstandorten im „Sulzmann Archiv“ zugänglich gemacht. Mehr Information unter www.sulzmann-archiv.de. Im Nachruf für Bernd Sulzmann hatte Bernhard Uttenweiler in der „Ortenau“ 80/2000 dessen für die Ortenau relevanten Veröffentlichungen zusammengestellt.

Zum 30-jährigen Bestehen des Ettenheimer Stadtanzeigers erschien eine reich bebilderte Sonderbeilage mit Artikeln zur Ettenheimer Zeitungsgeschichte von der „Ettenheimer Zeitung“ der Familie Leibold über den „Ettenheimer Heimatboten“ bis zum „Stadtanzeiger“ von Franz Stückle und zu den Ettenheimer Persönlichkeiten Johann Baptist von Weiß, Monsignore August Ruf, Fritz Broßmer etc. Ein schönes und reichhaltiges Dokument zur Geschichte der Stadt.

Und immer ein Besuch wert ist das Online-Projekt von Dr. Jörg Sieger (www.joerg-sieger.de).

Bernhard Uttenweiler

Gengenbach

Die Mitgliedergruppe bemüht sich seit einiger Zeit intensiv um den Erhalt der Isenmann-Villa auf dem früheren HUKLA-Parkplatz, jetzt im Besitz der EDEKA. Der gründerzeitliche, in dieser Gegend seltene rote Backsteinbau im Neo-Renaissancestil mit Schmuckelementen ist beredter Zeuge der Ziegelproduktion von 1895 bis Ende der 1960er-Jahre der Firma *Gebr. Isenmann* in der Binzmatt, wobei die Ziegelherstellung in Gengenbach bis in die Römerzeit zurückgeht (römischer Ziegelofen am *Ziegelwald*). Beide Brüder, Carl und Josef, wohnten auf jeweils einer der zwei Etagen, deshalb hat das Haus kein herrschaftliches Entree oder Vestibül aufzuweisen, sondern ein normales Treppenhaus und Wohnungen von etwa 160 m² mit großen, miteinander verbundenen Wohnräumen. Es sind zum großen Teil noch Parkettböden, originale Fensterbeschläge, Kacheln, Türen, Treppengeländer und andere historische Details vorhanden. Dach und Außenmauern sind in Ordnung. Das Gebäude wurde als nicht denkmalgeschützt eingestuft, eine Entscheidung, die die Gengenbacher Gruppe nicht nachvollziehen kann. Ein Grund dafür dürfte vermutlich die Nutzung als Zweifamilienhaus gewesen sein, daher keine Anerkennung als Gründerzeit-Fabrikantenvilla im klassischen Sinn. Eine Neubewertung dürfte schwierig zu erreichen sein. EDEKA sagt, bringt uns einen Investor, nennt uns eine wirtschaftliche Nutzung. Der Historische Verein möchte eingedenk seiner Satzung „... Erhaltung historischer Gebäude ...“ die gerade an diesem Standort städtebaulich markante *Villa* vor dem Abriss bewahren. Dabei spielen nicht zuletzt auch lokalgeschichtliche Gründe eine Rolle. Zwischen den beiden Kriegen war das Haus der Treffpunkt der gutbürgerlichen Gesellschaft Gengenbachs, und zwar des Teils, der dem herrschenden Regime kritisch gegenüberstand. Carl Isenmann, der in den 1930er-Jahren die Ortschronik durch 400 Fortsetzungsartikel im „Kinzigboten“ auf feste Füße stellte, der Stadt sein ganzes Forschungsmaterial vermachte und heute als Heimatforscher hoch geschätzt wird, war mit der Obrigkeit nicht einer Meinung. Kein Wunder bei einem Mann, der sich als Individualist und autonom denkender Christ nicht gleichschalten ließ.

Vor 1000 Jahren, am 1. November 1007, schenkte der König und spätere Kaiser Heinrich II. die Reichsabtei Gengenbach dem neu gegründeten Bistum Bamberg. Vor 200 Jahren, am 23. April 1807, trat die Aufhebung des Klosters Gengenbach, verfügt vom Badischen Staat, in Kraft, und die Klosterkirche wurde zur Pfarrkirche umgewidmet. Beide geschichtlichen Ereignisse waren u. a. Anlass zu Vorträgen von Dr. Martin Ruch, Dr. Eugen Hillenbrand, Bernhard Wink und zu einem Buch von Winfried Lederer über Äbte und Mönche der Abtei. Besonders durch den Vortrag von Hillenbrand gut vorbereitet, fuhr der Historische Verein zusammen mit dem Katholischen Bildungswerk zum großen Heinrichsfest nach Bamberg. Die Studienreise führte über das fürstbischöfliche Schloss Weißenstein nach Vierzehnheiligen, wo nach einer Führung nahe der Wallfahrtskirche Quartier bezogen wurde. Der nächste Tag war Bamberg gewidmet: dem Dom mit Domberg und Ensemble, der



weltlichen Stadt und vor allem den Jubiläumsausstellungen „1000 Jahre Bistum Bamberg“ an drei verschiedenen Orten mit kostbaren Exponaten, etwa dem Sternenmantel Heinrichs II. Am Sonntag feierlicher Festgottesdienst auf dem Domplatz oder dreistündige Wanderung über die sieben Hügel der geistlichen Stadt mit ihren Kirchen, Abteien und klösterlichen Stiftungen. Auf der Rückfahrt Unterbrechung zum Besuch der ehemaligen Zisterzienser-Klosteranlage Ebrach im Steigerwald.

Auf den Spuren der Römer führte eine weitere Exkursion mit zahlreichen Gästen über Heitersheim (*Villa urbana*) und Badenweiler (römische Badruine) nach Kaiseraugst. Museum und Goldschatz, Wanderung über das weitläufige Ruinengelände von *Augusta Raurica* mit einst 20.000 Einwohnern waren beeindruckend. Anschließend Besichtigung der zeitlich späteren Siedlung *Castrum Rauracense* direkt am Hochrhein. Den Höhepunkt des erlebnisreichen Tages stellten die 1960 bis 1966 freigelegten Ruinen einer frühchristlichen Kirche mit Kultbad und Baptisterium aus dem 4./5. Jahrhundert dar. Als kompetenten Führer hatten wir unser Mitglied Johann Schrempp, Uni Freiburg, gewinnen können, der stets mit Erklärungen, neuesten Deutung und eigenen Vermutungen zur Stelle war.

Der Tag des offenen Denkmals fand in der Kapelle St. Peter und Paul im vorderen Reichenbachtal statt unter dem Leitthema „Historische Orte der Einkehr und des Gebets“. Die kleine Chorturmkirche, 1235 erstmals erwähnt, enthält ein romanisches Relief über dem Eingang, wertvolle Fresken zur Passion aus dem 15. Jahrhundert und ein Kruzifix von Philipp Winterhalder. Zwei kleinere Kreuzigungsgruppen desselben Gengenbacher Künstlers aus Privatbesitz waren zum Vergleich hinzugegestellt worden. Zum Einführungsvortrag war die Kapelle bis auf den letzten Platz auch auf der Empore besetzt, bis zum Abend kamen immer noch weitere Besucher. Bernhard Wink erläuterte die Gründungs- und Baugeschichte, gab Erklärungen zum Passionszyklus und zur Restaurierungschonik und ging vergleichend auf die drei Werke von Winterhalder ein. Heiner Steinmann zeichnete Biographie

und Lebensleistung des Entdeckers der Fresken, Johann Knauth, nach, der als Straßburger Münsterbaumeister kurz vor und während des 1. Weltkriegs die Sicherungsmaßnahmen zur Rettung des Münsterturms ergriffen hatte und als „Retter der Cathedrale“ (so die Inschrift auf seinem Grabstein auf dem Offenburger Waldbach-Friedhof) in die neuere Kunstgeschichte eingegangen ist. Die vier letzten Lebensjahre verbrachte er ab 1920 in Gengenbach, die Fresken legte er 1923 frei.

Seit *Lothar* ist der *Spitztannenberg* (618 m) oberhalb des Haigerachtals leergefegt und seine schmale, spitze Kuppe kahl, was den verstärkten Wuchs von Brombeeren, Ginster und niederem Buschwerk zur Folge hat. Auf ihr befindet sich eine fast quadratische (keltische?) Viereckschanze mit Wall-Graben-System, von Eduard Hügel und Bruno Lehmann 1995 vermessen und gezeichnet, von Josef Naudascher in der „Ortenau“ 1996 beschrieben. Wozu die Schanze diente, ist nicht geklärt. Vermutlich schützte sie eine kleine Wohnanlage oder einen hölzernen Wohnturm. Will man die archäologische Stätte erhalten, muss die Bergkuppe in periodischen Abständen freigeschnitten und freigeräumt werden. Durch Zusammenarbeit der Mitgliedergruppe mit den Forstleuten und dem Waldschulheim Höllhof konnten in diesem Jahr 60 Schülerinnen und Schüler aus Ulm und Achern im Rahmen einer praktischen Lehrveranstaltung mit prähistorischem Touch für diese schweißtreibenden Pflegemaßnahmen eingesetzt werden. Die jungen Leute waren mit Interesse und Elan bei der Arbeit. Was mit dem Gelände dauerhaft geschieht, ist noch nicht entschieden; eine Aufforstung würde auf lange Sicht dem ständigen Zuwachsen Einhalt gebieten.

Hans-Jochen Schuck

Haslach im Kinzigtal

In Zusammenarbeit mit der VHS Ortenau fanden in Haslach folgende Veranstaltungen im Refektorium des alten Kapuzinerklosters statt:

- 15.10.2007 Vortrag von Dipl.-Ing. Kurt-Christian Ehinger, Waiblingen
 „*Fachwerkbau in Süddeutschland – Von der Gotik bis zur Neuzeit*“
 Die Gegenüberstellung von „Ständerbauweise“ und „Stockwerksrähmbau“ zeigte die Entwicklung der Bauweise bei Fachwerkhäusern von der Gotik bis zur Neuzeit. Besonders der Übergang von der „Verblattung“ zur „Verzapfung“ leitet die Neuzeit bei Fachwerkskonstruktionen mit „Mannfiguren“ und „Andreaskreuzen“ ein, die sich nach dem Dreißigjährigen Krieg mit barocken Fachwerkbauten bis etwa Mitte des 18. Jahrhunderts fortsetzt und dann endet. Dazu wurden ausführlich Fragen des Denkmalschutzes erörtert.
- 12.11.2007 Vortrag von Prof. Dr. Dr. Andreas Beck, Hornberg
 „*Heinrich Hansjakob und sein Kampf mit den Institutionen*“
 Der überragende Volksschriftsteller, Pfarrer und Politiker Dr. Heinrich Hansjakob war zeitlebens ein streitbarer Zeitgenosse. Permanente persönliche Schwierigkeiten ergaben sich in der Schule, der Universität, der Lehrertätigkeit, in der Politik, mit der Kirchenleitung und im persönlichen Umgang. Neben seiner psychischen Erkrankung waren weitere Belastungen durch die „Wibervölker“, durch Tabak und Alkohol sowie seine zwanghafte Arbeitseinstellung zur Schriftstellerei ganz erheblich. Das großartige Werk Hansjakobs wäre aber ohne diese wahrscheinlich psychopathologische Struktur nicht zu einer derartigen Blüte gekommen.

- 28.01.2007 Vortrag von Dr. Ewald M. Hall, March-Hugstetten
„Mundarten des Kinzigtales“
 Die Mundartlandschaft des Kinzigtales wurde in das gesamtalemannische Sprachgebiet eingeordnet. Der Schwerpunkt lag auf der Eigenständigkeit der Schwarzwaldmundart. Die lautlichen und z.T. grammatikalischen Besonderheiten der Mundarten rund um Haslach und im Kinzigtal wurden mit Hilfe von Dialektkarten anschaulich dargestellt. Anhand eines Fragebogens konnten die Zuhörer ihre eigene Mundartkompetenz überprüfen.
- 10.03.2008 Jahreshauptversammlung der Mitgliedergruppe im Refektorium des alten Kapuzinerklosters mit Vorstandswahlen.
 Wiedergewählt wurden:
 Klaus G. Kaufmann (Vorsitz), Alfred Buchholz (Stellvertreter), Norbert Mickenausch (Kassierer), Mathias Reiningger (Schriftführer) und als Beisitzer: Manfred Hildenbrand, Sören Fuß, Heinz Prinzbach, Helmut Fuggis, Martin Schwendemann und Ursula Fuggis-Riehle (neu).
 Mit der Ernennung zum Ehrenmitglied wurde nach über zwanzigjähriger Vorstandstätigkeit Frau Christel Mathis in Abwesenheit aus dem Vorstand verabschiedet. Urkunde mit Geschenkkorb wurden tags darauf im neuen Domizil in Nordrach der Geehrten mit herzlichem Dank und besten Wünschen überreicht.
 Kurzvortrag unseres Ehrenvorsitzenden Manfred Hildenbrand:
„Justiz in alter Zeit“
 In einem Auszug aus seiner auf Haslach bezogenen Forschungsarbeit schildert der Referent die Ersterwähnung im Jahre 1278, wie deren Verknüpfung mit den Stadterhebungen anderer Städte durch König Ruprecht I. Die Gerichtshoheit der Stadt Haslach wurde im ersten großen Freiheitsbrief 1374 vom fürstenbergischen Grafen Hans bestätigt. Eine Urkunde, die Haslach in seinem Archiv verwahrt. Gerichtsherren waren zu Haslach die zwölf Ratsherren, deren Häuser auch das Asylrecht besaßen. Eine zweite originale Quelle ist das barocke Stadtbuch, das mit einer Fülle von Verordnungen das kommunale Leben regelte. Amtseidesformeln für Amtsbürgermeister, Schultheiß, Stadtknecht usw. Malefizordnung, Schulerlasse, Polizeiliche Anordnungen gegen das Fluchen, alles regelt dieses Stadtbuch. Auch das peinliche Verhör, wie auch Hinrichtungsstrafen durch den Scharfrichter finden Erwähnung. Der Standort des ehemaligen Hochgerichts, des Haslacher Galgens auf dem Galgenbühl, ehemals als Burgbühl bekannt, lassen auf eine Burgbefestigung schließen. Geschichte kann so kurzweilig sein!

Arbeitsgruppe „Gedenkstätte Vulkan“

Am 13.06.2007 wurde in Kooperation mit der VHS Ortenau eine Wanderung vom Waldseeparkplatz zur „Gedenkstätte Vulkan“ angeboten. Auf dem Wanderweg: Vortrag mit Diskussionsmöglichkeit; außerdem ergibt sich Gelegenheit zum Lesen der aufgestellten Informationstafeln. Der Name „Vulkan“ hat nichts mit einem Feuer speienden Vulkan zu tun, sondern ist ein ehemaliger Firmennamen. Auf diesem Firmengelände waren im 3. Reich Häftlinge eingesetzt, um in den bestehenden Bergwerksstollen unterirdische Produktionshallen für Rüstungsindustrie zu errichten.



Gedenkstätte „Vulkan“

Foto: Sören Fuß

Die Arbeitsgruppe Vulkan führte als Höhepunkt ihrer Arbeit am 22. Juli 2007 in Haslach zum 5. Mal seit der Einweihung der Gedenkstätte Vulkan im Jahre 1998 ein Treffen mit den ehemaligen KZ-Häftlingen durch. Eingeladen waren auch die Hinterbliebenen der KZ-Häftlinge, die in Haslach ums Leben gekommenen waren oder die seit dem Bestehen unserer Gedenkstätte verstorben sind.

180 Gäste aus Holland und Frankreich nahmen an dem Treffen teil, darunter 18 ehemalige Häftlinge. Neben den eigentlichen Gedenkfeiern am Ehrengrab und an der Gedenkstätte nahm auch die herzliche Begegnung zwischen den Gästen und den Mitgliedern der Initiative sowie dem Bürgermeister einen breiten Raum ein. Vor allem die Beteiligung vieler Jugendlichen bei den Gedenkreden, der musikalischen Umrahmung und der Betreuung ist erwähnenswert. So wurde auch von Schülern des Geschwister-Scholl-Gymnasiums in Waldkirch ein Mitschnitt der Veranstaltung aufgenommen. Die ausländischen Gäste berichteten, dass sie keine Gelegenheit auslassen, die von der Gedenkstätteninitiative daraus gefertigte DVD in ihren Heimatländern vorzuführen. Nicht zuletzt deshalb stellten alle Beteiligten den hohen Stellenwert der Veranstaltung für Versöhnung und Völkerverständigung heraus.

Zur alltäglichen Arbeit der Gedenkstätteninitiative gehört die Hilfestellung auf Anfragen von Schülern für Unterstützung von Jahresarbeiten oder Referaten unterschiedlichster Art.

*Häftlingstreffen**Foto: Sören Fuß*

Zusätzlich bitten uns Klassen der Schulen aus näherer und weiterer Umgebung um Informationsveranstaltungen an der Gedenkstätte. Auch für Erwachsenengruppen aus den unterschiedlichsten Bereichen werden auf Anfrage Führungen bzw. Diskussionsrunden durchgeführt.

Für die Arbeitsgruppe „Gedenkstätte Vulkan“: Sören Fuß

Patenschaft „Haus Schwendemann“

Das Erdgeschoss des letzten verbliebenen Haslacher Tagelöhnerhauses wurde entrümpelt und gereinigt. Das ehemalige Wohnzimmer mit einem neuen kleinen „alten“ Kachelofen bestückt. Die Küche erhält neben einem alten Schüttstein auch einen Holzherd mit „Schiff“ und einen ausgebesserten Küchenboden. Das Schlafzimmer wird ebenfalls entrümpelt und erhält, wie das Wohnzimmer ein Zeitfenster. Entgegen anfänglichen Vorstellungen nimmt das Entrümpeln und Restaurieren doch mehr Zeit in Anspruch als ursprünglich vorgesehen. Daher brauchen wir alle Geduld!

Klaus G. Kaufmann

Hornberg-Triberg

Der Historische Verein Hornberg konnte bei seiner letzten Hauptversammlung im zurückliegenden Frühjahr mit berechtigtem Stolz die Theatersaison 2007 Revue passieren lassen, obwohl von den elf vorgesehenen Aufführungen des Märchenspiels „Die Bremer Stadtmusikanten“ von Hans Thoenies nach den Gebrüder Grimm in der Inszenierung von Margot

Lang und Angelika Rapp drei wegen schlechten Wetters ausfallen mussten. Doch die über 4.500 vorwiegend jugendlichen Zuschauer, die das Glück hatten, „dabei“ sein zu können, zeigten sich allesamt hellauf begeistert von dem, was die Akteure „Märchenhaftes“ so lebendig vorzuführen wussten.

Auch die sechs Aufführungen des Heimatspiels „Das Hornberger Schießen“ von Erwin Leisinger zogen die fast 2.400 Besucher auf der Freilichtbühne im Storenwald in ihren Bann, hat doch die Sage vom Missgeschick der Hornberger beim Empfang ihres Herzogs im Jahre 1564 bis heute nichts von ihrem Reiz verloren.

Und wenn auch die Fernsehanstalten beinahe täglich ihre Kriminalfilme über den Bildschirm flimmern lassen, so verspricht das unmittelbare Erleben auf der Hornberger Waldbühne doch ein Vielfaches an Spannung und Attraktivität. Kaum weniger als 2.600 Krimi-Freunde verfolgten mit großem Vergnügen die fünf Aufführungen des Comedy-Thrillers „Schau nicht unters Rosenbeet“ von Norman Robbins unter der Regie von Gebhard Kienzler.

Zu einem Höhepunkt des Vereinslebens im Jahr 2007/2008 gestaltete sich die Ehrung des langjährigen Herzogspaares im „Hornberger Schießen“, Hans und Christel Hopp, und auch die des hochverdienten früheren Vorsitzenden Wilhelm Brüstle. Alle drei wurden unter dem lebhaften Beifall der Anwesenden zu Ehrenmitgliedern des Vereins ernannt. Bürgermeister Siegfried Scheffold brachte es „auf den Punkt“: Er nannte den Historischen Verein „einen der ganz großen Aktivposten und für die Außenwirkung Hornbergs unwahrscheinlich wichtig“.

Auch der Förderverein Stadtmuseum Hornberg/Verein für Heimatgeschichte e. V. blickt auf ein bewegtes Vereinsjahr 2007 zurück. Das Stadtmuseum zählte an 25 Öffnungstagen 251 Besucher, von denen die Wander-, Familien-, Jahrgangs- und Freizeitgruppen den Löwenanteil stellten. Daneben wurden vor allem vom Vorsitzenden Wolfgang Neuß die heimatgeschichtlichen Forschungsarbeiten weitergeführt, vorzugsweise auf dem Gebiet der Frühgeschichte und bezüglich der Herren von Hornberg im 11. und 12. Jahrhundert. Der Pflege der Geselligkeit und der gegenseitigen Information dienten nach wie vor die gelegentlichen Heimattreffs während des Jahres.

Als besondere Ereignisse und Veranstaltungen seien genannt:

- die Jahreshauptversammlung am 16. März 2007 mit einem Referat des Vorsitzenden Neuß zum Thema „Die Herkunft der Herren von Hornberg“ und mit der Ernennung von Walter Hildbrand zum Ehrenmitglied,
- die Teilnahme am „Bärenplatzfest“ im Juni mit einem Tag der offenen Tür im Museum, mit einer Sonderausstellung im Rathaus „Der Hornberger Bären“ und mit Sonderführungen im Wilhelm-Hausenstein-Gedenkraum anlässlich des 50. Todes- und des 125. Geburtsjahres des Hornberger Ehrenbürgers Hausenstein durch Dr. Johannes Werner, Elchesheim,
- damit zusammenhängend ein Vortragsabend am 19. Juni mit Dr. Werner, der zum Thema „Aus dem Leben Dr. Wilhelm Hausensteins“ sprach,
- der Jahresausflug am 22. September, der die zahlreichen Teilnehmer zur geschichtsträchtigen Wehrkirche St. Remigius aus den Jahren 1513–1517 in Sulz-Bergfelden am Neckar und zum idyllisch gelegenen Wasserschloss im benachbarten Glatt führte, und
- der Vereinstag für Kinder am 29. September mit einem unterhaltsamen Museums-Quiz im katholischen Gemeindezentrum.
- Schließlich soll die Feier zum Jahresschluss Erwähnung finden, welche die Mitglieder des Vereins zu einem besinnlichen Beisammensein in der Adventszeit mit Rückblick auf das vergangene Jahr und mit einer Vorschau auf 2008 versammelt sah.



*Die Teilnehmer am
Jahresausflug 2007 auf
der Treppe zur Remigiuskirche*



Bildergeschirr im Stadtmuseum Hornberg



Vitrine mit Steingutgeschirr



Kinder beim Museumsquiz am Vereinstag



Das Wasserschloss in Glatt (Jahresausflug)

Das Stadtmuseum erhielt eine willkommene Bereicherung durch eine Fahne des Hornberger Schützenvereins, die das Gründungsjahr 1483 ausweist, und durch eine Trachtenpuppe in original Gutacher Bollenhuttracht mit Schäppel; außerdem wurde eine fahrbare „Galerie“ für alte beziehungsweise verdiente Hornberger Vereine angeschafft.

Die Umbaumaßnahmen im Museum warfen ihre Schatten voraus, indem dafür Vorüberlegungen angestellt und erste Pläne entwickelt wurden; denn schließlich wollte man im Jahr 2008 das 20-jährige Jubiläum des Vereins und das 10-jährige Bestehen des Stadtmuseums gebührend feiern.

Adolf Heß

Kehl

Tätigkeitsbericht 2006

Der Verein hält seine Mitgliederzahl von etwas mehr als 400, davon 19 korporative, d. h. Schulen, Vereine, Stadt Kehl u. Ä. Nach Absprache mit dem Gesamtverein konnte in der Mitgliederversammlung am 9.3. der Schritt zur Selbständigkeit als eingetragener gemeinnütziger Verein mit der Verabschiedung der Satzung getan werden. Die Eintragung ins Vereinsregister folgte am 29.5. Der Verein bleibt selbstverständlich als Mitgliedergruppe dem Gesamtverein verpflichtet.

Das Programm war, der guten Tradition entsprechend, sehr reichhaltig im Wechsel zwischen Vorträgen, Ausflügen und Zusatzaktivitäten: 10 Exkursionen wurden angeboten, darunter drei mehrtätige nach Prag, Venedig und in die Schweiz, und 11 Vorträge. Ein Ausflug und zwei Vorträge sind in Zusammenarbeit mit der Volkshochschule Kehl-Hanauerland durchgeführt worden.

Ebenfalls in Zusammenarbeit, wiederum mit einem großen Trägerkreis, wurde im Januar der Opfer des Nationalsozialismus in drei Veranstaltungen gedacht. Im Bereich Buchproduktion wurde die 2. Auflage der Kehler Familiengeschichten rechtzeitig zu Weihnachten 2005 ausgeliefert und konnte im Berichtsjahr gut verkauft werden. Auch mit seinen anderen Veröffentlichungen ist der Verein in Kehl und Umgebung präsent. Für die „Bücherkiste“ des Vereins, in der gespendete Bücher zugunsten des Vereins und der Mukoviszidose-Selbsthilfegruppe weiterverkauft werden, fand sich, dank des freundlichen Entgegenkommens der Stadt Kehl, ein neuer Ort mit genügend Raum für Bücher und Schulprogramme, die Kindern das Lesen nahebringen sollen. Im September stand allerdings ein neuer Umzug an, diesmal in einen Raum des Hanauer Museums, der wiederum von der Stadt Kehl mietfrei angeboten wurde. Im Gegenzug hat sich der Verein intensiv mit der Zukunft eines Kehler Stadtmuseums befasst und der Stadt seine Mithilfe bei Konzept und Durchführung angeboten. Zum jährlichen Treffen mit Kehls Partnerstadt Montmorency hat der Verein mit einem Vortrag zu Heinrich Heine beigetragen. Alle Veranstaltungen fanden reges Presseinteresse.

Im Einzelnen fanden statt:

Exkursionen und Studienfahrten

- 2.–7.1. zum 34. Prager Winter
- 9.2. nach Karlsruhe
Besuch der Ausstellung „IMPERIUM ROMANUM – Römer, Christen, Alemannen. Die Spätantike am Oberrhein“

- 8.4. nach Straßburg
„Kaiserplatz (Place de la République) und Universität –
Zum Bauen in Straßburg 1870–1918“
- 13.5. nach Völklingen
Besuch des „UNESCO-Weltkulturerbes Völklinger Hütte“
in Zusammenarbeit mit der Volkshochschule Kehl-Hanauerland
- 5.–11.6. Große Studienfahrt nach Venedig
Gänge durch Vertrautes und Verstecktes im Weltkulturerbe Venedig
- 22.7. Exkursion ins Elsass
Die romanischen Kirchen in Epfig, Eschau und Rosheim
- 9.9. Spaziergang auf dem Höhenweg um Straßburg (Hausbergen)
- 20.–22.10. Kleine Studienfahrt in die Schweiz: Basel, Kaiseraugst und Bern
- 12.11. Exkursion nach Stuttgart und Marbach
Besuch der Landesausstellung „200 Jahre Königreich Württemberg“ und des
neuen Literaturmuseums Marbach
- 10.12. Exkursion nach Frankfurt a.M.
Besuch der Landesausstellung „650 Jahre Goldene Bulle“

Vorträge

- 2.2. „IMPERIUM ROMANUM – Spätantike am Oberrhein“
Einführung zum Besuch der Sonderausstellung im Badischen Landesmuseum
Karlsruhe
- 23.2. „Mozart in Mannheim“ – mit Musikbeispielen
Ein Beitrag zum Mozart-Jahr 2006
- 9.3. „Bauen in Straßburg 1870–1918“
Einführung zur Exkursion nach Straßburg
- 27.4. „UNESCO-Weltkulturerbe Völklinger Hütte – Vom Stahlkoloss zum Kultur-
zentrum“
Einführung zur Exkursion nach Völklingen
in Zusammenarbeit mit der Volkshochschule Kehl-Hanauerland
- 18.5. „Venedig – Brücke zwischen Orient und Okzident“
Einführung zur großen Studienfahrt
- 14.9. „Johannes Knauth, Dombaumeister in Straßburg 1905–1921“
- 24.9. „Heinrich Heine (1797–1856) – zwischen Romantik und Revolution“
*zum Besuch der Freunde der Société d'Histoire aus Kehls Partnerstadt
Montmorency*
- 5.10. „Eisenbahnbrücke und Pioniere – ihr Einfluss auf das einstige und ihre
Spuren im heutigen Kehler Stadtbild“
- 23.11. „Das Stiftungsbuch des Frauenwerks in Straßburg 1260-1521“
- 12.12. „Kunst und Skandal“
in Zusammenarbeit mit der Volkshochschule Kehl-Hanauerland
14. 12. „200 Jahre Großherzogtum Baden“

Zum Gedenken der Opfer des Nationalsozialismus bot der Trägerkreis – Kehler Kirchengemeinden, Evangelische Erwachsenenbildung, Katholisches Bildungswerk, Stadt Kehl, Stadtjugendring, Ärzteinitiative und Historischer Verein – drei Veranstaltungen an:

- 19.1. Vortrag: „Vergangenheit ist heute. Helfen, Begegnen und Erinnern im
Maximilian-Kolbe-Werk, Hilfswerk für ehemalige KZ-Häftlinge“

- 22.1. Besuch der KZ-„Gedenkstätte Vulkan“ bei Haslach i. K.
 27.1. Ökumenischer Gottesdienst in der Friedenskirche Kehl

Weiterhin fanden statt:

- 9.3. Mitgliederversammlung mit Verabschiedung der Vereinssatzung und anschließendem Vortrag (s.o.)
 22.–24.9. Teilnahme von Vorstands- und Vereinsmitgliedern an den Begegnungen mit Besuchern aus Kehls Partnerstadt Montmorency, Vortrag am 24.9. (s.o.)
 7.12. Traditioneller „Jahresrückblick“ mit Bildern auf die Exkursionen und die Studienfahrten des Jahres

Wolfdietrich Elbert, 1. Vorsitzender

Tätigkeitsbericht 2007

Der Verein hat etwas über 400 Mitglieder, davon 21 korporative, d. h. Schulen, Vereine, Stadt Kehl u. Ä. Seine Haupttätigkeit bestand, wie in den vergangenen Jahren, darin, seinen Mitgliedern und Freunden ein reichhaltiges Programm an Vorträgen und Exkursionen vorzustellen. Einige der Vorträge waren Teil von Reihen – Das Straßburger Münster, Das Elsass, Festungen am Rhein, Geschichte der Orden oder Krisen der Gesellschaft –, andere dienten der Einführung zu Besichtigungen, Exkursionen oder Studienfahrten. Im Berichtsjahr hat der Verein 9 Exkursionen angeboten, darunter eine mehrtägige Reise nach Prag und eine andere nach Venedig, und 11 Vorträge. Einige der Veranstaltungen wurden in Partnerschaft mit der Volkshochschule Kehl-Hanauerland, eine andere mit der Soci  t   des Amis de la Cath  drale de Strasbourg durchgef  hrt.

Zum 27. Januar, dem Gedenktag an die Opfer des Nationalsozialismus, hat der Verein, in enger und bew  hrter Zusammenarbeit mit anderen Institutionen, wieder drei Veranstaltungen angeboten. In der Reihe der Kehler Familiengeschichten konnte Band 2 vorgestellt werden mit Leben und T  tigkeit von sechs Familien, darunter der j  dischen Familie Kaufmann. Die Reihe soll fortgesetzt werden. Die „B  cherkiste“ des Vereins, in der gespendete B  cher zu einem bescheidenen Preis weiterverkauft werden, musste gegen Jahresende das Hanauer Museum wieder verlassen, konnte aber eine neue Bleibe in der Schulstra  e 27 finden. Der Verein hat am j  hrlichen Partnerschaftstreffen Kehl-Montmorency teilgenommen und engere Zusammenarbeit mit dem Geschichtsverein der franz  sischen Stadt vereinbart. Er ist bereit, am Schreiben einer Stadtgeschichte Kehls mitzuwirken, deren erstes Teilst  ck den Zusammenschluss von Stadt und Dorf Kehl 1910 betrifft; das hundertj  hrige Jubil  um ist nah.

Die Vereinst  tigkeiten hatten ein regelm  iges und manchmal ausf  hrliches Presseecho; der Verein ist in Kehl und Umgebung durchaus pr  sent.

Im Einzelnen fanden statt:

Exkursionen und Studienfahrten

- 2.–7.1. zum 35. Prager Winter
 in Zusammenarbeit mit der Volkshochschule Kehl-Hanauerland
 17.2. nach Colmar
 Besuch des Unterlinden-Museums und Stadtrundgang
 23.3. nach Griesheim und Offenburg
 Besuch der Nikolauskirche in Griesheim und der Ausstellung „Neue Welt & Altes Wissen“ in Offenburg

- 22.5. zum Europäischen Parlament – 50 Jahre Römische Verträge – und zum Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte
 3.–9.6. nach Trier und Luxemburg
 Besuch der Kulturregion Europa und der Sonderausstellung
 „Kaiser Konstantin der Große“
 15.9. ins Elsass – Bouxwiller und Neuwiller
 6.10. nach Breisach und Neuf-Brisach – auf Vaubans Spuren zum 300. Todestag
in der Reihe „Festungen am Rhein“ und in Zusammenarbeit mit der Volkshochschule Kehl-Hanauerland
 28.10.–2.11. nach Venedig
 Gänge durch Vertrautes und Verstecktes im Weltkulturerbe Venedig
 1.12. nach Straßburg, Besuch des Stadtarchivs und des Historischen Museums
in der Reihe „Das Elsass“

Vorträge

- 8.2. „Neue Welt & Altes Wissen – Amerika in historischen Karten und Bildern“
 8.3. „Ida Crecelius – eine Kindheit und Jugend im Hanauerland“
 26.4. „Kaiser Konstantin der Große“
Einführung zur Studienfahrt nach Trier und Luxemburg
 10.5. „Wie lebten die Elsässer, ehe sie 1648 Franzosen wurden?“
 28.6. „Carl Ludwig Schulmeister, verachtenswerter Spion oder lobenswerter Wohltäter – Versuch einer Biografie“
 5.7. „Drei Villen in Kehl um 1900 – Fingado, Schutter, Schmidt – Bauten des Architekturbüros Markwort und Seibert“
 6. 9. „Venedig als Bühne – von der Commedia dell’arte zum Carnevale“
mit Ausstellung von Masken und Kostümen von Cornelia Sperling auch als Einführung zur großen Studienfahrt nach Venedig
 20.9. „Die Pest im Spiegel der bildenden Kunst“
in der Reihe „Krisen der Gesellschaft“
 18.10. „Das Mysterium des Templerordens – zum 700. Jahrestag ihrer Verhaftung“
in der Reihe „Geschichte der Orden“ und in Zusammenarbeit mit der Volkshochschule Kehl-Hanauerland
 8.11. „Hüttengeheimnis und Werkspionage: der architektonische Austausch zwischen Wien und Straßburg anhand der Baurisse“
in der Reihe „Das Straßburger Münster“ und in Zusammenarbeit mit der Société des Amis de la Cathédrale de Strasbourg
 15.11. „Die Frau des Liederdichters – zum 400. Geburtstag von Paul Gerhardt“
in Zusammenarbeit mit der Volkshochschule Kehl-Hanauerland

Zum Gedenken der Opfer des Nationalsozialismus bot der Trägerkreis – Kehler Kirchengemeinden, Evangelische Erwachsenenbildung, Katholisches Bildungswerk, Stadt Kehl, Stadtjugendring, Ärzteinitiative und Historischer Verein – drei Veranstaltungen an:

- 18.1. Vortrag: „Die Gedenkstätte Natzweiler-Struthof“
 17.3. Besuch der Gedenkstätte Natzweiler-Struthof im Elsass
 27.1. Ökumenischer Gottesdienst in der Friedenskirche Kehl

Weiterhin fanden statt:

- 8.3. Mitgliederversammlung mit anschließendem Vortrag (s. o.)
- 19.–21.10. Teilnahme von Vorstands- und Vereinsmitgliedern an der Reise nach Montmorency, Partnerstadt von Kehl, und Vereinbarung engerer Zusammenarbeit mit der Société d'Histoire de Montmorency et de sa Région
- 13.12. Traditioneller „Jahresrückblick“ mit Bildern auf die Exkursionen und die Studienfahrten des Jahres

Wolfdietrich Elbert, 1. Vorsitzender

Lahr-Friesenheim

Vor über 200 Jahren, am 31.08.1806, wurde das Benediktinerkloster Schuttern aufgelöst. In einem gut besuchten Vortrag beim Verein für Oberweierer Heimatgeschichte erläuterte der Vorsitzende der Mitgliedergruppe am Beispiel des Klosters Schuttern die Geschichte und den Ablauf der Säkularisation in Baden.

Im Rahmen eines ökumenischen Jugendprojektes werden in 137 badischen Gemeinden Gedenksteine geschaffen zur Erinnerung an die Deportation jüdischer Mitbürgerinnen und Mitbürger nach Gurs in Südfrankreich am 22.10.1940. Der Friesenheimer Gedenkstein wurde in einer gemeinsamen Aktion der beiden Kirchengemeinden, der Gemeindeverwaltung und des Historischen Vereins für Mittelbaden e.V. am 28.09.06 aufgestellt.

Der Erinnerungsstein wurde am 22.10.2007 durch eine Namenstafel ergänzt. Der Namensstein trägt die Namen und das Alter der insgesamt 9 jüdischen Bürgerinnen und Bürger aus Friesenheim die am 22. 10.1940 in das Internierungslager Gurs deportiert wurden. Der Namensstein wurde durch die Mitgliedergruppe Lahr-Friesenheim finanziert und aufgestellt.

Das Projekt zur Ermittlung der Spuren und Zeugnisse der jüdischen Gemeinde Friesenheim wird momentan fortgesetzt. Mit Hilfe der Friesenheimer Schüler des Bildungszentrums Friesenheim werden die heute noch vorhandenen Spuren der jüdischen Gemeinde recherchiert und aufbereitet. Das Projekt wird fachlich vom Historiker Uwe Schellinger begleitet. Das Ergebnis soll in der Broschürenreihe „Orte jüdischer Kultur“ publiziert werden.

Die Aktion wird finanziell durch die Landeszentrale für politische Bildung unterstützt.

Jeden ersten Dienstag im Monat trifft sich im Stadtarchiv Lahr unter Federführung von Stadthistoriker Thorsten Mietzner der Arbeitskreis 18. Jahrhundert in Lahr. Der Arbeitskreis macht Archivarbeit und arbeitet an der Aufarbeitung der Geschichte der Stadt Lahr.

Die Mitgliedergruppe Lahr-Friesenheim zählt derzeit 96 Mitglieder.

Ekkehard Klem

Neuried

Arbeitskreis Altenheim Museum

Im Jahr 2007 hatte das Heimatmuseum an 38 Sonntagen geöffnet.

Zusätzlich fanden noch 12 Sonderführungen statt.

Am 29. April 2007 wurde im Museum die Ausstellung „Kleider machen Leute – damals wie heute“ mit Bürgermeister, Gemeinde- und Ortschaftsrat eröffnet.

Diese Ausstellung, bei der ländliche Sonn- und Festtagstrachten aus edlen Stoffen sowie die dazugehörigen wunderschönen Halstücher und Schürzen und die entsprechenden Accessoires gezeigt werden, weckt reges Interesse in der Bevölkerung.

Ute Scheidecker

*Neuried**Arbeitskreis Altenheim*

Das ganze Jahr 2007 hindurch wurde von vielen freiwilligen Helfern und mit Unterstützung der Gemeinde weiter an dem Umbau der Scheune gearbeitet. Die Arbeiten schreiten stetig voran.

Am 21. Oktober 2007 wurde die organisierte Exkursion in die in der Region Rhein-Neckar gelegene Stadt Ladenburg durchgeführt. 36 Teilnehmer erlebten zweitausend Jahre Stadtgeschichte im Zeitraffer.

Auch befassten sich die Exkursionsteilnehmer mit den Meilensteinen der Automobilgeschichte. Autopionier Carl Benz lebte von 1903 bis zu seinem Tode 1929 in Ladenburg, wo er auch eine Fabrik aufbaute die nun nach einer Sanierung zum „Automuseum Dr. Carl Benz“ umgestaltet wurde. Museumsleiter Winfried Seidel berichtete anschaulich über die bewegte Lebensgeschichte der Familie Benz.

Anschließend konnte das Museum besichtigt werden.

Nach einem gemeinsamen Mittagessen traf man sich zu einer sehr interessanten Stadtbesichtigung, denn außer den Römern haben auch die Bischöfe von Worms hier ihre Spuren hinterlassen. Die Bischöfe bekamen die Stadt „Lobdenburg“ bereits im Jahre 628 vom Frankenkönig Dagobert geschenkt. Sie blieb die Nebenresidenz der Bischöfe, bis diese 1705 der kurpfälzischen Übermacht weichen mussten. Das mittelalterliche Stadtbild mit den herrlichen Fachwerkhäusern, den kunstvoll verzierten Fassaden und den engen, verwinkelten Gassen blieb dadurch fast vollständig erhalten.

Die Exkursion wurde in einem besonderen Café beschlossen, und zwar ist dieses Café im Ladenburger Auktionshaus untergebracht. Hier wird in regelmäßigen Abständen historisches Spielzeug und Puppen versteigert.

Am 01.12.2007 fand der 10. Adventsmarkt statt, bei welchem die von vielen fleißigen Händen gebastelten Gestecke, Kränze Dekorationsartikel usw. verkauft wurden. Ebenso wurden Getränke, Fleischkäseweck und traditionelle Kuchen angeboten.

An diesem Tag wurde im neu gestalteten Raum des Museums (dem ehemaligen Farrenstall) die Bärenausstellung eröffnet, welche einen regen Zuspruch verzeichnen konnte. Auch der historisch geschmückte Weihnachtsbaum hat bei vielen Besuchern wieder Kindheitserinnerungen geweckt.

Ute Scheidecker

Arbeitskreis Dundenheim

Der Arbeitskreis Dundenheim hat sich im Jahre 2007 mit der Geschichte der im Jahre 1762 erbauten Dundenheimer Mühle auseinandergesetzt.

Ebenso mit der Geschichte der vor 185 Jahren eingeweihten katholischen Kirche St. Johannes.

Es wurde eine Rückschau auf die Entwicklung des Dorfes in der Nachkriegszeit erarbeitet.

Die historische Entwicklung der hiesigen Freiwilligen Feuerwehr bis zur Bildung des neuen Ausrückbezirkes Süd Ichenheim-Dundenheim 2007 wurde fotografisch dokumentiert.

Ein Vorschlag zur Aufstellung des historischen Taufbeckens der früheren im Mittelalter erstellten Dorfkappelle St. Johannes des Täufers auf dem Kirchplatz der Johanneskirche, wo die einstige Kapelle gestanden hat, wurde erarbeitet.

Hans Mild

Arbeitskreis Müllen

Nach wie vor wird an dem Thema „Betriebe in Müllen nach 1945“ gearbeitet. Die Arbeit gestaltet sich sehr umfangreich. Eine Veröffentlichung ist für das Jahr 2008 vorgesehen.

Claus Flaith

Arbeitskreis Schutterzell

Im Jahr 2007 hat sich der Arbeitskreis nur wenige Male getroffen und sich dabei mit einem „Schlösschen“ befasst, welches möglicherweise einmal auf einem Platz in der Nähe der Autobahn (Essigbuckel) gestanden hat. Allerdings kam man bis jetzt zu keinen klaren Anhaltspunkten, dass dies tatsächlich auch so war.

Ebenso liefen Vorbereitungen für die Wiederbelegung des Gesangvereins in Schutterzell.

Lothar Gißler

Arbeitskreis Ichenheim

In 57 Arbeitstreffen archivierten wir Teile unserer Buchbestände. Es wurden Tafeln mit Fotos zur Erinnerung an die Gefallenen und Vermissten des Zweiten Weltkrieges hergestellt, die im Rathaus in Ichenheim ausgestellt sind. Wir organisierten die Themen unserer nächsten Ausstellung „Handwerk und Handel im Wandel der Zeit“ und begannen mit der Archivierung unserer Fotos im PC. Außerdem wurden DVD's vom Historischen Umzug zur Verleihung des Marktrechtes für Ichenheim und verschiedene Broschüren über Persönlichkeiten und Objekte der Gemeinde erarbeitet und in Druck gegeben.

Januar-

Februar: Organisatorische Neuordnung des Vereinsheimes und Einbau von gestifteten Möbeln und neuen Arbeitsplatten, Entsorgung alter Tische und anschließend Großreinemachen.

12. Februar Das traditionelle Kegeln in der Schutterzeller Mühle

15. März Teilnahme an einer Verwaltungsratsitzung des Historischen Vereins Neuried.

4. Mai Teilnahme an der Generalversammlung im „Adler“ in Müllen.

17. Mai Jahresausflug mit Wanderung um den Schutterlindenberg mit anschließendem Grillfest im Vereinsheim.

26. Juni Teilnahme an der Verwaltungsratsitzung in Altenheim

23. Juli Übergabe der vier Gedenktafeln der 172 Ichenheimer Gefallenen und Vermissten des Zweiten Weltkrieges.

12. September Verwaltungsratsitzung des Historischen Vereins

23. September Studienfahrt nach Barr, Elsass, mit Stadtführung.

21. Oktober Teilnahme an der Exkursion des Historischen Vereins Neuried nach Ladenburg, Besichtigung des Römer-Museums, Carl-Benz-Museum und der historischen Altstadt.

10. November Bepflanzung des Steintrog bei der Kirche und der Beete am Vereinsheim

25. November Ausstellung im Rathaussaal „Märkte und Handel in Ichenheim durch die Jahrhunderte“.

11. Dezember Jahresabschlussessen in der Trotterstube in Ichenheim

Barbara Lacombe

Trachtengruppe

08.01.2007	Neujahrsempfang in Freiburg
08.07.2007	750-jähriges Bestehen Diersburg.
15.07.2007	30. Ortenauer Kreistrachtenfest in Wolfach.
18.08.2007	Ausrichtung Ferienprogramm „Butter und Brot, wie geht das?“
16.09.2007	Kreistrachtenfest des Bundes „Heimat und Volksleben“ in Auggen

Ute Scheidecker

Oberharmersbach e.V.

Aktivitäten in 2007

Pfingstmontag	Deutscher Mühltage – Speicher und Mühle geöffnet
2. Sonntag im September	Tag des offenen Denkmals – Speicher und Mühle geöffnet
August	Beteiligung am Kindersommerprogramm
1. Sonntag im Dezember	Präsentation am Weihnachtsmarkt

Die teilweise stark beschädigten Kreuzwegtafeln werden alle neu angefertigt. Hierzu haben bereits Arbeiten stattgefunden. Die Fertigstellung ist für 2008 vorgesehen.

Im Januar ist der 26. Band des Jahresrückblicks mit einer Auflage von 400 Stück erschienen. Sie wird von unserem Mitglied Hermann Kornmayer gestaltet und erstellt.

In der Jahreshauptversammlung am 23. Januar 2008 wurde die Vorstandschaft neu gewählt.

Neue Vorstandschaft:	1. Vorsitzende	Cornelia Lehmann
	2. Vorsitzende	Ursula Kasper
	Geschäftsführer	Meinrad Bruder
	Vertreter Gemeinde	Siegfried Huber, Bgm.
	Vertreter Kirche	Wolfgang Lehmann
	Vertreter Schule	Monika Bleier
	Beisitzer	Ehrenmitglied Otmar Ritter

Cornelia Lehmann

Oberkirch

Tätigkeitsbericht 2007

Samstag, 27. Januar	Tagesfahrt nach Bruchsal und Karlsruhe Führung in der Musikautomaten-Abteilung des Landesmuseums im Bruchsaler Schloss. Nachmittags Führung durch die Ausstellung „Zwischen Burg, Stadt und Kathedrale – Leben im Mittelalter“ im Schloss Karlsruhe
Mittwoch, 21. Februar	Aschermittwochs-Halbtages-Rätselfahrt Führung im Bergbau- und Mineralienmuseum in Oberwolfach
Samstag, 24. März	Tagesfahrt nach Straßburg und Marmoutier Führung im Münster durch Herrn Schneider, Kork. Nachmittags Führung in der Kirche in Marmoutier, Silbermann Orgel; Pfeifen- und Flötenmuseum

Samstag, 21. April	Tagesfahrt nach Basel und Lörrach Besichtigung des Basler Münsters und Führung im Schloss Rötteln bei Lörrach
Mittwoch, 09. Mai	Führung durch Herrn Huber in der Wallfahrtskirche Lautenbach
Samstag, 02. Juni	Tagesfahrt nach Villersexel und Burg Oricourt in Franche-Comté. Führung in Schloss und Burg
24. Juni. – 01. Juli	8-Tage-Fahrt „Hansestädte an der Ostsee“ 1. Tag Anreise bis Erfurt mit Führungen in Münsterstadt und Schloss Molsdorf 2. Tag Weitere Anfahrt zur Ostsee mit Aufenthalt in Weissenfels 3. Tag Fahrt zum Münster in Bad Doberan und nach Rostock 4. Tag Fahrt ins Bernsteinmuseum in Ribnitz-Damgarten, sowie gemeinsames Mittagessen im Hotel „Waldschlösschen“ im Ostseebad Prerow, danach Thomaskirche in Tribsees (Hochaltar mit Darstellung einer Sakramentsmühle) 5. Tag Fahrt über Neukloster und Zurow nach Wismar 6. Tag Fahrt nach Greifswald und Stralsund 7. Tag Fahrt zu Besichtigungen und Führungen in Rostock 8. Tag Rückreise mit Halt in Dessau
Samstag, 21. Juli	Tagesfahrt nach Veitshöchheim Führung durch die Sommerresidenz der Bischöfe von Würzburg, sowie durch den Rokokogarten
Samstag, 08. Septemb.	Tagesfahrt nach Schwetzingen Besichtigung des Schlossgartens, mittags Führung in und um die Eremitage der Bischöfe von Speyer in Waghäusel
Samstag, 06. Oktober	Tagesfahrt nach Tübingen Geführte Stadtbesichtigung und Besuch Kloster Bebenhausen
Samstag, 03. November	Tagesfahrt nach Mannheim Besuch des nach Rekonstruktionsarbeiten außen und innen 2007 neu eröffneten Schlosses. Dr. Wiese führte uns mit besonderen Hinweisen auf die Entstehung der Mannheimer Residenz und die nach Mannheim zurückgekehrten Tapissereien. Danach Führung im neugestalteten Zeughaus (Reiss-Engelhorn-Museen) in der Abteilungen Möbel, Kleider und Gemälde
Samstag, 08. Dezember	Jahresabschluss im Hotel-Gasthaus „Ochsen“, Oberkirch <i>Horst Schneider</i>

Grimmelshausen-Gesprächsrunde in Oberkirch-Gaisbach

218. / 06.02.2007	Burgen und Schlösser im Renchtal Johannes Mühlán, Sasbach
219. / 05.03.2007	Die Rheinbrücke Kehl-Straßburg in der Zeitgeschichte Helmut Schneider, Kehl-Kork
220. / 03.04.2007	Sprachgesellschaften im 17. Jahrhundert – Vorsorge und Leichtsinn bei Johann Peter Hebel Prof. Dr. Walter Schäfer, Baden-Baden
221. / 08.05.2007	Gaisbach. Von der ritterschaftlichen zur großherzoglichen badischen Gemeinde Dr. Dieter Kauß, Oberkirch

222. / 05.06.2007 Geraubte Identitäten – Schattenseiten des Antiquitätenhandels
Frank-Joachim Lankoff, Achern
223. / 03.07.2007 Die deutsche Sprache als Globalisierungsoffer
Prof. Dr. Hans-Manfred Niedetzky, Pforzheim
224. / 07.08.2007 „Wenn Ungelehrte Bücher schreiben“
Spiegelbildliches bei Thomas Mann und Grimmelshausen
Prof. Dr. Barbara Molinelli-Stein, Mailand
- September 2007 kein Vortrag
225. / 02.10.2007 Darstellung des Dreißigjährigen Krieges in der Literatur am
Beispiel von Conrad Ferdinand Meyers Novelle
„Gustaf Adolfs Page“
Götz Bubenhofer, Achern
226. / 06.11.2007 Friedrich von Spee – ein Lebensbild
Hans-Jörg Mussler, Ortenberg
227. / 04.12.2007 Alte Ansichten und Postkarten aus dem Renchtal
Klaus Bentrup, Oberkirch

Dr. Heermann

Offenburg

Nach wie vor kommt es aufgrund des Emigrationsprojekts „Offenburger Auswanderer“ zu Besuchen von Nachkommen badischer Auswanderer des 19. Jahrhunderts in Offenburg. Betreut werden sie von Ingrid Götz. So hielten sich im Frühjahr 2007 das Ehepaar Fowler aus Louisville/Kentucky, das Ehepaar Rebholz aus Columbia/Maryland, das Ehepaar Brockmiller aus Maggie Valley/North Carolina sowie die Familiengruppe John Reid aus Bridgeport/California mit fünf Personen in Offenburg auf. Im Sommer 2007 kamen Valley Wiggins und sein Schwager Richard Vetter aus Ohio. Und im Herbst schließlich folgten das Ehepaar Deiss aus Ellsworth/Wisconsin, Patsy Eck und ihre Tochter Kathy aus Cincinnati/Ohio, das Ehepaar Meyer-Hill aus Houston/Texas, die Familie Maurer aus Alhambra/Illionois (fünf Personen) sowie die Familiengruppe Miller aus Smithfield/Kentucky (acht Personen).

Vorträge und Exkursionen erfolgten in Zusammenarbeit mit der VHS und mit dem Museum im Ritterhaus. Mit der VHS zusammen ging es um die Themen „Feuer“ und „Brücken“, während der Historische Verein bei drei Vorträgen mit dem Museum im Ritterhaus im Rahmen der Ausstellung „Auf Gottes Pfaden“ kooperierte. Gottfried Wiedemer referierte zum Jakobusweg (15. Mai), Andreas Weiß zu „Heilige, ihre Verehrung und ihre Wallfahrten“ (21. Juni) und Dieter Kauß zu den Wallfahrten in der Ortenau (20. September).

Michael Hauser und Rolf Stürtzel, Kassierer und Kassenprüfer, engagierten sich mit ihrem Finanz-Know-How bei der Museumsnacht (23. März) und der Kulturnacht (22. September), wofür der Verein eine Spende verbuchen konnte. Darüber hinaus hat sich Herr Hauser einmal mehr um die Auslieferung der „Ortenau“ persönlich gekümmert.

Die Mitgliederversammlung am 4. Dezember 2007 wurde mit einem exzellenten Vortrag von Bertram Jenisch zum Thema „Neue Aspekte zur Entwicklung der Stadt Offenburg im Mittelalter“ verbunden. Der Mittelalter-Archäologe im Regierungspräsidium Freiburg entwarf dabei ein differenziertes Bild von der Siedlungsentwicklung Offenburgs von der römischen Epoche bis in die frühe Neuzeit.

Zum Jahresausklang referierte Gisela Lixfeld, Leiterin des Stadtmuseums Schramberg, zu den „Krippen des Schwarzwalds“ Ihr Vortrag war Teil der Ausstellung „Zauberhafte Bühnenkrippen. Karl Otto Schimpf und seine Schüler“ im Museum im Ritterhaus.

Wolfgang Reinbold



Die Mitgliedergruppe Rheinau vor der Porta Nigra in Trier

Rheinau e. V.

- | | |
|--------------------|--|
| 22. Februar 2007 | Fahrt nach Karlsruhe zur Ausstellung „Vor 12.000 Jahren in Anatolien – die ältesten Monumente der Menschheit“ |
| 09. März 2007 | Mitgliederversammlung mit Dia-Vortrag von Hermann Kiefer „Im Reich der Mitte – Impressionen zwischen Harmonie und Gegensatz“ |
| 26. April 2007 | Vortrag Helmut Mink „Saladin, Richard Löwenherz und der 3. Kreuzzug“ |
| 31. Mai 2007 | Vortrag Elmar Gschwind „Schwarze Katz & Co – Abergläubisches im Alltag“ |
| 16. Juni 2007 | Studienfahrt zur Klosterinsel Rheinau/Schweiz |
| 07.–09. Sept. 2007 | Studienfahrt nach Luxemburg und Trier zur Ausstellung „Konstantin der Große“ |
| 18. Okt. 2007 | Vortrag Helmut Mink „Abenteuer Seidenstraße“ |
| 27. Okt. 2007 | Studienfahrt nach Ladenburg |
| 22. Nov. 2007 | Vortrag Dr. Ewald Hall „Kaspar Hauser – badischer Erbprinz oder depperter Bankert?“ |

Renate Demuth

Schiltach 2007

Unter Vermittlung des Schiltacher Bürgermeisters Thomas Haas und den Herren Schaufler und Kaufmann vom Hauptverein in Offenburg hat sich im März 2007 aus den Reihen der örtlichen Mitglieder des Historischen Vereins für Mittelbaden e.V. ein Initiativkreis gebildet, dem Altbürgermeister Peter Rottenburger, der in Schiltach aufgewachsene Dr. Hans Harter (Freiburg), Klaus-Ulrich Neeb, Klaus Wolber und Reinhard Mahn angehören.

An die Öffentlichkeit getreten ist diese Initiativgruppe erstmals anlässlich des Schiltacher Kunsthandwerkermarktes im April 2007, wo den Besuchern die Ziele der Mitgliedergruppe und des Vereins nähergebracht werden konnten. Zur Information waren dazu verschiedene Jahressbände der „Ortenau“ ausgelegt. Ebenso wurden fundierte, u. a. von Dr. Hans Harter veröffentlichte Publikationen zur Stadtgeschichte angeboten.

Ein großes Anliegen des Historischen Vereins in Schiltach ist die Erhaltung, Gestaltung sowie die weitere Entwicklung der städtischen Museen. Zu den vorrangigen Aktivitäten während der Sommermonate 2007 gehörte die Sichtung der in verschiedenen Depots gelagerten Zeitzeugnisse, die in sehr unterschiedlichem Erhaltungszustand angetroffen wurden. Die eingelagerten Gegenstände sind hauptsächlich den Themenbereichen historische Haushaltseinrichtungen, Bekleidung und Trachten, Gemälde, Photographien, Werkstatteinrichtungen, handwerkliche und landwirtschaftliche Geräte sowie Fahrzeuge zuzuordnen. Auf Basis dieser Bestandsaufnahmen sowie der aktuellen Präsentation der Museen gab es dann erste Überlegungen zur behutsamen Neuausrichtung der Museen.

Anlässlich einer weiteren Zusammenkunft konnten wir uns einen wertvollen Einblick in die Organisation und den Aufbau des Schiltacher Stadtarchivs geben lassen.

Mitte Oktober 2007 nahmen wir an der Jahresversammlung des Historischen Vereins für Mittelbaden e.V. in Hausach teil. Schwerpunkte waren interessante Vorträge und Besichtigungen zum Bergbau im fürstenbergischen Kinzigtal.

Ende Oktober 2007 besichtigten wir die auf Schiltacher und Lehengerichter Gemarkung gelegenen Ruinen Willenburg und Klingenburg. Die Reste der Willenburg wurden Ende der 60er Jahre des vergangenen Jahrhunderts unter Federführung damals aktiver Mitglieder des Historischen Vereins freigelegt. Über die vermutete historische Bedeutung der ehemaligen Burganlagen sowie über die damals sichergestellten Funde gibt es in verschiedenen Bänden der „Ortenau“ ausführliche Berichte, Beschreibungen und auch Bildmaterial.

Im Dezember 2007 lud der Initiativkreis alle Mitglieder und interessierte Gäste zu einem Informationsabend ein, der auf außerordentlich positive Resonanz stieß. Das Team berichtete über die Aktivitäten des laufenden Jahres, gab eine Vorschau auf die im Jahre 2008 geplanten Themen und nahm dankbar Anregungen aus den Reihen der Zuhörer zur künftigen Arbeit auf. Im Mittelpunkt des Abends stand ein Vortrag von Dr. Hans Harter über die örtlichen Aktivitäten der Bewegung „Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold“ während der zwanziger und dreißiger Jahre des vergangenen Jahrhunderts. Diese Organisation hatte sich zum Ziel gesetzt, die junge Weimarer Demokratie sowohl gegen Extremisten von links wie von rechts zu stärken. Ein ausführlicher Beitrag zu diesem Thema ist im Jahresband 1992 der „Ortenau“ nachzulesen.

Reinhard Mahn

Schutterwald

Für Januar 2007 war ein Vortrag über den Westwall und die ehemaligen Bunker rund um Schutterwald geplant, der aber vom Redner kurzfristig abgesagt wurde.

Umso mehr begeisterte uns der Vortrag am 12. März von Herrn Helmut Schneider aus Kork über das Thema „Straßburg – Stadt zwischen zwei Nationen“. Er berichtete anschaulich über die Schwierigkeiten, denen die Bevölkerung während und zwischen den beiden Weltkriegen ausgesetzt war. Man hätte ihm noch stundenlang zuhören können.

Das Ziel unserer diesjährigen Studienreise war Oberitalien. Unser Standort lag am wenig bekannten, aber wunderschönen Iseosee. Am Sonntag, den 20. Mai 2007 konnten wir bei herrlichem Wetter die Anfahrt durch die Schweizer Gletscherwelt genießen. Am nächsten Tag ging es zunächst in den kleinen Ort Iseo und zur Insel Montisola. Dann fuhren wir weiter in die Stadt Bergamo mit ihrer auf einem Hügel gelegenen und mit einer Stadtmauer umgebenen Altstadt.

Am Dienstag stand die pulsierende Stadt Mailand, mitten in einer riesigen Industrieregion gelegen, auf dem Programm. Wir bewunderten den wunderschönen gotischen Dom und die berühmte Galleria Vittorio Emanuele, die den Domplatz mit der Piazza della Scala, dem Standort des berühmten Opernhauses, verbindet. Weiter ging die Fahrt nach Monza, wo wir den Dom und die Langobardenkrone besichtigen wollten. Leider war der Dom geschlossen, so dass wir unsere Reise zur Olivetaner Abtei von San Nicola fortsetzten. Hier begeisterten uns ein schöner Kreuzgang und wunderbare Gemälde berühmter Meister, die uns von einem Mönch sehr kurzweilig erläutert wurden.

Eine Weinprobe im bekannten Weinbaugebiet Franciacorta rundete den Tag ab.

Am Mittwoch, den 23. Mai traten wir – wiederum bei schönstem Wetter – die Heimreise an.

Unsere Herbstfahrt am 7. Oktober 2007 führte uns ins Münstertal. Zunächst besuchten wir eine Schnitzerstube, ein interessantes kleines Museum, das sich eine Bauernfamilie mit ihrem Hobby, dem Schnitzen, geschaffen hat. Danach besichtigten wir die beeindruckende und schön restaurierte Kirche St. Trudbert in Münstertal. Bei herrlichem Herbstwetter ging die Heimfahrt über den Schauinsland nach Kappel zum Abendessen.

Die Jahresmitgliederversammlung fand am 26. November 2007 im Martinskeller statt.

Das Jahresprogramm 2006 gestaltete sich wie folgt:

Am Montag, den 27. März 2006 trug uns Herr Dr. Gall in seinem Vortrag „Auswanderungen aus der Ortenau“ anschaulich vor, warum und unter welchen erbärmlichen Zuständen viele Menschen in der Mitte des 19. Jahrhunderts aus der Ortenau und auch aus Schutterwald nach Amerika ausgewandert sind.

Unsere Studienreise vom 11. bis 14. Juni 2006 führte uns zunächst in die alte Kaiserstadt Aachen, wo wir hauptsächlich den Dom mit dem Thron Karls des Großen besichtigten. Dann ging es nach Brüssel, der Hauptstadt Belgiens und Sitz der Europäischen Union. Doch neben dem imposanten und supermodernen Regierungsviertel beeindruckten uns hauptsächlich die prachtvollen Gebäude und Plätze im flandrischen Stil. Nicht weniger schön zeigten sich die alte Hafenstadt Antwerpen und das etwas beschauliche Brügge, das Venedig des Nordens. Zahlreiche Kunstwerke berühmter flandrischer Maler wie Rubens, van Dyck, Jordaens usw. konnten wir bewundern. Auf der Rückfahrt streiften wir auch noch

kurz Luxemburg, eine alte Festungs- und – wie Brüssel – ebenfalls europäische Verwaltungsstadt.

Am Sonntag, den 08. Oktober 2006 fuhren wir bei herrlichem Herbstwetter nach Worms. Wir bewunderten aber nicht nur den alten romanischen Dom, sondern lauschten gespannt der Legende der Nibelungen; einige Fahrtteilnehmer wurden sogar als Siegfried, Kriemhild, Brunhild, Hagen usw. zur Erheiterung aller mit in die Erzählung einbezogen.

Bei der Erfassung der Kleindenkmale im vergangenen Jahr stieß man auf ein fast vergessenes Bildstöckle aus dem Jahr 1781, das an der ehemaligen Verbindungsstraße von Schutterwald nach Offenburg (Zufahrt zur Autobahnmeisterei) lag. Auf Anregung des Historischen Vereins Schutterwald wurde dieses auf Kosten der Gemeinde liebevoll restauriert und an die jetzige Schutterwälder Straße versetzt. Am 17. 10. 2006 wurde das Bildstöckle nun im Beisein von Bürgermeister Jürgen Obwald, einigen Gemeinderäten und dem Vorstand des Historischen Vereins Schutterwald von Pfarrer Friedbert Böser geweiht. Unser Verein hat sich mit einer Spende an den Restaurierungskosten beteiligt. Der Spenderin einer passenden Pieta für das Bildstöckle sei an dieser Stelle gedankt.

Mit der Jahresmitgliederversammlung am Montag, den 6. November 2006 beendeten wir schließlich das Programm.

Elke Semmler



Alter Friedhof Seelbach

Seelbach-Schuttertal

Jahresversammlung

Mittwoch, dem 28. März 2007, 20.00 Uhr im alten Rathaus in Schuttertal („Modoscher Heimatstube“). Keine Neuwahl. Im Anschluss an die Tagesordnung hielt Herr Hans-Peter Goergens, Zell-Weierbach, einen Dia-Vortrag über „Das Konzentrationslager Natzweiler-Struthof im Elsass“.

Vorträge

Am 11. Oktober 2007 hielt Gerhard Finkbeiner einen Dia-Vortrag im Pfarrsaal Schuttertal (Altennachmittag) zum Thema „Das kirchlich-bäuerliche Jahr im Schuttertal“.

Ausstellungen

4. März bis 18. März 2007 – Ausstellung im „Bahnhöfle Seelbach“: „Der Ruf der Zarin Katharina II. – Deutsche Bauern siedeln in Russland“ (Eröffnung im Beisein von Kultusminister Helmut Rau)

15. Juli bis 29. Juli 2007 – Ausstellung im „Bahnhöfle Seelbach“: „O Schwarzwald, o Heimat, wie bist du so schön! – Vor 125 Jahren starb der Schwarzwald-Dichter Ludwig Auerbach (1840–1882) in Seelbach“.

23. September bis 14. Oktober 2007 – Ausstellung im „Bahnhöfle Seelbach“: „Kornspeicher im Schwarzwald – Europäisches Kulturgut“ (Fotodokumentation in Zusammenarbeit mit dem Bauhistoriker und Architekten Dr. Stefan Blum, St. Peter).



Alter Friedhof Seelbach

Kulturwandern – Erarbeiten von Info-Tafeln

31. März 2007 – Eröffnung eines Aussichts-Wanderwegs auf Gemarkung Schweighausen und Dörlinbach durch die Gemeindeverwaltung Schuttertal. An fünf markanten Aussichtspunkten wurden große Info-Tafeln zur Kultur- und Landschaftsgeschichte aufgestellt. Betextet und illustriert wurden die Tafeln von Gerhard Finkbeiner.

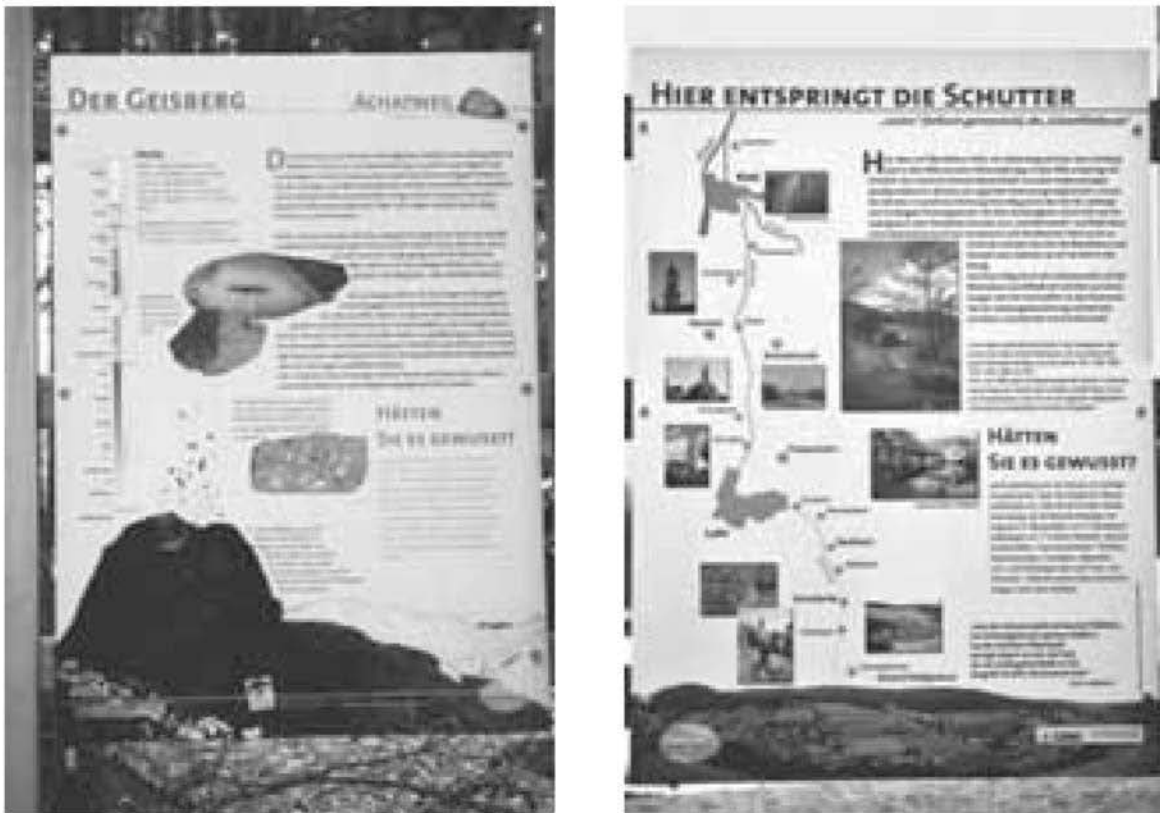
7. September 2007 – Enthüllung einer Info-Tafel an der Schutterquelle durch die CDU Schuttertal. Betextet wurde die Tafel von Gerhard Finkbeiner.

6. Oktober 2007 – Eröffnung des „Achatwegs“ auf dem Geisberg (Gemarkung Schweighausen). Die Gemeinde Schuttertal hat in Zusammenarbeit mit Gerhard Finkbeiner und Ingo Stengler, Lahr, auf dem Geisberg einen Achatweg angelegt. Auf neun Tafeln – vier weitere sollen noch hinzukommen – entlang des drei Kilometer langen Rundwegs können Wanderer nicht nur Wissenswertes über den Geisberg-Achat, sondern auch zur Kulturgeschichte der Geisberg-Landschaft erfahren.

27. Oktober 2007 – Kulturwandern im Schuttertal: „Entlang von alten Bauernhöfen, Kornspeichern und Hofmühlen, Bildstöcken, Weg- und Hofkreuzen durch den Durenbach“. Führung: Gerhard Finkbeiner

Denkmalpflege/Archäologie

6. April 2007 – Nach langjährigen Bemühungen des Historischen Vereins Seelbach-Schuttertal hat die vom Zerfall bedrohte Hammerschmiede im Litschental, Gemeinde Seelbach, wieder eine Zukunft. Seit 1. Dezember 2006 ist Wolfgang Fehrenbach vom Gasthaus zum Schwert neuer Eigentümer des technikgeschichtlichen Kulturdenkmals. Seit Freitag, den 6. April 2007, kann die Hammerschmiede wieder besichtigt werden.



Ausstellung „Achatweg“

6. Mai 2007 – Feierstunde anlässlich der Neugestaltung des alten Friedhofs in Seelbach. Unter Mitwirkung von Gerhard Finkbeiner und Monika Korak wurden alle alten Grabmale, die aus persönlichkeitsgeschichtlichen, heimat- und dorfgeschichtlichen, künstlerischen und kunstgeschichtlichen Gründen erhaltenswert sind, dokumentiert. Die bewahrenswerten Grabmale wurden restauriert und bekamen vor der alten Friedhofsmauer einen neuen Standort. Die historischen Grabmale sind ein interessanter Spiegel der einstigen Bestattungs- und Friedhofskultur in Seelbach. Mit Nachdruck und großer Überzeugungskraft hat sich die Ortsgruppe des Historischen Vereins auch für die Wiederherstellung des alten Friedhofs eingesetzt. (Abbildungen Seite 576 und Seite 577).

17. Juli 2007 – Besichtigung der „Viereckschanze“ in Dörflinbach am Haubühl mit Archäologin Frau Dr. Jutta Klug-Treppe. Ergebnis: Die am Hang mitten im Wald in einem Feuchtgebiet gelegene große Maueranlage ist außergewöhnlich und bleibt rätselhaft, da Vergleichbares nicht bekannt ist. Frau Dr. Klug-Treppe beabsichtigt, die Anlage vermessen und eine Analyse des Mauerwerks bzw. des Mörtels durchführen zu lassen.

Unerwarteter Erfolg

Auf die Dokumentation „Im KZ geschunden, unter Aktendeckeln begraben“ von Gerhard Finkbeiner in „Die Ortenau 85/2005“ hat die Landesregierung von Baden-Württemberg überraschend positiv reagiert. Mit Schreiben vom 28. Dezember 2007 teilt Nikolaos Sakellariou, Mitglied des Landtags von Baden-Württemberg, Frau Johanna F. mit: „... nach vielen Diskussionen, Gesprächen und Verhandlungen habe ich die Landesregierung dazu bewegen können, nachfolgendes Entschädigungsangebot zu machen ...“

Mir ist bewusst, dass die Summe das erlittene Leid nicht angemessen ausgleicht. Dennoch glaube ich, dass das mit der Zahlung verbundene Einsehen der Regierung, dass die Rechtswegeggarantie in Ihrem tragischen Fall nicht gewährleistet wurde, es letztlich allen Beteiligten ermöglicht, Frieden für die Zukunft zu finden ...“

Nach über 60 Jahren ist Elsa Santo und ihrer Tochter doch noch Gerechtigkeit widerfahren, und die Aufforderung der Kreisstelle Jena-Stadtroda, Abtlg. Betreuung der Opfer des Faschismus, vom 11. Januar 1946 an die Behörden wurde endlich in die Tat umgesetzt. Zitat:

„Frau Elsa Santo, geb. 4.6.06 in Grafenhausen/Baden, wurde von uns bis zum heutigen Tage als Opfer des Faschismus betreut. Frau Santo befindet sich auf der Heimreise nach Grafenhausen.

Wir bitten alle Stellen der alliierten Mächte und deutschen kommunalen Behörden, ihr und ihrem Kind jegliche Unterstützung und Hilfe zuteil werden zu lassen.“

Dem Redakteur der „Ortenau“, Herrn Dr. Martin Ruch, möchte ich an dieser Stelle sehr herzlich dafür danken, dass er bereit war, die betreffende Dokumentation über das Schicksal von Elsa Santo und ihrer Tochter Johanna zu veröffentlichen. Das Ergebnis bestätigt, dass „Geschichte“ nicht nur Vergangenheit ist, sondern auch ganz aktuelle Gegenwartsbetreffenheit mit entsprechenden positiven Konsequenzen auslösen kann.

Publikationen

Erich Krämer: 200 Jahre Koehler (1807–2007) – Geschichte eines Familienunternehmens, herausgegeben von Papierfabrik August Koehler AG, Oberkirch, 2007

Gerhard Finkbeiner: Spänn und Streitigkeiten zwischen dem Kloster Ettenheimmünster und der Herrschaft Hohengeroldseck um Stockklosung, Weiderechte und Eckerich-Nutzung im Wolfersbach. In: Die Ortenau 87/2007

Gerhard Finkbeiner: Sägers „Große Buch“ – ein beeindruckendes Baumdenkmal in Schuttertal. In: Die Ortenau: 87/2007

Gerhard Finkbeiner: Josef Stulz, der „Röselischlosser“ vom Hessenberg, war ein begabter Kunstschmied. Lichtvoller Altarschmuck für Kirchenfeste. In: Geroldsecker Land 50/2007

Gerhard Finkbeiner

Steinach

Veranstaltungen

- a) Gemeinschaftswanderung „Auf historischen Pfaden“ in langjähriger Kooperation mit dem Verschönerungsverein Steinach.

Mit dem Nahverkehrszug der OSB fuhr die Wanderschar zuerst von Steinach nach Losburg-Roth. Danach ging es durch den Ort und das „Zauberland der Kinzig“ bis zum Start des Flößerpfades. Entlang der Kinzig durch das Ehlenboger Tal führte der Weg durch Wald und Wiesen, vorbei an Stellfallen, Wehren sowie Einbindestation mit Floß bis zum Gasthaus „Mittlere Mühle“. Nach einer gemütlichen Einkehr bei Kaffee und Kuchen ging es anschließend weiter mit Blick auf die zerstreut liegen stattlichen Bauernhöfe und den informativen Schautafeln zur Historie dieser Höfe, bis gegen Abend der Zielort Alpirsbach erreicht wurde. Mit der Bahn fuhr die sichtlich zufriedene Wanderschar zurück nach Steinach.

Die gewohnt gute Resonanz dieser gemeinschaftlichen Aktion wird für die Veranstalter wieder Anlass genug sein, auch künftig eine „historische“ Wanderung durchzuführen.

- b) Teilnahme an verschiedenen Veranstaltungen des Historischen Vereins für Mittelbaden e. V.:
 - Frühjahrstagung des Historischen Vereins in Kehl-Kork
 - Frühjahrstagung der Fachgruppe „Museen“ in Ettenheim
 - Herbsttagung der Fachgruppe „Museen“ in Offenburg
- c) Einladung an die Museumsdienstmitarbeiter zu einem geselligen Abend ins „Großbure“ als Dank für ihren ehrenamtlichen Dienst im Heimat- und Kleinbrennereuseum.

Div. Arbeitseinsätze: Heimat- und Kleinbrennereuseum Steinach

- a) Sauberhaltung des Gebäudes innen und außen, Reparaturen, Konservierungs- und Säuberungsarbeiten an verschiedenen Utensilien und Integration neu erhaltener Exponate.
- b) Auf- und Abbau der saisonal wechselnden Sonderausstellung zum Thema: „Faszination Edelsteine – ihre Anziehungskraft und heilende Wirkung“, eine sehenswerte und interessante Ausstellung mit verschiedenen Fachvorträgen
- c) Auf- und Abbau einer zusätzlichen Sonderausstellung in der Advents- und Weihnachtszeit mit verschiedenen kleinen und großen Weihnachtskrippen sowie alten Adventskalendern.
- d) Museumsdienst (Sonntag/Mittwoch/Freitag/Sonderführungen).

Brauchtum: Planung, Vorbereitung und Durchführung von:

- a) „Die drei Weisen mit König Herodes“: Altes Krippenspiel, Aufführung in der Hl.-Kreuz-Kirche in Steinach am 6. Januar (vor dem Hauptgottesdienst).
- b) Mitwirkung bei der Herstellung kunstvoll gestalteter großer „Palmstangen“ – einem alten, christlichen Brauch –, aufgestellt am Palmsonntag in der Hl.-Kreuz-Kirche in Steinach.
- c) „Klausenbigger“: Umgang vom 3. bis 5. Dezember in Steinach mit zwei Gruppen.
 - Altes und urwüchsiges Brauchtum in Steinach.

Bernd Obert

Wolfach / Oberwolfach

- 02.02.07 Mitgliederversammlung: Beginn um 19.30 Uhr in Oberwolfach im Nebenzimmer des Gasthauses „3-Könige“ mit dem Lichtbildervortrag von Manfred Hildenbrand aus Hofstetten: „Heinrich Hansjakob (1837–1916), Pfarrer, Schriftsteller, Politiker-Rebell im Priesterrock“. Anschließend fand die Jahresversammlung mit den gesetzlich vorgeschriebenen Regeln statt, wie die Tätigkeitsberichte des Vorstandes und der Fachgruppenleiter sowie der Bericht der Kassenprüfer mit anschließender Entlastung des Vorstandes. Es wurde das neue vereinsinterne Bulletin Nr. 10 für das Jahr 2007 mit folgenden Beiträgen vorgestellt: Der „neue“ Kalender (Volker Müller); Die privilegierte Stadtapotheke in Wolfach (Ferdinand Häufle, Rolf Pfefferle, Gerhard Vetter); Die Altersbestimmung von Holz (Rolf Pfefferle); Die Landesherren von Wolfach von 1806 bis 1918: Großherzogtum Baden (Rolf Pfefferle); Dr. Valentin von Schwab, f. f. geheimer Rat und Hofkanzler zu Donaueschingen und Landvogt von Wolfach, 1732–1809 (Karl Rögele); Die Kelten, Welschen, Galater oder Gallier, kultureller Aufstieg und Niedergang (Rolf Pfefferle); Die Gypmacher, Lehensmannenge-

schlecht der Herren von Wolfach (Günther Heußler). Beiträge der Bulletins Nr. 7 bis 10 können im Internet unter der Homepage www.rolf-pfefferle.net eingesehen werden.

Exkursionen

- 28.04.07 Geführte Besichtigung der römischen Kinzigtalstraße bei Wolfach zusammen mit der Fachgruppe Archäologie der Ortenau.
- 28.05.07 Exkursion zum Keltenmuseum und zur keltischen Burganlage mit fachkundiger Führung nach Hundersingen (Kreis Sigmaringen) zusammen mit dem Schwarzwaldverein Wolfach.
- 21.10.07 Geführte Besichtigung der Stadt Offenburg einschließlich des jüdischen Bades zusammen mit der Fachgruppe Archäologie der Ortenau.

Fachgruppe Archäologie der Mitgliedergruppe Wolfach/Oberwolfach

- 28.05. bis 22.10.07 wurden von der Fachgruppe die Baggerarbeiten für die Stadtsanierung beobachtet. Im Bereich der oberen Kinziganlagen wurden vom Bagger die kinzigseitigen Steinsetzungen der äußeren Stadtmauer teilweise freigelegt. Der Verlauf der intakten Mauerseiten wurden von uns fotografiert und vermessen. Die Untersuchungen fanden im Einvernehmen und z. T. in Anwesenheit der Archäologin Frau Dr. Klug-Treppe vom Regierungspräsidium Freiburg, Referat Archäologie, statt. Eine ausführlichere Beschreibung findet sich in dem Bericht der Mitgliedergruppe Archäologie der Ortenau.
- 20.09.07 Erste Begehung der mutmaßlich römischen Straßentrasse zwischen Steinach und Biberach zusammen mit Herrn Schwörer aus Steinach. Es wurden Bauähnlichkeiten mit der Trasse bei Wolfach vorgefunden.

Rolf Pfefferle

Yburg

Das Vereinsjahr 2007 stand ganz im Zeichen der Vorbereitungen für das Jubiläumsjahr 2008 „750 Jahre Stadtrecht Steinbach – 1258– 2008“.

Willi Daferner unternahm mehrere Exkursionen nach England, um mehr über die historischen Hintergründe von Graf bzw. König Richard von Cornwall herauszufinden, was ihm hervorragend gelungen ist.

Der gesamte Vorstand beschaffte sich erstmals in der 50-jährigen Vereinsgeschichte mittelalterliche Gewänder, um bei den Jubiläumsaktivitäten in Vorbildfunktion zu agieren.

Ebenfalls in Hinblick auf das Jubiläumsjahr wurde von Heike Schnitzer, der 1. Vorsitzenden, und Ulrich Hildner, dem 2. Vorsitzenden, in Zusammenarbeit mit dem gesamten Vorstand ein „Historischer Reblandkalender“ entworfen, der neben historischen Fotografien der Reblandorte Steinbach, Neuweier und Umweg alle Festdaten des Jubiläumsjahres enthält.

Veranstaltungen

- im April Für die Sendung „Morgenläuten“ in SWR4 veranstaltete Ursula Schäfer eine Führung durch das Steinbacher Städtl, Konrad Velten zeigte die Yburg, und Heike Schnitzer berichtete über die Mitgliedergruppe Yburg im Historischen Verein für Mittelbaden.



Der Vorstand der Mitgliedergruppe Yburg in mittelalterlichen Gewändern bei der Feier zum 50-jährigen Bestehen auf der Yburg.

16. Mai Bei der Mitgliederversammlung zeigte Karl Schwab in einem Dia-Vortrag Ausschnitte aus der 50-jährigen Vereinsgeschichte.
20. Mai Eine Tagesfahrt zum Kloster Maulbronn, organisiert von Konrad Velten, brachte den Teilnehmern durch die Klosterführung die Geschichte der Zisterzienser näher.
1. August Mit einem zünftigen Raubrittergelage ließen sich die Vorstandsmitglieder des Vereins und Gäste auf der Yburg verwöhnen und feierten so – in mittelalterlichen Gewändern – das 50-jährige Bestehen der Mitgliedergruppe Yburg.
28. August Das SWR 4 Sommererlebnis mit Baden Radio war zu Gast in Steinbach. Ursula Schäfer und Karl Schwab führten interessierte Fans dieser Radiosendung durch das Städtl. Auch das Reblandmuseum war an diesem Tag geöffnet.
9. September Mit der Stadtbahn besuchten wir das geschichtlich interessante Freudenstadt. Organisation und Führung lagen wieder einmal in den Händen von Konrad Velten.
28. Oktober Zum 100-jährigen Kirchweihfest (1907–2007) referierte Karl Schwab in der St. Jakobuskirche Steinbach über die Kirchengeschichte.
8. November In SWR 2 wird in einer Morgensendung eine gruselige Sagenerzählung von der Yburg mit Konrad Velten ausgestrahlt.

Regelmäßig an jedem zweiten Dienstag im Monat fand der von Tirza und Konrad Velten organisierte und stets gut besuchte Stammtisch im Reblandmuseum statt.

Reblandmuseum

Von Januar bis März konnte der letzte Raum vollständig erneuert und renoviert werden und anschließend wurde erstmals das komplette Museum der Öffentlichkeit vorgestellt. Dieser Raum ist für Wechselausstellungen vorgesehen.

Das Reblandmuseum war an jedem ersten Sonntag des Monats von 15 bis 17 Uhr geöffnet. Ebenso an folgenden Tagen:

- 29. März Die Lehrkräfte des Reblandes nahmen an einer Führung durch das Museum mit Konrad Velten teil.
- 1.–3. Juni Wie in jedem Jahr war das Reblandmuseum an den „Mittelalterlichen Wintertagen“ geöffnet und wurde von der Bevölkerung rege besucht.
- 27./28. Juni Konrad Velten führte die Klassen 3 a und 3 b der Grund- und Hauptschule Steinbach durch das Museum.
- 4. November Heike Schnitzer organisierte für die 4. Klassen der Grund- und Hauptschule Steinbach ein „Museumsquiz für schlaue Rebländer/-innen“ mit Preisverleihung.
- 28. November Öffnung des Museum am Steinbacher „Katharinenmarkt“ mit Verkauf des „Historischen Reblandkalenders.

Konrad Velten

Zell am Harmersbach

März

Auf der Hauptversammlung wird ein neuer Vorstand gewählt: Vorsitzender: Bertram Sandfuchs, Stellv. Vorsitzender: Franz Breig, Schriftführer: Dr. Dieter K. Petri, Schatzmeister: Bernhard Kähms, Beiräte: Horst Feuer, Thomas Hoog, Hans Palmer.

Vorsitzender Bertram Sandfuchs berichtet über seine Entdeckung eines „Steinernen Hauses“ mit Eckbuckelquadern im historischen Stadtkern. Die Vertreter des Landesdenkmalamtes besuchen daraufhin das Haus und stufen es als „Kulturdenkmal“ ein.

Im Rahmen der örtlichen Veranstaltungsreihe „Zellkultur“ stellt Dr. Dieter K. Petri das Leben und Wirken des berühmtesten Sohnes der Stadt, Franz Joseph Ritter von Buß, dar. Anlass ist die Veröffentlichung seines Buches: „Franz Joseph Ritter von Buß. Professor, Politiker und Katholik im Spiegel seiner Schriften.“ Im vollbesetzten „Kulturzentrum Obere Fabrik“ bespricht Vorsitzender Bertram Sandfuchs die Neuerscheinung. Petri hält diesen Vortrag auch in Karlsruhe, wo Buß vor 170 Jahren seine bekannte „Fabrikrede“ gehalten hat.

Mai

Vorsitzender Sandfuchs leitet in Zusammenarbeit mit der örtlichen Volkshochschule eine Kulturfahrt zum Bodensee, an der 50 Personen teilnehmen. Die Stationen sind das ehemalige Zisterzienserkloster Salem, die Kirche und der Klosterhof von Überlingen und das Schloss Heiligenberg.

August

Einrichtung einer Homepage, www.historischer-verein-zell.de durch Bertram Sandfuchs (Text und Fotos) und Thorsten Sandfuchs (Datentechnik) auf rein ehrenamtlicher Basis:

Auf ihr werden die Vereinsziele dargestellt, die nächsten Veranstaltungen angekündigt, ein geschichtlicher Abriss der Stadt (mit markanten Fotos) geboten, über laufende For-

schungsschwerpunkte berichtet und Angaben über ältere und neuere Literatur zur Stadtgeschichte gemacht. Von der Möglichkeit, über die Funktion „Kontakte“ Anfragen an den Verein zu richten, wird intensiv Gebrauch gemacht.

Außerdem richtet Thorsten Sandfuchs zwei E-Mail-Adressen ein: vorstand@historischer-verein-zell.de und historischervereinzellah@email.de.

September

Vorsitzender Sandfuchs führt 52 Teilnehmer um den Bieler See mit philosophie-, literatur- und landschaftsgeschichtlichen Erläuterungen. Veranstalter der Kultur- und Wanderfahrt sind die beiden Schwarzwaldvereine von Zell und Unterharmersbach.

Januar bis Dezember

Stellv. Vorsitzender Franz Breig übernimmt die Funktion eines städt. Archivars und ordnet das Stadtarchiv von Zell und Unterharmersbach neu.

Oktober

Fachsitzung der Ortenauer Archivare mit Archivdirektor Dr. Cornelius Gorka im Lesesaal der Alten Kanzlei. Kurzreferat von Franz Breig über die Ordnung des Stadtarchivs.

Vorsitzender Sandfuchs leitet vier Oberstufenschüler an, zwei geschichtliche Führungen in englischer Sprache für die internationale Jugendtruppe „Up with people“ zu halten. Besucherziele sind die Stadt Zell a. H. und die Burg Hohengeroldseck.

Angebot an „Tourist Info Zell“, solche Führungen in das Programm aufzunehmen.

Oktober bis März

Textliche und bildliche Überarbeitung des Stadtführers bei Mitarbeit mehrerer Mitglieder und unter Federführung des Vorsitzenden Sandfuchs. Neuerscheinung zur Feriensaison 2008.

Dr. Dieter Petri

Fachgruppe Archäologie

Veranstaltungen:

Die Jahresversammlung der Fachgruppe fand am Samstag, den 11. März 2007 im Handwerkmuseum Kehl/Kork statt. Diese begann mit dem Geschäfts- und Tätigkeitsbericht der Fachgruppe. Anschließend hielt die Archäologin Frau Dr. Klug-Treppe den Lichtbildvortrag „Das frühmittelalterliche Gräberfeld von Sasbach a. K., Kreis Emmendingen, ein Überblick über die aktuellen Grabungsergebnisse“. Zuletzt wurde den Mitarbeitern die Gelegenheit gegeben, über ihre Tätigkeiten zu berichten und ihre Funde vorzustellen.

Im Jahr 2007 fanden wie alljährlich zwei Exkursionen statt:

Am Samstag, den 28. April 2007 wurden die Reste der Römerstraße bei Wolfach unter sachkundiger Führung des Leiters der Fachgruppe besichtigt. Diese ist auf eine Länge von etwa 3 km in Resten nachweisbar.

Am Sonntag, den 21. Oktober 2007 fand eine geführte Besichtigung der Stadt Offenburg statt, wobei deren Stadt- und Baugeschichte erläutert wurde. Besichtigt wurden unter anderem die Stadtbefestigung, der Pfalz Keller und das jüdische Bad.

Für das Jahr 2008 sind wieder zwei Exkursionen geplant:

Am Samstag, den 12. April 2008 wird die Ausstellung über die Merowinger in Erstein im Elsass besucht.

Am Sonntag, den 12. Oktober soll das neu eröffnete Musée historique in Straßburg besichtigt werden. Es ist eine sachkundige Führung vorgesehen.

Die Volkshochschule Offenburg veranstaltete an vier Tagen ein jeweils zweistündiges Seminar mit dem Thema „Vom Steinbeil zu den Glockenbechern“. Die lehrreichen Vorträge mit Lichtbildern und Unterrichtsmaterial wurden auch vom Vorsitzenden der Fachgruppe besucht.

Quo vadis Archäologie?

Das Gesetz verbietet archäologische Grabungen allgemein. So sind den ehrenamtlichen Mitarbeitern die Hände gebunden, um auf Baustellen genauer beobachten zu können. Das kann zu grotesken Situationen führen, wie nachfolgend geschildert werden soll: In Wolfach waren beim Verlegen einer neuen Abwasserleitung mehrfach die Außenflächen der Fundamente der alten Stadtmauer freigelegt worden. Als ehrenamtlicher Mitarbeiter des Referates Archäologie habe ich gegen Abend beobachtet, dass an den Kanalschächten Hausanschlüsse in Richtung der Fundamente und durch sie hindurch vorgesehen waren. Eile wäre geboten gewesen, denn der Bagger wollte am nächsten Tag die Gräben für diese Anschlüsse vorbereiten. Wie gerne hätte ich mit freiwilligen Helfern durch eine Notgrabung die Fundamentbreite festgestellt. So wurde ein möglicher Befund schon am nächsten Tag zerstört. Das kann doch nicht der Sinn einer Gesetzesauslegung sein! Ich habe von elsässischen ehrenamtlichen Mitarbeitern erfahren, dass im Frankreich ein ähnliches Gesetz gilt und von einem Amtsleiter im Elsass streng angewendet wurde, bis man erkannte, dass Fundmeldungen ständig weniger wurden. Man schuf Abhilfe durch Änderung der Gesetzesauslegung. Nur, diese Erkenntnis dauerte länger als zehn Jahre!

*Fundmeldungen und Tätigkeiten der Mitarbeiter:**Steinzeit:*

Meissenheim: Bei einer Feldbegehung im Frühjahr 2007 wurde von Herrn Thomas Frenk aus Ortenberg ein kleines Steinbeil aus grünlichem Gestein, vermutlich Serpentin, aufgefunden (siehe Bild 1). Es hat eine Länge von 5,9 cm, eine Breite von 3,3 bis 4,3 cm und eine Dicke von 1 cm. Es ist auf einer Seite fast glatt geschliffen, jedoch auf der anderen Seite etwas rauer oder abgenutzt.

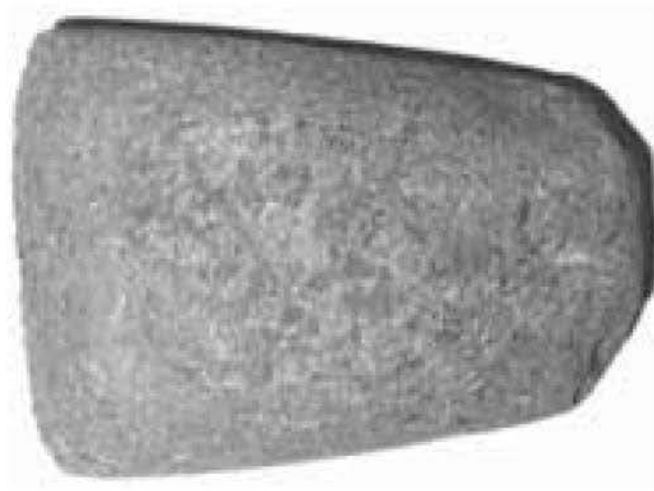


Bild 1: Steinbeil; Lesefund von Herrn Thomas Frenk aus Ortenberg

Im gleichen Gewann wurden früher von Herrn Frenk bereits andere Lesefunde gemacht. So einige vorgeschichtliche Tonscherben, die aus der Bronze- oder Hallstattzeit stammen dürften. Ebenso fand zu einem früheren Zeitpunkt Herr Wolfgang Peter aus Lahr auf demselben Feld Silexartefakte, Tonscherbenreste und ein größeres Steinbeil.

Römerzeit:

Kürzell, Gemeinde Meissenheim: Hier fand ebenfalls Herr Frenk bei einer Feldbegehung einige Leistenziegelreste, darunter auch ein Stück mit dem Pfotenabdruck eines Tieres, vermutlich der eines Hundes.

In den benachbarten Gewannen wurden auch hier in früheren Zeiten einige römische Scherben, sogenannte Dinglinger Ware, und eine Gemme mit einem springenden Löwen von Herrn Fritz Heimbürger aufgelesen.

Oberweier bei Friesenheim: Der vom ehemaligen Leiter des Landesdenkmalamtes an uns gegebene Auftrag, die Gebäudeabmessung durch Sondiergrabungen zu ermitteln, wurde abgeschlossen und der Bericht dazu an das Referat Archäologie am Regierungspräsidium Freiburg gesandt. Wir stellten fest, dass die Fundamente nur noch im unteren Drittel der in Frage kommenden Grundstücksflächen vorhanden waren und da nur noch in einer Dicke von etwa 20 cm. Der Rest darüber war dem Pflug zum Opfer gefallen.

In den oberen Grundstücksflächen fanden wir nach vier Sondiergrabungen bis in die Tiefe, die vom Pflug erreicht wurde, keine Fundamentreste mehr an. Die Bebauung kann jedoch, wegen der zahlreichen römischen Funde, der Römerzeit zugeordnet werden.

Mittelalter:

Im Rahmen einer Sanierung der Altstadt Wolfach wurden im Herbst 2007 beim Verlegen einer neuen Abwasserleitung an mehreren Stellen die Außenflächen der Fundamente der äußeren Stadtmauer freigelegt.

Es war ein glücklicher Zufall, dass die Planungen zum Einbau der Leitung unmittelbar neben die Fundamente dieser Stadtmauer zu liegen kamen. So wurde die Außenseite der Fundamente sichtbar freigelegt. Wäre der Erdaushub etwas weiter rechts oder links vorgenommen worden, so wären die Fundamente nicht gefunden oder schlimmstenfalls unerkannt abgetragen worden. Beim Einbau einer älteren Abwasserleitung war man, damals noch im Handaushub, in das Fundament der Stadtmauer geraten, ohne dieses zu erkennen. Der neue Fund wurde dem Regierungspräsidium Freiburg, Referat Denkmalpflege, gemeldet. Die Archäologin Frau Dr. Klug-Treppe und der Grabungsleiter Herr Tschocke waren mehrfach auf der Baustelle anwesend und haben den ersten Fundabschnitt vermessen und fotografiert. Unabhängig davon wurden von uns alle noch erhaltenen und sichtbaren Fundamente ebenfalls vermessen und fotografiert (siehe Bild 2, 3 und 4), um deren Verlauf in den Gebäudelageplan der Stadt Wolfach einzutragen.

Bei früheren Sondiergrabungen auf Baustellen in Wolfach haben wir, als wir vom damaligen Leiter des Landesdenkmalamtes Freiburg, Prof. Dr. Fingerlin, und Dr. Schmitt-

Bild 2: Die alte Abwasserleitung (altes Rohr) wurde damals in die Fundamente der äußeren Stadtmauer verlegt. Der Befund wurde dabei nicht erkannt.



Bild 3: Die Fundamentsteine wurden ohne Mörtel versetzt, was verhinderte, dass die Nässe im Mörtel hochsteigt und die aufgehende vermörtelte Stadtmauer Schäden durch Feuchtigkeit nimmt. Kalkmörtel ist auf Dauer nicht wasserbeständig.





Bild 4: In den sichtbaren Teilen der Fundamentmauern wurden fast ausschließlich abgerundete Steine aus der Kinzig verwendet. Insgesamt konnten etwa 34 m der Fundamente in mehreren Teilstücken festgestellt werden.

Thomé zu Grabungen beauftragt wurden, zweimal die Fundamente der äußeren Stadtmauer, einmal die Fundamente der inneren Stadtmauer und den dazwischenliegenden Wassergraben feststellen und vermessen können, wobei der Graben mit schwarzen sedimentierten Schlamm von etwa 30 cm Dicke eine Breite von knapp 5 m aufwies.

Rolf Pfefferle

Jahresbericht der Fachgruppe „Archive“ für 2007

Die Fachgruppe „Archive“ hat 2007 ihre beiden halbjährlichen Sitzungen abgehalten, bei denen archivfachliche Fragen besprochen wurden. Teilnehmer waren vor allem ehrenamtliche Betreuer von kleinen Ortsarchiven oder Sammlungen sowie weitere interessierte Personen. Am 17. April 2007 traf sich die Fachgruppe zu ihrer Frühjahrssitzung im Kreisarchiv Ortenaukreis in Offenburg und behandelte das Thema „Lagerung und Präsentation von Filmbeständen“. Dazu referierte der frühere Leiter des Kreismedienzentrums Offenburg, Heinz Arbogast, der aus seiner reichen Erfahrung viele Ratschläge zur Filmpräsentation gab. Auch die Lagerung der empfindlichen Filme erfordert eine Sorgfalt, handelt es sich doch um wertvolle Quellen zur Orts- und Regionalgeschichte, die es zu erhalten gilt. Verschiedene Fragen zu Umgang und Erhaltung von altem Filmmaterial wurde dann im gemeinsamen Gespräch behandelt.

Die Herbstsitzung fand dann am 16. Oktober 2007 in Zell a. H. statt. Hier ging es um das Thema „Erstellen von Findmitteln“. Der Fachgruppenleiter erläuterte die wesentlichen Ordnungs- und Verzeichnungsgrundsätze bei der Bildung von Archivbeständen. Die Verzeichnung bzw. Inventarisierung von Archiv- und Sammlungsbeständen ist eine wichtige Aufgabe für jeden Archivbetreuer, um ein rasches Wiederfinden der verwahrten Dokumente zu ermöglichen. Moderne Technik erleichtert diese Arbeit. Im anschließenden Gespräch ging es dann auch um die Frage, was ein möglicher Archivnutzer von einem Findmittel erwarten sollte.

Die nächste Sitzung fand am 8. April 2008 in Friesenheim-Oberweier statt und widmete sich dem Thema „Nachlässe“.

Abschließend sei noch darauf hingewiesen, dass die Fachgruppe „Archive“ inzwischen auch mit einem eigenen Beitrag auf der neuen Internet-Homepage des Gesamtvereins präsent ist.

Dr. Cornelius Gorka

Fachgruppe Bergwesen

4. März 2006

Es fand, wie jedes Jahr üblich, die Lehr- und Erkundungsexkursion Durbach-Schnellinggen statt. Diese Begehung wurde schon in früheren Berichten beschrieben.¹

15. März 2006

Begehung von Egon Schmäzle und H. Decker auf dem Sohlberg.²

Hierbei wurden die von E. Schmäzle lokalisierten und bestimmten Geländedeformationen begutachtet. So zeigen sich auf der abfallenden Kuppe an der Nordwestseite des S. mehrere Steinanhäufungen, die möglicherweise als Steingräber angesprochen werden können. Auf der gegenüberliegenden Seite finden sich an dem leicht geneigten Hang einige rechteckige Eintiefungen von ca. 5 × 7 Meter im Durchschnitt, in denen sich alte Hausplätze vermuten lassen. Diese Gebäude standen wahrscheinlich im Hang mit der Rückseite gegen die Wetterseite. Daher kann man davon ausgehen, dass wenigstens die Kuppe des Sohlberg zur damaligen Zeit im Gegensatz zu heute unbewaldet war, so dass der Einbau in den Hang einen willkommenen Wetterschutz bot. Nordwestlich vorgesetzt finden sich deutliche Spuren von Pingen- oder Duckelbau.¹ Es ist auch bezeichnend, dass sich in der Nähe ein Platz mit dem Flurnamen „Knappeneck“ befindet. Auch das dort stehende sogenannte Mörderkreuz von 1616 zeigt in der dazugehörigen Sage auf Besiedelung hin.

Möglicherweise steht auch das in einer Entfernung von etwa 500 Metern liegende große Steingräberfeld im Zusammenhang mit diesen Besiedelungsspuren. Weitere Untersuchungen stehen noch an.

15. April 2006

Begehung: Bienenbuckel bei Oberachern.

Auf Anregung von Bezirksförster Theo Blaich, Oberachern, wurde in der Vorbergzone, auf dem sogenannten Bienenbuckel³ bei Oberachern, eine Begehung angesetzt.

Der erste Weg führte zu einem Bergstollen, *Bild 1* der sich unweit unterhalb des Gipfels zeigte. Dieser wurde vor einigen Jahren wieder aufgewältigt, um als Besucherbergwerk zu dienen. Da sich das Gestein jedoch als sehr brüchig erwies, ließ man die Idee fallen. Dieser Abbau kam im Juni 1939 durch einen Verbruch zutage und wurde im Auftrag des Bergamtes von der „Mineralogischen Studiengesellschaft Freiburg“ oberflächlich untersucht und als nicht abbauwürdig betrachtet.⁴ Die bisher bekannten frühen Erwähnungen des Oberacher Bergbaues sind die Berichte von Bergrat Erhard im Jahr 1776 über die Erzvorräte des Reviers zur Versorgung des Hüttenwerks Bühlertal.⁵ Auch Bergrat Walchner,⁶ der 1787 eine Grube in Oberachern untersuchte, fand abbauwürdige Eisenerze.

Gleichzeitig stritten Kappelrodeck und Oberachern wegen Schürfrechten. Diese endeten mit der Stilllegung der betroffenen Grube. Es ist noch nicht bekannt, wo dieser Abbau war und ob es sich, was eher zu vermuten ist, um einen Tagebau handelte. Auch hier wird weitergeforscht. Der weitere Weg führte zur Südostflanke. Vor Ort zeigten sich kleine und große Verhaue (Tagebau) und das von Theo Blaich entdeckte noch z.T. offene Mundloch eines Stollens *Bild 2*. Ein weitere Geländeöffnung ist auch auf dem westlichen Höhenrücken, kurz vor der Kuppe des Bienenbuckels, zu finden. Dies ist der ca. drei Meter lange Einbruch eines Stollens *Bild 3*, wahrscheinlich eines sogenannten Röschenbaues.⁷

19. April 2006

Nochmalige Begehung des Bienenbuckels von H. Decker.

Hierbei wurde die West- bis Ostseite begangen. Es fanden sich außerordentlich viele Spuren von Tage- und Untertagebau im Gelände. Darauf erfolgte eine Einladung zu einer Exkursion an den Heimat- und Verschönerungsverein Oberachern, der dieses Gebiet betreut. Dabei wäre noch zu bemerken, dass der Ortspatron von Oberachern Antonius von Padua ist, der im Mittelalter/Neuzeit ein sehr beliebter Bergbaupatron war.⁸

22. April 2006

Ganztagesexkursion in der Umgebung von Baiersbronn mit 15 Personen.

Diese Begehung wurde von Dr. Ernst Klumpp, Baiersbronn, organisiert und geleitet. Dr. Klumpp war schon mehrfach bei Exkursionen der Fachgruppe dabei, und hatte sich dadurch ein größeres Wissen über Bergbauspuren angeeignet. Deshalb war er in der Lage, schon vorab bestimmte Anlaufpunkte auszuwählen. Diese befanden sich bei Mitteltal, Baiersbronn und Tonbach. Die gezeigten Abbauspuren konnten auch an allen Orten von der Fachgruppe bestätigt werden. Diese Erkenntnisse sind vielversprechend und waren dort bisher unbekannt. *Bild 4 u. 5*

7. Mai 2006

Ganztagesexkursion am Gulden- und Mosesberg bei Baiersbronn mit 16 Personen.

Auch diesmal war der Exkursionsleiter Dr. Ernst Klumpp.

Schon die Namen dieser Berge lassen auf Bergbau schließen *Bild 6 u. 7*, was sich auch bestätigte. Die meisten Teilnehmer, die früher zurückhaltend und skeptisch waren, sind jetzt gerne zu einer konstruktiven Mitarbeit bereit. Es bleibt abzuwarten, was sich in dieser Sache im Murgtal und um Baiersbronn noch tun wird.

Die Fachgruppe ist gerne bereit, weitere Arbeiten zu unterstützen. In angemessener Zeit wird eine gesonderte Berichterstattung erfolgen.

9.–11. Juni 2006

Dreitägesexkursion in Bayern mit 12 Personen.

Auf Einladung der Geowissenschaftler Dr. Otto Förster und Dr. Gernot Spielvogel sowie des Historikers Dr. Gerhard Nägele war die Fachgruppe auf den Spuren von keltischem Gold- und Eisenerzabbau rund um den Ammersee unterwegs.

Die Exkursion fand in den Gebieten um Fürstenfeldbruck und dem Ammersee statt. Gleich zu Anfang wurde in den Wäldern an der Amper eine ehemalige Befestigungsanlage, die sogenannte Sunderburg, besichtigt *Bild 8*. Bei dieser Anlage, obwohl mittelalterlich erwähnt, handelt es sich im Ursprung offensichtlich um eine keltische Fliehburg. Darauf wiesen unter anderem der weit vorgelagerte mächtige Doppelwall hin *Bild 9*.

Im weiteren Verlauf der Begehung zeigten sich die mächtigen Tagebaue, wo von den Kelten Gold abgebaut wurde.

Diese Verhaue, die von früheren Forschern als Hochäcker angesprochen wurden, waren von Römerstraßen durchschnitten, also mit Sicherheit vorrömischer Abbau. *Bild 10 u. 11*

Die Geowissenschaftler hatten, um sicher zu sein, in mühseliger Arbeit mehrere Hundert Bodenproben entnommen und untersucht. Dabei wurde eine Goldanreicherung in der Größenordnung wie in den antiken Goldbergwerken in Spanien festgestellt. Diese Goldanreicherung führen die Geologen auf die Jahrmillionen alten Schwemmprozesse der Flüsse in das Alpenvorland zurück. Dr. Förster hat errechnet, dass der Goldtransport der bayrischen Alpenflüsse jährlich etwa 30 kg beträgt. Es gehen also buchstäblich im wahrsten Sinne des Wortes etwa 480 000 Euro im Jahr den Bach hinunter.

Aber nicht nur die Spuren von Goldabbau, sondern auch Relikte der Eisenerzgewinnung wurden besichtigt. Die gleichen Formationen dieser Schürfungen, woran man bis zur Neuzeit arbeitete, lassen sich auch hier in unserer Heimat finden.

Eine weitere Station der Erkundung war eine keltische Befestigungsanlage in der Größe von etwa 1,5 Hektar. Als Letztes ging es zu einem Wald bei Schöngesing *Bild 12*, in dem einige Hundert keltische Grabhügel zu finden waren. Die meisten waren leider in einer Art öffentlich sanktionierter Raubgrabung vor etwa 140 Jahren unsachgemäß geöffnet worden. Zum Abschluss wurde dann die Exkursion noch einmal durchgesprochen, wobei auch einige Einheimische aufmerksam lauschten. Diese waren sehr erstaunt, was für Schätze unter ihren Füßen liegen, von denen sie nichts wissen. Auch für die Fachgruppe war dieser Ausflug ein Gewinn. Unter anderem wurde auch hier wieder unsere bekannte Einschätzung der Geländeformationen bestätigt.

17. Juni 2006

Begehung um Oppenau.

In Absprache mit dem Hist. Verein in Oppenau wurden von H. Decker schon früher entdeckte Spuren im Gelände begangen.

Mitglieder des Vereins und Vorstand Rainer Fettig wurden von H. Decker und W. Schultze geführt. Zwei unbekannte Befestigungsanlagen, ein großes Steingräberfeld und viele Spuren von altem Bergbau gab es zu sehen. Man war in Oppenau erfreut und erstaunt zugleich, dass sich dort solche Dinge befinden. Es wurde eine gedeihliche Zusammenarbeit vereinbart.

28. Juni 2006

Nachbegehung von Wolfgang Schultze des o.g. Steingräberfeldes.

Es ist die Besonderheit solcher Gräberfelder, dass sie sich meist auf einem Gebirgssporn in geneigter Hanglage befinden. So auch in diesem Falle. Leider ist dieser Bereich durch Wegführungen und Waldarbeiten stark in Mitleidenschaft gezogen. Trotzdem zählte W. Schultze deutlich über 100 Steingräber. Diese waren, wie üblich, in geringem Abstand zueinander in Nord-Süd-Richtung angelegt. Es verwundert sogar hauptamtliche Fachleute, dass sich solche Funde in der Ortenau mehren.

15. Juli 2006 in Durbach

Begehung Durbach / Bohlsbach.

Aufgrund der schriftlichen Meldung von Josef Werner, Durbach, waren am Samstag den 15.6.06 J. Werner, Helmut Decker, Franz Gänshirt und Egon Schmäzle von der Fachgruppe

Bergwesen im Wald an dem Meisenbühl, Gemarkung Bohlsbach, zur Begutachtung unterwegs.

Der Nachricht zufolge war dort bei Waldarbeiten in einem Verbruch ein Stollen zu Tage gekommen. Schon der Gewannname Meisenbühl zeigt auf Bergbau hin. Auch bestätigte Josef Werner, dass, bevor die große Verbindungsstraße von Rammersweier nach Durbach gebaut wurde, ein tiefes zerklüftetes Gelände vor Ort war. Dieses wurde mit Müll und Schutt langsam aufgefüllt und später mit einer Straße überbaut.

Zum Gelände selbst:

Von dem Parkplatz vor Ort ging es ca. 250 Meter in nordöstlicher Richtung durch den Wald. Schon unterwegs zeigten sich Verbruchspuren von dicht unter der Erdoberfläche liegenden Stollen ab. Diese setzten sich dann unregelmäßig durch den Wald fort, bis in der Nähe eines franz. Kriegsdenkmals die Oberkante des gemeldeten Stollens sichtbar wurde *Bild 14*.

Bei der Untersuchung dieses Untertagebaues zeigte es sich, dass dieser nur etwa 0,90 Meter unter der Erdoberfläche lag. Ein sogenannter Röschenbau⁷ also. Bei dieser geringen Tiefe waren die vielen Verbruchspuren im Gelände nicht verwunderlich. Der Stollen selbst war ca. 1,70 Meter hoch und 0,80 Meter breit. Nach etwa 2,50 Meter endete dieser und zeigte vor Ort eine ca. 20 bis 25 cm Saiger⁹ verlaufende Brauneisenerzader. Das Stollenprofil und die Abbauspuren zeigen eine Zeitstellung der letzten Tätigkeit so um 1800 n. Chr. an.

Dieser Stollen ließ sich anhand der Verbruchspuren bis zu dem Ort dicht bei der Straße verfolgen, wo vermutlich sein Anfang war. Durch weitere Verbruchspuren in der Nähe (Umkreis ca. 100 Meter) ließ sich erkennen, dass weitere Stollen im Gelände waren, entweder als Abzweigung des ersten oder auch eigenständig. Im näheren Umkreis des Stollenorts¹⁰ zeigten sich einige Vertiefungen im Gelände, die als Pingen oder Duckelbau angesprochen werden können.

Des Weiteren zeigte sich in einer Entfernung von etwa 200 Metern vom vermuteten Anfangsort ein Bergsandbruch jüngeren Datums. Das dort gewonnene Material wurde vermutlich zu Straßenbau verwendet. Durch die schon eingangs angeführte Verfüllung des vorderen Geländes sind die zweifellos dort vorhandenen Bergbauspuren nicht mehr zu lokalisieren.

Wahrscheinlich finden sich noch weitere Abbauspuren in der näheren Umgebung, aber die Unsichtigkeit, bedingt durch reichlich vorhandenes und stark belaubtes Gebüsch erschwerte die Geländebegehung und Beobachtung derart, dass weitere Befunde zu diesem Zeitpunkt nicht möglich waren. Eine weitere Begehung, in laubloser Zeit, wird sicher positive Ergebnisse vorweisen können.

Anschließend sollte in der Nähe von Nesselried ein noch offener Bergstollen begutachtet werden. Aber durch die schon oben genannten Umstände wurde dieser nicht gefunden.

3. September 2006

Begehung im Giesenbachtal bei Reichenbach im Schuttertal.

Bei einer Bergbaukundlichen Begehung der Fachgruppe Archäologie im Giesenbachtal, war die F. G. mit dabei. Die Bergbauspuren, die sich in diesem nachgewiesenen Abbaugelände fanden, waren sehr eindrucksvoll, brachten der F. G. aber keinerlei neue Erkenntnisse. Großes Interesse fanden auch die zahlreich umherliegenden Sandsteinblöcke und deren Zuweisungen *Bild 16*.

16. November 2006

Ganztagesexkursion mit 19 Personen.

9.45 Uhr Treffen in Seebach beim Besucherbergwerk Silbergründle. Nach der Einführung in die Geschichte der Aufwältigung des Bergwerks war der erste Anlaufpunkt die Besichtigung des Erbstollens *Bild 17*. Danach wurden die sogenannten Höllenlöcher und die oberen Stollen besichtigt. Eine genaue Beschreibung erübrigt sich, da über dieses Bergwerk schon bei früheren Begehungen berichtet wurde und es keine neueren Erkenntnisse gibt.

Am Nachmittag hatte sich die Gruppe etwas verkleinert.

Um obertägige Bergbauspuren zu zeigen, wurde zuerst das Wiesengelände bei dem Bauernhof Richard Benz angefahren. Auf dieser markanten Wiese sind jetzt nur noch wenige Bergbauspuren zu sehen. Das war früher anders. Vor der Verfüllung dieses Geländes, um 2002, waren die Einsenkungen der verfallenen Stollenmundlöcher deutlich sichtbar. Dies ist durch Luftbilder von 1995 gut dokumentiert

Danach ging es weiter zum Sohlberg. Dort zeigte sich an einem Bergsporn, in der typisch geneigten Hanglage, ein sehr großes Steingräberfeld. Schätzungsweise sind es über 150 Grabhügel. Die genaue Zahl kann man ohnehin nicht mehr feststellen, denn Teile der Umgebung zeigten sich gesäubert. Diese Anlage wurde 2001 von Frau Dr. Verena Nübling LDA Außenstelle Freiburg und Helmut Decker aufgenommen.

Danach Begehung der Täler Wolfersbach und Simmersbach.¹¹ Im Wolfersbach, bei dem Hofgut Zink (Bächlehof) und Hofgut Franz Schneider, unübersehbar, verfallene Stollenmundlöcher, Tagebaue und Abraumhalden, welche bisher von den Ansässigen als Erdrutsche gesehen wurden. Diese setzen sich bis zur Wolfsmatte fort. Bei Bauarbeiten in der Wolfsmatte wurde von H. Decker in ca. 1,50 m Tiefe in einer Lettenschicht eine Anhäufung von guthaltigem Brauneisenerz lokalisiert. Der Lage nach scheint dieses zuvor aus dem Berg gefördert und dort abgelagert. Für diese Vermutung spricht, dass sich am Hang in der Nähe mindestens zwei verbrochene Stolleneingänge befinden.

Eisenerzanreicherungen werden, so scheint es, immer wieder von einem breitblättrigem Binsenkraut, der Hainsimse, angezeigt. Solche Häufungen von gewissen Pflanzen an Minerallagerstätten, waren schon früheren Prospektoren bekannt und wurden genutzt. Leider ging in dieser Richtung viel Wissen verloren. Auch in diesem Fall zeigte es die Lagerstätte durch kreisrunden Bewuchs an.

Danach im Simmersbach ein ähnliches Bild. Von dem Hofgut Basler beginnend, sieht man sich deutlich abzeichnende verfallene Mundlöcher, die sich talwärts auf den Wiesen gut sichtbar hinziehen. In der weiteren Umgebung finden sich auch Pingen sowie Kohlplätze, worauf auch der Gewannname „Kohleck“ hinweist.

Auf der westlichen Seite sieht man unterhalb der Hütte von Rita Rau ein breites Feld dicht nebeneinanderliegender Verhaue. Auch in diesem Tal setzen sich die Bergbauspuren bis zur Besiedlungsfläche von Ottenhöfen fort und davon weiter beiderseits des Achertals.

18. November 2006

Ganztagesexkursion in Hallwangen / Dornstetten.

Mit 19 Personen wurde in Hallwangen die wieder aufgewältigte Grube „Himmlisch Heer“ besichtigt. Dieses Bergwerk soll angeblich schon zu Beginn des zwölften Jahrhunderts ausgewiesen sein. Anschließend ging es in das unterhalb liegende Tälchen, um die von H. Decker lokalisierten Bergbauspuren zu begutachten. Diese fanden sich reichlich an beiden Talseiten. Die eindruckvollsten waren auf der linken Seite. H. Decker vermutet, dass der

ursprüngliche Abbau auf dieser Seite stattfand. Zum Schluss wurde eine alte Burgstelle be-
sichtigt, auf der sich vermutlich eine Turmhügelburg befand.

Des Weiteren fanden viele Einzelbegehungen statt, deren Ergebnisse noch ausgewertet
werden müssen.

Auch sind wir gerne bereit, den verschiedenen Gruppen des Historischen Vereins Spu-
ren der Vergangenheit im Gelände aufzuzeigen und auch sonst weiterzuhelfen.

Helmut Decker

Bilder: Franz Gänshirt, Lisa Klumpp

- 1 Wurde schon in früheren Berichten in der „Ortenau“ beschrieben
- 2 Sohlberg, Bergkuppe zwischen Acher- u. Renchtal. Der Name hat auch eine bergmän-
nische Bedeutung. So findet sich in Veiths Deutschem Bergwörterbuch von 1871 auf
Seite 450 Folgendes: „Da sich begeben, dass sich die Gäng in zwey, drey oder vier
Trümmer theilen würden und ein Keyl Bergs oder Sol Bergs sich zwischen die Trüm-
mer legen.“
- 3 Bienenbuckel, höchste Erhebung des Vorgebirges bei Oberachern
- 4 Schreiben an das Bergamt vom 19. Juni 1939 Akt. Nr. 821
- 5 Metz, R.: Mineralogisch-landeskundliche Wanderungen im Nordschwarzwald 1977,
176
- 6 Bergrat Walchner, Handbuch Seite 622, FFA
- 7 Röschenbau, werden in der Bergmannsprache solche Stollen genannt, die dicht unter
der Erdoberfläche verliefen und entweder zur Entwässerung des Oberflächenwassers
oder zum Erzabbau, welcher aus Kostengründen nicht im Tagebau bearbeitet werden
durfte.
- 8 Aus „Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde“ Achter Jahrgang 1957 „Bergmannsfröm-
migkeit im Spiegel der Bergbaunamengebung“ von E. Schneider, 43
- 9 senkrecht verlaufende Erzader
- 10 Stollenort oder Ortsbrust, das Ende eines Stollens
- 11 Seitentäler des Achertales bei Ottenhöfen



Bild 1: Stollen am Bienenbuckel



Bild 2: Stollenmundloch



Bild 3: Einbruch eines Stollens



Bild 4: Stolleneinbruch in Baiersbronn/Mitteltal



Bild 5: Verhau in Baiersbronn/Tonbach



Bild 6: Verhau in Baiersbronn/Guldenberg



Bild 7: Verhau in Baiersbronn/Mosesberg



Bild 8: Sunderburg



Bild 9: Doppelwall/Sunderburg



Bild 10: Verhau, die sogenannten Hochäcker



Bild 11: Verhau, die sogenannten Hochäcker



Bild 12: Die Teilnehmer vor dem Wald von Schöngesing



*Bild 14: Verbrochener Stollen
Durbach/Bohlsbach*



Bild 16: Sandsteinblöcke im Giesenbachtal



Bild 17: Erbstollen im Besucherbergwerk Silbergründle in Seebach/Achertal

Fachgruppe Flurnamen

Die für das Jahr 2007 vorgesehenen Flurnamenerhebungen in der Gemeinde Neuried mussten verschoben werden. Für die Gemeinde Dundenheim konnten jedoch bereits Gewährsleute ausfindig gemacht werden, die für eine Befragung zur Verfügung stehen. Ausgehend von den badischen Vermessungskarten sollen die Flurnamen von Altenheim, Dundenheim, Ichenheim, Müllen und Schutterzell in ihrer mundartlichen Aussprache notiert und die heutigen Nutzungsformen der Flurstücke dokumentiert werden. Somit würde die Flurnamendokumentation des badischen Hanauerlandes mit den „badischen Riedorten“ eine nahtlose Fortsetzung rheinaufwärts erfahren.

Im Hinblick auf eine Tagung des Alemannischen Instituts Freiburg in Kooperation mit der Stadt Donaueschingen und des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar mit dem Titel „Die Baar als Königslandschaft“ beschäftigte sich der Fachgruppenleiter erneut mit der vorgermanisch-kelto-gallischen Besiedlung der Baar und des Schwarzwaldes. Im Mittelpunkt standen neue Erkenntnisse zum Namenbündel *briga und die Verbreitung der briga-Namen in Westeuropa.

Ewald Hall

Fachgruppe Kleindenkmale

Im Bereich der Kleindenkmale, deren Erfassung in dem vorgegebenen landesweiten Projekt für den Ortenaukreis flächenmäßig abgeschlossen ist, haben Verbesserungen, Ergänzungen, auch Neuaufnahmen den Stand der Erfassung aktualisiert. Anzumerken ist, dass Taufsteine, die in manchen Kirchen ihren angestammten Platz verloren hatten und nun im Umfeld ihrer Kirche stehen, als eigene Gruppe ausgewiesen sind. – Die Kleindenkmale um den Jahrhundert-Orkan von 1999 sind im letzten Jahresband „Die Ortenau“ veröffentlicht; seither sind noch zwei hinzugekommen. Ein kleiner Beitrag über Kleindenkmale im Pfarrgarten der ehemaligen Abtei in Gengenbach fand im Jahresheft 2007 der „Gengenbacher Blätter“ Aufnahme.

Vor etwaigen Restaurierungen tauchen immer wieder Fragen wegen mangelnder Lesbarkeit und Unsicherheiten hinsichtlich der Deutung auf. Meist konnte durch intensives „Ermitteln“ entsprechende Fragen beantwortet werden. Die vorgesehene Einrichtung einer Datenbank könnte hier hilfreiche Dienste bieten.

Nochmals sei dazu aufgerufen, Grabdenkmale in Bild und Text zu erfassen. Dazu gehören auch die heutigen Zeitzeugen als Dokumentation einer Kulturepoche, deren Ende sich augenscheinlich abzuzeichnen beginnt.

Gernot Kreutz

Fachgruppe Mundart

Anlässlich des 25-jährigen Jubiläums der Offenburger Muettersproch-Regionalgruppe verfasste der Fachgruppenleiter einen kleinen Beitrag in der Vereinsschrift der Muottersprochgesellschaft „Alemannisch dunkt üs guet“ (Heft III / IV 2006) mit dem Titel „Die Mundartlandschaft rund um Offenburg oder wo das Alemannische gerade noch Alemannisch ist“. Hierin wurde die Mundart von Offenburg im regionalen Spannungsfeld von nördlicher Ortenau, Hanauerland, Ried, südlicher Ortenau und Kinzigtal betrachtet. Eine detaillierte Untersuchung zur eigenständigen Stadtmundart von Offenburg steht noch aus.

Am 22. November 2007 hielt der Fachgruppenleiter einen Vortrag bei der Mitgliedergruppe Rheinau zum badischen „Dauerbrenner“ Kaspar Hauser, wo neben alten Wahrheiten vor allem die neuen und neusten Genuntersuchungen zur Sprache kamen.

Ewald Hall

Fachgruppe Wandmalerei

Nachdem die Exkursionen 2003–2005 die Kirchen des Kinzigtals und der Gegend von Lahr zum Ziel hatten, ging es 2007 ins Hanauerland, in die Region um Kehl am Rhein, gegenüber von Straßburg. Unser Programm für Samstag, den 21.4.2007, schloss den Besuch von 4 Kirchen ein, die normalerweise nicht oder nur manchmal zugänglich sind. Die Fresken wurden wie gewohnt zur Betrachtung mit Tageslichtlampen ausgeleuchtet. Betrachtungen zu Aufbau und Technik der Wandmalereien in den Kirchen wurden von Regine Dendler und Bernhard Wink angestellt.

Die evangelische Pfarrkirche in Leutesheim ist eine Chorturmkirche. Erstmals erwähnt 1434, jedoch mit älterem Chorturm, wurde das Kirchenschiff 1760 vollständig erneuert. 1979 wurden am Chorbogen des Chorturms Wandmalereien entdeckt. Die romanischen Malereifragmente, die laut bearbeitendem Restaurator Horst Leyendecker älter als der frühgotische Chorbogen sind, wurden als Fragmente einer Kreuzigungsszene interpretiert. 1989 wurden die Fragmente als Teil eines Weltgerichts erkannt. Die Balkenfragmente zwischen der südlichen erhobenen Hand und dem Kopf Christi mit dem Strahlennimbus konnten als Schwert befundet werden, nach Offenbarung 1,16 „und aus seinem Mund ging ein scharfes, zweischneidiges Schwert“. Nun wurden auch die Fragmente nahe der nördlichen Hand Christi als Schwert interpretiert mit der Begründung, der mittelalterliche Maler wolle durch die Darstellung zweier Schwerter die Zweischneidigkeit des Schwertes aus dem Mund Christi darstellen. Im Gegensatz zu heute, wo wir mit diesen Gegenständen im Allgemeinen weniger zu tun haben, waren damals einschneidige und zweischneidige Schneidewerkzeuge in Art und Funktion Alltagsgegenstände und auch die Rolle Christi als Weltenrichter war den Menschen in existenziellem Sinne wohl näher und wichtiger als heute. Dem Richtschwert des Weltenrichters als Zeichen der Gerechtigkeit ist die Lilie als Zeichen göttlicher Gnade beigeordnet. Es ist die Frage zu stellen, ob die Fragmente zwischen Mund und nördlicher Hand Christi nicht zu einem Lilienstengel gehören. An der entscheidenden Stelle nahe der Hand befindet sich eine größere Fehlstelle. Den romanischen Malereien überlagern sich weitere Malschichten. Einem schmalen frühgotischen Fries überlagert sich ein weiterer Fries mit floralen Motiven und eine Kreuzigungsgruppe aus der Renaissance. Eine barocke Konsole belegt die Verbauung des Chors durch eine Empore beim Umbau der Kirche in eine evangelische Predigerkirche. Erst 1952 wurde der Chorraum wieder geöffnet.

Auch die evangelische Pfarrkirche St. Vincentius in Linx ist eine Chorturmkirche, vermutlich des 13. Jahrhunderts. Eine dendrochronologische Datierung des Gebälks im unteren ältesten Teil des Turms ergab als Fälldatum der verwendeten Bäume das Jahr 1338. Archäologische Untersuchungen 1969 anlässlich des Baus einer Heizungsanlage ergaben einen Vorgängerbau aus dem 8./9. Jahrhundert. Nach Jahreszahlen über den Eingangstüren wurde das Langhaus 1619 neu errichtet. Die Wandmalereien im Chor wurden 1970 von Horst Leyendecker freigelegt. Sie sind nach den Befunden der letzten Restaurierung 2003 sehr vielschichtig und umfassen bis zu 9 übereinanderliegende Farbschichten. Die Apostelfiguren der Chorwände und eine kleine mit Arabesken ausgemalte Nische der Nordwand stammen aus dem 14. Jahrhundert. In der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts werden die Wandflächen mit Szenen und Feldereinteilungen in Gelb und Braun überlagert. Hiervon sind fast nur noch die Feldereinteilungen erkennbar. Ranken im Südfenster wurden vermutlich im 16. Jahrhundert hinzugefügt. Aus der Erbauungszeit des Langhauses 1619 stammt das Sakramentshäuschen an der Nordwand, das in barocker Zeit wieder abgeschlagen wurde. Ein heute wieder entferntes Kreuzgratgewölbe steht im Zusammenhang mit einem flächigen Neuverputz des Chors und figürlichen Darstellungen in den Schildbögen. Es wird sehr



Linx, St. Vincentius, Blick in den Chor; Apostelfiguren 14. Jh., Felderungen 15. Jh., Rankenmalereien 16. Jh., oben: Fragmente des Feiertagschristus 17. Jh. Foto: Wink

unterschiedlich eingeschätzt. Teilweise wird der Einbau des Kreuzgratgewölbes an den Anfang des 16. Jahrhunderts verlegt, teilweise werden Gewölbe und Malereien in barocker Zeit angesiedelt. Die Malerei in den ehemaligen Gewölbebögen mit den lebensgroßen Figuren besteht ihrerseits auch aus bis zu vier Farbschichten. Auf der Ostwand sind im oberen Bereich eine Zange und ein Hammer zu erkennen, was auf die Darstellung eines Feiertagschristus hinweist, der die Alltagswerkzeuge verwahrt. Ein Wandgemälde im Langhaus stammt aus dem Jahre 1934 und wurde als Denkmal an einen im 2. Weltkrieg gefallenen Angehörigen gestiftet.

Die evangelische Ferialkirche St. Nikolaus in Hausgereut ist eine der wenigen noch in ihrer Funktion erhaltenen Chorturmkirchen der Ortenau. Der Turmchor und Teile des Langhauses tragen Wandmalereien aus verschiedenen Zeiten, im Wesentlichen aus dem 15. Jahrhundert. Im 13. Jh. gibt es mehrere Nennungen. So wird 1280 eine „cappella“ genannt, 1289 ein „oratorium“. 1283 oder 1288 erfolgt die Loslösung von der Mutterpfarre Kork. Im Jahre 1288 stiftete der Rektor der Kirche zu Kork den „Neubau“ der Kirche. „Neubau“ scheint sich in erster Linie darauf zu beziehen, dass die Kirche ab diesem Zeitpunkt mit dem nötigen Vermögen und allen Pfarrrechten ausgestattet war. Zur Unterstützung der Bauarbeiten gewährte Papst Nikolaus IV. einen Ablass; daher auch das Nikolauspatrozinium. Die äußere Form der heutigen Kirche geht auf diese Zeit zurück. Nach der Reformation 1534 verliert die Kirche an Bedeutung, Zerstörungen im 30-jährigen Krieg und im Pfälzi-

schen Erbfolgekrieg tun ein Übriges. Im 18. Jh. wird zwar mehrmals renoviert, trotzdem wird die Kirche schließlich geschlossen, der Friedhof bleibt aber bis ins 19. Jh. bestehen. Erst seit 1956 finden wieder regelmäßig Gottesdienste statt. Bereits 1913 werden – zunächst nur auf der Chorbogenwand – Malereispuren festgestellt, wenige Jahre später auch auf den anderen Wandflächen. 1935 erfolgt eine erneute Untersuchung durch Restaurator Metzger, der einen stark unterschiedlichen Erhaltungszustand feststellt. Die Malereien des Chores sind am besten erhalten, die des Langhauses deutlich schlechter. Malerei und Übertünchung haben sich fest verbunden, was eine Freilegung schwierig macht. Die eigentliche Freilegung beginnt durch Restaurator Metzger 1939, wird aber erst 1957 durch Restaurator Feuerstein zum Abschluss gebracht. Die bis dato letzte Restaurierung erfolgte 1985.

Restaurator Feuerstein stellte 1957 insgesamt vier malerische Ausstattungen fest:

1. Rote Farbreste auf der Langhausnordwand, zur ersten Ausmalung gehörig, wohl noch aus dem 13. Jh.
2. Weihekreuze im Chor. Sie ähneln sehr stark denjenigen in der Korker Kirche.
3. Figürliche Ausmalung aus der 2. H. 15. Jh. (andere Quelle: 1410–1420), über alle Wände und das Chorgewölbe hinweg.
4. Gelb-roter barocker Rankenfries (heute nur noch über dem Triumphbogen zu sehen).

Der Chor besitzt heute noch eine fast vollständige Ausmalung, während im Langhaus nur noch die Osthälfte der Nordwand und die linke Hälfte der Chorbogenwand Malereien tragen. Es sind jeweils szenische Darstellungen in zwei Registern übereinander vorhanden, unterteilt durch Ornamentbänder. Diese Art der Darstellung ist in der Gotik weit verbreitet. Auf der Langhausnordwand sind östlich eines später eingebrochenen Fensters die Reste einer Passionsfolge zu erkennen, die ursprünglich wohl die gesamte Nordwand eingenommen hat. Hier finden sich – im unteren Register – Farbreste, die der ersten Ausstattungsphase angehören dürften. Auf der linken Hälfte der Chorbogenwand sind Verkündigung und Heim-suchung dargestellt. Ihre Fortsetzung hat die Geschichte aber nicht, wie erwartet, auf der rechten Seite, sondern im Chor. Auf der Westwand (der Chorseite des Chorbogens) schließen sich auf zwei Registern die Geburt Christi, die Beschneidung und die Darstellung im Tempel an. Weitere Szenen sind leider zerstört. Besonders interessant ist dabei das obere Register mit der Geburts- und der Beschneidungsszene. Die anbetende Maria scheint zweimal abgebildet zu sein, in derselben Körperhaltung. Der Grund für diese Merkwürdigkeit liegt in einer Konzeptionsänderung des Malers. Zuerst war offensichtlich ein über die ganze Bogenbreite reichendes Bild geplant. Dann wurde aber die bereits ausgeführte Marienfigur übertüncht und die Bildfläche in zwei Teile aufgeteilt. Maria wurde weiter links platziert und Josef erhielt seinen Platz anstelle der ersten Marienfigur. Bei der Freilegung wurde Josef weitgehend mit entfernt, so dass jetzt zwei Marien sichtbar sind. Die drei restlichen Chorwände tragen im oberen Register Szenen aus der Nikolauslegende und – in den kleinen Zwickeln zu den Seiten hin – Halbfiguren, vermutlich Propheten. Im unteren Register stehen Apostel mit Spruchbändern in Architekturräumung. Den unteren Abschluss bilden Reste einer Teppichmalerei. Die kreuzgratgewölbte Chordecke trägt, wie in Chorturmkirchen häufig, die vier Evangelistensymbole. Der Engel im westlichen Feld ist am besten erhalten. In der Mitte befindet sich ein heute leerer Kreis, der ursprünglich wohl eine Halbfigur Christi enthielt. Die Malereien sind bei den vorangegangenen Restaurierungen recht zurückhaltend ergänzt worden. Man hat die Lesbarkeit verbessert, ohne große Rekonstruktionen vorzunehmen. Welches Ergebnis eine schwierige Freilegung zeitigen kann, zeigt das Geburtsbild. Es bietet gleichermaßen einen Blick über die Schulter eines Restaurators und eines mittelalterlichen Malers!

Zum Abschluss der Exkursion führen wir noch zum Heidenkirchle St. Nikolaus in Freistett. Es gilt als das älteste Gotteshaus im Hanauerland. Eine Erstnennung ist erst aus dem Jahre 1574 überliefert, der Ursprung der Kirche wird aber aufgrund der Mauerwerkstechnik wesentlich früher, nämlich im 11./12. Jh. angesetzt. Ein Eichenbalken über der Eingangstür wird dendrochronologisch gar ins 9./10. Jh. datiert, kann aber eventuell zweitverwendet sein. Interessant sind in diesem Zusammenhang die kleinen Rundbogenfensterchen mit leicht parabolischer Ausformung der Leibungen. Diese Fensterform ist aus dem 10./11. Jh. bekannt. Es herrscht in der Literatur aber keine Einigkeit darüber, ob sie original erhalten sind oder diese Form erst durch Ausflickungen entstanden ist. Äußerlich gleicht die kleine Chorturmkirche stark der Nikolauskapelle in Hausgereut, der Chorturm in Freistett ist aber nicht gleichzeitig mit dem Langhaus entstanden. Zuerst war ein tonnengewölbter Chor angebaut, der erst im 13./14. Jh. zu einem Chorturm erweitert wurde. 1628–30 wurden Turm und Kirchendach durch einen Brand zerstört und in leicht veränderter Form – mit offenem Dachstuhl – wieder aufgebaut. Nach dem 30-jährigen Krieg verlor das Heidenkirchle mehr und mehr an Bedeutung. Erst 1950 wurde renoviert und seit 1952 ist es wieder als Gotteshaus geweiht. 1972 fand die letzte Renovierung statt. Malereien sind heute nicht mehr zu sehen. Es gibt aber Überlieferungen, nach denen vier runde Heiligenbilder in „fast erloschenen Farben“ vorhanden gewesen sein sollen. Die Rede ist auch von den Füßen einer schwebenden Gestalt. Diese Beschreibung ist besonders interessant. Im Mittelalter, besonders in der Romanik, wurden Personen oft auf einer schiefen Ebene stehend dargestellt, also mit nach seitlich unten zeigenden Füßen. Sind nur noch die Füße erhalten, ohne Fußboden oder anderes Beiwerk, kann leicht der Eindruck des Schwebens entstehen. Hier könnte – mit der gebotenen Vorsicht – vielleicht ein Hinweis auf eine romanische Ausmalung vorliegen. Hinter dem schlichten Äußeren des Heidenkirchles verbirgt sich ein hochinteressantes Bauwerk. Wenn wieder eine Restaurierung ansteht, sollte eine bauhistorische und restauratorische Untersuchung ins Auge gefasst werden. Sie kann Klarheit über das tatsächliche Alter bringen, und möglicherweise lassen sich unter dem Putz doch noch Reste von Malereien entdecken. Falls ja, könnten sie sogar in die Romanik zurückreichen.

Bernhard Wink, Regine Dendler

Historischer Verein präsentierte sich beim „Tag der offenen Tür“ in der Oberrheinhalle

Nachdem die neue Oberrheinhalle in Offenburg vollendet war, wurde sie am 6. Juli 2008 mit einem „Tag der offenen Tür“ der Öffentlichkeit übergeben. Die Besucher erwartete ein umfangreiches Rahmenprogramm und verschiedene Vorführungen von Vereinen und Gruppierungen aus Offenburg. Daneben stellten sich zahlreiche kulturelle, sportliche und musische Vereine mit eigenen Informationsständen der Bevölkerung vor. Unter den teilnehmenden Vereinen war auch der Historische Verein für Mittelbaden, der sich mit einem eigenen Stand präsentierte. Bereits im Vorfeld hatte sich der Vereinsvorstand Gedanken gemacht, wie er die Veranstaltung für die Eigenwerbung nutzen konnte. Das Ergebnis konnte sich sehen lassen: Unser Stand war mit großen und farbigen Plakaten dekoriert und weckte die Aufmerksamkeit der Besucher. Auch die ausliegenden Broschüren, Faltblätter und Bücher wurden gerne mitgenommen. Insbesondere die neuen Flyer und Museumsführer wurden dem Standteam geradezu aus den Händen gerissen! Darüber hinaus konnten die Besucher bei einem Quiz verschiedene Preise gewinnen, wenn sie den Druckfehler in einem unserer Plakate fanden. Auch diese Aktion kam gut an und sorgte dafür, dass diese Veranstaltung insgesamt ein voller Erfolg wurde. Der Historische Verein wird auch weiterhin die Öffentlichkeit suchen, um für sich zu werben.

Dr. Cornelius Gorka



Am Stand des Historischen Vereins in der Offenburg Oberrheinhalle (Foto: Gorka)

Kulturelle Vielfalt zwischen Schwarzwald und Rhein.
Eine interdisziplinäre Tagung zur Ortenau und dem Renchtal

23.–24. Oktober 2009

Eine Tagung des Alemannischen Instituts Freiburg e.V.
in Kooperation mit der Stadt Oberkirch und
dem Historischen Verein für Mittelbaden e.V.

Das Gebiet der fränkischen Grafschaft Ortenau grenzt im Westen an den Rhein, im Osten an den Schwarzwaldkamm, im Norden an den Flusslauf der Oos und im Süden an die Elz. Kirchlich gehörte die Ortenau bis ins 19. Jahrhundert zum Bistum Straßburg. Seit dem 12. Jahrhundert war sie in einen „Flickenteppich“ von Landesherrschaften aufgegliedert.

Die interdisziplinäre Tagung unternimmt Quer- und Längsschnitte zu wichtigen, teilweise wenig erforschten historischen Themen. Den Anfang macht der Blick auf die Landschaftsmorphologie der drei wichtigsten Flüsse Acher, Rench und Kinzig. Ein weiterer Schwerpunkt gilt den archäologischen Forschungen in der nördlichen Ortenau.

Das Renchtal, in deren Herzen der Tagungsort Oberkirch liegt, überrascht durch eine Vielzahl von Burgen und Adelsfamilien, deren heute noch sichtbare kultur- und kunsthistorischen Spuren betrachtet werden. Eine eher unbekanntere Seite der Ortenau beleuchtet ein Vortrag über die natur- und kulturhistorische Bedeutung von Wein und Esskastanien. Denn nur wenige wissen, dass die Ortenau als der flächengrößte Standort von Esskastanien kombiniert mit exquisiten Weinlagen gilt.

Den zweiten Veranstaltungstag leitet ein Beitrag über den alemannischen Dialekt in der Ortenau zwischen Schwarzwald und Rhein ein. Es folgt eine kunsthistorische Präsentation mittelalterlicher Fresken in den Kirchen des Hanauer Landes nördlich von Straßburg diesseits des Rheins.

Heute, zu Beginn des 21. Jahrhunderts, ist die Ortenau Teil des Eurodistrikts Straßburg–Ortenau. Er soll die grenzüberschreitende Zusammenarbeit zwischen Bürgern, Vereinen, öffentlichen Verwaltungen, Bildungseinrichtungen und Unternehmen beiderseits des Rheins stärken. Was dieser Prozess für die Gegenwart und Zukunft bringen wird, ist Thema des abschließenden Vortrages.

Seelsorgerisch wurde das Renchtal durch den Prämonstratenserorden des Klosters Allerheiligen betreut, der auch als Förderer der Marienwallfahrt in Lautenbach wirkte. Eine Exkursion zu beiden Orten rundet die Tagung in Oberkirch ab. Nähere Informationen erhalten Sie über die Geschäftsstelle des Historischen Vereins für Mittelbaden e.V.

Revue d'Alsace 2008: SOMMAIRE

- G. CLAERR-STAMM et F. IGRSHEIM : Avant-propos
- R. BORNERT Les origines du monachisme en Alsace
- M. THOMANN Le Kochersberg au Haut Moyen Âge
- B. METZ La hiérarchie des villes médiévales d'Alsace, 2^e partie
- M.-A. HEITZ Strasbourg et les femmes publicistes du XVI^e siècle
- M. SIMON Frontières de la sorcellerie entre Alsace et Lorraine
- L. SCHLAEFLI Particularités des procès de sorcellerie intentés aux enfants à Molsheim au XVII^e siècle
- M. HOFF F. Kirschleger : son apport dans la nomenclature botanique et dans les noms des plantes d'Alsace
- P. SZAFRANSKI L'univers culturel d'une Strasbourgeoise (1840-1859) : archéologie du journal intime d'Amélie Weiler
- F. BAUMANN Les architectes d'arrondissement et la transformation du paysage communal au XIX^e siècle
- G. BUSCOT Livres et livrets sur les fêtes princières à l'époque du *Reichsland* : la (re)germanisation des esprits
- R. WOESSNER La métropolisation et la grande vitesse ferroviaire : quels enjeux pour l'Alsace ?
- R. KLEINSCHMAGER Élections municipales et cantonales de 2008 en Alsace

Positions d'habilitation et de thèses

- C. MAURER Dieu dans la ville. Les catholiques et la demande sociale urbaine en Allemagne et en France (XIX^e-début XX^e siècles)
- D. HUCK Langues et locuteurs en Alsace : approches sociolinguistiques, approches de politique linguistique (XX^e siècle)
- G. MODESTIN Un procès pour hérésie à Strasbourg en 1400
- C. WENNER Images et perceptions des Juifs dans l'espace germanique. Entre fantasmes et réalités (XIII^e-XVII^e siècles)
- L. PRIGENT Le vêtement féminin des élites et des classes populaires à Strasbourg, Mulhouse et Colmar (XVII^e-XVIII^e siècles).

L'atelier de l'historien

- J.-L. EICHENLAUB Chronique des archives
- J.-P. MEYER Le Service de l'Inventaire du Patrimoine culturel et sa documentation

Comptes rendus

In memoriam

Raymond Oberlé (1912-2007)

La Fédération des sociétés d'histoire et d'archéologie d'Alsace

Au-dessus des Vosges et du Rhin :
 La ZGO 2007 ; la *Badische Heimat* ; *Die Ortenau* ; Le Réseau patrimoine de la *Regio TriRhena* ; La RA dans *Historiens et Géographes*
 Publications des Sociétés d'histoire et d'archéologie d'Alsace 2006-2007

DER HISTORISCHE VEREIN FÜR MITTELBADEN e.V.

gibt in Form eines Jahresbandes seit 1910 die Zeitschrift „Die Ortenau“ heraus.

Ur- und Frühgeschichte, die Entwicklung zur Gegenwart, Siedlungs- und Ortsgeschichte, Kultur-, Sozial- und Technikgeschichte, Familienforschung und Flurnamen, Kunst und Sprache, Sage und Brauchtum, Lebensgeschichten mittelbadischer Persönlichkeiten können Aufnahme finden.

„Die Ortenau“ fördert das historische Arbeiten bei der Jugend und nimmt deshalb in jeden Jahresband auch „Junge Autoren“ auf.

Anmeldungen zum Verein nehmen die Geschäftsstelle und die Vorsitzenden der Mitgliedergruppe entgegen, sind aber auch über die Homepage: <http://www.historischer-verein-mittelbaden.de> möglich.

Zum Vorstand, Fachgruppen und Beirat gehören:

Geschäftsstelle:

Historischer Verein für Mittelbaden e.V.

c/o Stadtarchiv Offenburg, Ritterstr. 10, 77652 Offenburg

Tel. 0781/822557, Fax 0781/827521

Präsident: Dr. Wolfgang M. Gall, Max-Immelmann-Str.2,

77654 Offenburg Tel. 0781/37739, E-Mail: wolfgang.gall@offenburg.de

Erste Stellvertr. Präsidentin:

Ursula Schäfer, Sommerstr.34, 76354 Baden-Baden-Steinbach,

Tel. 07223/58982

Zweiter Stellvertr. Präsident:

Klaus Kaufmann, Neue Eisenbahnstr. 11, 77716 Haslach i.K.,

Tel. 07832/5461 E-Mail: Klaus.G.Kaufmann@web.de

Dritter Stellvertr. Präsident:

Dr. Cornelius Gorka, Kreisarchiv, Lange Straße 51, 77652 Offenburg,

Tel. 0781/8059400, E-Mail: cornelius.gorka@ortenaukreis.de

Redakteur der „Ortenau“

Dr. Martin Ruch, Waldseestr. 53, 77731 Willstätt, Tel. 07852/6335

E-Mail: ruch@kulturagentur.de

Kassen- und Geschäftsführung:

Alexander Vallendor, Bühlstr. 8, 77948 Friesenheim, Tel. 07808/914744

E-Mail: Alexander.Vallendor@vr-web.de

Koordinator für grenzüberschreitende Aktivitäten:

René Siegrist, Neufeldstr. 2, 77694 Kehl, Tel. 07851/72900

E-Mail: ren.sieg@gmx.de

Koordinator der Vereinsbibliothek:

Dr. Dieter Kauß, Vereinsbibliothek Handwerksmuseum in Kehl/Kork,
Oberdorfstrasse 8, 77694 Kehl-Kork,

Info: Tel. 07851/885099 Öffnungszeiten: Samstag 10-16 Uhr

Leiter der Fachgruppen:

Fachgruppe Archäologie:

Prof. Dr. Ing. Rolf Pfefferle, Kinzigstr. 5, 77709 Wolfach,

Tel. 0 78 34 / 4 77 94, E-Mail: RPfeffe@aol.com

Fachgruppe Archive:

Dr. Cornelius Gorka, Kreisarchiv, Lange Straße 51, 77652 Offenburg,

Tel. 07 81 / 8 05 94 00, E-Mail: cornelius.gorka@ortenaukreis.de

Fachgruppe Frauen in der Ortenau

Dr. Ute Scherb, Archiv und Museum, Friedhofstraße 5, 77694 Kehl,

Tel. 07851/78783, E-Mail: u.scherb@stadt-kehl.de

Fachgruppe Denkmalpflege/Ortsgeschichte:

Heinrich Meyer, Techn. Rathaus, 77654 Offenburg, Tel. 07 81 / 82 23 22

Fachgruppe Museen:

Thomas Hafen, Schwarzwälder Freilichtmuseum Vogtsbauernhof,

Tel. 07831 /935613, E-Mail: t.hafen@vogtsbauernhof.org

Fachgruppe Kleindenkmale:

Dr. Gernot Kreutz, Obertal 23, 77654 Offenburg/Zell-Weierbach,

Tel. 07 81 / 3 03 65

Fachgruppe Flurnamen und Mundart:

Dr. Ewald Hall, Ludwig-Reithmayer-Straße 20, 79232 March-Hugstetten,
Tel. 0 76 65 / 4 06 66, E-Mail: emh_hall@gmx.de

Fachgruppe Jüdische Geschichte in der Ortenau:

Jürgen Stude, Friedenstr. 25, 77743 Neuried,
Tel. 0 78 07 / 95 76 13, E-Mail: juergen.stude@t-online.de

Fachgruppe Bergwesen:

Helmut Decker, Hausäcker 12, 77883 Ottenhöfen, Tel. 0 78 42 / 13 68

Fachgruppe Wandmalerei:

Bernhard Wink, Victor-Kretz-Str. 13, 77723 Gengenbach
Tel. 0 78 03 / 60 02 24, E-Mail: restauro@email.de

Beiräte:

Horst Brombacher, Großsteinfeld 1, 77856 Achern
Prof. Dr. Rolf Kruse, Korcker-Wald-Str. 1, 77694 Kehl-Kork
Thorsten Mietzner, Stadtarchiv, 77933 Lahr
Josef Naudascher, Schmiedeweg 23, 77972 Mahlberg
Rainer Fettig, Bismarckstr. 2, 77704 Oberkirch
Martin Walter, Herrenstr. 15, 76437 Rastatt
Renate Demuth, Oberfeldstr. 7, 77866 Rheinau-Freistett
Ralf-Bernd Herden, Haus im Rinken, 77776 Bad Rippoldsau-Schapbach

Mitgliedergruppen:

- 77855 Achern: Johannes Mühlan, Bälgenstr. 2a, 77880 Sasbach,
Tel. 0 78 41 / 42 46
- 77767 Appenweier: Ottmar Brudy, Dorfstr. 113, Tel. 0 78 05 / 52 55
- 77740 Bad Peterstal-Griesbach: Siegfried Spinner, Renchtalstr. 17,
Tel. 0 78 06 / 5 33
- 77781 Biberach i. K.: Wolfgang Westermann, Sonnenhalde 7,
Tel. 0 78 35 / 83 09
- 77815 Bühl/Baden: Dr. Suso Gartner, Bühler Seite 4,
Tel. 0 72 23 / 2 35 01, Homepage: www.historischer-verein-buehl.de
- 77955 Ettenheim: Bernhard Uttenweiler, Sonnenberg 14,
Tel. 0 78 22 / 58 00
- 77723 Gengenbach: Bernhard Wink, Victor-Kretz-Str. 13,
Tel. 0 78 03 / 60 02 24
- 77716 Haslach i. K.: Klaus Kaufmann, Neue Eisenbahnstr. 11,
Tel. 0 78 32 / 54 61
- 77756 Hausach: Bernd Schmid, Dietersbach 47a, Tel. 0 78 31 / 89 12
- 77749 Hohberg: Sascha Heinen, Hindenburgstr. 20/22, 77654 Offenburg,
Tel. 07 81 / 9 48 51 23,
Homepage: www.historischer-verein-hohberg.de

- 78132 Hornberg-Triberg: Wolfgang Neuß, Hohenweg 46, Hornberg,
Tel. 0 78 33 / 66 31
- 77694 Kehl-Hanauer Land: Hans-Ulrich Müller-Russel,
Am alten Sportplatz 18a, Tel. 07851/71374
Homepage: www.historischer-verein-kehl-hanauerland.de
- 77933 Lahr/Friesenheim: Ekkehard Klem, Jasminstr. 28,
77948 Friesenheim, Tel. 0 78 21 / 6 22 02
- 77974 Meißenheim: Kontakt über den Hauptverein (s.u.)
- 77743 Neuried: Beate Adam, Vogesenstr. 53, Tel. 0 78 07 / 32 46
- 77787 Nordrach: Herbert Vollmer, Im Dorf 27, Tel. 07838/96969
- 77784 Oberharmersbach: Cornelia Lehmann, Zuwald 11,
Tel. 07837/1327,
Homepage: www.historischer-verein-oberharmersbach.de
- 77704 Oberkirch: Horst Schneider, Stadtgartenstr. 7, Tel. 0 78 02 / 46 29
- 77654 Offenburg: Dr. Wolfgang Reinbold, Franz-Ludwig-Mersy-Str. 30,
Tel. 07 81 / 7 40 10
- 77728 Oppenau: Rainer Fettig, Bismarckstr. 2, 77704 Oberkirch,
Tel. 0 78 02 / 70 11 37
- 76437 Rastatt: Martin Walter, Herrenstr. 15, Tel. 0 72 22 / 38 53 56
- 77866 Rheinau: Renate Demuth, Oberfeldstraße 7, Rheinau-Freistett,
Tel. 0 78 44 / 25 42
- 77836 Rheinmünster: Ernst Gutmann, Leiberstunger Str. 3,
77836 Rheinmünster-Stollhofen, Tel. 0 72 27 / 58 32
- 77871 Renchen: Doris Schlecht, Tulpenstr. 7, Tel. 0 78 43 / 10 44
- 77776 Schapbach: Johannes Furtwängler, Festhallenstr. 1,
77776 Bad Rippoldsau 2, Tel. 0 78 39 / 3 78
- 77761 Schiltach: Peter Rottenburger, Tannenstr. 30,
Homepage: www.geschichte-schiltach.de

77746 Schutterwald: Konrad Oßwald, Ritterstr. 18, Tel. 07 81 / 5 26 16

77960 Seelbach-Schuttertal: Gerhard Finkbeiner, Modoscher Str. 24,
77978 Schuttertal, Tel. 0 78 23 / 6 04

77790 Steinach: Peter Schwörer, Im Kirchgrün 17, Tel. 0 78 32 / 86 56

77709 Wolfach-Oberwolfach: Prof. Dr. Ing. Rolf Pfefferle, Kinzigstr. 5,
Tel. 0 78 34 / 4 77 94

76534 Yburg: Heike Schnitzer, Humboldtstr. 24, 76131 Karlsruhe,
Homepage: historischer-verein-yburg.de

77736 Zell a. H.: Bertram Sandfuchs, Bergstr. 6, 77736 Zell a. H.,
Tel. 0 78 35 / 34 48, Homepage: historischer-verein-zell.de

Überregionale Mitgliedergruppe (früher Hauptverein): Alexander Vallendor,
Postfach 15 69, 77605 Offenburg, Tel. 0 78 08 / 91 47 44

Redaktionsrichtlinien für Beiträge in der „Ortenau“

Sie erleichtern die redaktionelle Bearbeitung Ihres Beitrags, wenn Sie folgende Hinweise beachten:

Texte bitte als Ausdruck und wenn möglich mit Diskette oder als E-Mail-Anhang in gebräuchlichem Format (Word bevorzugt) an:

Dr. Martin Ruch, Waldseestr. 53, 77731 Willstätt, ruch@kulturagentur.de.

Manuskriptaufbau:

- a) Texte bitte ohne Silbentrennung und Formatierungen schreiben. Besondere Formatierungen (fett, kursiv etc.) mit verschiedenen Farben im Ausdruck kennzeichnen.
- b) Im laufenden Text sollen Abkürzungen tunlichst vermieden werden, ausgenommen gebräuchliche Abkürzungen: usw., etc., bzw.
- c) Zahlenangaben ab der Zahl „13“ in Ziffern schreiben, eins bis zwölf in Worten.

Bilder:

- a) Bildvorlagen (Fotoabzüge, Diapositive, Kopien etc.) müssen reprofähig sein. Bitte tragen Sie Sorge dafür, dass Sie die Bildrechte besitzen, bzw. ersuchen Sie um die Druck-erlaubnis durch den Rechteinhaber.
- b) Bildunterschriften und Abbildungsnachweis bitte fortlaufend am Ende des Beitrags.
- c) Markieren Sie im Textausdruck, wo bestimmte Abbildungen platziert werden sollen.

Anmerkungen:

- a) Die Anmerkungen für den gesamten Text durchlaufend nummerieren und als Endnoten bearbeiten.
- b) Die Endnotenziffern sind im Text ohne Klammer hochgestellt und stehen ohne Zwischenraum hinter dem Interpunktionszeichen. Beispiel: Wie wir sehen,¹ funktioniert das einwandfrei.²
- c) Die Endnotenziffern sind in den Anmerkungen am Ende des Beitrages ebenfalls hochgestellt. Es folgt ein Leerzeichen. Jede Anmerkung beginnt in der Regel mit einem Großbuchstaben und endet mit einem Punkt. Beispiel: ²Freundliche Mitteilung von Frau Weber.

Literaturzitate:

- a) Autoren und Herausgebernamen (Hrsg.): Nachnamen und (soweit bekannt) Vornamen ausschreiben, danach „Doppelpunkt“ setzen.
- b) Titel der Monographie oder Artikel ohne Abkürzung ausschreiben. Bei Aufsätzen danach „Punkt“ In: Zeitschrift/Reihe/Katalog (nicht abkürzen!).
- c) Bei Monographien und Katalogen Erscheinungsort und -jahr in Klammern. Bei Zeitschriften Bandzählung, anschließend „Komma“, Leerzeichen und Erscheinungsjahr.
- d) Seitenzahlen mit „Komma“ anschließen.
- e) Danach Hinweise auf Abbildungen (Abb.) oder Tafeln (Taf.). Beispiel: Hinn, Friedrich: Als noch viele Fluren bewaldet waren. In: Herbolzheimer Blätter 3, 1995, 18–23. Abb. 2.
- f) Insbesondere bei Bänden mit thematischem Schwerpunkt werden häufig zitierte Werke abgekürzt, um den Anmerkungsapparat zu straffen: Nachname, Leerzeichen, Jahr. Beispiel: Hinn 1995.
- g) Diese Titel sind als Literaturliste am Ende des Beitrags aufzuführen.

Für die Inhalte der Beiträge und Rezensionen sind ausschließlich die Autorinnen und Autoren verantwortlich. Bitte Originale im eingeschriebenen Brief an die Redaktion, ansonsten kann keine Haftung übernommen werden.

Beiträge für unser Jahrbuch „Die Ortenau“ sind bis spätestens 1. April jeweils an die Schriftleitung zu richten. Bitte nur druckfertige Originalbeiträge! Über die Annahme und den Zeitpunkt der Veröffentlichung eines Beitrages entscheidet die Redaktion, gegebenenfalls in Absprache mit dem Vorstand oder einem Gutachter. Der Abdruck aus der „Ortenau“ ist nur mit Genehmigung der Schriftleitung gestattet, die sich alle Rechte vorbehält. Für unverlangte Manuskripte und Besprechungsstücke kann keine Haftung übernommen werden. Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt. Besprechungsstücke sind ebenfalls an die Schriftleitung zu senden.

Die Verfasser erhalten 10 Autorenexemplare ihrer Beiträge unberechnet.

Bestellungen auf noch lieferbare Jahrbücher nimmt die Geschäftsleitung (Postfach 15 69, 77605 Offenburg) entgegen, soweit noch Exemplare vorhanden sind.

Damit unsere Jahresbände, aber auch andere für unsere Vereinsbibliothek wertvolle Literatur aus Nachlässen verstorbener Mitglieder nicht verlorengehen, bitten wir die betreuenden Erben, sich mit unserer Geschäftsstelle in Verbindung zu setzen. Wir könnten dann auch den zahlreichen Wünschen auf Lieferung früherer Jahrbücher besser nachkommen.

Laut Beschluss der Jahresversammlung 2001 beträgt der Jahresbeitrag derzeit:

- 18,- EUR für natürliche Personen und Schulen
- 26,- EUR für juristische Personen und Körperschaften

Spenden sind erwünscht und werden dankbar angenommen. Entsprechende Zuwendungsbestätigungen kann der Verein seit 1.1.2000 selbst ausstellen.

Der Historische Verein für Mittelbaden e. V. ist nach dem Freistellungsbescheid des Finanzamtes Offenburg vom 15. Juli 2004 nach § 5 Abs. 1 Nr. 9 KStG von der Körperschaftsteuer befreit, weil er ausschließlich und unmittelbar steuerbegünstigten gemeinnützigen Zwecken im Sinne der §§ 51 ff. AO dient.

Die Mitglieder der Mitgliedergruppen entrichten den Jahresbeitrag an deren Rechner, die Mitglieder der überregionalen Mitgliedergruppe (die also keiner Mitgliedergruppe angehören) überweisen auf die Konten des Historischen Vereins für Mittelbaden e.V. (Volksbank Offenburg: Nr. 6 295 509, BLZ 664 900 00, Sparkasse Offenburg/Ortenau: Nr. 00-361 618, BLZ 664 500 50).

